



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

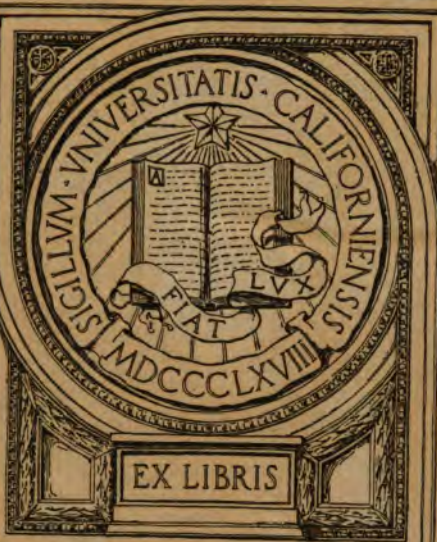
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

GIFT OF
JANE K. SATHER



EX LIBRIS

8. —

Geschichte Rußlands

von der Entstehung des
russischen Reiches bis
zur Gegenwart

Von

Th. H. Pantenius

Mit einer Karte



Leipzig 1908
R. Voigtländer's Verlag

FEB 03 1935

IK40
P2

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

Historischer

Alle Rechte vorbehalten.

1935
1935

Dietrichsche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort.

Das Interesse, das die Deutschen an Rußland nahmen, hat im Laufe der Jahrhunderte merkwürdige und interessante Wandlungen erfahren.

Im 10. und 11. Jahrhundert, in den Tagen Wladimirs des Heiligen und Jaroslaws, war man in Deutschland mit den Vorgängen in Rußland verhältnismäßig gut bekannt. Russische Fürsten holten sich ihre Frauen aus Deutschland, die Tochter eines russischen Großfürsten wurde die Gemahlin Heinrichs IV. Deutsche Kaufleute zogen nach Nowgorod und Kiew und begegneten dort deutschen Missionaren. Beide berichteten daheim dem Mönch, der die Geschichte seiner Zeit schrieb, von dem, was sie im fernen Osten gesehen und erlebt hatten.

Als der Gegensatz zwischen der römischen und der orientalischen Kirche sich immer mehr vertiefte, hörten diese Beziehungen auf, weil die Geistlichkeit hüben und drüben ihnen entgegenwirkte. Dann senkte sich die Nacht der Tatarenherrschaft herab auf das unglückliche Rußland, und es kam den Deutschen ganz aus den Augen. Nur der Hanseate und der deutsche Ordensritter wußten, daß hinter Litauen, Polen und Ungarn „die Moskowiter“ lebten, ein großes hegerisches Volk, das oft mit seinen Nachbarn Kriege führte und dessen Land reich war an Rauchwaren und Sellen, Wachs und Honig.

Das Volk der Moskowiter zählte nicht zur Familie der europäischen Völker. Es gab unter ihm keine Ritter, die nach den Gesetzen der Ehre lebten und starben, sich zu glänzenden Turnieren vereinigten und das Weidwerk nach den Regeln trieben, die für die abendländische Ritterschaft maßgebend waren. Es gab unter ihm keine Bürger, die, waffenkundig und waffenfroh, hinter steinernen Mauern in steinernen Häusern lebten und keines Fürsten Herrschaft über sich dulden wollten. Es gab unter ihm keine pracht-

liebenden Prälaten, die an der Spitze ihrer Mannen mit dem Kaiser ins Feld zogen und an deren Hof Sänger von König Artus und seiner Tafelrunde sangen und sagten. Begegneten die Deutschen in Frieden oder Krieg den „Russen“, so sahen sie in der rückhaltlosen Hingabe des russischen Kriegers an den Willen seines Fürsten nur den Ausdruck einer verächtlichen Knechtsgefinnung. Der russische Kaufmann, der in seiner aus hölzernen Häusern bestehenden Stadt jeder Willkür der großfürstlichen Beamten preisgegeben war, wurde von dem herrischen Hanseaten nicht als seinesgleichen empfunden. Der russische Erzbischof, der so ganz abhängig von der weltlichen Macht war und kein Wort lateinisch verstand, wirkte auf den Deutschen fremdartig und befremdend. Der Deutsche hatte damals den Russen gegenüber nur den Wunsch, sie möglichst der abendländischen Kultur fernzuhalten.

Und mit der Zeit erlosch außerhalb der Kreise der Hanseaten und der Ordensritter fast jede Kunde von Rußland und den Russen.

Das wurde erst anders, als Maximilian I. in seiner unruhigen Weise danach strebte, Ungarn und Polen an sein Haus zu bringen, und dann der Kampf um Livland die Aufmerksamkeit Europas auf die Moskowiter lenkte. Herbersteins klassisches Buch erschien in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen, man las voll Interesse, was Uhlfeld, Possévin, Heidenstein, Oberborn von Moskau und seinem grimmigen Zaren berichteten. In Sammelwerken wurden diese Schriften und andere, die berichteten, was Wissensdurstige von zarischen Gesandten über die Religion und die Sitten der Russen erfragt hatten, weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Das Auftreten des Prätendenten Demetrius erregte großes Interesse, die deutsche Ausgabe von Petrejus fand zahlreiche Leser. Es erschienen dann die großen Werke von Olearius und Manerberg.

Mittlerweile wußten aber auch mehr und mehr Deutsche aus eigener Anschauung über Rußland zu berichten. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wanderten Deutsche in immer größerer Zahl nach Rußland, teils zu vorübergehendem, teils zu bleibendem Aufenthalt. Sie kamen als Söldner, als Handwerker, als Ingenieure, als Bergleute, als Kanonengießer und Pulvermacher. In Moskau lebten sie in der Deutschen Slobode, sie waren aber auch überall sonst im Reich zahlreich vorhanden.

Seit Peter dem Großen kamen auch viele deutsche Gelehrte nach Rußland, stellten seine geographischen Verhältnisse fest und

bemühten sich, aus seinen Chroniken und Urkunden den Verlauf der russischen Geschichte zu ermitteln. Die deutschen Abenteurer, die am russischen Hof ihr Glück suchten, erzählten in ihren Memoiren von den seltsamen Wandlungen, die sich in der Zeit des Weiberregiments in Rußland vollzogen. Büsching sammelte sie eifrig und veröffentlichte sie in seinem Magazin, zugleich mit Nachrichten jeder Art, die er sich verschaffen konnte. Der Deutsche stand im 18. Jahrhundert nicht unfreundlich zu Rußland, dessen Geschehnisse ihn lebhaft interessierten.

Im 19. Jahrhundert läßt dieses Interesse sichtlich nach. Es hatte das mehrfache Gründe. Das Rußland Alexanders I. und Nikolaus I. erschien als der Hort der europäischen Reaktion, und es schloß sich überdies gegen das Abendland möglichst ab. Das Reisen in Rußland war sehr erschwert, Zutritt zu den Archiven kaum zu erlangen. Die Rücksicht auf den erwachenden russischen Nationalismus schränkte die Tätigkeit der deutschen Akademiker ein, und die Zensur lastete schwer auf den deutschen Gelehrten in Rußland selbst. Sieht man von Hermanns Geschichte Rußlands und dem Reisetagebuch Hartmanns, das durch seine Bewunderung des Gemeindefortschritts so verhängnisvoll wirkte, ab, so hat die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kein größeres deutsches Werk von bleibendem Wert über Rußland gezeitigt.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden die Verhältnisse in den baltischen Provinzen in zahlreichen Schriften in deutscher Sprache behandelt, aber die Lage der Dinge im eigentlichen Rußland wurde in ihnen nur so weit berührt, als sie eben mit der baltischen Frage in Verbindung stand. Man mußte im allgemeinen in Deutschland den großen Wandlungen, die sich in Rußland teils schon vollzogen, teils anbahnten, ziemlich verständnislos und deshalb mehr oder weniger teilnahmslos gegenüberstehen, weil man mit der Geschichte Rußlands, die doch erst den Schlüssel zur Einsicht in seine Gegenwart bot, nicht vertraut war. Wohl hatte Theodor Schiemann sie bis zu Iwan dem Schrecklichen behandelt, hatte Brückner umfangreiche Monographien über Peter den Großen und Katharina II. veröffentlicht, aber es ist, soviel ich weiß, kein Versuch gemacht worden, die Geschichte Rußlands den gebildeten Deutschen in einem handlichen nicht zu umfangreichen Werk vorzuführen.

Die zu Anfang unseres Jahrhunderts in Rußland bestehenden Zustände hat Ernst von der Brüggen in einem vortrefflichen Buch:

„Das heutige Rußland“, behandelt. Es erscheint den so viel umfangreicheren Werken von Leroy-Beaulieu und Mackenzie Wallace fast ebenbürtig, wenn es auch nicht in gleichem Grade auf eigenen Wahrnehmungen beruht.

Die von Russen verfaßte historische Literatur ist auch dem der russischen Sprache Mächtigen leider nur zu schwer erreichbar. Da der russische Buchhandel jeder Organisation entbehrt, erscheint es fast als ein glücklicher Zufall, wenn der Wunsch, in den Besitz eines bestimmten russischen Buches zu gelangen, erfüllt wird.

Unter diesen Umständen wird mein Buch vielleicht willkommen sein. Es ist auf Grund vieljähriger Studien entstanden, und ich habe in ihm die Entwicklung des russischen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu schildern versucht. Da es nicht für gelehrte Leser bestimmt ist, sondern sich an alle Gebildeten wendet, habe ich Hinweise auf die von mir benutzten Quellen nur in besonderen Fällen gegeben.

Es wäre mir eine große Freude, wenn mein Buch dazu beitragen sollte, das Interesse an den Geschehnissen Rußlands und seiner Geschichte in Deutschland in erhöhtem Maße wachzurufen. Wir blicken immer nur nach Westen, nach England und Frankreich, und meinen, daß Rußland uns wenig Interessantes bieten kann. Sehr mit Unrecht. Die russische Sprache eröffnet uns den Zugang zu einer eigenartigen, reizvollen Literatur, und die sozialen Zustände Rußlands können, da sie ja noch Verhältnisse jeder Art, von den allerursprünglichsten bis zu hoch entwickelten aufweisen, zu einer Fundgrube der Erkenntnis für unsere Geschichtschreiber und Volkswirte werden. Die Geographie des Riesenreiches bietet noch eine Fülle ungelöster Probleme, und die Geschichte Rußlands ist reich an interessanten volklichen Entwicklungen und Charakteren.

Die Karte von Rußland hat in erster Reihe die Aufgabe, dem Leser das Verständnis der hydrographischen Verhältnisse Rußlands zu erleichtern, wird aber wohl auch sonst noch für die Orientierung willkommen sein.

Zum Schluß spreche ich Herrn Dr. Friedrich Schulze in Leipzig, der die Güte hatte, das Register anzufertigen und mich auch beim Lesen der Korrekturen in der liebenswürdigsten Weise zu unterstützen, auch noch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus.

Berlin im August 1908.

Th. H. Pantenius.

Inhaltsangabe.

	Seite
Kapitel I. Die vornormannische Zeit	1
<p>Die für den Handel so überaus günstige Verteilung der Wasserläufe in der osteuropäischen Ebene. — Die Einwanderung der Slawen in diese Ebene. — Der Slawe ist hier von vornherein nicht nur Ackerbauer, sondern auch Jäger, Fischer, Bienenzüchter und Kaufmann. — Die Entstehung der Städte. — Die Mythologie der ostslawischen Stämme. — Die Verteilung der einzelnen Stämme über das Land. — Die Sinnen im Norden und Nordosten. — Die Bulgaren, die Burtassen und die Chasaren. — Die Polen, die Litauer und die Letten. — Der unkriegertische Sinn der Ostslawen.</p>	
Kapitel II. Beginn der Herrschaft der Normannen	17
<p>Die Normannen als Krieger. — Rurik, Ssineus und Truwor setzen sich in Nowgorod fest. — Oleg erobert Kiew und zieht nach Byzanz. — Igors Feldzüge. — Die Einwanderung der Petschenjagen in die Steppe. — Der Handelsweg von Nowgorod nach Byzanz. — Olga nimmt in Byzanz das Christentum an. — Die Feldzüge Swjatoslows. — Er wird auf dem Rückwege von der Balkanhalbinsel durch die Petschenjagen erschlagen. — Jaropolk besiegt Oleg und wird von Wladimir besiegt und getötet. — Wladimir als Heide. — Rogneda. — Wladimir nimmt das Christentum an. — Jaroslaw siegt über Swjatopolk. — Die Ruszkaja Prawda und der Ustaw Jaroslows. — Das Höhlenkloster in Kiew. — Die genealogische Stufenleiter, nach der die Glieder des Hauses Rurik das Land beherrschen. — Die Einwanderung der Polowzer in die Steppe. — Die Söhne und Enkel Jaroslows. — Wladimir Monomach. — Andreas Bogoljubski. — Die Zustände in Rußland zur Zeit der Teifürstentümer.</p>	
Kapitel III. Der Einfall der Tataren und die Begründung ihrer Herrschaft	64
<p>Dschingischan vereinigt mongolische und türkische Stämme zu einem Volk. — Die Eroberungen der Tataren in Asien. — Die Schlacht an der Kalka. — Eroberungszug der Tataren gegen das nördliche Rußland. — Die Tataren in Ungarn. — Plano Karpini am Hof des Großkhan. — Die Herrschaft der Tataren über Rußland. — Alexander Newski. — Daniel von Galizien.</p>	

Kapitel IV. Die Anfänge des Großfürstentums Moskau . .	81
Die Stellung der russischen Fürsten zu den Tataren. — Daniel von Moskau. — Der Kampf zwischen Moskau und Twer. — Iwan Kalita. — Die Freundschaft zwischen den Fürsten von Moskau und den Metropolitcn. — Simeon der Stolze und Iwan II.	
Kapitel V. Groß-Nowgorod und Litauen	88
Die Verfassung Nowgorods. — Die Stellung der Stadt zu Moskau und zu Litauen. — Mindowe als erster König von Litauen. — Gedimin. — Olgerd und Keistut im Kampf gegen Moskau, die Tataren, Polen und den deutschen Orden. — Jagiello stürzt Keistut. — Demetrius Donskoi schlägt die Tataren auf dem Kulikowschen Felde.	
Kapitel VI. Wassili I., Wassili II. und Iwan III.	96
Jagiello wird durch die Vermählung mit Hedwig König von Polen. — Er muß Witowt als Großfürst von Litauen anerkennen. — Witowt wird an der Worskla von den Tataren geschlagen. — Die Schlacht bei Tannenberg. — Der Landtag von Horodlo. — Kampf zwischen Wassili I. und Witowt um Smolensk und Pskow. — Swidrigiello und Sigmund. — Wassili II. der Blinde. — Seine Kämpfe mit seinem Onkel Juri und Demetrius Schemjaka. — Das Konzil von Florenz. — Der Metropolit Isidor. — Wladislaw von Polen. — Sein Bruder Kasimir wird König von Polen. — Iwan III. — Er unterwirft Nowgorod. — Seine Vermählung mit Sophie von Griechenland. — Kampf Iwans gegen die Tataren. — Alexander Großfürst von Litauen. — Iwans Kampf mit ihm. — Die freireligiöse Bewegung in Nowgorod. — Der Sjudebnik Iwans III. — Vermählung des Thronerben Wassili.	
Kapitel VII. Wassili III.	123
Die Unterwerfung von Pskow und Kjasan. — Der Krieg mit Litauen. — Fürst Michael Glinski. — Die Schlacht bei Orscha. — Der Feldzug gegen Kasan. — Die Kosaken. — Die Scheidung Wassilis von Salome. — Er heiratet Helene Glinski. — Der Moskauer Hof zur Zeit Wassilis III. — Die Staatsverfassung. — Die Mjestschtschestwo.	
Kapitel VIII. Iwan, der Schreckliche	137
Die Herrschaft der Schuiski. — Der Tod Helenens. — Iwan erklärt sich als großjährig. — Er nimmt den Zarentitel an und heiratet Anastasia Romanow. — Svlwester und Adaschew. — Der Landtag von 1550 und die Kirchenversammlung von 1551. — Die Eroberung Kasans. — Die schwere Erkrankung Iwans. — Sturz Svlwesters und Adaschews. — Der Krieg um Livland. — Anastasias Tod. — Die Flucht des Fürsten Kurbski. — Iwans Übersiedlung in die Alexandrowskaja Sloboda. — Die Entstehung der Opritschnina. — Die Absetzung des Metropoliten Philipp. — Die Zerstörung von Twer und Nowgorod. — Der Kampf mit Stephan Bathory. — Possewin. — Iwan tritt Livland und Polozk an Litauen — Polen ab. — Der Frieden an der Pjussa. — Der Tod des ältesten Sohnes Iwans. — Die Eroberung Sibiriens.	

Kapitel IX. Seodor. — Boris Godunow. — Demetrius. Die Zeit der Wirren	Seite 163
<p>Der kleine Demetrius und seine Mutter werden nach Uglitsch verbannt. — Krieg gegen Schweden. — Die Katastrophe von Uglitsch. — Der Tod Seodors. — Boris wird Zar. — Sturz der Romanows. — Die Hungersnot von 1601. — Prinz Johann von Dänemark in Moskau. — Auftreten des Prätendenten Demetrius. — Grischka Otrepjew. — Der Prätendent fällt in Sjewerien ein. — Die Schlacht bei Dobrinitsschi. — Die Belagerung von Kromn. — Boris stirbt. — Demetrius in Moskau. — Seine Vermählung mit Marjna. — Sein Tod. — Die Wahl Wassili Schuiskis zum Zaren. — Der Aufstand Bolotnikows. — Der zweite falsche Demetrius in Tuschino. — Das schwedische Hilfskorps unter Pöntus de la Gardie, und Skopin-Schuiski. — Skopin-Schuiski stirbt. — Sigismund vor Smolensk. — Wassili Schuiski wird abgesetzt und Wladislaw zum Zaren gewählt. — Der falsche Demetrius wird ermordet. — Philaret von Sigismund als Gefangener behandelt. — Ljapunow, Trubezkoi und Zaruzki vor Moskau. — Minin und Poscharski in Nischni-Nowgorod. — Ein Landtag wählt Michail Romanow zum Zaren.</p>	
Kapitel X. Michail Seodorowitsch	189
<p>Kampf gegen die drei Kronprätendenten: Marjnas Söhnchen Iwan, den Prinzen Wladislaw von Polen und den Prinzen Karl Philipp von Schweden. — Die Zarin-Mutter Marfa. — Philaret kehrt aus der Gefangenschaft zurück. — Es entsteht die Leibeigenschaft. — Die Belagerung von Smolensk. — Der Tod Philarets. — Eroberung Ašows durch die Kosaken. — Die Landtage. — Die gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands unter Michail. — Graf Waldemar Gölldenlöwe in Moskau.</p>	
Kapitel XI. Alerei Michailowitsch	206
<p>Der Gänssling Morosow. — Der Aufstand vom Juni 1648. — Die Uolženitje von 1649. — Die Kosaken in der Ukraine. — Bogdan Chmelniczki. — Die Eroberung von Smolensk. — Alerei vor Riga. — Die Münzwirren. — Der Metropolit Nikon. — Der Aufstand unter Stenko Rasin. — Der erste Zusammenstoß mit den Türken. — Der Hof, die staatlichen und sozialen Verhältnisse Rußlands unter Alerei.</p>	
Kapitel XII. Seodor Alexejewitsch. — Peter der Große bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges	226
<p>Kampf der Miloslawski und der Narsschin um die Macht. — Krieg gegen die Türkei. — Aufhebung der Mjestnitsschestwo. — Die Großfürstin Sophie. — Iwan und Peter. — Peter in Preobraschenskoje. — Die Deutsche Slobode. — Sturz der Chowanski. — Wassili Golizyn. — Mazepa. — Sophie wird gestürzt. — Peters Jugendjahre. — Die Eroberung Ašows. — Die Reise Peters ins Ausland. — Die Meuterei der Strelitzen. — Peters Reformen. — Die Zustände in Livland und Schweden. — Die Reduktion und Johann Reinhold von Patkul. — Die Koalition gegen Schweden.</p>	
Kapitel XIII. Der Nordische Krieg und Peters Ausgang.	248
<p>Die Schlacht bei Narwa. — Karl XII. in Polen. — Patkuls Untergang. — Katharina. — Menschtschikow. — Die Grundsteinlegung zur</p>	

Festung Petersburg. — Die Schlacht bei Poltawa. — Die Eroberung Rigas. — Peter am Pruth von den Türken eingeschlossen. — Der Frieden von Aſtadt. — Der Großfürst Alergei. — Die Neuorganisation des Staates durch Peter. — Die Abschaffung des Patriarchats. — Der Hof Peters. — Die Bedeutung seiner Reformen.

Kapitel XIV. Katharina I. — Peter II. — Anna Iwanowna 272

Die Thronfolgefrage. — Katharina wird Kaiserin. — Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. — Der Oberste geheime Rat. — Anna Iwanowna in Kurland. — Moritz von Sachsen. — Katharinas Regierung und Tod. — Ostermann. — Der Sturz Menschikows. — Die Großfürstin Natalie. — Peter II. verlobt sich mit Katharina Dolgoruki. — Peters Tod. — Versuch einer Beschränkung der absoluten Monarchie. — Anna Iwanowna wird trotzdem absolute Herrscherin. — Ernst Johann Biron. — Burckhard Christoph von Münnich. — Die Belagerung von Danzig. — Münnichs Feldzüge gegen die Krim. — Die Zustände in Schweden. — Artemon Wolinski. — Annas Tod. — Ihr Hof.

Kapitel XV. Elisabeth 296

Auf Anna folgt zunächst der Sohn ihrer Nichte Anna Leopoldowna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig Bevern Iwan unter der Regentschaft Biron. — Biron wird durch Münnich gestürzt. — Elisabeths Jugend. — Der Marquis de la Chetardie. — L'Estocq. — Der Staatsstreich Elisabeths. — Das Schicksal der Familie Braunschweig. — Alergei Bestuschew-Rjumin. — Der Sturz L'Estocqs. — Der Herzog Peter von Holstein Gottorp. — Seine Vermählung mit der Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst. — Rußlands Teilnahme am siebenjährigen Kriege. — Die Schuwalow. — Lomonossow.

Kapitel XVI. Peter III. Katharina II. 313

Katharina als Großfürstin. — Die Brüder Orlow. — Nikita Panin der Ältere. — Peters Stellung zu Preußen. — Sein Sturz und Tod. — Katharina und die Geisteslichkeit. — Die Ermordung Iwans in Schlüsselburg. — Poniatowski wird König von Polen. — Der Krieg mit der Türkei. — Die erste Teilung Polens. — Die „Gefehgebende Kommission“ und Katharinas „Instruktion“ für sie. — Der Ausstand Pugatschews. — Die Gouvernementsverfassung. — Die Eroberung der Krim. — Katharinas Reise in die Krim. — Neuer Krieg mit der Türkei und Eroberung Otschakows. — Der Krieg mit Schweden. — Der Frieden von Jassy. — Die zweite und dritte Teilung Polens. — Katharina als Schriftstellerin. — Ihre „Favoriten“. — Die russische Literatur im Zeitalter Katharinas.

Kapitel XVII. Paul 311

Panin wird Erzieher Pauls. — Pauls Vermählung mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. — Ihr Tod. — Paul heiratet in zweiter Ehe Sophie Dorothea von Württemberg. — Die Reise Pauls an die westeuropäischen Höfe. — Sein Leben in Gatschina. — Seine Vorliebe für Preußen. — Er entläßt Kosciuszko aus der Gefangenschaft. — Die von ihm erlassene Thronfolgeordnung. — Der Krieg gegen Frankreich. — Suworow in Italien. — Bonaparte verschönt Paul. — Pauls Günstlinge. — Die Ermordung Pauls.

Kapitel XVIII. Alexander I. 355

Alexander und Katharina II. — „Das Triumvirat.“ — Speranski. — Die Reformen Alexanders I. — Die Verfassungsentwürfe Speranskis und Nowossiljew. — Der Krieg mit Frankreich bis zum Frieden von Tilsit. — Die Eroberung Finnlands. — Der Krieg mit der Türkei bis zum Frieden von Bukarest. — Araktschejew. — Der Einbruch Napoleons und die Feldzüge gegen ihn bis zur Einnahme von Paris. — Der Wiener Kongreß. — Die Verfassung des Königreichs Polen. — Die Gründung der russischen Bibelgesellschaft. — Die Militärkolonien. — Die Verschwörungen in der russischen Armee. — Der Großfürst Konstantin verzichtet auf den Thron.

Kapitel XIX. Nikolai I. 374

Nikolais militärische Neigungen. — Der Aufstand der Dekabristen. — „Ein Kaiser, eine Sprache, eine Religion.“ — Der Krieg mit Persien. — Der Krieg mit der Türkei. — Der Frieden von Bukarest. — Der Aufstand der Polen. — Die Petraschewskische Verschwörung. — Der Feldzug in Ungarn. — Der Krimkrieg. — Die russische Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Karamsin, Dmitriew, Batjuschkow, Schukowski, Puschkin, Lermontow, Gribojedow, Gogol, Kolzew.

Kapitel XX. Alexander II. 395

Der Fall Sjewastopols und der Frieden von Paris. — Die Aufhebung der Leibeigenschaft. — Die Reform der Justiz. — Die Landschaftsinstitutionen. — Die Städteordnung von 1870. — Die Unruhen unter den Studenten. — Der Aufstand der Polen. — Die revolutionäre Jugend geht „ins Volk“. — Der Aufstand in der Herzegowina. — Der Krieg mit der Türkei. — Der Präliminarvertrag von San Stefano. — Der Kongreß von Berlin. — Die Eroberungen in Turkestan. — Der Kampf mit der revolutionären Jugend. — Die Ermordung Alexanders II. — Die russische Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Iwan Turgenew, Leo Tolstoi, Dostojewski.

Kapitel XXI. Alexander III. 412

Pobjedonoszew. — Der Gegensatz zwischen Alexander III. als Chronfolger und seinem Vater. — Die allgemeine Reaktion. — Die Lage des Landvolkes. — Alexander III. und der Fürst Alexander von Bulgarien. — Die russisch-französische Alliance. — Die Beziehungen zu China und Japan.

Kapitel XXII. Nikolai II. 420

Pobjedonoszew bleibt in Gunst. — Das Steigen der revolutionären Flut. — Der Kaiser warnt am 17. Januar 1895 vor „sinnlosen Träumereien“ von einer Verfassung. — Das Unglück auf dem Chodynischen Felde. — Die revolutionären Studenten werden unter die Soldaten gesteckt. — Bogoljepow, Sspjagin, Plehwe werden ermordet. — Fürst Swjatopolk-Mirski. — Der Kronrat vom 2. Dezember 1904. — Der Streik in der Putilowschen Fabrik. — Gapon und seine Petition. — Die Ermordung des Großfürsten Ssergei. — Das Manifest und das Reskript vom 18. Februar. — Der Krieg mit Japan. — Die Einnahme von Port Arthur und die Seeschlacht bei Tsuschima. — Der Frieden von Portsmouth. — Der Verfassungsentwurf

vom 19. August. — Das Manifest vom 30. Oktober. — Pobjedonoszew scheidet aus dem Staatsdienst aus. — Die Revolution in den Ostseeprovinzen. — Goremykin wird Ministerpräsident. — Das Reichsgrundgesetz vom 8. Mai. — Die erste Duma. — Stolypin wird Ministerpräsident. — Die zweite Duma. — Die dritte Duma. — Rückblick auf die Geschichte Rußlands: Rußland wurde ein Weltreich, aber kein Kulturstaat. — Wie sich Rußland voraussichtlich weiter entwickeln wird. — Rußland und Deutschland.

Seite

Die vornormannische Zeit.

Das Land, in dem im 9. Jahrhundert der Grundstein zum Bau des russischen Reiches gelegt wurde, trägt einen vom übrigen Europa durchaus abweichenden Charakter. Eine ungeheure Ebene erstreckt sich hier vom Weißen zum Schwarzen und Kaspischen Meer, vom Ural zur Weichsel. Kein Gebirge, kein tief in das Land einschneidender Meerbusen scheidet sie in einzelne Teile. Nur zwei kaum zusammenhängende Hügelreihen, der sogenannte uralisch-baltische und der uralisch-karpathische Höhenzug durchziehen sie von Osten nach Westen, und dienen wohl als Wasserscheiden, bilden aber keine natürlichen Völkergrenzen.

Das Fehlen von Gebirgen bewirkt auch, daß die Ebene, trotz der so verschiedenen Breitengrade, über die sie sich erstreckt, überall ein sich sehr ähnliches, durchaus kontinentales Klima hat. Die Nordwinde, die ungehindert über sie hinstreichen, lassen im Winter auch noch das Asowsche Meer und den nördlichen Teil des Kaspischen gefrieren wie im Norden das Weiße und bedecken alle Flüsse für längere oder kürzere Zeit mit Eis. Im Sommer bringen die Südwinde wieder bis hoch in den Norden glutheiße Tage.

Immerhin ist die Ebene nicht überall von gleicher Beschaffenheit, und es lassen sich von Norden nach Süden Zonen unterscheiden.

An die nordische Tundra, die nur Renttierherden Nahrung gewährt, schließt sich zunächst ein breiter Gürtel, der von sumpfigem Kiefernwald bedeckt ist. Diese Zone, in der der Ackerbau auch heute noch bloß das doppelte Korn bringt, war im 9. Jahrhundert nur in sehr trockenen Hochsommern oder bei starkem Frost überhaupt zugänglich. Für gewöhnlich konnte sie allein auf dem dichten Netz von Wasserläufen und Seen — im europäischen Rußland gibt es mehr als 5000 Landseen, von denen die Mehrzahl in dieser Zone

liegt — durchzogen werden, die hier die einzigen Wege bildeten, aber auch bewirkten, daß nur leicht zu überschreitende, nahe aneinander gerückte Landstreifen die riesigen Stromgebiete von einander trennten, die in diesen Sumpfwäldern ihren Anfang nehmen.

An diese Zone der Sumpfwälder reiht sich eine zweite Waldzone, in der sich zur Kiefer die Tanne, die Espe und Esche, vor allen Dingen die Birke gesellen. In ihr bringt heute der Acker schon das vierte Korn. Der Wald ist auch hier noch feucht, aber er zeigt doch schon trockene Teile. Je weiter er sich nun nach Süden erstreckt, um so fruchtbarer wird der Boden und um so mehr tritt an die Stelle des Nadelwaldes der Laubwald. Eiche, Linde und Ahorn bezeugen, daß der Boden — den man die „graue“ Erde nennt — hier immer fruchtbarer wird, und diese dritte Zone reicht zum Teil schon in das Gebiet der berühmten „schwarzen“ Erde hinein.

Die dritte Zone erstreckte sich im 9. Jahrhundert viel weiter nach Süden als heute. Zumal an den Flußläufen entlang gab es im Stromgebiet des Don und des Dnjepr noch große Wälder bis weit in die Steppe hinein, die letzten an der Ssamara, einem Nebenfluß des Dnjepr von links. In dieser Zone bietet der schon dankbare Boden heute dem Landmann die reichsten Ernten.

Diese drei Waldzonen stehen in einem scharfen Gegensatz zu der Steppe, die ihrerseits einst das ganze südliche Rußland vom Ural bis zur Donau umfaßte. Sie begann im 9. Jahrhundert südlich von Kiew und erstreckte sich ostwärts, nach Norden immer weiter vorrückend, über Tula bis nahe an Rjasan heran zur Wolga, überschritt diese und dehnte sich dann zwischen Ural und Kaspiischem Meer hindurch weit nach Asien hinein. Auch sie aber war nicht überall von gleicher Beschaffenheit.

Ihr nördlicher Teil, auf dem sich heute endlose Weizenfelder hinziehen, besteht aus fruchtbarer schwarzer Erde, während sie mehr nach Süden und Osten hin zur Salzsteppe wird, die den Ackerbau unmöglich macht. Beide Zonen aber bieten dem Weidewieh reichliche Nahrung.

Im 9. Jahrhundert war dieser ganze ungeheure Landstrich noch ein einheitliches Grasmeer und nur in den schmalen Niederungen, die die Steppe gleich leeren Flußbetten durchziehen, den Owragis, gedieh, vor den Winden geschützt, allerlei Buschwerk.

Das die Völker verbindende Meer erreichte die russische Ebene

nur durch die unwirtlichen Gestade des Weißen Meeres und durch die Steppenlandschaften an den Küsten des Schwarzen und Kaspischen. Aber zum Ersatz dafür wurde sie durch ein Netz von Wasserläufen durchzogen, wie es keinem anderen Lande der Welt beschieden ist, denn nicht weniger als vier große Stromgebiete und ein kleines, aber sehr wichtiges nehmen so nahe bei einander ihren Anfang, daß der Übergang von dem einen in das andere sich auch schon in einem Zeitalter mit Leichtigkeit vollzog, in dem man noch keine Kanäle kannte.

Von den Waldaihöhen herab kommt die Ssuchona, der westliche Quellfluß der Dwina. Nach ihrer Vereinigung mit dem von Süden kommenden Jug strömt die Dwina 630 km weit nach Norden und nimmt vom Osten her die 1000 km lange Wnjtschegda auf. Durch ihre von Osten her kommenden Nebenflüsse und Zuflüsse nähert sie sich dem Stromgebiet des Mejen, und von diesem führen wieder Wasseradern zu dem der 1500 km langen Petschora, von dem aus man nach Überschreitung enger Landstellen nach Asien hinüber zum Stromgebiet des Ob gelangen kann.

Aus demselben hügeligen Sumpf- und Waldlande fließt nach Norden in den Imensee der Lowat und stellt so durch den 200 km langen Wolchow, der aus dem Imensee in den Ladogasee fließt, eine Verbindung mit den großen Landseen, dem Ladoga- und Onegasee her, die ihrerseits wieder durch Flüsse miteinander in Verbindung stehen und durch die Nawa einen Zugang zur Ostsee haben. Die Sümpfe umfassen in den Gouvernements St. Petersburg, Nowgorod und Pskow noch heute mehr als 3 Millionen Hektar.

In die Ostsee ergießt sich auch die gleichfalls von den Waldaihöhen kommende 860 km lange Düna, deren Stromgebiet 1400 □Meilen umfaßt, und deren Nebenflüsse sich denen des Dnjepr und dem Lowat so nähern, daß auch hier der Übergang von der einen Seite zur anderen schon früh gefunden werden mußte.

Nah bei den Dünaquellen entspringt der 1860 km lange Dnjepr mit einem Stromgebiet von 8500 □Meilen.

Ein Nebenfluß von Osten, die Wjasma, kommt von der Wasserscheide zur Wolga, vom Lowat her wird der Dnjepr durch dessen Nebenfluß Kunja leicht erreicht, die ihm von rechts zufließende Beresina entspringt unweit der Düna. Weiter südlich nähern sich die Desna mit dem Sjeim der zur Wolga fließenden Oka.

Und wieder auf den Waldaihöhen, weiter östlich noch als der

Dnjepr, nimmt der größte Strom Rußlands, die 3100 km lange Wolga mit einem Stromgebiet von 24 330 □ Meilen ihren Anfang. Ihre ersten Nebenflüsse von rechts, die Wasuga, die Twerza, die Mologa, entspringen ganz nahe der Zna, die als Nsta in den Ilmensee fließt und weisen zugleich mit der Schecksna auch wieder zum Stromgebiet der Dwina hinüber. Von Osten her strömt ihr noch die 1650 km lange Kama mit einem großen Stromgebiet zu, von Westen her schon vorher die Oka, deren Quellgebiet wieder nahe dem des 1650 km langen Don (Stromgebiet: 8000 □ Meilen) liegt.

Dieses ganze ungeheure Netz zum Teil riesiger Ströme war im 9. Jahrhundert noch unvergleichlich wasserreicher als jetzt, denn die teilweise Entwaldung hat bewirkt, daß viele kleinere Flüsse, auf denen früher ein lebhafter Schiffsverkehr herrschte, heute nicht mehr schiffbar sind. Die kleineren Seen sind vielfach im Laufe der Jahrhunderte vertorft, die Sümpfe ausgetrocknet. Damals muß, namentlich zur Zeit der Schneeschmelze, der Übergang von einem Stromgebiet in das andere sich verhältnismäßig leicht vollzogen haben. Die Wasserläufe boten aber auch wenn der Frost sie in Banden geschlagen hatte, die Möglichkeit, auf ihrem Eise das von Urwäldern starrende Land selbst im Winter in Schlitten nach allen Richtungen zu durchziehen.

Und so bot die russische Ebene, so ungliedert sie auch war, ihren Bewohnern doch die Möglichkeit, mit einander jederzeit in Verbindung zu treten.

In diese Ebene waren nun, teils aus dem Donautal verdrängt, teils von den Karpathen herabgestiegen, Slawen eingewandert. Nach ihrer Art folgten sie gern dem Lauf der Gewässer, denn der Slawe war überall, wenn es irgend anging, nicht nur Ackerbauer sondern auch zugleich Fischer und Jäger. So saßen die Slawen am oberen südlichen Bug und Dnjepr, so auch hart am Rande der Steppe am Dnjepr, denn in dieser selbst konnten sie sich neben den kriegerischen Nomadenvölkern, die einander in immer neuer Reihenfolge ablösten, nicht behaupten. In den Ausläufern der Waldzone aber bot ihnen die fruchtbare schwarze Erde Gelegenheit, in erster Reihe den Landbau zu betreiben. Hier wohnten sie in größeren Dörfern bei einander, in Hütten, die sie aus Schilf und Lehm mit etwas Zugabe von Dünger errichteten und mit Stroh deckten. Den Pflug zogen starke Stiere, Rinder- und Pferdeherden fanden reichliche Nahrung. Aber die Lebensbedingungen blieben nur zu unsichere, denn der verhältnis-

mäßige Wohlstand reizte die Nomaden immer wieder zu Überfällen, während sie selbst sich leicht jederzeit allen Angriffen entziehen konnten.

Aus diesen Landschaften waren die Slawen dann an den Flüssen entlang immer weiter in das Waldgebiet vorgedrungen. Hier stießen sie auf finnische Stämme, aber diese waren klein an Kopfzahl und meist nur Jäger. So wichen sie, wie es scheint ohne viel Kampf, vor den Slawen immer weiter nach Norden und Osten zurück.

Es ist von höchster Wichtigkeit für die Geschichte der Ostslawen geworden, daß das Land, in dem sie vordrangen, menschenleer oder doch nur von barbarischen Jägerstämmen bewohnt war. Wie viel besser hatten es die Germanen, die ihre Reiche überall auf den Trümmern einer alten Kultur errichteten, an die sie anknüpfen konnten, sobald sie das heroische Zeitalter überwunden hatten.

Die Ansiedelung der Slawen vollzog sich im Waldgebiet unter ganz anderen Bedingungen als im Grenzgebiet der Steppe. Hier konnten nicht ganze Gemeinden Wohnstätten finden, sondern einzelne Männer suchten hier im Boot nach Stellen, wo sich im Walde Wiesen fanden und eine Lichtung, die die Möglichkeit bot, ein wenig Acker zu schaffen. Hier hausten sie nun mit Weib und Kind, rodeten so viel wie durchaus nötig war, fingen Fische und suchten nach Bäumen, in deren Höhlungen die Bienen Honig eintrugen. Sie bahnten auch Fußpfade durch den Wald (Puti), an denen sie Schlingen für die Vögel und Fallen für die Pelztiere stellten. Diese Fußpfade wurden allseitig als Eigentum anerkannt und dienten oft auch als Grenzen der Dorfflur.

Auf der Lichtung entstanden nun das aus Balken roh gezimmerte Haus, der Viehstall, das Badehaus, in dem durch Begehen erhitzter Steine das nationale Schwitzbad hergestellt wurde. Zu ihnen gesellten sich, wenn die Familie wuchs, entsprechende Bauten. So entstand ein Weiler und in ihm ein Geschlecht, ein „Rod“. In diesem gebot der Älteste, dem die jüngere Generation voll Ehrfurcht begegnete. Die Ostslawen hatten mehrere Frauen, doch scheint eine immerhin als die eigentliche Gattin gegolten zu haben. Von ihr wurde erwartet, daß sie sich nach dem Tode des Mannes über seinem Grabe erhängte. (Die oft zitierte Stelle bei Ibn Fatlan schildert doch wohl Ausnahmeverhältnisse unter den Kaufleuten.) Bei manchen Stämmen wurden die Frauen noch geraubt, bei anderen gekauft. Die Gastfreundschaft der Ostslawen wie der Slawen überhaupt wurde von Freund und Feind gleich sehr gerühmt,

den Gast freigebig zu bewirten und vor Gefahren zu schützen, galt als heilige Pflicht.

Aus dem Weiler gingen neue Niederlassungen hervor, deren Einwohner sich gleichen Geschlechtes mit denen des alten Wohnsitzes wußten und mit ihnen eine Landgemeinde, eine Oblast bildeten. Eine Anzahl Oblasti bildeten dann den Stamm, Plemja.

In den Weilern herrschte gemeinsamer Landbesitz, es muß aber bald auch privates Eigentum an Land gegeben haben, und aus den Besitzern dieses Landes bildete sich eine Art Adel. Wer sich unter diesen Privatbesitzern durch Rat und Tat auszeichnete, der wurde wohl von der Oblast als Häuptling, als Knjas, anerkannt, und es scheint, daß es zum Teil auch Stammesfürsten gab, aber ihre Macht war im Frieden eine sehr beschränkte. Sie waren Richter und Heerführer im Kriege, im übrigen aber ganz an die Entscheidungen der Volksversammlungen, der Wjetschi, gebunden. Schickte ein Stamm Gesandte ab, so waren ihrer zwei, von denen einer die Fürsten, der andere das Volk vertrat.

Da nicht nur die einzelnen Stämme, sondern auch die Oblasti und Geschlechter oft in Folge von Blutrache oder in Folge von Grenzstreitigkeiten in Kämpfe gerieten, und die Slawen, wo sie unter Sinnen wohnten, auch mit Überfällen von ihrer Seite zu rechnen hatten, so begannen sie schon früh, sich für den Kriegsfall Zufluchtsstätten zu schaffen. Man wählte einen von Sümpfen umgebenen Hügel oder eine Stelle auf hohem Ufer, wo der Fluß eine Schleife machte und besetzte sie mit vereinten Kräften durch Wall und Graben. Eine solche Befestigung hieß Gorodischtsche, und ihrer gab es Tausende von sehr verschiedener Größe, je nachdem sie von einem oder mehreren Geschlechtern errichtet waren. Einige umschlossen nur eine Fläche von einem, andere umfaßten fünf und mehr Morgen. Sie waren nur Zufluchtsstätten und blieben in friedlichen Zeiten unbewohnt.

Der Umstand, daß der Slawe im Waldgebiet nicht nur Bauer, sondern auch Fischer und Jäger war, mußte um so mehr einen lebhaften Handel wachrufen, als die Wasserwege ja geradezu zu ihm einluden. Er spielte daher auch schon in der vornormannischen Zeit eine große Rolle und war ebensowohl Ausfuhr- und Einfuhr- wie Transithandel. In erster Reihe stand hier der Handel mit Rauchwaren. Orient und Okzident verlangten gleich sehr nach den Fellen der in den russischen Wäldern so zahlreichen Pelztiere. Zu

den einheimischen der Marder, Biber, Füchse, Hermeline, Eichhörnchen, Bären, Vielfraße, Luchse und Wölfe gesellten die Kaufleute noch von den Sinnen des Nordens erworbene Felle der Zobel, schwarzen Füchse und Eisbären. Nach Wachs war in den Kirchen des Abendlandes eine starke Nachfrage, der Honig ersetzte noch überall den Zucker. Auch Elenhäute, Teer, Pottasche waren gesuchte Artikel. Sehr entwickelt war ferner der Handel mit Sklaven und namentlich Sklavinnen nach dem Orient. Da die Frauen und die Kinder in den Kriegen jener Zeit immer zu Sklaven gemacht wurden, konnte der starken Nachfrage durch ein entsprechendes Angebot gedient werden. Wurden doch auch die insolvent gewordenen Schuldner und nicht eingelöste Geißeln in die Fremde verkauft.

Die Einfuhr bestand, so weit der Orient in Frage kam, aus Gold, Silber, Edelsteinen aller Art, echten und Glasperlen, Schmuckstücken, Seidenstoffen, Brokaten, Damaszenerklingen. Arabische goldene und silberne Münzen wurden, wie die Schatzfunde beweisen, gern genommen. Aus dem Abendlande bezog man die geschätzten friesischen Tuche, Linnen, fränkische Schwerter, kupferne und eiserne Gerätschaften jeder Art. Es kamen durch den Handel auch fränkische und angelsächsische Münzen in das nördliche Rußland.

Man brachte die an der Ostsee erworbenen Güter zu den Chasaren an der Wolga und den ihre Märkte besuchenden Arabern und führte die von diesen eingetauschten Edelsteine und die aus Byzanz geholten Goldbrokate nach Julin an der Oder oder nach Schleswig.

So bildete sich eine besondere Klasse von Menschen, die der Kaufleute, die man „Gäste“ nannte, und die den Sommer über rastlos die Ströme befuhren, um an der Peripherie Handel zu treiben. Was sie von ihr zurückbrachten, wurde dann, wenn der Frost des Winters die Waldsümpfe zugänglich gemacht hatte, auf Schlitten in der Umgebung ihres Wohnsitzes den Märkten zugeführt, womit dann auch wieder der Einkauf der Landesprodukte verbunden war. Den „Gästen“ wurde das Boot schließlich zum Symbol des Hauses. In einem Boot überlieferte man ihren Leichnam den Flammen; wollte man einen Gast besonders ehren, so trug man ihn im Boot vom Flußufer in die Stadt (Sage von Olgas Rache). Lassen wir uns von einem arabischen Reisenden, der slawische Kaufleute an der Wolga beobachtete, berichten, wie sie ihren Handel betrieben. Er

schildert allerdings schon Russen, aber die Art des Handels war doch wohl auch schon vorher dieselbe.

„Die Russen kommen aus ihrem Lande und werfen in der Wolga die Anker aus. Sie bauen sich am Ankerplatz große hölzerne Häuser und wohnen in ihnen je 10—20 Mann zusammen. Ein jeder von ihnen hat eine Bank, auf der er mit den von ihm zum Verkauf mitgebrachten hübschen Mädchen sitzt.

Am Ufer haben sie einen großen hölzernen Götzen errichtet, der ein menschenähnliches Gesicht hat, und mehrere kleinere um ihn her. Zu diesen begibt sich der Kaufmann nach der Ankunft, opfert ihnen Brot, Fleisch, Milch, Lauch, ein geistiges Getränk und spricht also: O Herr, ich komme von weit her mit meinen Mädchen — soundso viel Köpfen — und meinen Sobelfellen — soundso viel Stück — und so zählt er seine Waren auf. Diese Geschenke, fährt er fort, bringe ich dir dar. Schicke du mir dafür einen Kaufmann mit Dinaren (arabische Goldmünze) und Dirgemen (arabische Silbermünze), der mir alles, was ich verkaufen will, abkauft, ohne zu feilschen und zu schachern.“

Die Opfer wurden wiederholt, wenn sich der Verkauf nicht glatt vollzog. Gelang er aber über Erwarten, so opferte der erfreute Kaufmann Rinder und Schafe. Ihre Köpfe wurden auf neben den Götzen stehende Pfähle gesteckt, ein Teil des Fleisches unter die Armen verteilt, ein anderer vor den Götzen niedergelegt. War dieses Fleisch in der Nacht von den Hunden gefressen worden, so meinte der Kaufmann: „Der Herr ist mir gnädig, er hat mein Opfer angenommen.“

Diese Kaufleute waren auch schon einer Schrift kundig, denn sie schrieben auf eine Säule, die sie über dem Grabe eines gestorbenen Kameraden errichteten, dessen Namen und den Namen seines Landesfürsten. Beide werden uns aber leider nicht genannt, so daß wir nicht wissen, in welcher Sprache es geschah. Der weitaus wichtigste Handelsweg führte schon seit lange den Dnjepr entlang über das Schwarze Meer nach und von Byzanz. Wir werden ihn noch näher kennen lernen.

Der rege Handelsverkehr bewirkte in Rußland wie überall sonst die Entstehung von Städten. Sie entstanden zunächst an Stellen, wo viel begangene Handelswege sich kreuzten, oder wo die Boote der Kaufleute sich zu kleinen Flotten ansammeln mußten, um von Feinden bedrohte Stellen besser passieren zu können, oder wo der Binnenhandel zur Bildung von Stapelplätzen einlud. Hier nahmen Kaufleute verschiedenster Abstammung ihren Wohnsitz, und damit bildete sich in den Städten eine Bevölkerung, die nicht mehr dem Geschlecht nach zusammenhing.

Diese städtischen Siedelungen — die Sloboden — waren zunächst wohl nur Häuser, die sich während der Jahrmärkte füllten, erhielten aber bald ständige Bewohner und mußten schon zum Schutz der in ihnen lagernden Kaufmannsgüter befestigt werden. Dieser Umstand und die größere Zahl waffenkundiger Einwohner — denn der Kaufmann war in jener Zeit immer auch Krieger — gab ihnen bald ein großes Übergewicht über die Bewohner des flachen Landes. So wird die Stadt zum Mittelpunkt des Stammes, und auch der Stammesfürst nimmt in ihr seinen Wohnsitz. Ihre Wjetsch vertritt nun auch die Landgemeinden neben und eventuell über dem Fürsten.

Zu Beginn der normannischen Herrschaft bestanden an Städten: Ladoga, Nowgorod, Bjelosero, Murom, Rostow, Polozk, Smolensk, Ljubetsch am Dnjepr, Tschernigow, Kiew, aber außer ihnen gab es gewiß schon nicht wenige andere. Es ist kein Zufall, daß die fünf ersten in Gebieten lagen, in denen die Slawen noch unter zahlreichen Sinnen saßen. Hier waren stark befestigte Orte mit einer ständigen kriegsgewohnten Bevölkerung besonders erforderlich, und von ihnen aus wurden die finnischen Stämme beherrscht. Die „Goroditschtsche“ waren ja nur Zufluchtsstätten. Von den Städten aus aber erhob der Knjas, gefolgt von einem Gefolge von Kriegern, in winterlichen Umfahrten den in Pelzwerk bestehenden Tribut. In ähnlicher Weise gewann er dort, wo die Stadt innerhalb eines rein slawischen Gebietes lag, die Steuern, aus denen er seinen Unterhalt gewann (seine „Kormlenje“).

In jeder Stadt bildete sich bald aus den besonders tapferen Männern, die sich im Kampf (Boi) bewährt hatten, eine Kriegerklasse, die Bojaren. Sie wurden eine Aristokratie erster Ordnung, an die sich bald eine zweite Ordnung schloß, die der Bojarenkinder, die auch „Knaben“ oder „Stiefföhne“ (Otroki, Passinki) hießen, und die wohl ursprünglich wirklich Söhne oder Adoptivöhne der Bojaren waren. Bojaren und Bojarenkinder bildeten das kriegerische Geleit der Fürsten und standen im Kriege in erster resp. zweiter Reihe. An sie schlossen sich die ja ebenfalls kampfsgewohnten Kaufleute.

Die Bürgerschaft gliederte sich nach den Zahlen 10, 100 und 1000 mit einem Zehntmann Dessjatski, einem Hundertmann Ssotski, einem Tausendmann Tsjjatski an der Spitze, doch ist das nicht so zu verstehen, daß es sich wirklich genau um 10 oder 100 Familienväter handelte. Es waren nur eben kleinere oder größere administrative Einheiten. Der Tsjjatski war der Vertreter der Bürger-

schaft neben dem Fürsten, resp. gegen ihn, wenn es der Wjetsch so gefiel.

Wollen wir uns ein Bild davon machen, wie es in der Volksversammlung, der Wjetsch, herging, so kann uns dabei eine Schilderung von Nutzen sein, die der Engländer Mackenzie Wallace von einer heutigen russischen Gemeindeversammlung entwirft. Nur müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß in jenen rauheren Zeiten die etwa in Zorn geratene Gemeinde ihrem Unwillen durch Totschlag und Plünderung Ausdruck gab.

„Der Älteste (Schulze),“ sagt Mackenzie Wallace, „hat nur die Exekutivgewalt. Alle wirkliche Macht ruht in der Versammlung, zu der alle Familienhäupter gehören. Der einfache, durchaus nicht formelle Gang der Verhandlungen zeigt deutlich den wesentlich praktischen Charakter der Vereinigung. Die Versammlungen finden unter freiem Himmel statt, weil das Dorf kein Gebäude enthält, das groß genug wäre, alle Mitglieder zu fassen. Jrgend ein freier Raum, der groß genug und am wenigsten kotig ist, dient als Forum. Die Diskussionen sind zuweilen sehr belebt, aber eigentliche Reden werden selten gehalten. Sollte ein junges Mitglied die Neigung zeigen, sich oratorisch zu ergehen, so wird sein Redefluß gewiß von einem der älteren Mitglieder, die für Schönrednerei keinen Sinn haben, ohne weiteres unterbrochen. Die ganze Versammlung sieht wie eine Menschenmenge aus, die der Zufall zusammenführte und die, in kleine Gruppen gesondert, örtliche Angelegenheiten bespricht. Nach und nach zieht eine der Gruppen, die zwei oder drei Bauern von größerem moralischen Einfluß enthält, die anderen an, und die Diskussion wird eine allgemeine. Zwei oder drei Bauern können zugleich sprechen und einander ungehindert unterbrechen, wobei sie sich meist einer offenerzigen, ungeschminkten und keineswegs parlamentarischen Sprache bedienen, und die Diskussion kann sich für einige Minuten zu einem verwirrenden, unverständlichen Lärm gestalten, aber gerade dann, wenn der Zuschauer glaubt, daß die Besprechung sich in eine Schlägerei verwandeln muß, hört der Tumult plötzlich auf, oder allgemeines Gelächter deutet an, daß jemand durch ein starkes argumentum ad hominem oder eine heißende persönliche Bemerkung getroffen worden ist. Es ist in keinem Fall Gefahr vorhanden, daß diese Zwiste in Tätlichkeiten ausarten. Theoretisch hat das Dorfparlament einen Vorsitzenden in der Person des Ältesten. Es gehört aber nicht zu seinem Amt, diejenigen, die die Verhandlungen unterbrechen, zur Ordnung zu rufen. Nennt er eines der ehrenwerten Mitglieder Durak (Dummkopf) oder unterbricht er einen Redner durch ein lakonisches Molschi! (Schweige), so tut er das nicht von Amts wegen, sondern weil das ein durch die Sitte entstandenes Vorrecht jedes Anwesenden ist, von dem auch dem Ältesten gegenüber Gebrauch gemacht werden kann. Dieser tritt nur in den Vordergrund, wenn eine Abstimmung nötig wird. Dann wird er sich vielleicht vor die Menge hinstellen und sagen: ‚Rechtgläubige, habt Ihr so beschloffen?‘ Und die Menge wird wahrscheinlich antworten: ‚Jawohl, einverstanden.‘ Erfolgt diese Akklamation aber nicht, und ist es schwierig, festzustellen, wofür die Majorität sich entscheidet, so stellt sich auf Aufforderung des Ältesten die eine Partei rechts, die andere links auf. Die beiden Gruppen

werden dann gezählt, und die Minorität unterwirft sich, denn niemand denkt je daran, sich einem Beschluß des ‚Mir‘ offen zu widersetzen.“

Ähnlich ging es — nur mit der oben gemachten Einschränkung — auch bei den alten Ostflawen her, gleichviel, ob es sich um Beschlüsse der Dorfgemeinde (des Mir) oder einer Versammlung der Oblast oder einer städtischen Wjetsch handelte.

Wie das Dorf schuf sich auch die Stadt ihre Grenzen (Rubesch — von rubitj = Holz schlagen), indem sie mit der Art alte Bäume zeichnen ließ und in ihnen die Grenzmale schuf.

Daß der russische Bauer nicht nur Ackerbauer, sondern immer auch gleichzeitig als Jäger und Bienenzüchter ein Gewerbe betrieb (Promyschlenik war), und daß anderseits die Städter nicht Ackerbürger, sondern Kaufleute waren, verleiht der mit der Herrschaft der Normannen beginnenden heroischen Zeit des sich neubildenden russischen Volkes einen besonderen Charakter. Neben dem Krieger kommt immer auch der Kaufmann zum Wort und zu seinem Recht. Infolgedessen hat die geschichtliche Entwicklung der Ostflawen von vornherein einen ganz anderen Charakter als die der Deutschen. Diese sind ursprünglich ein Volk von Bauern, bei denen sich erst spät ein Städteleben entwickelt; jene gehen vom Städteleben aus und werden erst später durch die Ungunst der Verhältnisse zu einem Bauernvolk.

Die Mythologie der ostflawischen Stämme war wenig entwickelt, was bei dem Fehlen einer Priesterklasse nicht wundernehmen kann. Der oberste Gott, der Gott der Götter, war Szwarog, aber an ihn wagte sich der Mensch, hier wie überall sonst, in scheuer Ehrfurcht nicht heran. Zugänglicher erschienen und allgemein verehrt wurden Perun und Datschbog, ersterer als Gott des Gewitters und des wohlthätigen Regens, letzterer als Gott des Lichtes, der Sonne. Datschbog hieß auch Chors und scheint auch unter dem Namen Wolosß als Beschützer des Viehs verehrt worden zu sein. Er war wohl zugleich der Gott der Kaufleute wie Perun der Gott der Krieger. Darauf läßt wenigstens schließen, daß die Kaufleute und Krieger, die einen Vertrag mit Byzanz abschlossen, ihn unter Anrufung von Wolosß und Perun beschworen. In dem Gesang auf den Feldzug Igors wird der Sänger Bojan der „Enkel des Wolosß“ genannt. Dieser scheint also auch der Schutzpatron der Dichter gewesen zu sein.

Makosch hieß die Göttin der Gebärenden und damit der Frauen.

Als ihre Dienerinnen wurden als Hilfgöttinnen die Wilen gedacht, die den Geborenen Glück oder Unglück brachten.

Außer diesen Göttern gab es noch eine große Anzahl anderer, über die wir aber nicht näher unterrichtet sind. Neben ihnen fehlte es nicht an Geistern, Personifikationen des häuslichen oder des Naturlebens. Im Hause (Domm) lebte der Domowoi und wollte freundlich gestimmt werden, wie der Swarotschitsch, der Geist des Feuers auf dem Herde. Im Walde (Ljesj) wohnte der Ljeschi, der Waldgeist, mit (moos-)grünem Bart und mit einem vernehmbaren (Specht-) Gelächter; im Wasser (Woda) der Wodjanoi, der als Greis mit aufgetriebenem Bauch und geschwellenem Gesicht (ein Bild eines Ertrunkenen) gedacht wurde. Im Wasser, aber auch im Walde lebten die Ruskalken, weibliche Wesen in langen, weißen (Nebel-) Gewändern. Man glaubte sie in den Flüssen, aber auch in den Zweigen der Waldbäume wohnend und opferte ihnen Linnen. Sie lockten auch, im hohen Korn versteckt, um die Mittagsstunde die Kinder an sich.

Von den Zugvögeln nahm man an, daß sie die Seelen der Verstorbenen wären.

Im Frühling legte man auf den Gräbern der Eltern gelb- oder rotgefärbte Eier nieder und verzehrte andere bei den Frühlingsesten als Symbole des organischen Werdens. Die Göttin der Liebe hieß Lada, und ihr waren die von der Jugend gesungenen Frühlinglieder gewidmet.

Verehrt wurden auch durch Alter und Umfang erstaunenerregende Bäume (aus dem Leben Ottos von Bamberg kann man ersehen, wie lieb diese Bäume den Slawen waren, sie erfliehen dort mit Erfolg ihre Erhaltung), besonders große eratische Steinblöcke, die Quellen. Tempel scheinen die Ostslawen ursprünglich nicht gehabt zu haben, wohl aber gab es später solche in Nowgorod wie in Kiew. Vielleicht waren sie auf Anregungen der Normannen entstanden. Gözenbilder gab es im 9. Jahrhundert jedenfalls. Die Westslawen hatten Tempel, von denen die in Rhetra an der Tollense und Arkona weithin berühmt waren und uns ausführlich beschrieben sind. In Stettin gab es vier.

Es gab Leute, die man für Zauberer hielt, und sie scheinen einen großen Einfluß geübt zu haben; doch ist der Bericht eines arabischen Schriftstellers, nach dem sie ohne weiteres jeden Menschen und jedes Tier als ein den Göttern wohlgefälliges Opfer bezeichnen

und durch eine übergeworfene Schlinge erwürgen konnten, wohl übertrieben.

In der Mitte des 9. Jahrhunderts zerfielen die das heutige Rußland bewohnenden Slawen in folgende Stämme: Am oberen Dnjepr, auch an den Hängen der Karpathen saßen die Chorwaten, am unteren die Tiwerzen. Zu beiden Seiten des südlichen Bug wohnten die Buschanen, die auch Duljeben hießen, an der Mündung des Dnjepr die Wlitschen. Da, wo der Dnjepr sich anschickt, in die Steppe zu treten, war die Heimat der Poljanen (Kiew), von der östlich im Stromgebiet der Desna die Sjewerier (Tschernigow), westlich, um den Teterew, die Drowljanen wohnten. Nördlich von den Sjeweriern siedelten an der Sfoscha die Radimitschen und an der oberen Oka die Wjatitschen. Zwischen Pripet und Düna wohnten die Dregowitschen, auf dem rechten Ufer der oberen Düna selbst die Polotschanen (Polozk), die ein Zweig der im Quellgebiet von Düna, Dnjepr und Wolga hausenden Kriwitschen (Smolensk) waren. Die Anwohner des Imenisees endlich hießen Slawjanen (Nowgorod). Die ganz im Süden wohnenden Stämme müssen schon bald in die Nomadenvölker aufgegangen sein oder sich nach Norden zurückgezogen haben.

Ein anderes Band als das der gemeinsamen Sprache und vielfach gemeinsamer Religion und Sitte verband diese Stämme nicht.

Trotzdem waren im Norden und Norstosten schon inmitten finnischer Stämme, der Wesen oder Wespens und der Meren, slawische Städte entstanden, Bjelosero unter den Wesen, Rostow und Ssusdal unter den Meren, Murom an der unteren Oka. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sie diese Stämme beherrschten, d. h. Tribut von ihnen erhoben wie Nowgorod von den finnischen Ingnern und Woten, die beide auch wie die Esten Tschuden genannt wurden, an der Newa und am Südufer des Ladogasees.

Diese nördlichen Finnen waren nicht mehr reine Jägervölker, sondern wohnten schon in Dörfern und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Ackerbau mit Hilfe des Schwendens, d. h. man brannte ein Stück Wald ab und entnahm dem durch die Asche gedüngten Boden ein paar Ernten. Zumal der Flachsgedieh auf diesen urwüchsigen Feldfluren. Sonst sollen auch Weizen (?) und Gerste gebaut worden sein.

Die Finnen lebten in Einehe und wohnten in Dörfern, die sich zu Gaugemeinschaften, kihlakunta, zusammenschlossen. Auch bei

ihnen kommen Häuptlinge vor, die aber wesentlich nur Anführer im Kriege gewesen zu sein scheinen. Eine eigentliche Aristokratie gab es unter ihnen nicht. Ihre Religion war im wesentlichen Schamaismus; man glaubte durch Zaubermittel die Einflüsse der bösen Geister zu nichte machen zu können. Zaubertrommeln, bestimmte Formeln dienten diesem Zweck. Noch bis ins 16. Jahrhundert galten finnische Zauberer bei den Russen als der Zukunft kundig und wurden von ihnen als Wahrsager befragt.

Im Norden der Wesen und im Nordosten der Meren lag von der oberen Kama bis zum Weißen Meer das finnische Land Biarmien, das durch seinen Pelzreichtum wohlhabend und später von Nowgorod unterjocht wurde. Diese Landschaft hieß dann: „Hinter der Tragstelle“, Sawolotschje.

An der oberen Wolga wohnten die Bolgaren, deren etwa 10000 Einwohner zählende Hauptstadt Bolgar am Fluß lag und in der der Zar residierte. Sie waren Ackerbauer, trieben aber auch viel Handel, indem sie von den weiter oberhalb der Wolga wohnenden Slawen Pelzwerk erwarben und es stromabwärts zu den Chasaren brachten. Die Bolgaren nahmen um 922 den Islam an.

Weiter stromabwärts wohnten die den Chasaren tributpflichtigen Burtassen, deren Hauptstadt in der Nähe von Sjaratow lag. Sie bewohnten die Landschaften, die heute die Gouvernements Sjaratow, Ssimbirsk, Pensa und Tambow bilden. Sie lebten ohne nationales Oberhaupt unter Dorfältesten, zum Teil als Jäger in den Waldungen, zum Teil als Nomaden in der Steppe. Sie stellten den Chasaren ein Hilfsheer von 10000 Reitern.

Vom unteren Lauf der Wolga ab geboten die Chasaren über die weiten Steppen bis zum Fuße des Kaukasus und bis zur Mündung des Dnjepr. Ihre Hauptstadt Itil lag etwas unterhalb des heutigen Astrachan, und von ihr aus beherrschte ihr Oberhaupt, der Chakan, sein weites Reich. Der herrschende Stamm scheint bei den Chasaren ein türkischer gewesen zu sein, sie waren aber offenbar ein Mischvolk von Türken, Sinnen und Slawen, und ihre Aristokratie hatte den jüdischen Glauben angenommen. Der eigentliche Fürst, der Chasar-Chakan, spielte zu der Zeit, in der wir durch die arabischen Reisenden über diese Verhältnisse unterrichtet werden, etwa die Rolle des japanischen Mikado. Er lebte zurückgezogen in seinem Palast, einem Bau aus Ziegelsteinen, und zeigte sich nur alle vier Monate dem Volk, das dann vor ihm zu Boden sank. Nur die obersten

Beamten hatten Zutritt zu ihm. Die wirkliche Macht aber lag in den Händen des Chagan-Beg, der zwar dem Fürsten alle äußeren Ehren erwies, aber tat, was er wollte. Er verfügte über ein stehendes Heer von 10—12000 Mann und ein starkes gutbewaffnetes Volksaufgebot. So konnte er sich die Slawen am Dnjepr, der Desna und dem oberen Don tributpflichtig machen.

Die Chasaren standen in regem Verkehr mit Byzanz, von dem aus sie in jeder Weise unterstützt wurden, um sie gegen die Perser einerseits, die Slawen an der Donau anderseits auszuspielen. Chakane erhielten byzantinische Prinzessinnen zu Frauen, zwei Kaiser heirateten Chasarinnen.

Nach Westen grenzten die Ostslawen an andere Slawenstämme, aus denen später die Polen entstanden und die sich wohl in nichts Wesentlichem von ihnen unterschieden, im Nordwesten an die Litauer. Diese saßen als Jatwägen am Narew und westlichen Bug, als eigentliche Litauer am oberen Niemen und der Wilja, als Schmuden oder Samaiten am Niemen. Sie hatten keine Städte und lebten unter zahlreichen Häuptlingen in Dörfern, die durch hölzerne Burgen beschützt wurden, die in der Art der Gorodischtsche im Kriegsfall als Zufluchtsstätten dienten und bei den Letten Pilskalni hießen. Sie trieben etwas Ackerbau, lebten aber in erster Reihe von der Jagd und Bienenzucht. Merkwürdigerweise waren die Litauer, obgleich ihr Land von Wäldern starre, vorzügliche Reiter und führten als solche die verwegensten Raubzüge aus. So zog z. B. eine litauische Schar durch Kurland bis an dessen äußerste Spitze, ging von ihr aus über das gefrorene Meer nach der Insel Oesel, ritt dann wieder über das Meer ins Land der Esten und kehrte von da durch das Gebiet der Letten zurück. Ihre religiösen Vorstellungen, ihre Sitten, über die wir sehr wenig wissen, scheinen denen der Ostslawen geglichen zu haben. Auch bei ihnen folgte die Frau dem Mann in den Tod, indem sie sich erhängte. Verstehen wir eine Stelle bei Heinrich dem Letten recht, so nahmen sich auch die Männer nach einer Niederlage durch Erhängen das Leben. Es sieht so aus, als ob es bei den Litauern schon früh eine Aristokratie gab, doch ist auch hierüber für diese frühe Zeit nichts Sicheres bekannt. Die Litauer waren jedenfalls ungleich kriegerischer als die Ostslawen.

An die Litauer grenzten nach Norden, im östlichen Kurland und südöstlichen Livland, zwei ihnen nahe verwandte, aber unkriegerische, ackerbauende lettische Stämme, die Sengallen und Lettgallen. Im

nördlichen Livland und in Estland waren die finnischen Esten die Nachbarn der Ostslaven. Von ihnen gilt im wesentlichen, was von den Finnen am Ladogasee gesagt wurde, nur waren sie tatkräftiger als diese und schon ausgesprochene Ackerbauer.

Der Ostslawe war kein geborener Krieger. Wohl griff er, wenn er mit dem Nachbar, dem blutsverwandten oder dem fremden, nicht anders auskam, zum Schwert, am liebsten aber setzte er sich mit ihm friedlich auseinander. Und so ist er bis auf den heutigen Tag geblieben, obgleich es sich so fügte, daß er sich eine Welt eroberte. Noch unter Peter dem Großen konnten die national-russischen Offiziere es gar nicht begreifen, daß ihre ausländischen Kameraden sich auf einen in Aussicht stehenden Krieg freuten und nahmen es ihren Leuten gar nicht übel, wenn diese sich unter einem Vorwand um die Teilnahme an einem Feldzug zu drücken suchten (Korb). Noch während des Krieges mit Japan äußerten junge Russen ganz unbefangen jedermann gegenüber ihre Genugtuung, daß sie sich durch Befreiung der Wehrpflicht entziehen konnten, und wurden deshalb von nicht wenigen Kameraden nicht verachtet, sondern beneidet. Die Ostslawen taten und tun im Kriege ihre Pflicht, aber ohne jede Lust am Kriegshandwerk, und waren immer froh, wenn der Krieg vorüber war. Erst ein Einbruch von kriegslustigen Germanen verhalf ihnen zu einem heroischen Zeitalter und damit zur nationalen Einheit.

Beginn der Herrschaft der Normannen.

Im 9. Jahrhundert ergießt sich von den skandinavischen Ländern aus eine Völkerwanderung im kleinen über den Norden Europas. Unter der Führung ihrer Häuptlinge fahren anfangs kleine Gruppen von Normannen an die Küsten der Westflawen, des Frankenreichs, Englands, Irlands, um zu rauben und zu heeren. Bald tun sie sich zu immer größeren Scharen zusammen, dringen die Flüsse hinauf und verbreiten überall Furcht und Entsetzen. Schließlich setzen sie sich an der unteren Seine, in Irland, in Britannien fest und begründen normannische Staaten, von denen aus dann wieder Niederlassungen im fernen Mittelmeer entstehen. Diese Normannen sind erfüllt von der altgermanischen Lust am Kampf. Gewiß, ihr Sinn steht auch auf die Bereicherung durch Raub und Eroberung, aber der Kampf ist ihnen zum Teil Selbstzweck, ihre Phantasie ist erfüllt von kriegerischen Bildern und der wilden Poesie des Kampfes. Die Helden ihrer Sagen nutzen den Sieg schonungslos aus, gehen lächelnd unter den größten Martern zugrunde, wenn sie erlagen. Dem besiegten und gefangenen Heerkönig brach der Sieger den Brustkasten auseinander, daß er wie die Flügel eines Adlers vom Rumpf abstand, und der Gequälte ertrug das, so wurde von ihm erwartet, ohne einen Schmerzensschrei.

Es liegt auf der Hand, daß diese Normannen nicht nur westwärts zogen und dem unmittelbar vor ihnen liegenden Lande der Ostflawen fern blieben. Das war um so weniger möglich, als sie schon vor der Zeit, in der sie alle zu Kriegern wurden, den Weg kannten, der den Kaufmann den Dnjepr abwärts nach Byzanz führte. Mancherlei spricht dafür, daß sie in älterer Zeit den Dnjepr durch die Düna, deren Nebenfluß Ulla und die Beresina erreichten, später aber fuhren sie durch die Newa in den Ladogasee, aus diesem

den Wolchow aufwärts in den Ilmensee, von ihm aus in den Lomat und erreichten von da aus über Tragstellen den Dnjepr. Am Wolchow nun stießen sie auf die Slawjanen und ihre Stadt Nowgorod, die in lebhaften Beziehungen zu den Gestaden der Ostsee stand. Die Nowgoroder scheinen eine Zeitlang selbst über das Meer gefahren zu sein, nach Zumne an der Oder und Schleswig, konnten sich aber den Normannen gegenüber nicht behaupten, und ihre Stadt war bald im wesentlichen darauf beschränkt worden, ein großer Stapelplatz zu werden, in dem die Seefahrer Waren hielten, und zu dem sie andere brachten. Die Lage Nowgorods, 5 km unterhalb des Ausflusses des Wolchow aus dem Ilmensee, war die denkbar günstigste. Durch den Wolchow stand es in Verbindung mit der Ostsee, durch die Nsta, die in den See von Osten mündet, mit den Stromgebieten der Dwina und Wolga, durch die von Westen kommende Schelona mit dem Peipussee, durch den Lomat, der aus dem Süden in den Ilmensee fließt, mit den Stromgebieten der Düna und des Dnjepr. Wie die Fäden eines Spinnennetzes gingen die schiffbaren Wasserläufe von Nowgorod aus nach Nord und Süd, nach Osten und Westen.

Hier nun rissen zuerst Normannen die Herrschaft an sich.

Wie das geschehen sein soll, erzählt uns die älteste uns erhaltene ostslawische Chronik, die zwar erst zwischen 1093—1113 im Wndubitzki-Kloster in Kiew niedergeschrieben wurde, aber zweifellos auf Grund viel älterer Aufzeichnungen und der noch in den Städten umlaufenden Sagen verfaßt wurde. Eine dieser älteren Chroniken, die in der Urchronik aufgingen, war von einem Mönche Nestor verfaßt worden, ihn hielt man deshalb lange für den Verfasser auch der Urchronik. Jetzt aber nimmt man an, daß sie von dem Abt Sylvester zusammengestellt wurde.

Das von Nestor bewohnte Kloster war das angesehenste der Stadt. Nicht nur die Bojaren und Kaufleute Kiews, sondern auch die Fürsten und ihre Gefolgsleute kehrten oft und gern in ihm ein, und der Verfasser der Chronik konnte von ihnen erfragen, was immer sich von mündlicher Überlieferung erhalten hatte, konnte die Sagen und Heldenlieder kennen lernen, die in der Halle der Fürsten vorgetragen wurden. Durch diese Gönner wurden dem Chronisten auch eine Anzahl Urkunden zugänglich, die er gewissenhaft seinem Werk einverleibte und die für uns vom höchsten Wert sind. Sehr auffallend und charakteristisch ist das lebhafteste Interesse, das dieser

Mönch an allen mit dem Handel im Zusammenhang stehenden Vorgängen nimmt.

Die Urchronik also schildert die Vorgänge in Nowgorod so: Um die Mitte des 9. Jahrhunderts hatten Normannen die slawischen Slawjanen und Kriwitschen und die finnischen Wesen und Tschuden unterworfen, wurden aber durch eine Volkserhebung wieder vertrieben. Die also Befreiten konnten aber zu keiner sie befriedigenden Ordnung gelangen und beschloßen daher, Fürsten normannischen Stammes zu sich zu rufen. Sie schickten deshalb Gesandte über das Meer zu drei normannischen Häuptlingen aus dem Stamm der Russen: Rurik, Sfineus und Truwor und ließen ihnen sagen: „Unser Land ist groß und reich, aber es ist keine Ordnung in ihm. Kommt zu zu uns, seid unsere Fürsten und herrscht über uns.“ Die drei Brüder folgten diesem Ruf und zogen mit ihren Mannen (Druschinen = Drosten) über die See. Rurik nahm seinen Sitz erst in Ladoga am Ausfluß des Wolchow in den Ladogasee, dann in Nowgorod, Sfineus in Bjelosero, Truwor in Isborsk (südwestlich von Pskow). Nach dem Tode der Brüder wurde Rurik Alleinherrscher.

So die Überlieferung. Das Tatsächliche wird wohl darin bestanden haben, daß in der Tat diese normannischen Häuptlinge Hrörekr (der Name kommt mehrfach bei den Normannen vor), Sfikniutr und Thorwardr sich in diesen Städten festsetzten. Sie saßen wohl ursprünglich nördlich und südlich vom Mälarsee. Die Bewohner dieser schwedischen Küste wurden von den Finnen Rosjen oder Rusjen genannt, woraus die Bezeichnung Russen entstand, die nun auf das sich bildende neue Volk überging. Im allgemeinen hießen die Normannen, die als kriegsgewohnte Kaufleute durch die Länder der Ostflawen nach Byzanz zogen, Warjägi, ein Name, der aus Djarinjar entstanden war. So hießen bei den Normannen selbst die Gefolgsmannschaften der Fürsten. In den russischen Städten mochten wohl schon viele normannische Kaufleute leben und sie mögen auch gern die kriegerischen Waräger als Geleitmannschaften ihrer Bootkarawanen in ihre Dienste genommen haben. Vielleicht ist die Berufung der drei Brüder so zu verstehen. Diese aber setzten sich bald als Herren im Lande fest.

Wahrscheinlich vollzog sich nun die Begründung der Normannenherrschaft so, daß in vielen Oblast ein Mann der Fürsten an die Stelle des Knjasen trat, während in anderen, falls er sich der neuen Herrschaft angeschlossen, der slawische Knjas blieb, was er war, denn

die Normannen scheinen wenig zahlreich gewesen zu sein. Daraus würde sich zweierlei erklären: einmal, daß die Sieger, trotz aller Unterstützung durch neu zuwandernde Landsleute, so schnell mit den Besiegten verschmolzen und zweitens, daß hier keine Feudalherrschaften entstanden, sondern das slawische, demokratische Prinzip sich erhielt, der Einfluß der Wjetsch sich neben den Fürsten behauptete, ja bald wieder der ausschlaggebende wurde.

Die normannischen Fürsten waren immer von einem Gefolge von Kriegern umgeben, die sich ihnen freiwillig angeschlossen hatten und mehr ihre Kameraden als ihre Diener waren. Diese „Mannen“ (Droste) wurden von den Slawen „Druschinen“ genannt. Die russischen Fürsten nahmen unter sie sehr bald auch Slawen auf, doch bildeten Normannen noch lange den Kern dieser Scharen, und erst in den letzten Jahren Wladimirs scheint ein nationaler Gegensatz empfunden worden zu sein, was aber nicht verhinderte, daß die russischen Fürsten auch später noch normannische Waräger anwarben.

Als das Jahr, in dem die Begründung der Normannenherrschaft stattfand, wird offiziell 862 festgehalten, obgleich sie wohl schon in das Jahr 850 zu verlegen ist.

Die drei Brüder waren nicht die einzigen Normannen, die sich unter den Ostslawen festsetzten. Zwei andere, Askold (Höskuldr) und Dir (Dyri), hatten Kiew in ihre Gewalt gebracht, später gab es auch Normannenfürsten in Pologzk und Turow am Pripet, und andere, von denen wir nichts mehr wissen, mögen auch sonst noch Städte erobert haben.

Ein törichter Nationalismus hat daran Anstoß genommen, daß die Entstehung des russischen Reiches von Germanen ausging, und hat zu beweisen versucht, daß die Eroberer Slawen von Rügen oder sonst aus Pommern oder Mecklenburg waren. Aber selbst wenn wir von der Beweiskraft der normannischen Namen und mehrfachen unbestreitbaren Zeugnissen der zeitgenössischen abendländischen Schriftsteller für die Identität der Russen mit den Normannen absehen, kann nur die äußerste Voreingenommenheit verkennen, daß die Nachkommen Ruriks und ihre Mannen ganz und gar von dem normannischen Geist erfüllt waren. Oleg und der doch schon historisch zuverlässig bezeugte Swjatoslaw sind geradezu Typen normannischer Heerkönige und hätten als Slawen nie so werden können, wie sie waren.

Die Erinnerung an Rurik war, als Nestors Chronik entstand,

in Kiew schon sehr verbläßt. Nach späteren Chroniken soll er in Nowgorod einen gefährlichen Aufstand niedergeworfen haben. Jedenfalls ging das Regiment nach seinem Tode unbestritten auf einen Verwandten von ihm Oleg (Helgi) über, da sein Sohn Igor (Jugwar) noch ein Kind war.

Oleg (879—912) nun ging daran, sich das ganze Stromgebiet des Dnjepr zu unterwerfen, um sich den freien Verkehr mit Byzanz zu sichern. Er unterwarf daher zunächst den noch unabhängig gebliebenen Teil der Kriwitschen und ihre Hauptstadt Smolensk und unternahm dann einen Kriegszug zur Eroberung Kiews.

Hier saßen, wie wir schon sahen, die beiden Normannen Askold und Dir. Diese hatten die Poljanen von dem Tribut befreit, den sie bisher den Chasaren zahlten, und dann im Jahre 865 die Beleidigungen und Mißhandlungen, die Kaufleute aus Kiew in Byzanz erfahren hatten, durch einen jähen Überfall gerächt. Sie waren eines Tages 200 Boote stark vor der Stadt, von der der Kaiser und mit ihm die ganze Flotte abwesend waren, erschienen und hatten ihre nächste Umgebung in der furchtbarsten Weise verheert. Zwei Bußpredigten des Patriarchen Photius schildern diesen Vorgang höchst anschaulich.

Es scheint, daß sich dann friedliche Beziehungen mit den griechischen Kaisern herstellten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß Askold Christ wurde. Wie es denn überhaupt in dem damaligen Kiew schon eine Anzahl Christen gab, ja sogar einen christlichen Bischof. Die Handelsbeziehungen, die zwischen Kiew und Byzanz bestanden, waren ja ungemein rege, und christliche Sklavinnen mochten auch auf diese Entwicklung Einfluß geübt haben.

Oleg bemächtigte sich Askolds und Dirs mit List. Er erschien zuerst mit einer kleinen Schar als Kaufmann vor Kiew und lud die beiden zu einer Besprechung ein. Als sie kamen, ließ er sie in Fesseln schlagen und sprach zu ihnen: „Ihr seid nicht aus fürstlichem Geschlecht, ich aber bin ein Fürst, und hier — dabei wies er auf Igor — steht der Sohn Ruriks.“ Dann ließ er Askold und Dir töten.

Ein echt normannischer Zug. Oleg befreite dann auch die Radmitschen und Sswerjanen von dem Tribut, den sie bisher den Chasaren gezahlt hatten. Dann aber, im 25. Jahre seiner Regierung, zog er mit einem großen Heer nach Byzanz. Nach unserer Chronik bestand seine Flotte aus 2000 Booten, die mit je 40 Mann

besezt waren, und sie wurde noch zu Lande von Reiterei begleitet. Die Griechen sperrten den Hafen von Byzanz, die Russen aber zogen ihre Boote über Land in ihn und bewogen die erschreckten Byzantiner dadurch zur Zahlung einer großen Summe, die Oleg unter die Städte, deren Aufgebot ihm gefolgt war, verteilte. Er schloß dann mit den Griechen einen Handelsvertrag, nach dem die Russen, die nach Byzanz kamen, sich in der Stadt mit Lebensmitteln und mit allen zur Schifffahrt erforderlichen Utensilien versehen durften. Sie sollten aber ausschließlich an einer bestimmten Stelle wohnen und Verzeichnisse der Anwesenden mit Angabe ihrer Herkunft (aus welcher Stadt sie kamen) einreichen. Durch diese Maßregel sollten offenbar normannische Freibeuter ferngehalten werden. Auch sollten die Russen die Stadt nur unbewaffnet, durch ein bestimmtes Tor und unter der Führung eines kaiserlichen Beamten betreten dürfen.

Nach Abschluß dieses Vertrages hingen Oleg und seine Mannen ihre Schilde an die Tore der Stadt und wandten sich heimwärts, die Boote der Russen mit seidenen, die der Slawen mit baumwollenen Segeln, von denen aber letztere im Winde rissen. Hier wird noch deutlich zwischen Russen, d. h. Normannen und Slawen unterschieden.

Da die byzantinischen Schriftsteller diesen Feldzug mit keinem Wort erwähnen, könnte man ihn für eine Sage halten, wenn nicht in der Chronik der Inhalt des Vertrages mitgeteilt wäre. Ob sich aber nicht doch nur auf Grund eben dieses Vertrages, der vielleicht durch eine Gesandtschaft errungen wurde, die Vorstellung von diesem Feldzuge bildete, bleibe dahingestellt.

Fünf Jahre später schickte Oleg eine aus vierzehn Personen bestehende Gesandtschaft nach Byzanz, die einen neuen Vertrag abschloß, den die Chronik im Wortlaut mitteilt.

In ihm sind zunächst Bestimmungen über die Rechtsprechung in Fällen von Todschatz und Diebstahl zwischen Russen und Griechen getroffen. Dann wird ein Seerecht und die Höhe des Loskaufes für Gefangene festgesetzt, das Verfahren in Sachen entflohener Sklaven geregelt und bestimmt, was mit dem Nachlaß in der Fremde Gestorbener zu geschehen hat. Der Kaiser sollte schließlich nach Gefallen russische Soldtruppen anwerben dürfen. Dieser Vertrag ist mit außerordentlicher Umsicht abgefaßt und bezeugt auch auf Seiten der Russen einen überraschend hohen Kulturgrad. Er wurde russischerseits „auf Wunsch aller Fürsten“ abgeschlossen, danach müssen

die Mannen, die in den einzelnen Städten als Statthalter Olegs saßen, doch gewissermaßen neben ihm gestanden haben.

Noch bei Lebzeiten Olegs 898 durchzogen angeblich die Ungarn die Steppe und wandten sich westwärts. Oleg soll sie nicht gehindert haben, in der Nähe von Kiew über den Dnjepr zu setzen. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine falsche Überlieferung, denn die Madjaren durchzogen wohl schon früher und viel südlicher die Steppe.

Oleg soll, wie die Sage berichtete, seinen Tod gefunden haben, als er Wahrsager verspottete, die ihm geweissagt hatten, er würde durch sein Lieblingsroß umkommen und zu diesem Zweck den Schädel des mittlerweile gestorbenen Tieres aussuchte. Eine giftige Schlange schnellte aus dem Schädel hervor, und Oleg erlag ihrem Biß.

Ihm folgte Kuriks Sohn Igor (912—945), von dem bis dahin nur bei der Tötung Askolds und Dirs die Rede ist. Er war mit der Tochter eines in Pskow sitzenden Normannen vermählt, die Olga (Helga) hieß, und begann damit, daß er Aufstände der Drewljanen und der Alitschen niederschlug und ihnen einen schweren Tribut auferlegte. Nach arabischen Quellen unternahm ein Teil seiner Druschinen in den Jahren 913—914 mit Einwilligung der Chasaren einen Feldzug an das südliche Ufer des Kaspischen Meeres, das sie entsetzlich verheerten. Als sie aber mit reicher Beute beladen zurückkehrten, fielen die Chasaren doch über sie her und brachten ihnen eine furchtbare Niederlage bei, aus der nur wenige entrannten.

Vielleicht hing mit diesem Zuge das Vorrücken eines neuen Nomadenvolkes zusammen, den Petschenjagen, die sich während Igors Regierung über die ganze Steppe vom Don bis zur Donau ausbreiteten. Vier Horden saßen zwischen Don und Dnjepr, vier zwischen Dnjepr und Donau. An ihnen bekamen die Russen sehr unruhige, gefährliche Nachbarn, die ihnen durch die diplomatische Geschicklichkeit der Byzantiner jederzeit auf den Hals geheßt werden konnten und geheßt wurden.

Die Petschenjagen waren hochgewachsene Leute. Sie trugen kurz geschürzte Gewänder und hatten lange Bärte. Im Kriege sah man sie in Ringpanzern mit Helmen auf dem Kopf, lange zweischneidige Schwerter an der Seite, mit Lanzen, an deren Spitze Fähnchen flatterten, auf flinken Rossen einherstürmen. Sie waren ausgezeichnete Bogenschützen und wußten auch rückwärts gewandt ihr Ziel sicher zu treffen. Ihre Kampfweise war die aller Nomaden;

sie überschütteten die Gegner zunächst mit einem Pfeilregen und suchten dann durch scheinbare Flucht ihre Reihen zu lockern. War das gelungen, so stürzten sie sich unter wildem Kriegsgeschrei mit Lanze und Schwert auf sie.

Ihre Familien und ihre fahrende Habe führten sie auf hohen, bedeckten Karren mit sich, die sie im Kriege zu einer Wagenburg vereinigten.

Die an die Steppe grenzenden Slawen hatten von den sie bisher beherrschenden Chasaren nicht allzuviel zu leiden gehabt. Zahlten sie ihren Tribut, so blieben ihnen die Handelswege, der Wasserweg auf dem Dnjepr nach Byzanz und der Landweg nach der beim heutigen Sewastopol liegenden großen griechischen Handelsstadt Cherson — die mit dem heutigen Cherson nicht zu verwechseln ist —, frei. Von nun an aber kam alles auf den guten Willen der Petschenjagen an und die Kaiser in Byzanz, sofern sie diese beeinflussen konnten.

Im Jahre 941 zog Igor, wohl wieder, weil die Handelsbeziehungen zu einem Konflikt geführt hatten, mit einer großen Flotte nach Byzanz und verheerte zunächst die Umgebung der Stadt, seine Boote wurden aber in einer Seeschlacht größtenteils durch das griechische Feuer der Byzantiner zerstört. Die in die Hände der Griechen gefallenen Russen wurden enthauptet, worüber unser Eitbrand ausführlich berichtet.

Igor entkam und war entschlossen, für die erlittene Niederlage blutige Rache zu nehmen. Er war vor allem bemüht, seine Druschinen durch Zuzug von Normannen zu verstärken, die ihm denn auch in großer Zahl zuströmten.

Drei Jahre später fuhr er mit einer großen Flotte, der wieder wie zu Olegs Zeiten Reiterei zu Lande folgte, den Dnjepr hinab. Als er die Donau erreicht hatte, kamen ihm griechische Gesandte entgegen und begannen Verhandlungen, die dazu führten, daß Igor umkehrte. Es gingen nun Gesandtschaften hin und her, und schließlich einigte man sich auf Grund des mit Oleg geschlossenen Vertrages über einen neuen, der aber für die Russen ungünstiger war als der alte. Die russischen Kaufleute sollten künftig nur auf Grund von schriftlichen Pässen als solche anerkannt werden; gewisse Brokate erster Qualität sollten sie überhaupt nicht mehr erwerben dürfen und ihre Einkäufe mußten von einem kaiserlichen Beamten plombiert werden; sie durften auch nicht mehr in Byzanz überwintern. Es

war wohl die überlegene Diplomatie der Byzantiner, die hier einen Triumph feierte.

Die russische Gesandtschaft, die diesen Vertrag abschloß, bestand aus 54 Gliedern, von denen je zwei Gesandte einer Stadt waren und zwar so, daß einer den betreffenden Fürsten, der andere die Kaufmannschaft vertrat. Die Fürsten nahmen hier auch ein eigenes kaufmännisches Interesse wahr, denn sie erhoben ja ihren Tribut in Naturalien, in Pelzwerk, Honig, Wachs und verhandelten diese Artikel in Byzanz. Nach ihren Namen zu schließen, müssen aber auch die Vertreter der Kaufmannschaften noch fast alle Normannen gewesen sein.

Auch dieser Vertrag wurde, wie der mit Oleg geschlossene, schriftlich abgefaßt und beiderseits beschworen. Den Eid der Russen nahm eine griechische Gesandtschaft in Kiew entgegen. Die christlichen Russen leisteten ihn in der Kirche des heiligen Elias, Igor und die anderen heidnischen Russen an den Standbildern des Perun und des Woloß. Sie legten, ehe sie schwuren, ihre Waffen und ihren Schmuck ab.

Diese Verträge sind in mehrfacher Beziehung sehr interessant. Sie beweisen zunächst, daß die Fürsten keineswegs nur die Statthalter des Großfürsten waren, sondern sich auch als Vertreter der Städte fühlten, in denen sie herrschten, und sie lassen ferner die Kaufmannschaft neben ihnen als einen fast gleichberechtigten Faktor erscheinen. Die Entwicklung ist in Rußland von vornherein eine ganz andere als im Abendlande. Es bildeten sich hier keine feudalen Ordnungen, weil im Handel die Städte die Entscheidung in der Hand behielten. Der Fürst ist Richter und Anführer im Kriege, aber er hat immer das Interesse der Stadt wahrzunehmen. Sendet diese Gesandtschaften ab, so bestehen sie aus einem Vertreter des Fürsten und einem der Kaufmannschaft, die Hand in Hand zu gehen haben. Inwieweit die Fürsten sich dem Großfürsten unterordneten, scheint eine Machtfrage gewesen zu sein, für die seine Persönlichkeit ausschlaggebend war.

Der Handel mit Byzanz vollzog sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge so: Sobald im November der Frost die Flußläufe und Sümpfe mit Eis bedeckt hatte, begaben sich die Fürsten, geleitet von ihren Mannen, ins Land, um den Tribut zu erheben. Ihnen schlossen sich die Kaufleute an, um ihre Waren feilzubieten und ihre Einkäufe zu machen. Alle kehrten mit gefüllten Schritten am Schluß

des Winters in die Stadt zurück, in der mittlerweile die Boote für die Reise hergerichtet waren. Sobald die Flüsse aufgingen, setzten sich die Bootskarawanen in Bewegung, fuhren in den Dnjepr und auf ihm nach Kiew. Hier blieben die Boote, die die See nicht halten konnten, zurück, die anderen aber wurden mit Segeln, Tauen usw. ausgerüstet und fuhren dann bis zu einem befestigten Orte Wittitschew, wo sich die Flotte der nach Byzanz bestimmten Boote sammelte.

Unterhalb Wittitschews lag das größte Hindernis für die Reise, begannen die gefürchteten Stromschnellen, die Porogen. In einer Ausdehnung von 70 Werst schießt hier der Strom mit wilder Gewalt zwischen Klippen dahin, an denen jedes antreibende Boot zerbrechen muß. Die Boote mußten hier von den Schiffern an Tauen zurückgehalten und sehr geschickt geleitet werden. Es gab damals sieben solcher Stromschnellen, die sowohl russische (normannische) als slawische Namen hatten. Heute zählt man neun, im 16. und 17. Jahrhundert zählte man 13 (nach Cassota und Beauplan). Cassota schreibt 1594: „Die Porogen sind Strudel oder felsichte Öhrter, da der Nepr über und über voller Stein und Felsen liegt. Müssen die Leuth an den gefährlichsten Stellen absteigen und theils das schiff mit lang seilen oder striemen zuruck halten und das schiff über die spitzen stein heben und gemechlich hinüberlassen. Es müssen aber die, so das schiff mit den seilen zuruckhalten, auf die so zu wasser seind, guet andacht geben, und nach Ihrem bericht die seil anziehen oder nachlassen, damit sich das schiff nicht zu stoßen, den es gahr bald versehen.“ Die vierte Stromschnelle konnte überhaupt von den Booten nicht durchfahren werden. Nicht nur die Waren, sondern auch die Boote mußten hier zwei Werst (ungefähr ebensoviel Kilometer) über Land gebracht werden, was natürlich zur Folge hatte, daß die Karawane Angriffen durch die Nomaden der Steppe besonders ausgelegt war.

Waren die Stromschnellen glücklich überwunden, so drohte noch eine Stelle Gefahr, an der die Ufer sich so näherten, daß die Boote von ihnen aus mit Pfeilen beschossen werden konnten. Von da ab war der Fluß so breit, daß Angriffe vom Lande aus nicht mehr zu befürchten waren. Man fuhr ihn nun (270 Werst weit) bis zur Mündung in vier Tagen hinunter.

In der Dnjeprmündung hißte man die Segel und fuhr nun, von einer Meeresströmung unterstützt, zunächst in die des Dnjestr,

dann in die des Donaumündungsarmes Sfulina. Von hier aus folgte man immer der Küste bis Byzanz. Die ganze Reise nahm von Kiew ab 40 Tage in Anspruch.

Im Herbst kehrte die Karawane auf demselben Wege zunächst nach Kiew zurück und zerstreute sich dann, um die Heimat der einzelnen Bootsgesellschaften wieder zu erreichen. Dann begannen die schon geschilderten Winterfahrten.

Bei Gelegenheit einer solchen fand Igor einen jähen Tod. Er hatte von den Drewljanen den ohnehin großen Tribut erhoben, als einige seiner Mannen ihn beredeten, mit ihnen umzukehren und noch einmal Tribut zu erheben. Die dadurch zur Verzweiflung gebrachten Drewljanen griffen zu den Waffen und töteten ihn und seine Leute. Sie sollen Igor an zwei herabgezogene Bäume gebunden haben, die ihn, zurückschnellend, zerrissen (945).

Igor scheint seine Druschinen wenig in der Hand gehabt zu haben, denn die Araber berichten noch von einem zweiten Plünderungszuge der Russen gegen die Küsten des Kaspischen Meeres. Er war wohl überhaupt keine kraftvolle Persönlichkeit.

Igor hinterließ einen 942 geborenen Sohn, der schon den slawischen Namen Swjatoslaw führte, und eine Witwe Olga (Helga), die für den Sohn das Regiment in die Hand nahm (945—964). Über die Rache, die sie an den Drewljanen nahm, gab es eine interessante, echt normannische Sage, die unsere Chronik ausführlich wiedergibt. Olga ließ die Gesandten der Drewljanen grausam umbringen, ihren Fürsten Mal erschlagen, verbrannte ihre Stadt Iskorosten und auferlegte ihnen einen kaum erschwinglichen Tribut. Vor der Entscheidungsschlacht schleuderte der Knabe Swjatoslaw die erste Lanze gegen den Feind.

Es scheint, daß Olga mit großem Geschick die Vormundschaft handhabte, es ist uns aber Näheres über ihre Regierung nicht bekannt. Dagegen werden wir ausführlich über die Reise, die sie 957 nach Konstantinopel unternahm, um sich dort taufen zu lassen, unterrichtet. Die Aufnahme, die sie in Byzanz fand, scheint ihren Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben — man ließ sie lange im Hafen auf eine Audienz warten und erwies ihr nur die Ehren einer Botschafterin, nicht die einer Souveränin —, sie blieb aber ihrem Vorhaben getreu und kehrte als Christin nach Kiew zurück.

Von den Mäzchen, durch die die Kaiser in Byzanz den zu ihnen kommenden Barbaren imponierten, entwirft unser Liutbrand,

der als Brautwerber um Theophanu in Konstantinopel war, ein amüsanter Bild. Der Thron war so eingerichtet, daß er, während die in Audienz Empfangenen sich niederwarfen, mit dem Kaiser hoch emporschnellte; auf einem vergoldeten Baum sangen künstliche Vögel, während Löwen aus Edelmetall brüllten.

Es gelang Olga nicht, den damals fünfzehnjährigen Swjatoslaw zur Annahme des Christentums zu bewegen. Er soll der Mutter geantwortet haben, seine Mannen würden ihn auslachen, wenn er es täte. Swjatoslaw war der geborene Krieger, ein typischer Wikinger jener Zeit und ganz erfüllt von den Idealen dieser Menschen. Er kämpfte um des Kampfes, um des Ruhmes willen, alle anderen Ziele waren ihm nebensächlich. Man wird durch ihn oft an den letzten Wikinger, an Karl XII. von Schweden erinnert. Swjatoslaw lebte mit und für seine Mannen, mit denen er alles teilte. Während eines Feldzuges aß er nur auf Kohlen geröstetes Fleisch und schlief ohne Zelt mit dem Sattel als Kopfkissen unter freiem Himmel.

Swjatoslaws (964—972) erster Waffengang galt den Bulgaren und Burtassen an der Wolga (964); dann wandte er sich gegen die Chasaren, nahm (965) ihre Stadt Sarkel am Don, später auch ihre Hauptstadt Itil und drang bis zum Kuban vor, wo später das russische Fürstentum Tmutarakan lag. Auch die Wjatitschen an der Oka wurden jetzt unterworfen und dem Reich einverleibt. Damit war die Wolga dem russischen Handel freigegeben, die Macht der Chasaren gebrochen.

Diese Feldzüge mögen Swjatoslaw bis 967 beschäftigt haben. Dann suchte der Kaiser Nikephorus-Phokas ihn zu bewegen, zugleich mit ihm einen Angriff auf die Donaubulgaren zu unternehmen. Sein Gesandter Kalokyros, der Sohn des Statthalters von Cherson, bot eine große Summe, und Swjatoslaw sagte zu. Er fuhr mit einem 60000 Mann starken Heer den Dnjepr hinab und schlug an der Donau die sich ihm entgegenstellenden Bulgaren. Dann kehrte er beutebeladen nach Kiew zurück, aber nur um im folgenden Jahre wiederzukommen. Swjatoslaw setzte sich jetzt in Perejaslawez an einer Donaumündung fest.

Das hatte nun der Kaiser keineswegs gewünscht. Er näherte sich daher wieder den Bulgaren und hegte die Petschenjagen zu einem Angriff auf Kiew. Dieser erfolgte auch, es gelang aber Olga, bei der auch die drei Söhnchen des Sohnes weilten, die Stadt

zu halten und die Feinde durch das künstlich verbreitete Gerücht, Swjatoslaw sei im Anzuge, zu einem Friedensschluß zu bewegen.

Die Kiewer beschworen nun Swjatoslaw, zu ihnen zurückzukehren, und er erfüllte ihre Bitte für kurze Zeit, eilte aber, sobald er den Frieden mit den Petschenjagen wieder hergestellt hatte, wieder an die Donau. Da Olga kurz vor seinem Ausbruch starb, sollte in Kiew sein neunjähriger ältester Sohn Jaropolk, bei den Drewljanen sein zweiter Sohn Oleg unterdessen die Staatsgewalt repräsentieren. Die ebenbürtige Mutter dieser Söhne ist nicht bekannt. Ein dritter Sohn Wladimir, den ihm eine Beschließerin Olgas, Maluscha, geboren hatte, wurde auf die Bitte der Nowgoroder nach Nowgorod geschickt, wo ihm ein Bruder seiner Mutter Dobrynja zur Seite stand.

Als Swjatoslaw wieder an die Donau kam, erwies es sich, daß die verbündeten Griechen und Bulgaren alle Städte, die vorher von den Russen erobert waren, auch Perejaslawez, eingenommen hatten. Ihm aber konnten auch ihre vereinigten Kräfte nicht widerstehen. In kurzer Zeit nahm er das ganze Land ein und nahm auch den Zaren der Bulgaren, Boris, mit seiner ganzen Familie gefangen.

Mittlerweile war der Kaiser Nikephoros Phokas in Byzanz durch den Armenier Johannes Tzimiskes ermordet worden, und Tzimiskes raffte alle Kräfte zusammen, um die Russen aus Bulgarien zu vertreiben.

Swjatoslaw, dem sich nun auch die Bulgaren anschlossen und der Petschenjagen mit sich hatte, schlug die Griechen bei Adrianopel und zog geradeswegs auf Byzanz. Tzimiskes fügte sich zunächst und verpflichtete sich zu einem hohen Tribut, durch den Swjatoslaw sich bewegen ließ, an die Donau zurückzukehren. Beide aber zogen so viele Truppen an sich, als sie irgend konnten. Bardas Skleros, dem Schwager des Kaisers, gelang es, dem heranziehenden Swjatoslaw eine schwere Niederlage beizubringen. Da er aber dann auf einen anderen Kriegsschauplatz geschickt werden mußte, konnte Swjatoslaw sich von ihr erholen. Im nächsten Frühling aber stellte Tzimiskes sich selbst an die Spitze des griechischen Heeres und zog nach Adrianopel, während gleichzeitig die griechische Flotte, 300 Segel stark, nach der Donau abging. Da Swjatoslaw die Balkanpässe nicht besetzt hatte, konnten die Griechen die Hauptstadt der Bulgaren Perejaslawez am Balkan nach hartem Kampf einnehmen und sich

des hier gefangen gehaltenen Fürsten der Bulgaren, Boris bemächtigten. Dieser hielt es nun wieder mit ihnen.

Bei Doristol (Silistria) kam es zur Schlacht, in der nach zweifeltem Kampf die Russen besiegt und in der Stadt eingeschlossen wurden. Die griechische Flotte hielt die Donau besetzt, die Landseite wurde von einem Wall umgeben. Eine Reihe verwegener Ausfälle konnten die Russen nicht befreien, und die Lebensmittel gingen zu Ende. So mußte Swjatoslaw sich wohl oder übel als besiegt erkennen, und die Griechen kamen ihm sehr entgegen. Die Russen mußten Doristol übergeben, die Gefangenen ausliefern, ganz Bulgarien räumen, erhielten aber freien Abzug (972).

Nachdem die Kapitulation unterzeichnet war, trafen sich der Kaiser und der Großfürst persönlich.

„Tzimiskes kam zu Roß in vollem Waffenschmuck an den Fluß, Swjatoslaw im Boot, das er zugleich mit seinen Mannen ruderte. Er war von mittlerem Wuchs, mit dichten Brauen, blauen Augen, hatte eine breite Nase und ein bis auf den dichten, langen Schnurrbart rasirtes Gesicht. Sein Kopf war bis auf eine Haarlocke, die den Adel seines Geschlechtes bezeugte, ganz kahl; der Hals war stark, die Schultern waren breit, die ganze Haltung aufrecht. Er erschien düster und wild. In einem Ohr trug er einen goldenen Ring, in dessen Mitte sich ein Rubin und zwei Perlen befanden. Er trug ein weißes Gewand, das sich nur durch seine Sauberkeit von dem seiner Gefährten unterschied.“

So schildert uns ein griechischer Augenzeuge Swjatoslaw.

Das Spiel war für diesen zunächst verloren, und er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, mit den Resten seines Heeres wieder nach Kiew zu gelangen, denn die Griechen hatten natürlich nicht verfehlt, die Petschenjagen auf ihn los zu lassen, und diese erwarteten ihn an den Stromschnellen. Dadurch wurde Swjatoslaw, den seine Getreuen vergeblich beschworen, den Heimweg über Land anzutreten, gezwungen, an der See zu überwintern, wo bald furchtbarer Mangel unter seinen Leuten ausbrach. Im Frühling 973 versuchte er doch durch die Stromschnellen zu kommen, die Petschenjagen erschlugen aber ihn und sein ganzes Gefolge. Aus seinem Schädel ließ sich ihr Fürst den Becher herstellen, aus dem er beim Siegesfest trank.

So endete der größte Wikinger, der auf russischem Boden herrschte.

Swjatoslaw hatte das Reich so unter seine Söhne geteilt, daß Jaropolk den Hauptteil, Oleg das Land der Drewljanen, Wladimir Nowgorod erhielt. Natürlich regierten für die Knaben zunächst die Ältesten unter ihren Druschinen.

Der angesehenste Mann am Hofe Jaropolks war unzweifelhaft Swentjeld, der sich schon unter Igor als Heerführer ausgezeichnet hatte und dann Swjatoslavs rechte Hand gewesen war. Sein Sohn Ljut jagte eines Tages in Olegs Gebiet, wurde von diesem dabei überrascht und von ihm oder seinen Männern getötet. Seitdem ruhte Swentjeld nicht, bis Jaropolk seinem Bruder Krieg ansagte. Bei Owrutsch kam es zur Schlacht, in der Jaropolk siegte. Als Oleg in die Stadt floh, fiel er von der Brücke in den sumpfigen Graben und fand dabei seinen Tod.

Auf die Nachricht von diesem Vorgang floh Wladimir, der bisher mit Hilfe seines Onkels Dobrynja regierte, zu den Normannen und blieb zwei Jahre bei ihnen, bemüht, ein Heer zusammenzubringen, mit dem er den Waffengang mit Jaropolk bestehen konnte. Diese Jahre waren zunächst für die Bildung seines Charakters entscheidend. Eben damals begann das Christentum im Norden festen Fuß zu fassen, und eben deshalb hielten die kampfesfrohen Heiden nur um so fester an ihrer Götterlehre und dem wilden Sinn ihrer Vorfahren. Das mußte bei Wladimir um so mehr der Fall sein, als in Kiew das Christentum immer mehr an Boden gewann. Vergewärtigen wir uns, daß es schon unter Igor in Kiew einen christlichen Bischof gab, und daß die hoch gefeierte Olga Christin geworden war. Auch war die Gemahlin Jaropolks eine schöne griechische Nonne, die ihm der Vater aus Bulgarien mitgebracht hatte. War Jaropolk auch noch nicht Christ geworden, so neigte er doch dem Christentum zu und erregte dadurch den Zorn seiner Druschinen, wie aus dem Gang der Ereignisse hervorgeht.

Als Wladimir sich wieder Nowgorods bemächtigt hatte, scheint es noch nicht gleich zum Zusammenstoß mit Jaropolk gekommen zu sein, aber ein Zwischenfall mußte zu ihm führen. In Polozk saß damals als Fürst ein Normanne Rogwolod, der eine schöne Tochter Rogneda hatte. Um sie warben beide Brüder, Jaropolk wohl aus politischen Gründen. Rogneda sagte Wladimir mit den kränkenden Worten ab, sie wolle nicht dem Sohn einer Sklavin (einem Rabitschitsch) die Schuße ausziehen, was die junge Frau in der Hochzeitsnacht zu tun hatte. Darauf zogen Wladimir und Dobrynja gegen Polozk, erschlugen Rognedas Vater und Brüder und entführten sie selbst als Wladimirs Frau nach Nowgorod. Goriklawa (die Kummervolle) soll der Barbar sein unglückliches Weib fortan genannt haben.

Nun zog Wladimir mit einem großen Heer gegen Kiew. Swentfeld lebte nicht mehr, der erste Ratgeber Jaropolks war ein Mann namens Blud. Er hatte Jaropolk geholfen, die Petschenägen zu bändigen, und genoß sein unbedingtes Vertrauen. Er nun verriet jetzt seinen Herrn im Interesse Wladimirs, wahrscheinlich, weil er als Heide mit diesem mehr sympathisierte. Er verhinderte nicht nur, daß Jaropolk rechtzeitig ein Heer zusammenzog, sondern veranlaßte ihn auch, Kiew zu verlassen und sich in die Stadt Rodnja am rechten Ufer des Dnjepr zu werfen, wo er von Wladimirs Truppen belagert wurde. Er bewog ihn dann auch, sich zu unterwerfen und sein Schicksal ganz der Großmut des Bruders zu überlassen. Dieser aber ließ ihn, noch ehe er sein Gemach betrat, niederhauen.

Wladimir hatte seinen Sieg größtenteils mit Hilfe der unter den Normannen angeworbenen Waräger erfochten. Sie hatten nun große Lust, Rußland als ein von ihnen erobertes Land zu betrachten, aber Wladimir bewog sie, wohl durch hohe Geldzahlungen, nach Griechenland zu gehen, und bat den Kaiser vertraulich, sie nicht wieder nach Rußland zurückkehren zu lassen. Es machte sich offenbar schon ein nationaler Gegensatz geltend.

Wladimir nahm zunächst Jaropolks schwangere Witwe in seinen Harem auf und feierte seinen Sieg, indem er den Göttern, denen er ihn zuschrieb, in Kiew und Nowgorod Tempel und Statuen errichtete. Die Figur Peruns war von Holz, der Kopf aus Silber hatte einen goldenen Schnurrbart. Auch die anderen Götzenbilder waren von Holz und nur mit Edelmetall verziert. Ihnen wurden auch Menschenopfer gebracht, und aus diesem Anlaß sollen nach der Chronik auch zwei Christen, Vater und Sohn, um ihres Glaubens willen gestorben sein. Als nämlich nach einem erfolgreichen Feldzuge Wladimirs gegen die Jatwägen, ein litauisches Volk, den Göttern eine Jungfrau und ein Jüngling dargebracht werden sollten, und das Los, geopfert zu werden, auf den Sohn eines Warägers fiel, der vorher in Griechenland gedient hatte und dort Christ geworden war, weigerte dieser sich, seinen Sohn herauszugeben. Darüber geriet das Volk in Wut und zerriß beide.

Der altnormannische Sinn, der in Wladimir die Liebe zu den alten Göttern wachrief, war ganz auf den Kampf gerichtet. So trieb es denn auch Wladimir immer wieder hinaus in den Krieg. Im Westen hatte Metschislaw eben die slawischen Stämme, aus dem das polnische Volk entstand, politisch geeinigt. Ihm nun nahm er

jetzt mehrere Städte in Galizien, die nach einer Stadt Tſcherwen die Tſcherweniſchen genannt wurden. Er bändigte ferner die Wjatitschen und Radimiſchen, die auſtändig geworden waren, und ſcheint auch die Letten und Eſten zum Teil tributpflichtig gemacht zu haben. Ein Feldzug gegen die Bolgaren an der Wolga ſcheint erfolglos verlaufen zu ſein. Am meiſten kämpfte Wladimir mit den Peſchenjäten. Zum Schutz gegen ſie errichtete er an den Grenzen der Steppe, am Nebenfluß des Dnepr von rechts Stugna, und den Nebenflüſſen von links Desna und Sſula befeſtigte Städte, die durch Erdwälle und Waldverhaue miteinander verbunden waren.

Wladimir hatte eine große Anzahl von Frauen und Beiſchläferinnen, mehr noch als die Landesſitte jener Zeit es mit ſich brachte. War doch ſelbſt zu unſerem Thietmar die Nachricht gedrungen, daß er ein „unmäßiger Wollüſtling“ ſei. Darunter mag Rogneda ſo ſehr gelitten haben, daß ſie ſchließlich beſchloß, Wladimir im Schlafe zu töten. Er aber erwachte, entriß ihr das Schwert und befahl ihr, ſich fürſtlich zu kleiden, denn er wolle ſie ſelbſt richten. Als er nun wieder das Gemach betrat, reichte ihm Rognedas kleiner Sohn Iſjaſlaw auf ihren Betrieb ein Schwert und ſprach: „Du biſt nicht allein, Vater. Dein Sohn wird Zeuge ſein.“

Wie echt normanniſch iſt wieder dieſer Zug, gleichviel ob er dem Leben oder der Sage entnommen iſt!

Wladimir ſoll Rogneda verziehen und Iſjaſlaw eine nach letzterem benannte Stadt im Lande ihres Vaters erbaut haben.

So ſehr Wladimir auch von der wilden Poeſie des normanniſchen Heidentums erfüllt war, ſo war der Einfluß des Chriſtentums in Kiew doch ſchon ein ſo großer, daß auch er ſich ihm ſchließlich nicht entziehen konnte. Griechen und Römer warben wetteifernd um die Gunſt des mächtigen Fürſten, der über ein ſo großes Reich gebot. Schon 970 wird bei Thietmar erwähnt, daß der Erzbischof Aetelbert von Trier vorher geweihter Biſchof von „Rucien“ war. Auch aus der alten normanniſchen Heimat her ſcheinen chriſtliche Einflüſſe ſich durch nach Kiew geflohene Seekönige geltend gemacht zu haben. Kiew, das nun der große Mittelpunkt des oſteuropäiſchen Handels war — unſer Adam von Bremen nennt es „ein Ebenbild Konſtantinopels, den größten Schmuck Rußlands“ — hatte unter ſeinen Einwohnern jeder Nationalität ſchon zahlreiche Chriſten. So mußte das Heidentum Wladimirs, je älter er wurde, um ſo mehr ins Wanken geraten. Nach der Chronik ſollen auch die Muſhamedaner

und die jüdisch gewordenen Chasaren ihn für ihre Religion zu gewinnen versucht haben, aber diese Versuche waren wohl von vornherein aussichtslos. So viel aber geht aus dem sagenhaften Bericht immerhin hervor, daß Wladimir die Annahme des Christentums erst ernsthaft ins Auge faßte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Druschinen und „die Städte“ damit einverstanden waren. Auch dann aber sollte bei dieser Gelegenheit noch die Politik zu ihrem Recht kommen.

So lange es auch schon her war, seit die römischen Kaiser über den orbis terrarum geboten, der Glanz, der ihren Thron umgab, war auch jetzt noch nicht ganz verblichen, und eine verwandtschaftliche Verbindung mit dem Kaiserhof in Byzanz galt germanischen wie slawischen Fürsten noch als ein erstrebenswertes Ziel, mit dem für sie eine Steigerung ihres Ansehens bei den eigenen Volksgenossen verbunden war. In diesem Sinne warb Otto der Große für seinen Sohn um Theophanu, in ihm wollte Wladimir sich selbst jetzt eine Kaisertochter erringen. Er tat es mit dem Schwert in der Hand.

Hart neben dem heutigen Sewastopol lag eine uralte wichtige griechische Handelsstadt Cherson, die auch Korsun genannt wurde. Sie war ziemlich unabhängig, stand aber doch in engem Zusammenhang mit Byzanz. Sie nun eroberte Wladimir im Jahre 988 und schickte dann eine Gesandtschaft nach Byzanz, die erklärte, er wolle zum Christentum übertreten, falls die Kaiser Basilius und Konstantin ihm ihre Schwester Anna zur Gemahlin geben würden. Da, falls dieser Wunsch unerfüllt blieb, Wladimir zweifellos gegen Byzanz zog, entschlossen sich die Griechen, ihm, der ihnen die Freundschaft der Russen sichern mußte, zu willfahren, und die Prinzessin wurde nach Cherson geschickt. Wladimir trat nun zum Christentum griechischer Konfession über.

Es war ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung, denn in ihm schied sich Rußland von dem abendländischen Europa. Nicht das auf die Tat gerichtete, praktische und hierarchisch organisierte Christentum Roms sollte nun in ihm herrschen, sondern die in erster Reihe asketische Kirche von Byzanz. Wer in dieser wirklich fromm war, der kehrte der Welt den Rücken und versenkte sich als Mönch oder Nonne ganz in religiöse Betrachtungen und Empfindungen. Für den aber, der in der Welt blieb, war die Religion im wesentlichen eine Summe von Bräuchen, deren Befolgung kategorisch verlangt wurde, die aber mit der Ethik kaum etwas zu tun hatten.

Das wurde jetzt, da die Trennung der beiden Konfessionen sich eben erst vollzogen hatte und die Kirche von Byzanz von der von Rom noch stark beeinflusst war, noch nicht gleich offenbar. So ist z. B. der Hirtenbrief des Bischofs von Nowgorod, Luka Schidjata vom Jahre 1036 noch ganz auf das Praktische, Ethische gerichtet, aber je länger die Trennung der Kirchen währte, um so mehr trat bei der orientalischen Kirche der asketische Zug einerseits, das Überwuchern des kirchlichen Brauchs über den ethischen Inhalt andererseits zutage. An die Stelle des Wortes traten immer mehr das Symbol, und die Frömmigkeit, die in sorgfältiger Beachtung aller äußeren Vorschriften der Kirche bestand, fand bald in der Seele ein verträgliches Verhältnis zu jedem Laster.

Und dieses weltflüchtige Christentum der Griechen unterbrach nun langsam aber sicher auch den weltlichen Zusammenhang der Russen mit den Abendländern. Noch eine ganze Weile lang holten sich die russischen Fürsten ihre Frauen aus Westeuropa, vermählten sie ihre Töchter dorthin. Aber den griechischen Geistlichen waren diese Ehen, von denen sie immer eine Einwirkung Roms befürchten mußten, ein Dorn im Auge, und sie wirkten ihnen, so viel sie konnten, entgegen. Diesem Bestreben schlossen sich auch, von ihrem Standpunkt aus, der in den Russen nun mehr und mehr Kezer sah, die römischen Geistlichen an. Die russischen Fürsten heirateten nun entweder innerhalb der Familie oder wählten die Töchter vornehmer Bojaren oder vermählten sich aus politischen Gründen mit den Töchtern der Chane der Steppennomaden. Darüber schwand der Zusammenhang der Fürsten wie der Völker mehr und mehr. Die Kreuzzüge wurden nun nur von den Abendländern unternommen, das abendländische Rittertum mit seinem Ehrbegriff blieb den Russen fern wie die Wechselwirkungen zwischen dem Arabertum und der germanisch-romanischen Kultur. Immer wieder wurden sie nach dem absterbenden Byzanz gewiesen, mit seinen orientalisirten abgegeschlossenen Frauen, seinen politisierenden Geistlichen und dogmatisierenden Fürsten, seinen Kanzleien und verschlagenen politischen Intrigen. Und die Feinde, mit denen sie die Schwerter kreuzten, waren nicht die Mauren Spaniens oder die Seldschuken Saladins, sondern rohe Petschenjagen und Polowzer.

Die Götzenbilder Peruns und der anderen Götter wurden nach Wladimirs Bekehrung in Kiew und Nowgorod in die Flüsse geworfen — noch heute übergibt der russische Bauer allzusehr verblichene

Heiligenbilder gern fließenden Gewässern —, und an ihrer Stelle erhoben sich von Griechen erbaute Kirchen. Das Volk der Städte wurde summarisch getauft, aber das Heidentum blieb, zumal im Norden, noch lange lebendig.

Wladimir führte auch als Christ noch glückliche Kriege gegen die Chorwaten und Petschenjagen, scheint aber mit diesen doch nicht recht fertig geworden zu sein. Die Chronik ist für seine späteren Regierungsjahre sehr lückenhaft, obgleich sie den Christen Wladimir im Gegensatz zum Heiden höchlichst preist, und sie erzählt, er sei so milde geworden, daß er sogar die Verbrecher nicht mehr bestrafen wollte und die Geistlichkeit diese übertriebene Auffassung christlicher Nächstenliebe bekämpfen mußte. Sie berichtet aber auch von sehr reichlichen Gastmahlen, die er seinen Druschinen gab, und von offenen Tafeln, die er für sie hielt. In dem russischen Volksepos und den historischen Sagen spielt er die Rolle von König Artus, ist er selbst passiv und beschränkt sich darauf, die Ritter seiner Tafelrunde zu kühnen Taten anzufeuern und sie für solche zu belohnen. Er selbst ist „die rote Sonne“, zu dessen Hof alles strömte, was Ehre suchte und Kampf liebte. So lebte das Andenken des heiligen Wladimir, — seine Kirche sprach ihn heilig — unter seinem Volke fort bis auf den heutigen Tag wie bei uns das Karls des Großen.

Wladimir hatte sein Reich schon bei seinen Lebzeiten unter seine Söhne als seine Statthalter verteilt. Der älteste Sohn Wntscheslaw, dessen Mutter eine Tschechin war, residierte in Nowgorod, Isjaslaw (Sohn Rognedas) in Polozk, Swjatopolk (Sohn der griechischen Witwe Jaropolks) in Turow am Pripet, Jaroslaw (Mutter Rogneda) in Rostow. Nach dem Tode des ältesten Bruders erhielt er Nowgorod und wurde in Rostow durch Boris (Mutter Anna) ersetzt. Gleb (Mutter Anna) wohnte in Murom. Swjatoslaw erhielt das Land der Drewljanen, Wsewolod Wladimir in Wolhynien, Mstislaw (Mutter Rogneda) Tmutarakan, Stanislaw Smolensk, Sjudislaw Pskow.

Der Gegensatz, der zwischen Nowgorod, in dem das warägische Element so viel stärker war, und Kiew bestand, kam noch zu Lebzeiten Wladimirs zum Ausdruck. Die Stadt hatte ihm bisher eine hohe Steuer entrichtet und war damit wenig zufrieden. Nun nahm Jaroslaw ihre Sache in die Hand. Er hatte keine Ursache, den Vater besonders zu lieben, denn als dieser Christ wurde und sich mit der griechischen Prinzessin vermählte, hatte er Jaroslaws

Mutter zugemutet, einen seiner Bojaren zu heiraten. Rogneda hatte diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen und war Nonne geworden, sehr zur Zufriedenheit ihres damals zehnjährigen Sohnes Jaroslaw, der diesen stolzen Sinn zu würdigen wußte. Nun sagte er dem Vater die Steuer auf und rief Normannen zu seiner Hilfe herbei. Wladimir zog ein Heer zusammen, mußte es aber zunächst gegen die Petschenjagen verwenden. Da er krank war, ließ er es von Boris führen, verschied aber selbst am 15. Juli 1015.

Zur Zeit seines Todes war von seinen Söhnen nur Swjatopolk in Kiew. Er hatte seine Residenz in Turow und hatte von dort aus Beziehungen zu Boleslaw von Polen hergestellt, der ihm seine Tochter zur Frau gab und ihn für die römische Kirche zu gewinnen suchte. Nach Thietmar soll Wladimir ihn, sein Weib und den Bischof Reinborn, der bei ihnen war, ins Gefängnis geworfen haben. Ob er nun beim Tode des Vaters sich noch in diesem befand oder auf die Nachricht von seiner Erkrankung aus der Fremde herbeieilte, jedenfalls hielt er den Todesfall zunächst geheim und suchte sich der Druschinen durch reiche Geschenke zu versichern. Er ließ dann Boris und Gleb, die er als Söhne der Prinzessin besonders fürchtete, ermorden und auch Swjatoslaw umbringen.

Am gefährlichsten war ihm jetzt Jaroslaw, der ja gegen den Vater in Waffen stand. Aber in Nowgorod war es zwischen den von ihm angeworbenen Warägern und der Bürgerschaft zu einem wilden Gemetzel gekommen. Viele Waräger waren getötet worden, und an ihren Mördern hatte Jaroslaw blutige Rache genommen. Trotzdem erklärten sich die Nowgoroder bereit, Jaroslaw, der durch seine Schwester von den Vorgängen in Kiew unterrichtet worden war, zu unterstützen. Mit 40 000 Nowgorodern und 1000 Warägern zog er gegen Swjatopolk, der seinerseits sein Heer durch Petschenjagen verstärkte und sich ihm bei Ljubetsch am Dnjepr, nördlich von Kiew, entgegenstellte. Swjatopolk wurde geschlagen und floh zu seinem Schwiegervater nach Polen.

Jaroslaw nahm nun Kiew ein, bald aber zog Boleslaw von Polen mit einem großen Heer, in dem sich auch 500 deutsche Ritter und zahlreiche Petschenjagen befanden, gegen ihn und schlug ihn bei Wolhyn am Bug aufs Haupt. Er entfloh mit nur vier Reitern nach Nowgorod.

Boleslaw führte nun Swjatopolk nach Kiew zurück, wollte ihm aber dort nur die Stellung als Statthalter einräumen und das

Land selbst beherrschen. Darüber kam es zum Streit zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Die polnischen Garnisonen, die Boleslaw in die russischen Städte gelegt hatte, wurden ermordet, selbst Kiew konnte von den Polen nicht gehalten werden. Boleslaw plünderte nun Kiew, führte zwei Töchter Wladimirs mit sich fort und ging zurück nach Polen, behielt aber die Tschermenschen Städte.

Es kam nun darauf an, ob Swjatopolk sich Jaroslaw gegenüber behaupten konnte. Dieser hatte über das Meer fliehen wollen, die Nowgoroder aber ließen das nicht zu und hielten zu ihm wie ein Mann. Er warb nun wieder Waräger und zog gegen Swjatopolk, der sein Heer abermals durch Petschenjagen verstärkte. Bei einem Bach Alta kam es 1019 zur Schlacht, in der Swjatopolk unterlag. Er ist dann auf der Flucht irgendwo in der Steppe umgekommen.

Jaroslaw war nun Großfürst, hatte sich aber zunächst noch mit den überlebenden Brüdern resp. Neffen auseinander zu setzen. Zunächst mußte der Sohn Iwaslavs von Polozk Brjatschislaw mit den Waffen in der Hand verhindert werden, sich Nowgorods zu bemächtigen. Dann galt es, ein Verhältnis zu Jaroslaws leiblichem Bruder, dem heldenhaften Mstislav von Tmutarakan, herzustellen. Dieser war nicht gewillt, Jaroslaw ohne weiteres als Herrn über ganz Rußland anzuerkennen, setzte sich vielmehr in Tschernigow fest und erwartete den Bruder. Jaroslaw warb nun wieder Waräger, die ihm ein Normanne Hakon zuführte, und führte sie gegen Mstislav. Bei Litzwen kam es während eines nächtlichen Gewitters zu einer blutigen Schlacht, in der, wie es scheint, Jaroslaw unterlag. Man einigte sich schließlich (1026) dahin, daß Jaroslaw in Kiew, Mstislav in Tschernigow regierte.

Beide Brüder zogen nun gegen Polen, wo Boleslaw gestorben war und eroberten die Tschermenschen Städte zurück.

Mstislav starb 1036 kinderlos, und der einzige nun noch lebende Bruder Sjudislav von Pskow wurde von Jaroslaw ins Gefängnis geworfen. Bis auf Polozk war nun wieder ganz Rußland in der Hand eines Fürsten. Aber alsogleich wurde der Grund für neue Teilungen gelegt, indem Jaroslaw seinen ältesten Sohn, den erst 16 Jahre alten Wladimir, nach Nowgorod schickte.

Jaroslaw kämpfte nun auch erfolgreich gegen die Petschenjagen, die er vor den Toren Kiews aufs Haupt schlug, gründete 1030 im Lande der Esten Jurjew (das spätere Dorpat) und kriegte gegen die Litauer, ohne sie indessen unterwerfen zu können. In Polen unter-

stützte er seinen Schwager Kasimir I. gegen den Kronprätendenten Moißlaw von Masowien, der im Kampf gegen Jaroslaw fiel (1047).

Schon vorher (1043) hatte Jaroslaws ältester Sohn Wladimir ein großes russisches Heer nach Byzanz geführt, wo damals Konstantin Monomach regierte, und wo in einem Volksaufstand ein vornehmer russischer Kaufmann erschlagen worden war. Vergeblich erbot sich der Kaiser zu Schadenersatz, die Forderungen der Russen waren so groß, daß er sie nicht bewilligen konnte. Diese zogen nun in der üblichen Weise zu Wasser und zu Lande gegen Byzanz. Vor der Stadt kam es zur Seeschlacht, in der die Russen durch das griechische Feuer besiegt wurden. Das Landheer wurde in Bulgarien geschlagen, und die Gefangenen wurden von den Griechen geblendet. Trotzdem waren die Griechen bereit, den gefürchteten Russen möglichst entgegenzukommen, und willigten bald in einen für sie vorteilhaften Frieden.

Jaroslaw stand noch in lebhafter Verbindung mit den anderen Höfen Europas. Seine Gemahlin Ingigard war die Tochter des Königs Olaf von Schweden, von seinen Töchtern war eine mit Harald von Norwegen, eine zweite mit Heinrich I. von Frankreich, eine dritte mit Andreas von Ungarn vermählt. Von seinen Söhnen war Ißjaslaw mit einer Schwester Kasimirs von Polen, Wjewolod mit einer Verwandten Konstantin Monomachs verheiratet, zwei andere Söhne hatten eine Gräfin von Stade resp. eine Gräfin von Orlamünde zur Frau.

Jaroslaw war sehr bildungsfreundlich. Er las selbst gern und viel, und auf seine Anregung wurden zahlreiche Bücher aus dem Griechischen oder Bulgarischen übersetzt, andere immer wieder für die Bibliotheken der Klöster und Bischöfe abgeschrieben. In Nowgorod rief er eine Kirchenschule für 300 Schüler ins Leben, wie eine solche in Kiew schon seit Wladimir bestand. Beide dienten zur Ausbildung von Geistlichen.

Jaroslaw starb im Jahre 1054.

Auf ihn gehen zwei Kodifikationen der damals herrschenden Rechtsanschauungen zurück, die für uns von höchstem Wert sind, die Ruszkaja Prawda und der Ustaw Jaroslaws. Die Ruszkaja Prawda ist uns nur in einer Redaktion überliefert, die vielleicht von einem Geistlichen vorgenommen wurde, um geistlichen Richtern über ihnen unterstellte Laien als juridisches Handbuch zu dienen, die aber im allgemeinen das auch sonst von weltlichen Richtern angewandte Gesetz wiedergibt, und die später wohl auch von solchen

als geltendes Recht angesehen und benutzt wurde. Daraus würde es sich erklären, daß sie manches garnicht erwähnt, z. B. den der Geistlichkeit unympathischen gerichtlichen Zweikampf, obgleich er noch bis ins 16. Jahrhundert üblich war. Auch Verbrechen, die dem geistlichen Gericht unterstanden, wie z. B. Mädchenraub, werden nicht erwähnt, während wir andererseits Zusätze aus sichtlich späterer Zeit finden. Immerhin ist der Kern dieser Gesetzesammlung auf Jaroslaw zurückzuführen.

Die Rußkaja Prawda ist noch ganz von altgermanischem Geiste durchweht. Das Recht auf Blutrache wird ursprünglich anerkannt, erst wenn sie nicht geübt wird, tritt ein nach dem Stande des Geschädigten bemessenes Wehrgeld ein. Dieses wird in einigen Fällen an den Geschädigten, in anderen zum Teil an ihn, zum Teil an den Fürsten gezahlt. Das Wehrgeld für Tötung beträgt als solches 40 Griwen, verdoppelt sich aber, wenn der Erschlagene ein Mann des Fürsten oder ein namhafter Bürger ist. Der Tod eines Weibes wird mit dem halben Wehrgeld gebüßt, für andere Kategorien der Bevölkerung gibt es noch geringeres Wehrgeld. Todesstrafe gibt es ebensowenig wie körperliche Züchtigungen, auch leibliche Verletzungen wurden durch Geldbußen gesühnt. Der Sklave hat kein Wehrgeld, sondern nur einen Wert, der seinem Besitzer ersetzt werden muß, wenn er getötet wurde.

Die Prawda hat ein lebhaftes Verständnis für die Ehre und schützt sie sehr energisch, sie betrachtet aber das Verbrechen immer nur vom Gesichtspunkt des von ihm angerichteten Schadens, den sie möglichst ersetzt sehen will. Sittliche Gesichtspunkte, von denen aus eine Sühne verlangt wird, kennt sie nicht.

Soweit sie bürgerliches Recht ist, behandelt sie sehr eingehend das Handelsrecht, wie das ja auch bei der großen Rolle, die der Handel damals im russischen Leben spielte, natürlich ist. In Konkursen hatten die ausländischen Gläubiger ein Vorzugsrecht. Der Zinsfuß war sehr hoch, er betrug gesetzlich 50%.

Im Prozeß sind die Eisen- und die Wasserproben als Beweismittel zugelassen.

Aus dem Erbrecht sei erwähnt, daß Testamente als allgemein üblich vorausgesetzt werden. Töchter erben von den Vätern nur, wenn diese Mannen des Fürsten waren, sonst fiel das Vermögen, falls kein Sohn da war, an den Fürsten, der aber die unverheirateten Töchter versorgte. Hinterließ der Erblasser Söhne, so erben nur

sie, sie hatten aber den Schwestern nach ihrem Gutdünken eine Mitgift zu geben. Der Hof fiel ungeteilt an den jüngsten Sohn, die Witwe war nicht Erbin, sondern erhielt nur, was ihr der Mann bestimmt hatte. Mit einer Sklavin gezeugte Kinder waren keine Erben, erhielten aber zugleich mit ihrer Mutter die Freiheit.

Richter war der Fürst, der sich aber natürlich meist durch einen seiner Thünen (unser deutscher „Degen“) vertreten ließ, dem ein Knappe und ein Schreiber beigegeben waren. Ein solcher Thün bereifte seinen Bezirk und erhob für seine Tätigkeit Sporteln.

Der Heide verurteilte das Verbrechen nur, weil und soweit es Schaden anrichtete, das Christentum nahm aber ihm gegenüber eine ganz andere Stellung ein, es sah in ihm eine Verletzung der sittlichen Weltordnung. Indem die Geistlichkeit in dem christlich gewordenen Rußland diesen Gesichtspunkt vertrat, mußte sie zu dem bisher geltenden, noch von heidnischem Geist erfüllten Recht in einen scharfen Gegensatz treten. Sie half sich zunächst damit, daß sie sich ein eigenes Rechtsgebiet schuf, in dem sie ihre rechtlichen Grundätze zur Anwendung brachte. Schon Wladimir hatte ihr dabei durch ein Kirchengesetz geholfen, und Jaroslaw hat es noch weiter ausgebaut. Nach seinem Ustaw kompetierten unter das geistliche Gericht alle geistlichen Personen, soweit es sich um geistliche oder leichte bürgerliche Vergehen handelte, während von ihnen begangene bürgerliche Verbrechen von einem aus geistlichen und weltlichen Richtern gemischten Gericht verhandelt wurden. Ebenfalls vor geistlich-weltlichen Gerichten wurden verhandelt: Mädchenraub, Ehrverletzung des weiblichen Geschlechts durch Wort oder Tat, Verstößung der Ehefrau, Ehebruch. In diesen Fällen fiel das Wehrgeld teils dem Fürsten, teils dem Metropoliten zu. Rein geistliche Gerichte urteilten über Zauberei, Heirat in verbotenen Verwandtschaftsgrade, Ehescheidungen, Bruch der Fasten und dergleichen mehr. Geistliche Richter hatten aber auch nach rein weltlichen Prinzipien in rein weltlichen Dingen über die Geistlichen, die Mönche, die Laien zu richten, die auf den der Kirche gehörenden Gütern lebten; ferner über die durch Testamente freigelassenen Sklaven und über alle die, die in den von der Kirche begründeten und von ihr erhaltenen Wohltätigkeitsanstalten lebten.

Man sieht, der Ustaw Jaroslaws ergänzte die Rußkaja Prawda dahin, daß durch ihn den christlichen Anschauungen in Strafrecht und Strafprozeß zu ihrem Recht verholfen wurde. Die Geistlichkeit

war aber naturgemäß auch bemüht, was ihr in dem ganz weltlichen Gesetz direkt heidnisch erschien, zu beseitigen. So bewirkte sie, z. B. daß schon die Söhne Jaroslaws erklärten, die Blutrache der Angehörigen eines Getöteten sei nicht mehr zulässig, sie müßten sich damit begnügen, daß der Schuldige für die Tat das gesetzliche Wehrgeld entrichtete.

Noch unter Jaroslaw entstand in Kiew ein Kloster, das auf lange hinaus einen großen Einfluß auf die russische Kirche üben sollte. Ein aus Ljubetsch stammender Russe Antonius war bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt Mönch auf dem Berge Athos geworden und hatte sich für die dort geübte Askeze begeistert. Nach Kiew zurückgekehrt, grub er sich in das hohe Ufer des Dnjepr im Süden der Stadt, unweit der großfürstlichen Pfalz Berestow, eine Höhle, in der er zunächst als Einsiedler lebte. Bald aber strömten ihm Anhänger aus allen Ständen zu, und es entstand das Höhlenkloster, das bis auf den heutigen Tag eines der größten Heiligtümer Rußlands geblieben ist. Antonius selbst blieb in seiner Höhle, auf seinen Betrieb wurde aber sein Lieblingschüler Theodosius Abt der neuen Gemeinschaft, und dieser wies dem russischen Klosterleben auf lange hinaus die Ziele. Theodosius stammte aus Kursk und soll von Jugend auf ausgesprochene asketische Neigungen gehabt haben. Er verschmähte die Spiele seiner Altersgenossen, vertiefte sich in die asketische Literatur und kleidete sich, wider den Willen seiner wohlhabenden Eltern, möglichst armselig. Als er 13 Jahre alt war, starb sein Vater, und seiner äußerst energischen, ja männlichen Mutter war sein Treiben ebenso unverständlich wie zuwider. Aber Theodosius war weder durch Bitten noch durch Mißhandlungen zu bewegen, sich an den Freuden der Welt zu beteiligen. Er schloß sich vielmehr Jerusalempilgern an und verließ mit ihnen heimlich die Stadt, wurde aber nach drei Tagen von der Mutter eingeholt und zurückgebracht. Die Mutter legte ihn zunächst in Ketten, versuchte es dann aber wieder mit Bitten und erreichte auch, daß er ihr versprach, bei ihr zu bleiben. Sie ließ ihn nun gewähren, und der künftige Heilige beschränkte sich mehrere Jahre darauf, unter der Kleidung eiserne Ketten zu tragen, die ihm große Leiden verursachten, nur in schlechten unsaubereren Gewändern einherzugehen und die Tage damit zu verbringen, daß er Hostien buk, die er dann im Interesse der Armen verkaufte. Als die Mutter die Kette an seinem Leibe entdeckte, zwang sie ihn, sie wieder abzulegen. Er aber glaubte jetzt dem

Gebot des Heilandes zu folgen, wenn er die Mutter verließ. Er entwich während ihrer Abwesenheit von Hause und schloß sich nach Kiew reisenden Kaufleuten an. In Kiew hörte er von Antonius, suchte diesen auf und wurde von ihm in die Gemeinschaft der Mönche aufgenommen.

Als es der Mutter gelungen war, den Aufenthalt des Sohnes ausfindig zu machen, verlangte sie, ihn zu sprechen, Theodosius verweigerte ihr aber ein Wiedersehen und ließ sich erst auf Befehl von Antonius zu einem solchen bewegen. Ihre Bitte, wenigstens bis zu ihrem Tode noch in der Welt und bei ihr zu bleiben, schlug er ab und riet ihr, wenn sie ihn täglich sehen wolle, Nonne in Kiew zu werden. Und dazu machte er die Mutter auch schließlich willig.

Im Kloster beteiligte Theodosius sich auch noch als Abt an den niedrigsten Arbeiten, trug Wasser, spaltete Holz, heizte die Öfen und benutzte jede Gelegenheit zu Übungen in christlicher Demut. Den Fürsten gegenüber aber trat er sehr energisch auf und wußte seine geistliche Würde zu wahren.

Theodosius führte in seinem Kloster das gemeinsame Leben der Mönche ein, das bei den Mönchen der griechischen Kirche nicht selbstverständlich war, und gab der Gemeinschaft eine Organisation, die für die meisten russischen Mönchsklöster vorbildlich wurde. Sie trug einen streng asketischen Charakter.

Theodosius starb 1074, ein Jahr nach seinem Meister Antonius. Von den Mönchen des Höhlenklosters aber wurden noch lange viele Bischöfe der russischen Kirche.

Das Höhlenkloster, das von den ihm sehr ergebenen Söhnen und Enkeln Jaroslaws prächtig geschmückt wurde, lag, wie wir sahen, im Süden der Stadt. Noch etwas südlicher erhob sich das Wndubizki-Kloster, dessen Abt Sylvester wir die Urchronik verdanken.

Als Jaroslaw starb, war die Herrschaft des Hauses Ruriks über Rußland schon fest begründet. Von jenen „Fürsten“, in deren Namen noch die Verträge mit Byzanz geschlossen wurden, war schon seit lange nicht mehr die Rede. Schon Swjatoslaw verteilte sein Reich noch bei seinen Lebzeiten unter seine Söhne, und Wladimir wie Jaroslaw folgten seinem Beispiel. Diese Fürsten sahen das Land eben an als ihr Familiengut und übergaben Teile von ihm den einzelnen Mitgliedern der Familie. Bei diesen Teilungen erschien es natürlich, daß die wichtigsten und zugleich reichsten Teile des Reichs den älteren Söhnen zufielen, die weniger bedeutenden und

einträglichen den jüngeren. Die alten Volksstämme waren nun schon vielfach untereinander verschmolzen, Mittelpunkt der neu gebildeten Landschaften waren die durch den Handel reich gewordenen Städte. Sie nun wies auch Jaroslaw seinen Erben zu, wobei Polozk, in dem die Erben des ältesten Sohnes Rognedas Ijaslaw herrschten, nicht in Frage kam. Es waren ihrer sechs: ein Enkel Rostislaw, Sohn des ältesten Sohnes Wladimir, der vor dem Vater starb, und fünf Söhne. Von diesen erhielt der nunmehr älteste Sohn Ijaslaw Kiew und Nowgorod, die beiden Endpunkte des Wasserweges zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, der zweite Swjatoslaw Tschernigow und die Ostmark Murom-Rjasan. Ihm fiel auch die ferne Kolonie Tmutarakan auf der Halbinsel Taman zu. Der dritte Sohn Wsewolod erhielt Perejaslawl Ruski (im heutigen Gouvernement Poltawa) und die Gebiete Sjusdal und Bjelosersk an der oberen Wolga im Kolonialgebiet unter den Finnen. Wjatscheslaw, der vierte Sohn, bekam Smolensk, Igor, der fünfte, Wolhynien, der Enkel Rostislaw Rostow.

Bisher war das unter die Söhne eines Fürsten geteilte Land schließlich doch immer wieder in der Hand eines von ihnen vereinigt worden, von jetzt ab geschah das aber nicht mehr, und es bildete sich unter den immer zahlreicher werdenden Fürsten allmählich eine staatliche Ordnung heraus, wie sie so weder vorher noch nachher sonst irgendwo bestanden hat. Die Städte und die zu ihnen gehörigen Landschaften folgten einander dem Range nach so, daß Kiew unbestritten die erste Stelle einnahm. In ihm herrschte stets der Älteste des Gesamtfürstenhauses, führte den Titel Großfürst und war der anerkannte Senior des Geschlechts. Von ihm erwartete man, daß er das Interesse des gesamten Fürstenhauses wie des ganzen Landes vertrat. An zweiter Stelle stand Nowgorod, wo zunächst immer der älteste Sohn des Großfürsten in Kiew regierte. Die dritte Stelle nahm Tschernigow, die vierte Perejaslawl ein, die fünfte Smolensk, die sechste Wolhynien. Starb der Großfürst, so folgte ihm nicht sein Sohn, sondern der Fürst von Tschernigow, und damit begann ein allgemeines Wechseln der Plätze, wobei immer der Fürst mit seinem ganzen persönlichen Gefolge, seiner Druschina, übersiedelte. Diese Druschina war, je nach der Bedeutung des Fürsten, an Zahl sehr verschieden, bestand aus ein paar tausend oder ein paar hundert Mann, und ihren Mitgliedern stand es jederzeit frei, den einzelnen Fürsten zu verlassen und sich einem anderen anzuschließen.

Indem sich nun die Zahl der Prinzen aus dem Hause Ruriks vermehrte, fanden immer neue Teilungen des Landes statt, bildeten sich neue Fürstentümer, denen gegenüber die ursprünglichen aber ein gewisses Ehrenvorrecht behielten.

Die Fürsten folgten einander nach einer genealogischen Stufenleiter, aus der aber die Fürsten ausgeschieden wurden, deren Vater noch bei Lebzeiten ihres Großvaters starb. Diese Fürsten, die man *Isgoi* nannte, wurden mit einem kleinen Landanteil, der meist in einer Grenzmark lag, definitiv abgefunden. Solche kleine Fürstentümer entstanden in *Rjasan*, *Turow*, *Grodno*. Unter den übrigen Fürsten aber mußte das herrschende System, je mehr die einzelnen Linien auseinander gingen, zu immer mehr Kämpfen führen. Wohl suchten die Großfürsten die Meinungsverschiedenheiten, die über die Stellung, die der einzelne Fürst in der Stufenleiter einnahm, entstanden auf von ihnen einberufenen Fürstentagen friedlich auszugleichen, aber das gelang nicht immer, und der Unzufriedene ließ es dann auf einen Waffengang um so lieber ankommen, als der kriegerische Sinn der Normannen sich in dem Geschlecht und seinen Druschinen noch lange erhielt. Es konnte ferner nicht anders sein, als daß die Söhne eines Vaters, der lange in einem Landesteil regiert hatte, in ein persönliches Verhältnis zu diesem und seinen Bewohnern traten und nicht Lust hatten, in ein ihnen fremdes Land zu gehen. Dieser Umstand erwies sich als so stark, daß auf einem Fürstentage in *Ljubetsch* 1097 beschlossen wurde, die ursprünglichen Teilungen unter *Jaroslaws* Söhnen sollten auch für die von ihnen begründeten Linien maßgebend bleiben, so daß sich also Fürstengruppen in *Tschernigow*, *Perejaslawl*, *Wolhynien*, *Smolensk* usw. bildeten, deren Senioren ihrerseits wieder eine gewisse herrschende Stellung einnahmen und nun auch nach der Stufenleiter abgelöst wurden. Endlich waren auch die maßgebenden Städte nicht immer willens, gerade den Ältesten des Gesamthauses als ihren Fürsten anzuerkennen, sondern vertrieben ihn gelegentlich und ersetzten ihn durch einen anderen. So duldete es das immer mächtiger werdende *Nowgorod* nicht auf die Dauer, daß ihm, sobald in *Kiew* ein anderer Großfürst ans Regiment kam, auch ein anderer junger Fürst zugesickt wurde, emanzipierte sich von der bestehenden Ordnung und wählte sich den Fürsten nach seinem Belieben. Und auch in den anderen Städten bildete sich ein immer schärfer werdender Gegensatz zwischen der Bevölkerung und den stets wechselnden

Fürsten heraus. Die Wjetsch stellte den neuen Fürsten Bedingungen, erkannte sie nur auf Grund eines Vertrages an. Hierbei war die Wjetsch der Mutterstädte für das ganze Fürstentum maßgebend, denn die jüngeren Städte schlossen sich ihnen immer an.

So blieb das Prinzip der Stufenleiter zwar bis zur Tatarenherrschaft und über sie hinaus in Geltung, wurde aber durch die Macht der Verhältnisse immer wieder durchbrochen. Das geschah aber durch immerwährende Kämpfe der Fürsten untereinander.

Zerfiel durch das System der genealogischen Stufenleiter auch das russische Reich in eine Anzahl Teilfürstentümer, so lag darin, daß die einzelnen Fürsten mit ihren Druschinen bald in Wolhynien, bald in Smolensk, in Kiew oder Ssusdal lebten, doch auch wieder ein einigendes Band. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit des „russischen Landes“ blieb bewahrt, und die Bildung, die es in Kiew gab, wurde durch die Fürsten über dieses ganze Land verbreitet. Jeder neue Fürstensitz wurde immerhin zu einem kleinen Bildungszentrum, in dem man, so gut es ging, ein Abbild von Kiew zu schaffen suchte.

Die ersten normannischen Fürsten waren Wikinger der Flüsse gewesen. Sie fochten zu Wasser oder auf dem Lande zu Fuß mit langer Lanze und mannshohem Schild. Nun aber, da die äußeren Feinde die Reitervölker der Steppe oder die ebenfalls berittenen Ungarn und Polen waren, entwickelte sich auch die russische Reiterei, und die Druschinen fochten zu Pferde mit Bogen und Pfeil, Schlinge und Säbel. Die Rosse lieferten die Herden der Fürsten, die Schutzwaffen wurden auf Booten oder Schiffen dem Heer nachgeführt und vor der Schlacht verteilt.

Die Teilfürsten waren an sich ritterlich gesinnte, von einem lebhaften Ehrgefühl erfüllte Leute, an deren Höfen es munter herging.kehrten sie von einem Feldzug heim, dann erklang, während die mit Met gefüllten Trinkhörner von Hand zu Hand gingen, an der Tafel das Lied des Sängers, das die Taten der Vorfahren und des Fürsten selbst pries. Ein solches Lied, der „Sang vom Feldzug Igors“, ist uns erhalten.

Im Jahre 1185 bewog der Teilfürst Igor von Nowgorod Sjewersk seinen Bruder Wjewolod von Trubischewsk, seinen Neffen Swjatoslaw von Rylsk und seinen Sohn Wladimir von Putiwol — alle Teilfürsten der Fürstengruppe von Tschernigow — sich ihm zu einem Zuge gegen die Polowzer in der Steppe anzuschließen. Man ging über den Donez und hoffte die Nomaden zu überfallen; diese aber waren rechtzeitig gewarnt worden und eilten nun von allen Seiten herbei. Ihr Vortrab wurde an einem kleinen Fluß Sijuurli geschlagen

und sein Lager geplündert; die Polowzer, deren Hauptheer jetzt herankam, waren aber so sehr in der Überzahl, daß sie die Russen von allen Seiten einschlossen. Die Fürsten hätten sich und ihr berittenes Gefolge retten können, wenn sie das Fußvolk im Stich ließen; sie verschmähten das aber, blieben und fochten zu Fuß, bis sie am dritten Tage erlagen. Igor selbst und alle Fürsten wurden gefangen genommen. Igor entkam aus der Gefangenschaft, sein Sohn aber erst als Schwiegerjohn eines Khans der Polowzer.

Dieser Feldzug wird in dem Heldenlied besungen. Der Sänger hebt mit einer Entschuldigung darüber an, daß ihm die dichterische Kraft seines Vorgängers Bojan, der einst die Taten Jaroslaws besang, nicht gegeben sei, und schildert dann in höchst anschaulichen Versen den Feldzug selbst. Die heidnischen Vorstellungen sind ihm noch ganz geläufig, er nennt Bojan einen Enkel von Woloß, die Winde Enkel Stribogs usw. Die ganze Natur nimmt an den Ereignissen den lebhaftesten Anteil. Eine teilweise Verfinsterung der Sonne während des Auszuges der Helden verspricht schon nichts Gutes, aber Igor läßt sich dadurch nicht abschrecken, denn das Omen kann ja auch den Feinden gelten.

Als die Kunde von der Niederlage Igors und seiner Gefangennahme nach Kiew zum Großfürsten Swjatoslaw dringt, legt der Sänger diesem „goldene Worte“ in den Mund, in denen die Zuchtlosigkeit und Selbstsucht der russischen Fürsten geißelt wird, über denen das Land durch steten Kämpfe zugrunde geht und eine Beute der Nomaden der Steppe wird.

Das Lied, das als Einlage eine entzückende Klage der Gattin Igors um den fernen gefangenen Gatten enthält, ist voll epischer, kraftvoller Poesie, und seine patriotische Mahnung war um so angebrachter, als 1055 ein neuer waffengewaltiger Nomadenstamm türkischer Herkunft, der der Polowzer — die Byzantiner nannten sie Kumanen, die Orientalen Kiptschaken —, die Petschenjagen in den Westen verdrängt und fast die ganze Steppe eingenommen hatte.

Die Polowzer waren Nomaden, hatten aber im Innern der Steppe an Städte erinnernde Niederlassungen. Die von ihnen besiegten Stämme der Torken im Osten und der Petschenjagen im Westen flohen, soweit sie nicht in die Polowzer aufgingen, nach Rußland und lebten als halbe Nomaden in den Grenzmarken, zumal am Kof, einem Nebenfluß des Dnjepr von rechts. Unter dem Namen „Schwarzmilchen“ bildeten sie die leichte Reiterei der Russen, blieben aber sehr unzuverlässig und führten den Krieg in barbarischer Weise.

Auch die Polowzer zerfielen in zahlreiche von Sonderfürsten regierte Horden, die raubend und mordend in die russischen an die Steppe grenzenden Lande einfielen, und denen nun nicht mehr die gesamte Kraft Rußlands entgegentrat. Nicht nur das, die Teilfürsten ließen sich auch dazu hinreißen, in ihren inneren Fehden die

Polowzer zu Hilfe zu rufen. Damit aber nahmen auch diese Feinden selbst einen anderen böartigen Charakter an. Bisher waren sie im wesentlichen mit Hilfe der Druschinen ausgefodten worden, und man hatte die Landbevölkerung geschont, nun aber wurde alles verheert, und wer am Leben blieb, geriet in Sklaverei. Weite Strecken des an die Steppe grenzenden Landes wurden unbewohnbar, und die Bevölkerung floh die Flüsse aufwärts in die Waldgebiete, in denen sie vor den Angriffen der Nomaden sicher war. So begann eine Verschiebung der Bevölkerung, die Landschaften, die bisher den Schauplatz der russischen Geschichte gebildet hatten, verarmten und verödeten, während die Grenzmarken gegen die Polen im Westen und die Sinnen im Nordosten sich mit Bewohnern füllten.

Hand in Hand damit ging auch die Verarmung der großen Städte, in dem der Handel mit Byzanz immer mehr unterbunden wurde. Wohl taten sich noch hin und wieder mehrere russische Fürsten zusammen, um die Handelskarawanen, die den Dnjepr abwärts gingen, zu geleiten, aber das unterblieb mehr und mehr. Nun gingen die Patrizier der Städte vom Handel zur Landwirtschaft über, die sie auf ihren Landgütern mit Hilfe von Sklaven betrieben. Außerdem machte sich nun bei ihnen die Tendenz geltend, die Bauern, die als Knechte der Großgrundbesitzer deren Land mit Hilfe herrschaftlichen Inventars bebauten, die sogenannten Sakupi, ebenfalls in Sklaverei zu verstricken.

Während so der Süden Rußlands immer mehr verarmte, entwickelte sich Nowgorod im Norden zu einer mächtigen Republik, die sich den ganzen Norden Rußlands unterwarf. Wohl wählte sich die Stadt immer wieder einen Fürsten, aber sie vertrieb ihn auch, wenn er ihr nicht mehr gefiel, oder machte ihm das Leben so schwer, daß er von selber ging. Die wirkliche Macht lag im Patriziat und in der Wjetsch, die jedermann zusammenberufen konnte, und deren Beschlüsse sehr tumultuarisch gefaßt wurden. Der Fürst war Richter und Verteidiger der Stadt gegen ihre Feinde, Führer des Volkes aber waren, soweit es sich führen ließ, der Possadnik und der Tysjatzki, die nun nicht mehr vom Fürsten ernannt, sondern vom Volke gewählt wurden. Großen Einfluß übte auch der Wladyka, der Erzbischof. Der erst durch die Gotländer, dann durch die Hanseaten vermittelte Handel mit dem Abendlande blühte und brachte große Reichtümer. Von den unterworfenen Landschaften wurden hohe Tribute an kostbarem Pelzwerk erhoben, und die

wagelustige Jugend zog handelnd und gelegentlich plündernd auf den Wasserstraßen durch die weiten Einöden zwischen der oberen Wolga und dem Weißen Meer bis über den Ural hinaus an den Ob. Wichtige Handelsplätze wurden nun auch die Tochterstadt Nowgorods Pskow, Smolensk, Polozk, zu denen überall der deutsche Kaufmann vordrang, und in denen er willkommen war. Hier, im Nordwesten, spielte der Handel noch eine entscheidende Rolle und wurde durch Handelsverträge geregelt.

Wir können hier den äußeren Verlauf der Geschichte in der Periode der Teilfürsten nur in ganz großen Zügen und nur so weit verfolgen, als es zum Verständnis der weiteren Entwicklung Rußland erforderlich ist.

Als Wjatscheslaw von Smolensk zwei Jahre nach seinem Vater starb, folgte ihm Igor von Wolhynien, auf das nun der Enkel Jaroslaws, Kostislaw von Kostow, Ansprüche erhob. Als diese von seinem Onkel nicht beachtet wurden, warb Kostislaw in Nowgorod eine zahlreiche Drußkine an, begab sich nach Tmutarakan und vertrieb dort den Sohn Swjatoslaws von Tschernigow, Gleb. Er selbst wurde indessen bald von einem Griechen vergiftet. Nun beherrschten die drei ältesten Söhne Jaroslaws das Reich, bekamen es aber jetzt mit Wjeslaw von Polozk zu tun, der Ansprüche auf Nowgorod erhob und die Stadt einnahm und plünderte. Die Brüder zogen wider ihn, nahmen ihn bei Gelegenheit einer Zusammenkunft treulos gefangen und warfen ihn in Kiew in den Kerker.

Im Jahre 1068 erlitten die Brüder an der Alta eine Niederlage durch die Polowzer und konnten nicht verhindern, daß diese das Land fürchtbar verheerten.

Darüber ergrimmt die Kiewer und verlangten, daß der Großfürst sie wider den Feind führte. Als Ijjaslaw sich weigerte, vertrieben sie ihn, befreiten Wjeslaw von Polozk aus dem Kerker und wählten ihn zu ihrem Fürsten. Ijjaslaw aber wurde von Boleslaw von Polen, zu dem er geflohen war, zurückgeführt, und Wjeslaw floh noch vor seinem Eintreffen von Kiew nach Polozk. Nun baten die Kiewer die Brüder Ijjaslaws, für sie einzutreten, widrigenfalls sie ihre Stadt verbrennen und nach Griechenland fliehen würden. Swjatoslaw und Wsewolod erfüllten ihre Bitte, und Ijjaslaw versprach, den Kiewern zu verzeihen, ließ aber trotzdem die Rädelsführer durch seinen Sohn töten. Er wurde dadurch den Kiewern sehr verhaßt, und als sich im Jahre 1073 die Brüder gegen ihn

wandten, weil sie ihn im Verdacht hatten, mit Wseflaw von Polozk Ränke gegen sie zu spinnen, wurde seine Stellung unhaltbar. Die Brüder vertrieben ihn, Swjatoslaw erklärte sich zum Großfürsten, und Wsewolod ging an seiner Statt nach Tschernigow.

Ijsaslav floh zunächst wieder nach Polen, fand aber dort diesmal keine Unterstützung und begab sich zu Heinrich IV. nach Deutschland. Von hier aus sandte er seinen Sohn nach Rom zu Gregor VII. und stellte ihm einen Anschluß an die abendländische Kirche in Aussicht. Der Papst verwandte sich denn auch für ihn bei dem Könige von Polen; da aber Swjatoslaw 1076 starb und Wsewolod sich mit Ijsaslav ausöhnte, wurde daraus nichts. Wsewolod blieb zunächst in Tschernigow, Ijsaslav zog zum dritten Male als Großfürst in Kiew ein.

Aber nun gab es wieder Kämpfe mit den Söhnen Swjatoslaws, denen die beiden Onkel nur die Landschaft Murom-Rjasan lassen wollten. Ihr Vater hatte dem ältesten Sohn Gleb Nowgorod verliehen, dem zweiten Oleg Wladimir in Wolhynien. Als nun Ijsaslav sie vertrieb, bildete sich ein Fürstenbund der Neffen gegen die Onkel, dem außer den Söhnen Swjatoslaws auch die Söhne Igors und Rostislaws beitraten. Die Fürsten warben Hilfstruppen bei den Polowzern und vertrieben zunächst den Onkel Wsewolod aus Tschernigow. Dieser eilte zum Großfürsten Ijsaslav, der nun mit ihm gegen die Neffen zog und sie schlug, selbst aber in der Schlacht fiel (1078).

Nun wurde Wsewolod, der letzte überlebende Sohn Jaroslaws, Großfürst (1078—1093). Er war ein gebildeter — er sprach fünf Sprachen — und ein sehr gütiger, aber auch schwacher Mann, hatte indessen das Glück, in seinem ältesten Sohn Wladimir Monomach eine ausgezeichnete Stütze zu finden. Das war gut für ihn, denn es gab nun wieder Krieg mit Wseflaw von Polozk, und die Kämpfe mit den Polowzern hörten nicht auf, da diese Wsewolods Neffen von Tschernigow unterstützten. Oleg war die Seele der Koalition, fiel aber zunächst in die Hände der Griechen, die ihn nach Rhodos verbannten. Andere Kämpfe gab es in Wolhynien, wo die unruhigen Söhne Rostislaws sich größere Herrschaften erobern wollten.

Eine Tochter Wsewolods war jene unglückliche zweite Frau unseres Heinrich IV., die in seinem Leben eine so verhängnisvolle Rolle spielte.

Als Wsewolod starb, folgte ihm nach der genealogischen Stufen-

leiter der älteste Sohn Ijjaslavs Swjatopolk (1093—1113), und Wladimir Monomach ging nach Tschernigow. Beide Fürsten erlitten gleich anfangs eine furchtbare Niederlage durch die Polowzer, und Swjatopolk konnte dem Lande nur dadurch einigermaßen Ruhe schaffen, daß er sich mit der Tochter eines Khans der Polowzer vermählte. Nun aber griff Oleg, der mittlerweile von den Griechen freigelassen worden war und sich Tmutarakans bemächtigt hatte, wieder zu den Waffen und suchte mit Hilfe der Polowzer Tschernigow einzunehmen.

Da Wladimir Monomach durch die von den Polowzern erlittene Niederlage noch sehr geschwächt war, gelang ihm das für kurze Zeit, bald aber wurde es ihm vom Großfürsten wieder entzogen, und Wladimir kämpfte dann in Murom-Rjasan gegen die Söhne Monomachs. Erst der Fürstentag in Ljubetsch (1097) brachte den Frieden. Auf ihm wurde bestimmt, daß Wladimir Monomach Perejaslawl und Rostow erhielt, die Söhne Swjatoslaws erhielten Tschernigow und Murom-Rjasan, der Sohn Igors David bekam Wladimir in Wolhynien, die Söhne Rostislaws, Wolodar und Wassilko wurden Fürsten von Przemischl resp. Terebowl. Es wurde damit der Grund dazu gelegt, daß die von den Söhnen Jaroslaws begründeten Linien des fürstlichen Gesamthauses von einzelnen Teilen des Landes endgültig Besitz ergriffen.

Aber kaum war der Frieden einigermaßen wiederhergestellt, als eine Gewalttat des Großfürsten das ganze Land wieder in Flammen setzte. In Wolhynien suchten der Sohn Igors, David, und die Söhne Rostislaws, Wolodar und Wassilko, sich gegenseitig zu verdrängen. David überredete den Großfürsten Swjatopolk, daß Wassilko und Wladimir Monomach sich gegen ihn verschworen hätten. Der Großfürst ließ nun den eben in Kiew weilenden Wassilko ergreifen und blenden. Darüber wurden die übrigen Fürsten von Entsetzen ergriffen und zogen unter Wladimir Monomach gegen Kiew. Nur die Vermittelung des Metropolitens konnte ein großes Blutvergießen vermeiden. Den Kämpfen in Wolhynien aber machte erst ein neuer Fürstentag ein Ende.

Während der letzten Jahre Swjatopolks fochten die russischen Fürsten alljährlich mit wechselndem Glück gegen die Polowzer, konnten aber nicht verhindern, daß die südlichen Teile Rußlands von den Nomaden entsetzlich verheert wurden.

Wladimir Monomach (1113—1125) war 1053 noch bei Leb-

zeiten seines Großvaters Jaroslaw geboren und führte seinen Namen nach seinem Verwandten mütterlicherseits, dem griechischen Kaiser Konstantin Monomach. Er stand mithin beim Tode Swjatopolks im 61. Lebensjahre und hatte Gelegenheit gehabt, sich durch seine Stellung innerhalb der Fürstenkriege wie durch seine Kämpfe mit den Polowzern im ganzen Lande das größte Ansehen zu erwerben. Ganz besonders beliebt war er in Kiew, und hier wurde denn auch kategorisch verlangt, er möge die großfürstliche Würde annehmen, obgleich er auf der genealogischen Stufenleiter als Sohn Wsewolods hinter den Söhnen Swjatoslavs zurückstand. Als er aus diesem Anlaß sich anfangs zurückhielt, entstanden gefährliche Pöbelaufläufe in der Stadt. Er entschloß sich dann doch, Großfürst zu werden, und sein Ansehen war ein so großes, daß er allseits als solcher anerkannt wurde.

Da die Unruhen in Kiew, die zum Teil eine Judenheße waren, mit dem von den Juden betriebenen Wucher zusammenhingen, so traf Wladimir zunächst Bestimmungen gegen diesen. Er führte dann durch seine Söhne glückliche Kriege gegen die Esten, die Wolga-Bolgaren und die Polowzer, während es ihm nicht gelang, einen Enkel, den Sohn des griechischen Kaisersohnes Leo, gegen Alexios Komnenos zu behaupten oder ihm auch nur die Herrschaft über die Donaufstädte zu sichern.

Die übrigen russischen Fürsten hielt er in strenger Zucht und ehte an die Stelle der Ungehorsamen die eigenen Söhne, hielt aber sonst an der bestehenden Ordnung fest und erkannte die genealogische Stufenleiter im Prinzip durchaus an.

Wladimir galt im ganzen Lande als das Ideal eines russischen Fürsten. Da ist es denn von höchstem Wert, sein eigenes Ideal eines solchen kennen zu lernen. Es ist uns durch eine Ermahnung erhalten, die er als moralisches Testament an seine Söhne richtete.

Dieses Mahnwort ist durchtränkt von wahrhaft christlichem Sinn und zeugt von großer Belesenheit in der heiligen Schrift. Die Söhne, so mahnt er, sollen allezeit anhalten im Gebet und wohlthätig sein, wo immer die Gelegenheit dazu sich bietet. Insbesondere empfiehlt er ihnen den Schutz der Witwen und Waisen und der wirtschaftlich Schwachen. Die Todesstrafe sollen sie weder verhängen noch von anderen verhängen lassen, Eide nur schwören, nachdem sie wohl überlegten, ob sie sie auch bewahren konnten, und dann streng einhalten. Die Geistlichkeit sollen sie ehren, den Stolz meiden und immer festhalten: „Alles, was du gabst, o Herr, gehört nicht uns, sondern dir, ist uns nur auf eine kurze

Reihe von Tagen anvertraut.“ Sie sollen nicht Schätze in die Erde vergraben, das sei eine große Sünde. Die Alten sollen sie wie Väter ehren, die Jungen wie Brüder lieben. Ihr Hausgesinde sollen sie unter strenger persönlicher Aufsicht halten, im Kriege sich nicht auf ihre Feldherrn verlassen, sondern alle Anordnungen selbst treffen, inmitten der Krieger ruhen, ohne die Waffen abzulegen, früh aufstehen und nach dem Rechten sehen. Auf Reisen sollen sie nicht dulden, daß ihr Gefolge die Einwohner beraubt oder mißhandelt. Den Gast sollen sie ehren, gleichviel, ob er vornehm oder gering oder ein Gesandter ist, befin das Urteil der Fremden mache den Ruf. Die Sonne möge sie nie im Bett finden. Dann sollen sie nach dem Gottesdienste sich mit der Druschine beraten oder zu Gericht sitzen oder auf die Jagd gehen. Über Mittag zu schlafen, sei eine von Gott stammende Einrichtung der Natur.

Wladimir erzählt nun von sich selbst. „Ich besorgte,“ sagt er, „alles selbst, was ich den Knappen hätte auftragen können, auf der Jagd und im Kriege, bei Tage und in der Nacht. . . Ich verließ mich nicht auf die Feldherrn und Richter, führte selbst die Aufsicht über die Kirchen und den Gottesdienst, über mein Haus, über Stall und Jagd, über Habichte und Falken.

Drelundachtzigmal zog ich ins Feld, minder wichtige Streifzüge ungerechnet. Ich schloß mit den Polowzern neunzehnmal Frieden, nahm mehr als 100 ihrer Fürsten gefangen und gab ihnen die Freiheit wieder, während ich mehr als zweihundert hinrichtete und in Flüssen ertränken ließ. Wer reiste schneller als ich? Früh verließ ich Tschernigow und war vor Abend bei meinem Vater in Kiew. Oft war ich mit euerm Großvater auf der Jagd. Eigenhändig fing ich oft im dichten Walde Wildpferde und koppelte sie zusammen. Zweimal nahm mich der Ur auf die Hörner, ein Hirsch stieß mich mit dem Geweih, ein Elch trat mich unter die Füße, ein Eber riß mir das Schwert von der Seite, ein Bär zerriß mir den Sattel, indem er sich auf mich und mein Pferd warf. Wie oft stürzte ich! Wohl zwanzigmal zerbrach ich mir den Kopf, verletzte mir Hände und Füße, aber Gott schützte mich. Auch ihr mögt weder Tod noch Schlächten und reißende Tiere fürchten, sondern euch in jeder Gefahr als Männer zeigen.“

Es ist begreiflich, daß das Andenken dieses Fürsten noch lange fortlebte und schließlich mit der Erinnerung an Wladimir den Heiligen zu dem Bilde des weisen Wladimir der russischen Sagen verschmolz.

Wladimir Monomach war in erster Ehe mit Gyda, einer Tochter Haralds, des letzten englischen Sachsenkönigs, verheiratet und hatte dann noch zwei Frauen. Er hinterließ fünf Söhne, von denen ihm zunächst der älteste, Mstislaw, und nach ihm der zweite, Jaropolk, anstandslos folgte, der dritte Sohn aber wurde von den Olgowitschen (den Nachkommen Olegs) vertrieben. Darüber entbrannte zwischen den Nachkommen Wladimir Monomachs und denen Olegs aus der Linie Swjatoslows von Tschernigow ein wilder Haß, der sich auch auf ihre Nachkommen vererbte und immer wilder aufflammte. Aber

auch unter den Nachkommen Monomachs gab es stets neue Kämpfe zwischen den Onkeln und den Neffen. Der Titel des Großfürsten und der Sitz in Kiew, der Mutter der russischen Städte, standen jedem Teilfürsten als verlockendes Ziel vor der Seele. Um es zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht. Darüber kam es so weit, daß eine Koalition russischer Fürsten Kiew im Sturm nahm und ihre zuchtlosen Truppen die Stadt plünderten und zum Teil verbrannten (1169).

Der fünfte Sohn Wladimir Monomachs, Juri Dolgoruki (Langhand), dem der Vater das Land Rostow-Sfusdal gegeben hatte, erlangte nur nach mit wechselndem Glück geführten hartnäckigen Kämpfen mit dem Großfürsten Ijaslaw, einem Sohne Mstislaws, den großfürstlichen Thron und behauptete sich auf ihm drei Jahre lang (1154—1157) bis zu seinem Tode. Dann aber tritt mit seinem ältesten Sohn Andreas zum erstenmal ein russischer Teilfürst in die Erscheinung, den es nicht nach Kiew zieht, der die genealogische Stufenleiter nicht anerkennt, sondern darauf ausgeht, sein Teilfürstentum zum Mittelpunkt ganz Rußlands zu machen und von ihm aus Herr zu werden über das fürstliche Gesamthaus wie über das ganze Land.

Andreas hatte sich in den Kämpfen, die sein Vater um Kiew führte, eifrig beteiligt und als ein tapferer und geschickter Feldherr erwiesen, aber das ganze Treiben im südlichen Rußland, diese in den Tag hineinlebenden Fürsten, ihre Druschinen, die mehr Kameraden als Untertanen waren, die auffälligen Wjetsche der Städte waren dem herrschsüchtigen Mann ein Greuel. In dem von ihm beherrschten Kolonialgebiet konnte er hoffen, seine Herrschaft auf festeren Grundlagen zu errichten, und er ging entschlossen ans Werk.

Andreas hatte von seinem Vater anfangs als vorläufigen Sitz die kleine, erst von Monomach gegründete Stadt Wladimir an der Kljasma zugewiesen erhalten. Später wohnte er in Wpyschgorod, zehn Werst oberhalb Kiews, verließ dieses aber gegen den Wunsch des Vaters noch bei dessen Lebzeiten und kehrte nach Wladimir zurück. Hier blieb er auch nach dem Tode Juri Dolgorukis. In den alten Städten des Rostow-Sfusdaler Landes, in Rostow und Sfusdal, gab es ja eine städtische Aristokratie und eine Wjetsch, die dem Fürsten sehr selbständig gegenüberstanden. Ihrer konnte Andreas besser Herr werden, wenn er an einem anderen Ort wohnte. Nun galt es aber diesem Ort eine besondere Weihe zu verleihen,

und das erreichte Andreas so: in einem Nonnenkloster Wnſchgorods befand sich ein aus Griechenland stammendes, wundertätiges Muttergottesbild, das auf den Evangelisten Lukas zurückgeführt wurde. Dieses nun raubte er und brachte es in sein Land. Etwa 10 km von Wladimir war der Wagen, auf dem sich dieses Bild befand, plötzlich nicht von der Stelle zu bewegen, die Mutter Gottes wollte offensichtlich hier bleiben. Andreas tat ihr den Willen, errichtete an der Stelle eine steinerne Kirche, ein Kloster und einen Palast, nannte den nun entstehenden Ort Bogoljubow und wohnte meist hier. Damit wurde erreicht, daß Rostow und Ssusdal es ihm nicht übel nehmen konnten, daß das heilige Bild nicht in eine ihrer Kirchen kam.

Als Andreas' Vater starb, hatte er angeordnet, daß Andreas Großfürst wurde, seine jüngeren Brüder Rostow und Ssusdal erhalten sollten. Andreas nahm zwar den Titel Großfürst an, verzichtete aber auf Kiew und vertrieb seine Brüder. Er vertrieb auch die ihm übelwollenden Bojaren und führte ein eisernes Regiment.

Es gab nun zwei Großfürsten, einen in Ssusdal, der die wirkliche Macht in Händen hatte, und einen in Kiew, der mehr und mehr nur eine Ehrenstellung einnahm.

Andreas, den man nach seinem Wohnsitz Bogoljubski nannte, war der Typus der späteren Großfürsten von Moskau. Ganz von dem Gefühl seiner fürstlichen Würde durchdrungen, duldete er keinen Widerspruch, sah er auch in den Mitgliedern seiner Druschinen nicht Kameraden, sondern Untertanen. Er stützte sich in erster Linie auf die Geistlichkeit, deren Spitzen ja entweder selbst Byzantiner oder doch von byzantinischem Geist erfüllte Russen waren. Ihnen war der zentralisierte, von einem absoluten Fürsten regierte Staat von vornherein gewohnt und sympathisch. Andreas war ferner bemüht, die Macht der Wjetsch in den Städten zu brechen und keine Herrschaft der Bojaren aufkommen zu lassen. In dieser Beziehung lagen für ihn die Dinge in dem Kolonialgebiet, in dem er herrschte, sehr günstig. Die Urbewölkerung bestand hier aus finnischen Stämmen: Wesen, Meren, Muromern, an der Wolga aus Nordwinen und Tſcheremissen. Schon früher hatte hier von Nowgorod aus eine Einwanderung von Slawen stattgefunden, die aber wesentlich darin bestand, daß diese Einwanderer von den Städten aus gewinnbringenden Handel trieben und die umwohnenden Finnen tributpflichtig machten. Seit jedoch die Fürstenkriege und die Einfälle der

Polowzer Südrußland verheerten, flohen immer mehr Bauern nach Nordosten, und ihre Einwanderung wurde von den Fürsten in jeder Weise unterstützt, so z. B. von Juri Dolgoruki durch Darlehen. Diese Einwanderer brachten die Namen der südrussischen Mutterstädte mit, überall begegnen wir ihnen nun im Norden neben den einheimischen finnischen. Alle diese Einwanderer aber waren Bauern. Da nun die Handelswege nach Süden immer mehr gesperrt wurden und die alten Städte damit immer mehr an Bedeutung verloren, bildete sich hier ein ganz auf bäuerlicher Grundlage ruhender Staat, der sich ohne weiteres in bürokratischer Weise regieren ließ.

Je mehr sich das Land mit Einwanderern füllte, um so schneller vollzog sich die Russifizierung der Finnen. Die aus Südrußland einwandernden Bauern schoben sich friedlich in die Lücken zwischen den spärlichen Ansiedelungen der Finnen und vermischten sich allmählich mit ihnen in der Weise, daß die Finnen zu Russen wurden. Dieser Prozeß ist auch heute noch nicht ganz zu Ende geführt. Lassen wir uns wieder von Mackenzie Wallace erzählen, wie diese Verschmelzung von Russen und Finnen sich vollzieht:

„Während meiner Wanderung in den nördlichen Provinzen,“ sagt er, „habe ich Dörfer in jedem Stadium der Russifizierung gefunden. In einem von ihnen schien alles finnisch zu sein, die Einwohner hatten eine olivenrötliche Haut, sehr hervorstehende Backenknochen, schrägstehende Augen und eine besondere Tracht. Keine der Frauen und nur sehr wenige Männer verstanden Russisch, und jeder Russe, der den Ort besuchte, wurde als ein Fremder angesehen. In einem zweiten gab es schon einige russische Einwohner; die anderen hatten etwas von ihrem reinen finnischen Typus verloren, viele der Männer hatten die alte Tracht abgelegt und sprachen geläufig Russisch, auch wurde ein russischer Besucher nicht mehr ungestraft aufgenommen. In einem dritten Dorf war der finnische Typus noch schwächer geworden, alle Männer sprachen Russisch, und fast alle Frauen verstanden es; die alte Tracht der Männer war gänzlich verschwunden und die alte Frauentracht stark in der Abnahme begriffen. Heiraten zwischen Finnen und Russen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten. In einem vierten hatten die Wechselheiraten ihr Werk fast vollständig erfüllt, das alte finnische Element konnte nur in gewissen Eigentümlichkeiten der Physiognomie und der Aussprache entdeckt werden.“

Aus dieser Mischung bildete sich im Stromgebiet der oberen Wolga und der oberen Dwina der Stamm der Großrussen.

Der Großrusse lebte unter sehr viel ungünstigeren Verhältnissen als seine Vetter im Stromgebiet des Dnjepr. Die Schätze aus Byzanz drangen nicht mehr zu ihm und auch aus dem Handel von Nowgorod fiel für ihn kaum etwas ab. Er war ganz auf den

Boden angewiesen, der hier nicht aus schwarzer Erde bestand, und unerwartete Nachfröste brachten ihn nur zu oft noch um die ohnehin spärliche Ernte. Nur mit zäher Ausdauer und unendlicher Geduld konnte er sich hier behaupten, und die klimatischen Verhältnisse ertrug nur ein eiserner Körper. Der kurze Sommer verlangte ein ungeheures Maß von Arbeit, und auf ihn folgte ein langer Winter, in dem keine Feldarbeit verrichtet werden konnte. Das hat sich im Charakter des Großrussen stark ausgeprägt. Er ist befähigt und gewillt, erstaunliche Arbeit zu leisten, aber er versagt dann auch wieder ganz und ergibt sich auf lange vollständigem Müßiggang. Der Bauer des Nordens ist nie sicher davor, daß nicht ein plötzlicher Umschlag des Wetters ihn um den ganzen Ertrag seiner Arbeit bringt und wurde darüber zum Fatalisten. Auch dieser Fatalismus ist ein Gemeingut des Großrussen geworden. Er ist nur zu geneigt, sich das Leben nicht zu erobern, sondern es vom Schicksal, das er Gott nennt, hinzunehmen, wie es ihm fiel.

In der Bauernwelt Ssusdals, in der es keine mit dem Lande verwachsene bodenständige Aristokratie gab, bildete sich eine demokratische Lebensanschauung aus. Sie erkannte den Fürsten als ihren von Gott eingesetzten Herrn an, aber es war ihr recht, wenn es zwischen ihr und ihm keine aufrechten Mächte gab, wenn der Fürst willkürlich mit seinen Beamten schaltete und waltete und diese ihm gegenüber auch rechtlos waren. Jeder Ansatß zur Bildung einer echten, auf Erbrecht und Grundbesitz beruhenden Aristokratie blieb dem Großrussen zuwider.

Hier im fernen ackerbauenden Nordosten Rußlands knüpften sich auch keine Fäden mehr mit Westeuropa. In den mageren Wäldern des Fürstentumes Ssusdal entwickelte sich ein soziales und staatliches Leben, das ganz seine eigenen Wege ging und zunächst im wesentlichen von Byzanz empfangene Einflüsse weiter entwickelte. Fürst, Geistlichkeit und Bauern waren hier die herrschenden Mächte. Der Fürst zog neue Ansiedler heran; der fromme Mönch ging hinaus in den Wald und begründete eine Einsiedelei, die zu einem Kloster anwuchs, um das sich die Ansiedler scharten; der Bauer trieb auf seinem Acker Raubbau, brannte den Wald nieder und entnahm dem von der Asche gedüngten Boden ein halbes Duzend Ernten. Dann wanderte er weiter und machte es am neuen Wohnort ebenso. Er blieb auch in dieser Waldregion noch lange ein Nomade.

Andreas Bogoljubski ging ganz bewußt darauf aus, aus seinem

Wladimir ein zweites Kiew zu machen. Nachdem er das Heiligenbild von Bogoljubow in diese Stadt gebracht hatte, wollte er einen Geistlichen Feodor zum Metropoliten erheben lassen. Das scheiterte zwar am Widerspruch des Patriarchen, aber Feodor wurde wenigstens Bischof und suchte sich als solcher vom Metropoliten von Kiew loszumachen. Auch das mißglückte zunächst, aber das Ziel war hier immerhin gewiesen.

In weitem Bogen umspannten von Westen über Norden zu Osten die Besitzungen Nowgorods das Fürstentum Andreas'. Die Macht der reichen Stadt war groß, und sie konnte immer auf Unterstützung durch die Feinde der Fürsten von Ssusdal rechnen, aber sie war in bezug auf das Getreide auf sein Fürstentum angewiesen. Sperrte er ihr die Kornzufuhr, so trat Hungersnot ein. Auch hielt es die Geistlichkeit in Nowgorod meist mit den Fürsten von Ssusdal, und auch unter den Patriziern gab es stets eine ihnen anhängende Partei.

Nowgorod sich zu unterwerfen, war das natürliche Trachten des in der Bildung begriffenen absoluten Staates von Ssusdal. Zunächst konnte es freilich nur in der Weise geschehen, daß Andreas sich einen maßgebenden Einfluß auf die Wahl der in Nowgorod herrschenden Fürsten zu sichern suchte.

Darüber kam es zum Kampf. Andreas hatte eine große Koalition russischer Fürsten gegen die Stadt zusammengebracht, deren Heer im Februar 1170 vor Nowgorod erschien, aber es wurde von den Nowgorodern aufs Haupt geschlagen. Trotzdem bewirkte eine Sperre der Getreidezufuhr, daß die Nowgoroder einen Andreas günstigen Frieden schlossen und sich sogar seinen Sohn Juri zum Fürsten erbaten.

Nach dem Tode Juri Dolgorukis hatten die Kiewer seine aus Ssusdal stammende Druschine ermordet. Das hat ihnen Andreas nie vergessen. Er war auch die Seele jenes Fürstenbündnisses, das zur Einnahme von Kiew und zur Zerstörung der Stadt im Jahre 1169 führte. Er überließ den großfürstlichen Thron von Kiew den süd-russischen Fürsten, aber es durfte ihn niemand einnehmen, der ihm nicht genehm war. Er sprach zu ihnen als Herr, und seine Macht war in der That die ausschlaggebende. Aber seine Tage waren gezählt. Sein hartes Regiment war ein zu ungewohntes, als daß es nicht große Erbitterung hätte erregen müssen. Es bildete sich unter seinen eigenen Hofleuten eine Verschwörung gegen ihn, und

er wurde von ihnen ermordet (Juni 1175). Das Land nahm die Tat verhältnismäßig ruhig hin, der Ermordete hatte den Bogen allzu straff gespannt.

Andreas' Werk wurde zunächst nicht fortgesetzt. Nach seinem Tode gab es auch im Ssusdaler Lande die üblichen Kämpfe zwischen Onkel und Neffen, aber aus ihnen ging ein Bruder von Andreas, Wsewolod, als Sieger hervor (1175—1212), der wieder in seinem Geist regierte. Ihm folgte unter vielen Kämpfen sein ältester Sohn Konstantin (1212—1219) und diesem der jüngere Sohn Juri (1219 bis 1238). Unter diesem Fürsten, neben dem es aber wieder eine ganze Anzahl Teilfürsten im Ssusdaler Lande gab, verlebte Ssusdal eine ruhige Zeit und gelangte zu verhältnismäßigem Wohlstand, während im südlichen Rußland die wilden Fehden um den immer bedeutungsloser gewordenen großfürstlichen Thron ihren Fortgang nahmen. Es waren indessen schon mehrere Fürsten der Polowzer Christen geworden, so daß die von diesen Nomaden drohende Gefahr allmählich geringer zu werden schien.

Da aber geschah es, daß im Südosten ein neues Nomadenvolk erschien, das für Rußland ungleich verhängnisvoller werden sollte als alle früheren Herren der Steppe. Es waren die Tataren.

In den fast vier Jahrhunderten, die seit dem Auftreten Kuriks vergangen waren, hatte im Leben der Russen anfangs der Handel die größte Rolle gespielt. Auf dem Wege Nawa—Lowat—Dnjepr oder Nawa—Msta—Twerza—Wolga hatte, durch die Städte vermittelt, ein reger sehr gewinnbringender Austausch der Waren zwischen Süden und Norden, Morgen- und Abendland stattgefunden. Das Schwarze Meer wurde von den Russen beherrscht, in das Kaspische unternahmen sie gelegentlich erfolgreiche Raubzüge. Mit dem Auftreten der Petschenjagen in der Steppe wurden diese Handelswege unsicher, und seit an die Stelle der Petschenjagen die Polowzer traten, hörten sie mehr und mehr auf, gangbar zu sein. Die Russen wurden erst vom Meer, dann auch von der Steppe abgedrängt, und auch die an sie stoßenden Grenzmarken verödeten allmählich infolge der Einfälle der Nomaden, deren sich das in Teilfürstentümer zerfallende Rußland nicht mehr erwehren konnte. Der freie Bauer wanderte nach Norden in die Wälder, der Wohlstand der Städte versiegte hier im Süden zugleich mit dem Handel. Auch im Norden konnte Nowgorod die See nicht dauernd halten und mußte den Handel über sie erst den Gotländern, dann den Hanseaten überlassen. An der

Mündung der Düna begründeten diese Riga, und in den Landschaften der Letten und Esten entstand ein deutscher Staat.

Die Staatsordnung, nach der die Fürsten aus dem Hause Ruriks nach der genealogischen Stufenleiter ihre Sitze beständig wechselten, bewirkte, daß ihnen gegenüber die Macht der Städte wuchs. Die Patrizier in diesen aber wandten sich im Süden bei dem Versiegen des Handels dem Landbau zu, den sie mit Sklaven, die durch die ewigen Kriege stets in großer Zahl gewonnen wurden, betrieben. Zumal im Südwesten, in Galizien und Wolhynien, entstand eine mächtige landjässige Aristokratie, die naturgemäß zu den aristokratisch gegliederten Polen hinneigte und sich ihnen früher oder später anschließen mußte. So gingen Südwesten und Nordosten, in dem sich eben unter einem Volk von Bauern ein absoluter Staat bildete, ganz verschiedene Wege.

Die Bildung der Russen war in der Zeit der Teilfürstentümer eine verhältnismäßig hohe. Die Fürsten und mindestens sehr viele Angehörige ihrer Druschinen sowie die Bojaren in den Städten waren des Lesens und Schreibens kundig und lasen gern und viel. So war z. B. der Dichter des Sangs von Igors Feldzug, der zweifellos einer Sjewerischen Druschine angehörte, sichtlich ein sehr kenntnisreicher Mann, und auch von den Nowgoroder Bojaren, die im Alter ins Kloster traten und dann mitunter Erzbischöfe wurden, muß man annehmen, daß sie schon als Laien über eine nicht geringe Bildung verfügten. Unter den Fürsten waren mehrere, die sich lebhaft für die Literatur interessierten und eifrig Bibliotheken zusammenzubringen suchten. Sie unterstützten auch die geistlichen Chronisten, die in ihren Residenzen die Ereignisse der Zeit aufzeichneten. Außer der Chronik von Kiew sind uns solche von Sjusdal, Wolhynien und Nowgorod erhalten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in allen großen Städten Chroniken geführt wurden.

Die Bildung kam den Russen aus Byzanz, teils direkt in griechischer Sprache, teils in bulgarischen Übersetzungen. Da nicht nur die meisten Erzbischöfe, sondern auch viele andere Geistliche Byzantiner waren, fehlte es nicht an Gelegenheit, das Griechische zu erlernen, und das Bulgarische verstand man noch ohne weiteres.

Sehr verbreitet waren Sammelwerke, Sborniki, die neben geistlichen und philosophischen Abhandlungen auch geschichtliche enthielten. Bearbeitungen des alten Testaments hießen Paleja, Sammlungen von Predigten und moralischen Ermahnungen Pitschela, die Biene,

Die Leben der Heiligen nannte man Prolog oder Patarik, die Chroniken Chronographen.

Wie wir aus dem Leben der Heiligen ersehen, wurden oft junge Leute durch die von ihnen gelesenen Bücher dazu veranlaßt, ins Kloster zu treten, woraus sich doch eben ergibt, daß in der Tat viel gelesen wurde.

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Geistlichkeit in Rußland wie im Abendlande der eigentlichen Volkspoesie, die ja vielfach noch von heidnischen Vorstellungen durchsetzt war, feindlich gegenüberstand. So wurden die Volksepen und Volkssagen meist nicht aufgezeichnet und hatten ein merkwürdiges Schicksal. Sie wurden nämlich von den aus dem Dnjeprgebiet in die Waldwildnisse des Nordostens flüchtenden Bauern mitgenommen und erhielten sich unter ihnen durch mündliche Überlieferung bis auf unsere Tage, während sie in ihrer ursprünglichen Heimat durch Erinnerungen aus späterer Zeit verdrängt wurden. So wird in weltverlorenen Dörfern des Oloneßkschen und des Archangelschen Gouvernements noch heute von „Wladimir, der roten Sonne“ und den Helden seiner Tafelrunde gesungen und gesagt, während die Lieder der Bauern um Kiew und Tschernigow nur den Heldentaten der Kosaken gelten.

Es gab ferner an den Höfen der Fürsten von ihnen sehr geschätzte Kunstsänger, die an ihrer Tafel ihre und ihrer Vorfahren Taten besangen, aber es ist uns von ihnen leider nur der Sang von Igors Feldzug erhalten. Diese Gesänge wurden wohl meist überhaupt nicht niedergeschrieben, und geschah es doch, so hatte die Geistlichkeit wenig Neigung, sie, in denen von Perun und Woloß die Rede war, durch Abschriften zu vervielfältigen. Was uns durch ihre Vermittelung erhalten wurde, sind Predigten, Ermahnungen hoher Geistlicher, Beschreibungen von Pilgerfahrten nach Jerusalem oder Byzanz und glücklicherweise auch die Chroniken.

Das russische Wohnhaus jener Zeit war in seinem Urbestandteil, sozusagen seiner Zelle, ein aus Balken hergestelltes Viereck, die Isba. An diese schloß sich wohl ein ebensolcher nicht heizbarer Raum, die Kljet, der im Sommer bewohnt wurde, im Winter als Lagerraum diente. Zwischen Isba und Kljet schob sich, bei größerem Wohlstand, eine Halle, Sjeni. Vornehme Leute verlegten diese drei Räume in das erste Stockwerk und benutzten das Erdgeschloß, Podkljet, als Vorratsraum. Die Sjeni scheinen mitunter frei auf Pfählen gestanden zu haben. In der zweiten Etage lag noch ein

Wohnraum, der Gorniza oder Terem hieß. Von außen angebrachte, bedeckte Treppen führten zu diesen Stockwerken hinauf. Der Zugang zu ihnen hieß Krynzo, das ganze, so gestaltete Haus Chorom. Es lag in einem von einem hölzernen Zaun umgebenen Hof.

Die Paläste der Fürsten waren durch schönes Schnitzwerk verziert und außen und innen reich bemalt. Die Sjeni hatten wohl eine vergoldete Decke, und an ihren Seiten liefen an der Wand befestigte Bänke entlang, auf denen bei festlichen Anlässen kostbare Kissen lagen. Hier tafelten und hielten ihre Empfänge die Fürsten inmitten ihrer Druschinen, die sich für gewöhnlich in einer besonderen Halle, der Gridniza, aufhielten.

Die Fürsten hatten außer ihren städtischen Palästen auch noch Pfalzen in der Umgebung der Stadt, wie z. B. Wladimir der Heilige und Jaroslaw in Bereftow bei Kiew, in denen sie den Sommer verbrachten oder von denen aus sie die Jagd betrieben. Man beizte mit Vorliebe mit Falken und Habichten Schwäne, Kraniche und das kleinere Wassergeflügel oder hegte mit Windhunden im freien Lande Hasen, Füchse und Wölfe. Bären, Wisenten und Urochsen ging man mit großem Gefolge zu Leibe. So trieb man den Wisent auf eine Stelle im Walde, wo viele alte Stämme licht nebeneinander standen. Hinter diesen nahmen die Jäger Aufstellung, reizten das Wild zum Angriff und suchten es dann, um den Baum voltigierend, mit Speeren zu erstechen. Nach einer uns auf einer der ältesten Karten Rußlands erhaltenen Miniaturabbildung scheint man den Ur, um dessen Jagd es sich hier offenbar handelt, auch von der Krone der Bäume aus durch Pfeilschüsse erlegt zu haben.

Die Kleidung der Russen bestand aus einem leinenen Hemd, Sforotschka, und ebensolchen Beinkleidern, über denen man ein bis über die Knie herabreichendes, durch einen Gürtel zusammengehaltenes Gewand mit langen Ärmeln trug, das Swita oder Koschuch hieß. Bei den Wohlhabenden war es aus feinem Tuch, bei den Fürsten und Druschinen aus farbiger Seide, Silber- oder Goldbrokat. Als Knöpfe dienten Halbedelsteine, die Ligen waren aus teuren Stoffen. Die Kragen schmückte man durch reichen Besatz von Perlen. Über dem Koschuch trug man einen ärmellosen Mantel, Mjatel, der durch eine Nadel auf der rechten Schulter festgehalten wurde und den rechten Arm freiließ. Die Stiefel waren von buntfarbigem, mit Goldfäden besticktem Saffian, die mit Zobelfell besetzten Mützen von

farbigem Samt. Festliche Versammlungen müssen ein ungemein farbenprächtiges Bild geboten haben, denn zu den bunten Gewändern kam noch reicher Goldschmuck, der in Hals- und Armbändern und an goldenen Ketten auf die Brust herabhängenden Schaustücken bestand. Byzantinische und deutsche Goldschmiede schufen diese Herrlichkeiten und verzierten sie mit aus dem Orient eingeführten Edelsteinen. Die Männer trugen in einem Ohr einen Ohrring.

Die Tracht der Frauen unterschied sich nicht wesentlich von der der Männer. Ihr Schmuck bestand aus kostbaren Ohrringen, aus aus Goldmünzen zusammengesetzten Ketten, zahlreichen Fingerringen. Sie trugen wohl auch goldene Ringe um die Knöchel, ja mitunter sogar solche an den großen Zehen. Den Kopf verheirateter Frauen bedeckte ein kostbares Tuch, Powoi.

Großer Luxus wurde naturgemäß von beiden Geschlechtern in bezug auf das Pelzwerk getrieben.

Im Kriege trug man als Schutzaffen meistens Ringpanzer, doch wurden aus dem Abendlande auch Plattenpanzer eingeführt. Die Helme waren oft reich ornamentiert. Von ihnen fiel wie ein Tuch ein Stück Ringpanzer über Hals, Nacken und obere Brust herab und deckte diese Teile. Die Trugwaffen bestanden aus Lanzen, zweischneidigen Schwertern oder Säbeln, Streitärten, Bogen und Pfeilen. Die Köcher waren oft auch reich geschmückt. Ebenso das Pferdegeschirr. Die Fürsten hatten wohl goldene Steigbügel.

Edele Rosse waren sehr gesucht und wurden in großen Stutereien, deren Bestand oft Tausende von Pferden enthielt, gezogen oder von den Nomadenvölkern erworben.

Wagen wurden nur von Kranken, Frauen und Kindern oder Geistlichen benutzt. Der sie leitende Kutscher ritt auf dem Pferde.

Man sieht auch aus allem diesem, ein wie reiches Land das Rußland der Teilfürsten war, wir dürfen aber nicht vergessen, daß dieser Wohlstand schon stark im Schwinden war, als die furchtbare Katastrophe über Rußland hereinbrach, der wir jetzt näher treten müssen.

Der Einfall der Tataren und die Begründung ihrer Herrschaft.

In Zentral- und Ostasien lagen die Dinge in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts so: China zerfiel in ein nördliches von einem mongolischen Stamm der Niutschü beherrschtes und in ein südliches Reich Song mit einer nationalen Dynastie. Ein drittes Reich, das der Hia oder Tangut, umfaßte die westlichsten Provinzen des heutigen chinesischen Landes. Karokorum war die Hauptstadt der Uiguren, eines Mischvolkes mit verhältnismäßig hoher Kultur. Am oberen Jenissei und Irtysh lebten die Naimann und östlich und südöstlich vom Syr, am Ili und Tarim, gab es ein Reich Kara Kitai, das ebenfalls von einem Kulturvolk bewohnt war. Westlich grenzte an diese Völker ein großtürkisches Reich, Kowaresm, das vom Aralsee zum Indus reichte und der Nachbar von Persien und dem Chalifat von Bagdad war.

Im Osten des Baikalsees und im Norden von China, an den Quellflüssen des Amur, Onon und Kerlon, sowie an seinen rechten Nebenflüssen nomadisierten mongolische und türkische Stämme, die sich bald zu größeren von einem Khan beherrschten Gemeinschaften zusammensetzten, bald wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile zerfielen. Die Chinesen suchten sich ihrer dadurch zu erwehren, daß sie einen Khan gegen den anderen ausspielten und den eben mächtigsten durch Geldzahlungen oder die Verleihung eines hochtrabenden Titels bändigten.

Unter den Nomadenstämmen waren die um den Sjongari nomadisierenden Bortschigenen besonders angesehen. Nach der buddhistischen Legende stammten sie von einer Jungfrau Alang Goa ab, die den Stammvater in unbefleckter Empfängnis gebar. Sie scheinen ein mongolisch-türkisches Mischvolk gewesen zu sein. Eine Gruppe

der Bortschigenen, die Kiat, wurden von Jessugei beherrscht, und dieser verlieh seinem ältesten Sohn, der zwischen 1155 und 1162 am Ufer des Onon geboren wurde, den Namen Temudschin.

Temudschin war erst 13 Jahre alt, als sein Vater starb, und hätte sich nicht behaupten können, wenn nicht seine Mutter Ogelen-Eke für ihn eingetreten wäre. Diese Frau scheint aber schon eine geborene Herrscherin gewesen zu sein und wußte den Stamm zusammenzuhalten. Ihr Sohn suchte nun mit wechselndem Glück seine Herrschaft über die anderen Nomaden auszudehnen, und es gelang ihm nach vielen Wechselfällen. Im Jahre 1203 versammelte er alle von ihm unterworfenen mongolischen und türkischen Stämme zu einem großen Reichstag, Kuriltai, und man beschloß, künftig ein aus neun großen Gruppen bestehendes Volk zu bilden. Temudschin wurde als absoluter Herr anerkannt und erhielt den Titel Dschingischan, d. h. der große Khan. Er gab dem neuen Volk, das unter einem mit neun Talschweifigen geschmückten Banner ins Feld zog, eine streng militärische Organisation. Jeder waffenfähige Mann war wehrpflichtig, und das Heer zerfiel in Abteilungen von 10, 100, 1000 und 10000 Mann. Es bestand ausschließlich aus Reiterei, die Säbel und Lanze führte — letztere mit einem Widerhaken, um den Gegner vom Pferde zu reißen —, deren Hauptwaffe aber der vom Bogen geschnellte Pfeil war. In kurzen Bügeln reitend, schoß der Tatare ebenso sicher rückwärts wie vorwärts. Jeder Reiter führte mehrere Pferde mit sich, die er abwechselnd benutzte. Ein Vortrab auf ausgesucht schnellen Pferden zog dem Hauptheer weit voraus, ein Nachtrab mit vielen Reservepferden, Kamelen und Rindern folgte ihm. Die Feldzüge wurden immer als ein Kesseltreiben im größten Stil ausgeführt, der Gegner wurde zunächst eingekreist und dann von allen Seiten bedrängt. Um ihm Furcht und Schrecken einzujagen, wurde die ganze Bevölkerung, so weit sie nicht aus Technikern und Handwerkern bestand, ausgerottet, jede Wohnstätte verbrannt. Galt es eine Stadt einzunehmen, so wurde die Bevölkerung der Umgegend zunächst verschont und gezwungen, die Belagerungsarbeiten zu vollziehen, wobei sie größtenteils zugrunde ging.

Kapitulierten die Belagerten, so wurde die Kapitulation nach der Übergabe ohne weiteres gebrochen. Ihrer unerhörten Treulosigkeit verdankten die Tataren zum Teil ihre größten Erfolge.

Jeder Feldzug wurde sorgfältig vorbereitet. Man suchte durch

Kundschafter und Gesandtschaften die Verhältnisse des Landes, dem er gelten sollte, genau zu erkunden und Überläufer zu gewinnen. Man war ferner bemüht, den Gegner durch diplomatische Verhandlungen einzuschläfern und zu isolieren. Erst wenn das geschehen war, griff man mit rückhaltloser Energie an. Die von den unterworfenen Völkern gestellten Hilfstruppen fochten immer in erster Reihe, die eigenen Kerntruppen erst in zweiter. Auf Ungehorsam oder Feigheit stand Todesstrafe. Eine wohlgeordnete Post vermittelte den Verkehr Dschingischans mit seinen Feldherren.]

Nach der Unterwerfung der asiatischen Kulturvölker wußten die Tataren sich alle ihre technischen Kenntnisse dienstbar zu machen. Sie erlernten von ihnen Wurfgeschosse bauen und Minen legen, sie gingen nun den Mauern feindlicher Städte mit Widdern und Belagerungstürmen zu Leibe. Sie lernten von den Chinesen aber auch das Kanzleiwesen würdigen und übernahmen von ihnen ein organisiertes Steuerystem.

Es leuchtet ein, wie sehr ein solcher einheitlicher, vom Willen eines Mannes geleiteter Militärstaat den losen Staatsgebilden des Mittelalters überlegen sein mußte, zumal so lange dieser eine Mann ein militärisches und organisatorisches Genie war wie Dschingischan.

Die Tataren wandten sich, nachdem sie die Naimanns, die Uiguren und das Reich Tangut überrannt hatten, im Jahre 1211 gegen das nordchinesische Reich, das bis 1218 in mehreren Feldzügen fast ganz erobert wurde. Auch Korea und Kara Kitai wurden unterworfen. Dann erfolgte der Zusammenstoß mit Kowaresmien, das unter ungeheuerem Blutvergießen erobert wurde. Der letzte Sultan Mohammed starb als Flüchtling auf einer Insel im Kaspiischen Meer 1221.

Als Verfolger Mohammeds waren zwei Feldherren Dschingischans, Dschebe und Sjubudai, bis an den Kaukasus gekommen. Sie erhielten jetzt den Auftrag, weiter nach Norden vorzudringen. Mit Hilfe von Führern aus Schemacha wollten sie das Gebirge überschreiten, wurden aber von den Alanen, Tscherkessen und Polowzern in einem Engpaß eingeschlossen und wären verloren gewesen, wenn es ihren Führern nicht gelungen wäre, die Polowzer zu gewinnen. Diese ließen sie entkommen und wurden nun, sobald die Tataren die Steppe erreicht hatten, von ihnen überfallen. Zwei christliche Khane der Polowzer fielen, ein dritter, Kotjan, floh zu seinem Schwiegersohn, dem Fürsten Mstislaw dem Kühnen von Galizien.

Dieser Mstislaw war ein Typus der russischen Fürsten jener Zeit, ein tapferer Haubegen, der überall zu finden war, wo die Schwerter in der Sonne blitzten, immer bereit, den wirklich oder vermeintlich Unterdrückten zu Hilfe zu eilen. Sein Vater, der ebenfalls Mstislaw hieß, stammte aus der Fürstengruppe von Smolensk und war ein sehr beliebter Wahlfürst von Nowgorod gewesen († 1180). Das Erbteil des Sohnes war Toropez, und er beteiligte sich zunächst an den Kämpfen der südrussischen Fürsten. Dann aber trat er für Nowgorod ein, das einen Sohn des Großfürsten Wsewolod, Swjatoslaw, vertrieben hatte und deshalb von ihm mit Krieg überzogen wurde. Wsewolod gab nach, und Mstislaw wandte sich wieder nach Südrußland, wo er einem Vetter, der ebenfalls Mstislaw hieß, auf den großfürstlichen Thron verhalf. Dann ging er nach Galizien und setzte sich zunächst dort fest. Sobald er aber erfuhr, daß der neue Fürst von Nowgorod, ein dritter Sohn Wsewolods, namens Jaroslaw, mit dieser Stadt kämpfte, eilte er wieder nach Norden und schlug an der Spitze der Nowgoroder die verbündeten Fürsten von Sjusdal an der Lipiza aufs Haupt (1216). Darauf begab er sich wieder nach Galizien, das mittlerweile in die Hände der Ungarn gefallen war, vertrieb den ungarischen Königssohn Kolomann und wurde selbst als Fürst anerkannt.

Als Kotjans Boten Mstislaw erreicht hatten, berief er einen Fürstentag nach Kiew, auf dem er durchsetzte, daß die russischen Fürsten den Polowzern ihre Hilfe zusagten. Eine Insel südlich der Stromschnellen des Dnjepr wurde zum Sammelpunkt bestimmt, und es fanden sich hier zahlreiche Fürsten mit ihren Druschinen ein. Die von Kiew, Smolensk, Tschernigow kamen den Dnjepr abwärts, die Galizier und Wolhynier fuhren durch Dnjestr und Bug ins Meer und dann wieder den Dnjepr hinauf, die Fürsten aus Ssewerien stießen zu Roß zum allgemeinen Heerbann, der 80000 Mann stark gewesen sein soll. Eine Gesandtschaft der Tataren wurde auf Betrieb der Polowzer getötet, eine zweite zwar am Leben gelassen, aber kurz abgewiesen. Dann zog man — es war im Mai 1224 — in der Richtung gegen das Arowsche Meer in die Steppe. Man schlug zweimal tatarische Streifkorps und erreichte in acht Tagen die Kalka, deren Name in der russischen Geschichte einen so furchtbaren Klang erhalten sollte.

Man kann sich von den folgenden Vorgängen auf Grund der sich widersprechenden Berichte kein deutliches Bild machen. Jeden-

falls wurden die Russen nicht einheitlich geleitet, und es scheint eine Meinungsverschiedenheit zwischen Mstislaw dem Kühnen und einem jugendlichen Anhang unter den Fürsten einerseits und den übrigen Fürsten, die auch ein Mstislaw, der Großfürst von Kiew, führte — es waren drei Fürsten dieses Namens im Heer — andererseits bestanden zu haben. Jedenfalls griffen Mstislaw der Kühne und seine Freunde die Tataren auf eigene Hand an und wurden, nachdem die Polowzer zuerst gewichen waren, völlig geschlagen. Das Hauptheer der Russen, das von dieser Niederlage noch nichts wußte, wurde dann durch einen unerwarteten Angriff überrascht und ebenfalls vernichtet.

Der Großfürst und zwei jüngere Fürsten verteidigten sich noch eine Weile in einer Wagenburg, wurde aber dann bewogen, zu kapitulieren. Es gab damals in den Steppen als Vorläufer der Kosaken schon Banden von aus allen möglichen Ländern entwichenen Abenteurern, die man Brodniki nannte. Eine dieser Banden hatte sich den Tataren angeschlossen, und ihr Führer Ploskinja verbürgte sich dafür, daß die Kapitulation gehalten werden würde. Kaum aber hatten sich die Russen ergeben, so wurden sie niedergemacht. Auf die drei Fürsten legten die Tataren Bretter und begingen auf diesen das Siegesmahl.

Die Schlacht an der Kalka fand am 31. Mai 1224 statt.

Mstislaw dem Kühnen gelang es, sich über den Dnjepr zu retten und die Truppen der Fürsten von Ssusdal und Wladimir waren überhaupt zu spät gekommen, um sich noch am Kampf zu beteiligen, während die von Rjasan dem Feldzug überhaupt ferngeblieben waren. Immerhin schien Kiew verloren zu sein. Aber die Tataren wagten es für diesmal nicht, weiter vorzudringen, sie wandten sich vielmehr ostwärts, schlugen die Wolgabolgaren und gingen durch die Steppen zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee nach Asien zurück. Sie hatten ja nur die Aufgabe gehabt, sich über die Verhältnisse im Norden des Kaukasus zu orientieren.

Die Russen hatten von den Umwälzungen, die sich im Innern Asiens vollzogen, offenbar keine Ahnung; sie sahen in dem Einfall der Tataren nur eine jener Überraschungen, wie sie die Steppe in Form von Nomaden- oder Heuschreckenschwärmen wohl brachte, und ihre Fürsten fuhren fort, sich um den Thron von Kiew oder die Stellung als Ältester in einer Fürstengruppe — diese nahmen allmählich auch alle den Großfürstentitel an — erbittert zu bekämpfen.

Niemand dachte daran, daß die Tataren wiederkommen könnten, und regte Maßregeln für diesen Fall an. In Nowgorod wurde Jaroslaw bald vertrieben, bald wieder zugelassen; um den großfürstlichen Thron von Kiew kämpften wie seit lange Nachkommen Monomachs mit solchen Olegs, in Wolhynien und Galizien erhielten sich die russischen Fürsten mit Mühe gegen die auffässigen Bojaren, die immer wieder Polen und Ungarn gegen sie auszuspielen suchten. Immerhin gelang es hier zwei Brüdern, Daniel und Wassilko von Wolhynien, die ausnahmsweise in brüderlicher Treue zusammenhielten, sich zu behaupten und Galizien zu erwerben.

Die Polowzer scheinen nach dem Abzug der Tataren wieder frei geworden zu sein; wie die Dinge bei den Alanen und Tscherkessen lagen, erfahren wir nicht.

Dschingischän war zunächst damit beschäftigt, die Eroberung Nordchinas zu beenden und starb darüber im Jahre 1227. Sein ältester Sohn Dschudschai war schon vor ihm verschieden, drei andere aber Dschagatai, Ogotai und Tului überlebten ihn. Von diesen sollte Ogotai Großkhan werden, Dschagatai Turkestan, Tului Persien erhalten. Den Söhnen Dschudschais wurden die Lande am Kaspischen Meer zugewiesen. Diese Bestimmungen Dschingischäns wurden auf einem Kuriltai anerkannt.

Zunächst wurde die Eroberung Chinas beendet und auch das Reich Song unterworfen. Dann kamen das Chalifat und das nördliche Indien an die Reihe, und nun wurde auch ein neuer Eroberungszug gegen Europa zur Ausführung gebracht. Er war auf das sorgfältigste vorbereitet und wurde in meisterhafter Weise zur Ausführung gebracht. Zunächst wurden die in den Wolgasteppen nomadisierenden Polowzer vertrieben, dann wurde ein Vorstoß gegen die Wolgabolgaren gemacht, beides behufs Orientierung über die Verhältnisse. Die Tataren erkannten, daß die stärksten Kräfte Rußlands jetzt in dem noch ungebrochenen Norden des Landes lagen, dieser also zunächst niedergekämpft werden mußte. Sie wußten ferner, daß in diesem von sumpfigen Wäldern starrenden Lande der Krieg nur im Winter geführt werden konnte.

Es wurde nun ein ungeheures Heer aufgestellt, das zum Teil aus Tataren, zum Teil aus den unterworfenen asiatischen Völkern bestand. Den Oberbefehl erhielt Batq, ein Sohn Dschudschais, dem aber Dschebe und Ssubudai beigegeben wurden. Ein Sohn des Großkhans Gajuk und ein Sohn Tulus Mangu, die beide später

Großkhane wurden, begleiteten Baty, dem eine halbe Million Krieger gefolgt sein soll, von denen viele zu den Veteranen Dschingischans gehört hatten. Ein ungeheurer Troß von Frauen und Kindern und von Heerden schloß sich dem Heer an.

Im Herbst 1236 wurde das Reich der Donaubulgaren erobert und entseßlich verheert, dann erschien eine aus einer Schamanin und zwei Männern bestehende Gesandtschaft bei dem Fürsten Juri von Rjasan und forderte ihn auf sich zu unterwerfen. Er berief die Teilfürsten seiner Fürstengruppe zusammen, und man beschloß sich zu verteidigen. Man beschickte, um Hilfe bittend, Wladimir und Tschernigow, zog ein Heer zusammen und sandte einen Sohn Juris, Seodor, zu Baty, um mit ihm zu verhandeln. Aber die von Tschernigow antworteten, die Rjasaner wären ja 1224 ihnen auch nicht zu Hilfe gekommen, und der Großfürst Juri von Wladimir versprach zwar seine Unterstützung, zog aber sein Aufgebot so langsam zusammen, daß er jetzt ebenso zu spät kam wie vor der Schlacht an der Kalka. Baty aber handelte schnell, ließ Seodor umbringen und Rjasan einkreisen. Am 16. Dezember 1237 wurde die Stadt erstürmt und alles, was in ihr war, ermordet. Dann kam die Reihe an Wladimir. Bei Kolomna wurde das Heer des Großfürsten vernichtet, Moskau wurde verbrannt, Wladimir belagert. Der Großfürst Juri war nicht in der Stadt, er hatte das Kommando in ihr zweien seiner Söhne übergeben und sammelte selbst im Norden der Wolga ein Heer. Wladimir wurde erstürmt, die gesamte Einwohnerschaft erwürgt, die Stadt verbrannt. Das gleiche Schicksal hatte Susdal. Am 4. März 1238 wurde dann das kleine Heer des Großfürsten an der Ssit, einem Zufluß der Mologa, von allen Seiten umfaßt und vernichtet. Der Großfürst selbst fiel. Eine andere Abteilung der Tataren erstürmte unterdessen Torschok und marschierte auf Nowgorod. Sie hatte sich der Stadt schon bis auf 100 km genähert, als sie den Befehl erhielt, zurückzugehen. Man fürchtete im Hauptquartier der Tataren den nahenden Frühling und das Tauwetter und verschob deshalb die Eroberung Nowgorods auf eine spätere Zeit. Das ganze Heer schwenkte nach Südosten ab und kehrte in die Steppen zurück. In ihnen wurden nun zunächst die Nomaden endgültig unterworfen — der Polowzer Khan Kotjan entfloß mit vielen seiner Stammesgenossen nach Ungarn — und dann die südrussischen Fürsten angegriffen. Auch sie hatten sich nicht einigen können, benahmen sich auffallend verzagt und

wurden einer nach dem andern überwältigt. So fielen 1238 das südliche Perejaslawl und Tschernigow, dann wurde im Winter auf 1240 auch Kiew nach verzweifelter Gegenwehr mit stürmender Hand genommen. Obgleich damals der mächtige Daniel von Galizien und Wolhynien Großfürst war, konnte er die „Mutter der russischen Städte“ nicht retten, sie wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Er selbst und sein Bruder flohen nach Ungarn, wohin ihnen die tatarische Völkerwoge nur zu bald folgte. Vergeblich riefen die Ungarn und Polen die Hilfe des Abendlandes an, unser Friedrich II. war so in die Kämpfe mit den Päpsten verstrickt, daß er der ungeheuren Gefahr, in der ganz Europa schwebte, nur wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Zu Anfang 1240 griffen die Tataren Ungarn zugleich von Süden und von Norden her an, Baty selbst ging über die Karpathen, ein anderes Heer zog durch die Walachei, ein drittes nahm seinen Weg durch Polen auf Schlesien. König Bela IV. wurde aufs Haupt geschlagen und entfloh, ganz Ungarn war in der Gewalt der Tataren. Ihr nördlicher Flügel hatte in Schlesien in der Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz das deutsch-polnische Heer besiegt, war aber dann nicht weiter vorgeedrungen, sondern hatte sich dem Hauptheer in Ungarn angeschlossen. Streifscharen durchzogen unterdessen unter furchtbaren Verheerungen Polen. Im Jahre 1241 drangen die Tataren bis zum Adriatischen Meer vor.

Im Westen stießen sie immerhin auf Verhältnisse, die sich von denen Osteuropas sehr unterschieden. Das Deutschland des XIII. Jahrhunderts trug einen ganz anderen Charakter als das des zehnten, das einst die Ungarn heerend durchziehen konnten. Jeder Herrnsitz war jetzt zu einer steinernen Burg geworden, die Mauern der Städte bestanden nicht wie in Rußland aus zwei Reihen Balken, deren Zwischenraum mit Steinen und Erde ausgefüllt war, sondern aus festgefügtem Mauerwerk. Auch konnte die in Stahl gehüllte kriegsgewohnte Ritterschaft des Abendlandes den Pfeilen der Tataren einen ganz anderen Widerstand leisten als die russischen Teilfürsten mit ihren nicht zahlreichen Druschinen und ihrem Aufgebot von Bauern. So entschloß sich denn Baty um so mehr zur Rückkehr, als nach Ogotais Tode (1241) Gajuk Großkhan zu werden schien und Baty diesem Vetter, der ihm nicht wohl wollte, nicht über den Weg traute. So sammelte er denn im Juli 1242 seine

zerstreuten Scharen, und das Heer zog beutebeladen das Donautal abwärts in die südrussischen Steppen zurück.

Das Reich Baty dehnte sich über diese und das südwestliche Sibirien aus. Baty und sein Sohn Sstartak nomadisierten anfangs zwischen Don und Wolga, nahmen aber dann an einem Arm der Wolga, der Achtuba, an der Stelle, wo heute Jarew liegt, bleiben den Sitz. Hier entstand eine Art Stadt, Ssarai, die man sich wie die frühere Hauptstadt der Chasaren Itil zu denken hat, als ein festes Lager, um das sich je nach der Jahreszeit mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Filzzelten, Jurten, reiheten. Man nannte die Tataren, über die Baty gebot, die „Goldene Horde“. Diese erkannte den Großkhan in Karakorum als ihren obersten Herrn an, wie denn die Nachkommen Dschingischans sich noch als eine Familie fühlten, die in der Theorie gemeinsam über das ganze ungeheure Reich herrschte.

Nach Ogotais Tode standen sich zwei Gruppen rivalisierend gegenüber, die Familien Ogotais und Dschagatais einerseits, die Dschudschis und Tuluis andererseits. Die sehr einflußreiche Witwe Ogotais Turakina erreichte aber, daß auf einem Kuriltai ihr ältester Sohn Gajuk allseitig als Großkhan anerkannt wurde. Von diesem Kuriltai hat uns der Mönch Plano Karpini, den Innozenz IV. als Gesandten an den Großkhan sandte, eine sehr interessante Schilderung hinterlassen.

Die Gesandten betraten bei Kanew das unmittelbar von den Tataren beherrschte Land und wurden, indem sie drei bis viermal täglich die Pferde wechselten, schnell an das Hoflager Batys gebracht. Hier mußten sie zunächst zwischen zwei Feuern durchgehen, damit Gift, das sie etwa mit sich führten, unschädlich gemacht würde. Es wurde ihnen ferner vor der Audienz eingeschärft, beim Eintritt ja nicht die Schwelle zu berühren und nur kniend zu Baty zu sprechen.

„Baty“, heißt es, „lebt großartig. Er hat Türsteher und Beamte jeder Art wie ein Kaiser. Er und eine seiner Frauen sitzen auf einem erhöhten Sitz wie auf einem Thron. Alle übrigen, seine Brüder, seine Söhne und die Vornehmen sitzen niedriger, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken. Neben der Tür des Zeltes steht auf einem Tisch Getränk in goldenen und silbernen Schalen. Baty und alle Fürsten der Tataren trinken — besonders in Versammlungen — nur beim Klange von Liedern und Saiteninstrumenten. Reiten sie oder ihre Frauen aus, so wird über ihnen ein Sonnenschirm gehalten. Obgleich Baty sehr freundlich mit seinen Leuten verkehrt, wird er von ihnen doch außerordentlich gefürchtet.“

Baty hielt die Gesandtschaft des Papstes doch für so wichtig, daß er die Gesandten an den Hof des Großkhans schickte. Da Gajuk noch nicht als solcher

anerkannt war, wies er sie zunächst an seine Mutter als an die Regentin. Diese residierte in einem Zelt, das 2000 Menschen fassen konnte und von verzieren Palisaden umgeben war. Um diese lagerten die zum Kuriltai versammelten Großen des Reiches. Sie kamen auf reichgeschmückten Rossen und in prächtigen Gewändern, die täglich gewechselt wurden und tranken während der Verhandlungen große Massen Kumiß, ein aus Stutenmilch bereitetes berauschendes Getränk. Es ging zu wie am Hoflager Attilas.

Am 25. August 1246 wurde Gajuk als Großkhan ausgerufen. Nachdem Gebete verlesen waren und die ganze Versammlung sich gegen Süden hin gebeugt hatte, setzten die Großen des Reiches Gajuk auf einen goldenen Sitz, legten ein Schwert vor ihm nieder und beugten ebenso wie die anwesenden Volksmassen die Knie. „Werdet ihr,“ fragte nun Gajuk, „wenn ich die Herrschaft übernehme, alles tun, was ich befehle, kommen, wenn ich euch rufe, gehen, wohin ich euch schicke, töten, wen ich euch umbringen heiße?“ Alle gelobten das. „Wohl an,“ sprach Gajuk weiter, „in Zukunft wird ein Wort aus meinem Munde mein Schwert sein.“

Wie bei allen Ostasiaten war bei den Tataren das religiöse Bedürfnis wenig entwickelt und wurde schon durch sehr allgemeine Vorstellungen und die Beobachtung abergläubischer Gebräuche befriedigt. So waren denn auch die Großkhane sehr tolerant gegen Andersgläubige, was ihrer Herrschaft sehr zustatten kam. Einer von ihnen, Mangu, sprach zu einem christlichen Gesandten also: „Wir Mongolen glauben, daß es nur einen Gott gibt; aber wie er den Händen viele Finger gab, so wies er den Menschen viele Wege zum Paradiese. Euch Christen gab er die heilige Schrift, die ihr übrigens nicht befolgt, uns gab er Zauberer, denen wir gehorchen, und mit denen wir in Frieden leben.“

So nahm denn auch Gajuk die Gesandten des Papstes freundlich auf, wurde aber nicht Christ. Später wurde indessen am Hoflager des Großkhans ein griechischer Bischof gebudet.

Es gab übrigens bei den Tataren auch eine Art Götzen, menschenähnliche Gestalten aus Filz, die zu beiden Seiten der Zelttüren aufgestellt wurden. Man opferte der Sonne und dem Feuer einen Teil von Speise und Trank, hatte aber sonst keine eigentlichen Gottesdienste. Man verzehrte wahllos jede Art Fleisch und stillte den Durst im Notfall aus den geöffneten Adern der Pferde. Die Tataren waren im höchsten Grade unreinlich und trugen die Kleider, bis sie ihnen vom Leibe fielen. Alle Arbeit wurde von den Frauen verrichtet, deren der einzelne möglichst viele durch Kauf von den Eltern erwarb. Die Khane regierten ganz ebenso absolut wie ihre Beamtenhierarchie und verfügten über ein Heer von Schreibern.

Der Großkhan versammelte von Zeit zu Zeit die ledigen Töchter um sich und wählte aus ihnen die Ergänzung seines Harems.

Es war ein großes Glück für Rußland, daß die Tataren ihr Nomadenleben beibehielten und sich darauf beschränkten, von den Unterworfenen schwere Steuern zu erheben und im Kriegsfall Hilfstuppen von ihnen zu verlangen. Dadurch wurde nicht nur eine Vermischung der Völker vermieden, sondern auch eine schließliche Befreiung vom Joch der Tataren sehr erleichtert.

Die russischen Fürsten konnten künftig die Herrschaft nur auf Grund eines Gnadenbriefes, Jarlyk, antreten. Diesen Jarlyk mußten sie sich vom Khan in Sarai persönlich holen und wurden von diesem wohl auch noch ins Innere Asiens zum Großkhan geschickt. Auch die Streitigkeiten der Fürsten wurden in der Horde entschieden und verlangten ihre persönliche Anwesenheit. Infolge der maßlosen Habgier der Tataren wollten nicht nur alle ihre Vornehmen, sondern auch deren Frauen reich beschenkt resp. bestochen sein, und Recht zu erhalten wurde dadurch zu einer Geldfrage.

Anfangs wurden die Steuern direkt erhoben von Steuereinnehmern, die Baskaken hießen und, obgleich der Steuererhebung Volkszählungen zugrunde lagen, mit der äußersten Willkür verfahren. An den Fürstenhöfen lebten als Residenten Oberbaskaken, die die Fürsten überwachten.

Die Lage der Unterworfenen verschlimmerte sich noch sehr, als die Khane die Steuern verpachteten. Die Steuerpächter, die meist aus Buchara oder China stammten, oft aber auch asiatische Juden waren, verfahren mit äußerster Härte. Erhob sich die zur Verzweiflung gebrachte Bevölkerung gegen sie, so stellten tatarische Kommandos mit Feuer und Schwert die Ordnung wieder her.

Der Steuern aber waren viele. Außer dem Zehnten gab es verschiedene Zollgebühren, eine Steuer von jedem Pfluge, Kriegssteuern. Es wurden Brückengelder erhoben, und es mußten für die reisenden Tataren, Boten usw. Postpferde geliefert werden. Am drückendsten empfand man es, auch Rekruten für die tatarischen Heere liefern zu müssen.

Die Geistlichkeit blieb steuerfrei und wurde rücksichtsvoll behandelt, was zur Folge hatte, daß sie sich über alles Maß vermehrte und Klöster wie Pilze aus der Erde schossen.

Die russischen Geschichtsschreiber sind heute geneigt, den Einfluß der Tatarenherrschaft als sehr gering darzustellen, aber gewiß mit

Unrecht. Man kann sich ihn kaum groß und verhängnisvoll genug denken. Eine ganze Reihe von Generationen wuchs jetzt in Rußland heran, für die es kein Recht, sondern nur noch Macht gab. Wer aufrecht blieb, wurde zermalmt, nur der Geschmeidige konnte sich behaupten, und auch er nur, wenn er jede Unbill geduldig hinnahm und mit Schmeicheleien und Bestechungen erwiderte. Die Roheit der Herren wurde unvermeidlich den Knechten zum Beispiel.

Ganz besonders schlimm war es, daß die ungünstigen Einflüsse der Tatarenherrschaft dieselbe Richtung hatten wie die von Byzanz kommenden. Hier wie dort erschien die unbeschränkte Alleinherrschaft als die natürliche von Gott gewollte Staatsform; hier wie dort regierte der Fürst mit Hilfe einer Beamtenhierarchie ein ihr gegenüber nicht organisiertes, rechtloses Volk. In Byzanz wie unter den zu Muhammedanern gewordenen Tataren hielt man das Weib für ein minderwertiges Geschöpf und schloß es von den Männern ab; in Byzanz wie bei den Tataren waren Körperstrafen, schreckliche Todesstrafen und Foltern in Gebrauch. Nun hielten die Knute, der Feuerrost, Folterwerkzeuge jeder Art ihren Einzug in Rußland, nun begann man, ganze Bevölkerungen aus der Heimat fortzuführen. Mit Kiew zerfiel die wichtigste Bildungsstätte des Landes, versank es immer mehr in geistige Barbarei. Jeder Zusammenhang mit Westeuropa hörte auf, ein wilder religiöser Fanatismus ließ den Russen in jedem nicht griechischen Christen einen Heiden sehen, der ganze Dünkel der Unwissenheit ergriff das unglückliche Volk. Die großen Handelsstädte, die Fürstensitze waren vom Erdboden vertilgt, der nationale Wohlstand war vernichtet, und die Bevölkerung suchte im Trunk ihr Elend für eine Weile zu vergessen. Und das blieb jahrhundertlang so. Der russische Fürst der Tatarenzzeit erzeigte die Druschinen durch einen von ihm völlig abhängigen Lehnsadel, die Hofleute, Dworjane, denn den von den Tataren überkommenen Vorstellungen widersprach eine aus Freiwilligen gebildete Gefolgschaft durchaus. Nun wurden aus den ritterlichen Männern, die im Frieden wie im Kriege des Fürsten Kameraden waren, in der Weise Asiens seine Knechte, die er auspeitschen ließ, wenn er mit ihnen unzufrieden war, und nach Folterqualen hinrichten ließ, wenn sie in den Verdacht gerieten, ihm untreu zu sein. Ernannte er sie zu Feldherren oder zu Gesandten oder zu Gouverneuren der Provinzen, so wurden sie von Bureaukraten, den Djaks, begleitet, die sie überwachten.

In dem Rußland der Tatarenherrschaft konnte es kein selbständiges Städteleben geben. Die immer zahlreicher werdenden fürstlichen Monopole machten jedem selbständigen Handel ein Ende, auch der Großkaufmann wurde ein Beamter, der berufen war, die fiskalischen Interessen wahrzunehmen, und der sich sehr in acht nahm, den erworbenen Wohlstand zur Geltung zu bringen, um nicht den Verdacht des Fürsten zu erregen. Die Vertreter der Bürgerschaft, die Tausendmänner, wurden allmählich abgeschafft, die Glocken, die die Städter zur Wjetsch riefen, beseitigt.

Indem die Fürsten die Dörfer ihren Dworjanen zu Lehn gaben, entstand schon die Tendenz, die Bauern an die Scholle zu fesseln, denn das Land war ja an sich noch wertlos, und erst sein Besitz befähigte den Lehnstrager, seinen Pflichten nachzukommen, wenn es nicht an Leuten fehlte, die ihn bebauten. Zunächst mußten die Edelleute sich freilich damit zu helfen suchen, daß sie möglichst viele Freie so oder so zu Sklaven machten.

Alle diese Veränderungen vollzogen sich nicht ploglich, sondern nach und nach im Laufe der nächsten 300 Jahre, aber als endlich das äußere Joch, das die Tataren den Russen auferlegt hatten, abgeschüttelt werden konnte, hatte das innere schon Bestand auf lange hinaus gewonnen. Die Russen waren aus Europauern zu Asiaten geworden, die auf die Knechtschafst, in der sie lebten, stolz waren und in äußeren Erfolgen vollen Ersatz fanden für alle die Leiden, die die asiatische Monarchie ihnen brachte.

Hand in Hand mit diesen politischen und sozialen Veränderungen ging auch eine sittliche Verwilderung des Volkes, indem mit den Tataren auch die Laster der Asiaten in Rußland Verbreitung fanden und infolge der zunehmenden Unwissenheit und allgemeinen Verarmung üppig gediehen.

An der Spitze der unter das Joch der Tataren gebeugten russischen Fürsten steht die tieftragische Heldengestalt Alexander Newskis (1246—1263). Sein Vater Jaroslaw, ein Bruder des Großfürsten Juri, hatte sich eine Weile unter steten Kämpfen als Fürst von Nowgorod behauptet, war dann kurze Zeit Großfürst von Kiew und wurde später Nachfolger Juris in Wladimir. Baty verlangte, daß er sich den Jarlyk vom Großkhan holte, und Jaroslaw war gleichzeitig mit Plano Caprini an dessen Hoflager. Er erlag dann auf der Rückreise den Anstrengungen der weiten Wanderung im Jahre 1246.

Alexander war seit 1236 Fürst von Nowgorod und leistete diesem große Dienste. In den Augen der Päpste und des römisch-katholischen Abendlandes waren die Angehörigen der griechisch-katholischen Kirche jetzt fluchwürdige Kezer, die mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen so Recht wie Pflicht der „Christen“ war. Dadurch wurden die politischen Gegensätze in hohem Grade verstärkt.

Nun hatten die Schweden, die sich allmählich Finnlands bemächtigten, die natürliche Tendenz, sich in den Besitz der Newamündung zu setzen, während es für die Nowgoroder eine Lebensfrage war, das nicht zuzulassen. Als nun im Jahre 1240 ein schwedisches Heer in der Newa landete, griff Alexander es an der Mündung der Ischora, einem Nebenflusse der Newa von links, an und schlug es aufs Haupt. Trotzdem waren die Nowgoroder so unbotmäßig gegen Alexander, daß er die Stadt verließ und nach Sjusdal ging. Es sollte sich aber bald herausstellen, wie unentbehrlich er den Nowgorodern war. Die Deutschen in Livland, die die lettischen und estnischen Stämme in Großlivland unterworfen hatten, drangen jetzt weiter nach Osten vor, nahmen mit Hilfe von Verrätern Pskow ein und bedrohten selbst Nowgorod. Die Nowgoroder wandten sich nun wieder an Alexander, und er ließ sich erbitten, zu ihnen zurückzukehren. In einer blutigen Schlacht auf dem Eise des Peipus erlagen die Livländer dem russischen Heer und mußten infolgedessen auf alle Eroberungen in russischem Lande verzichten.

Im Jahre 1245 schlug Alexander dann noch zweimal litauische Fürsten, die in den Gebieten von Nowgorod und Smolensk heerten.

Aber der Sieger über Schweden, Livländer und Litauer erkannte klar, daß es auch für ihn keine Möglichkeit gab, sich der Tataren auf die Dauer zu erwehren und zog mit eiserner Energie die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis. Sollte auch nur eine ferne Möglichkeit erhalten bleiben, das Joch der Tataren einmal abzuschütteln, so hieß es jetzt, sich klug in die Verhältnisse schicken. Und so ging der ruhmgekrönte Held, dem ganz Rußland zugejauchzt hatte, zugleich mit seinem Bruder Andreas an das Hoflager Batys und von da zum Großkhan Mangu, ertrug geduldig alle damit verbundenen Demütigungen und erreichte wenigstens, daß er selbst als Großfürst von Kiew, Andreas als solcher von Wladimir bestätigt wurde, obgleich er gewünscht hatte, in Wladimir zu bleiben. Er ging denn auch nicht nach Kiew, sondern residierte zunächst in Nowgorod.

Es scheint, daß Andreas die Politik des Bruders nicht billigte, und daß er und Alexander darüber auseinander kamen. Andreas griff zu den Waffen, erlag den Tataren und floh nach Schweden, Alexander aber unterstützte ihn nicht, sondern erreichte, daß er von dem Sohne Batys Sfarak als Großfürst von Wladimir anerkannt wurde.

Als solcher hatte er zunächst wieder Unruhen in Nowgorod, wo sein Sohn Wassili als Fürst waltete, zu stillen, dann aber mußte er im Interesse der von ihm als richtig erkannten Politik seine ganze Popularität aufs Spiel setzen.

Wie wir schon sahen, war Nowgorod von den Tataren nicht erobert worden, sie betrachteten es aber trotzdem als eine ihnen unterworfenen Stadt. Im Jahre 1258 sollte auch in Nowgorod von Beamten der Tataren eine Volkszählung vorgenommen werden, um als Unterlage für die Steuererhebung zu dienen. Darüber geriet das Volk in Entrüstung, und wie vorher der Bruder, so lehnte sich nun auch der Sohn Alexanders gegen seine Politik auf und floh nach Pskow. Alexander aber geleitete im folgenden Jahre selbst die Tataren in die Stadt und erzwang, daß die Bürger sich die Zählung gefallen ließen. Dafür setzte er durch, daß keine Baskaken in Nowgorod blieben, deren Erpressungen in Wladimir, Sjusdal und vielen anderen Städten Volksaufläufe hervorriefen, die von den Tataren blutig gerächt wurden. Nur die Fürsprache Alexanders verhinderte neue Verheerungen in großem Stil. Es gelang ihm ferner zu erreichen, daß ihm die Stellung von Hilfstruppen an die Tataren erlassen wurde. Er hatte sich zu diesem Zwecke nach Sfarai begeben, erkrankte dort und starb auf der Rückreise, erst 45 Jahre alt, 1263.

Das ganze russische Volk trauerte an seinem Sarge, und die griechische Kirche hat Alexander unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen. Wer ihm aber historisch näher tritt, wird von der ganzen Tragik dieses Lebens ergriffen, in der sich das furchtbare Schicksal des russischen Volkes widerspiegelt. Der in so vielen Schlachten siegreiche Feldherr mußte selbst die Tataren nach Nowgorod führen, seinen Sohn aus ihm vertreiben und am Hoflager der Khane durch Bitten und Bestechungen erreichen, daß er das Erbe seiner Väter antreten durfte und neue Verheerungen des Landes verhindern konnte.

Als Staatsmann aber handelte Alexander weise, denn nur auf dem von ihm eingeschlagenen Wege konnte auf die Dauer erreicht werden, daß die Tataren sich darauf beschränkten, von den Russen

Tribut zu erheben und sich nicht etwa unter ihnen niederliehen. Im Schutze der nationalen Fürsten konnte das russische Volk sich so wieder kräftigen, und die Einheit der Sprache und Religion mußte früher oder später dazu führen, daß es so oder so seine Einheit wiederfand und das Joch der Asiaten abschütteln konnte. Alexander ahnte wohl nicht, daß drei Jahrhunderte nötig sein würden, um dieses Ziel zu erreichen.

Wie vergeblich der Versuch war, die Tataren mit den Waffen in der Hand abzuwehren, erfuhr Alexander Newskis Zeitgenosse Daniel von Galizien und Wolhynien, von dem schon die Rede war. Sein Vater Roman hatte sein Leben im Kampf gegen die unbotmäßigen Bojaren des Landes verbracht und war gestorben, als Daniel ein einjähriger Knabe, sein Bruder Wassilko ein Säugling war. Daniels ganze Jugend verlief unter Kämpfen mit den Bojaren, die keine einheimische Dynastie aufkommen lassen wollten und deshalb abwechselnd die Ungarn oder die Polen ins Land riefen. Es mischten sich aber noch russische Teilfürsten in diese Händel wie z. B. Mstislaw der Kühne. Daniel hatte an der Schlacht an der Kalka teilgenommen, war aber dem Gemetzel glücklich entronnen und hatte sich mit Hilfe seines Bruders Wassilko, der immer treu zu ihm hielt, in Galizien und Wolhynien behauptet. Er war schließlich auch Großfürst von Kiew geworden, konnte die Stadt aber, wie wir schon sahen, gegen die Tataren nicht halten und mußte ihnen zunächst auch sein Land preisgeben. Er floh nach Ungarn und kehrte erst zurück, als die Tataren es geräumt hatten. Er fand es in eine Wüstenei verwandelt, war aber, im Gegensatz zu Alexander Newski, fest entschlossen, sich den Tataren nicht zu unterwerfen. Diese ließen ihn auch zunächst in Ruhe, und er konnte diese Zeit dazu benutzen, die Ungarn, die einen seiner russischen Gegner unterstützten, zu vertreiben und sich nach Hilfe gegen die Asiaten umzusehen. Die nahen Beziehungen, in denen er mit Ungarn und Polen stand, hatten ihn den Einfluß des Papstes auf die abendländischen Völker kennen gelehrt und den Wunsch in ihm erregt, ihn seinen Zwecken dienstbar zu machen. Gelang es, den Papst dazu zu bewegen, daß er einen Kreuzzug gegen die Tataren ins Leben rief, so konnte Daniel hoffen, ihnen gewachsen zu sein. Er knüpfte also mit Rom an und fand großes Entgegenkommen. Innozenz IV., der sich für Osteuropa lebhaft interessierte, stellte Daniel die Königswürde in Aussicht und schickte ihm einen römisch-katholischen Bischof, aber damit war Daniel wenig

gedient, er brach daher die Verhandlungen 1249 ab. Gleich darauf 1250 erging an ihn der Befehl, nun auch seinerseits nach Sarai zu kommen und sich den Jarlyk zu holen. Es blieb ihm nichts übrig als sich zu fügen. Er wurde freundlich behandelt, empfand aber die Demütigung doch als eine unerträgliche Schmach und richtete sein ganzes Dichten und Trachten darauf, sich zu künftigem Widerstand zu rüsten. Er nahm nun die Verhandlungen mit Rom wieder auf und suchte sich auch im Abendlande festzusetzen, um sich dessen Hilfe zu sichern.

Nach dem Aussterben der Babenberger in Österreich-Steiermark war die Herrschaft über diese Lande an den Gemahl einer Nichte Friedrichs des Streitbaren Gertrud, den Markgrafen Hermann von Baden gekommen, den aber Friedrich II. nicht anerkannte. Nach seinem Tode floh Gertrud zu Bela von Ungarn, und dieser vermählte sie mit Daniels Sohn Roman. Eine Schwester Friedrichs des Streitbaren war aber mit Ottokar von Böhmen vermählt, der nun seinerseits Ansprüche auf Österreich-Steiermark erhob. Bela hatte wohl Roman in Aussicht gestellt, ihn mit diesen Ländern zu belehnen und sich dadurch die Hilfe Daniels gesichert, dessen Truppen tapfer auf seiten der Ungarn fochten, als es aber zum Friedensschluß kam, nach dem ein Teil der Steiermark an Ungarn fiel, ging Roman leer aus. Sein Vater erlangte zwar die Königswürde, und der Papst rief auch die Polen, Böhmen, Serben und Pommern zu einem Kreuzzug gegen die Tataren auf, es kam aber kein Kreuzheer zustande. Daniel verband sich nun mit dem Litauer Mindowe und mit Bela und suchte sich mit ihrer Hilfe von den Tataren zu befreien, aber diese erwiesen sich als so übermächtig, daß er sich doch fügen mußte.

Die Tataren verlangten, daß die Befestigungen der Städte niedergelegt würden, damit jeder weitere Widerstand unmöglich gemacht wurde, und ihr Wille geschah. Selbst die hölzernen Mauern von Wladimir in Wolhynien wurden verbrannt, die Erdwälle dem Erdboden gleich gemacht. Dann mußten der Bruder und die Söhne Daniels dem Anführer der Tataren Burundai auf einem Feldzuge gegen Polen Hilfe leisten und zusehen, wie das Land entseßlich verheert wurde. Damit erreichte Burundai den Zweck, die Polen auf lange hinaus mit Daniel zu verfeinden.

Daniels Hoffnung, das Joch der Tataren abzuschütteln, war damit endgültig gescheitert.

Er starb 1264.

Die Anfänge des Großfürstentums Moskau.

Dreierlei muß zum Verständnis der nun eintretenden Ereignisse scharf im Auge behalten werden: daß jeder Russe, vom Fürsten bis zum letzten Sklaven, den Tataren gegenüber vollständig rechtlos war; daß diese die Geistlichkeit steuerfrei ließen und überhaupt sehr rücksichtsvoll behandelten; daß die allgemeine Verarmung, die schon vor dem Einbruch der Tataren begonnen, infolge der von ihnen geübten Verheerungen Riesenfortschritte gemacht hatte.

Die Fürsten waren vollständig rechtlos. Allein während der Regierung des Khans Usbeck wurden nicht weniger als zehn von ihnen in der Horde umgebracht. Der Wille des Khans war allein entscheidend, und da er von seinen Frauen und Hofleuten beeinflusst wurde, so kam alles darauf an, ihn selbst und diese durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen. So zog denn jeder Fürst an das Hoflager des Khans zunächst um den Jarlyk zu erlangen, der ihn in seiner Würde bestätigte; dann aber auch immer wieder, sobald er in Streit mit einem seiner Mitfürsten geriet.

Oft mußte er Jahre hindurch dort verweilen, bis sein Handel zum Austrag kam und sich dort allen Demütigungen unterwerfen. Je größer seine Personalkennntnis wurde und je mehr Geld er mitbrachte, um so mehr konnte er hoffen, seine Stellung zu verbessern und seine Widersacher zu besiegen. Je aufrechter ein russischer Fürst war, um so gewisser mußte er einem Feinde unterliegen, der in der Horde geschickt seine Ränke spann. Während der Kampf mit den Polowzern, der mit dem Schwert geführt wurde, die Kämpfer adelte, mußten diese Streitigkeiten, die durch Intrigen und Bestechungen ausgefochten wurden, sie erniedrigen und sittlich verwildern.

Auch die Geistlichkeit mußte sich die Privilegien, die sie genoß, immer wieder vom Khan neu bestätigen lassen und wurde durch die

dabei angewandten Mittel nicht besser. Sie hatte es aber immerhin leichter als alle anderen Stände, das Joch der Tataren zu ertragen, und war wenig geneigt, die bevorzugte Stellung, die sie einnahm, dadurch aufs Spiel zu setzen, daß sie Aufstände hervorrief oder unterstützte.

Die allgemeine völlige Verarmung endlich bewirkte, daß die Angehörigen der Druschinen mehr und mehr den Höfen der Fürsten zuflüchteten, die noch imstande waren, eine größere Anzahl von ihnen zu erhalten, was bei vielen nicht mehr der Fall war. Aber auch die mächtigen Großfürsten waren nicht mehr in der Lage, ihren Mannen Gehalt zu zahlen, sondern belohnten sie durch Verleihung von Lehngütern und einträglichen Ämtern oder durch Naturalverpflegung. Sie sorgten dafür, daß die Ämter nicht erblich bekleidet wurden, sich also kein Feudaladel bilden konnte, suchten aber sonst auf jede Weise ihre Mannen nicht mehr nur an ihre Person, sondern auch an ihr Land zu fesseln und sie in Landedelleute zu verwandeln.

Die Macht der Städte war bis auf die von Nowgorod und Pskow überall gebrochen. Von Verträgen zwischen ihnen und den Fürsten war nicht mehr die Rede, denn der Fürst regierte jetzt auf Grund seines Jarliks, und jede Auflehnung gegen ihn bedeutete zugleich eine solche gegen den Khan und wurde von diesem in Blut erstickt.

Die freien Bauern, die noch wenig seßhaft waren, suchten mit Vorliebe solche Fürstentümer auf, die durch die Stellung, die ihr Fürst beim Khan einnahm, vor den Verwüstungen durch die Tataren möglichst gesichert waren.

Innerhalb der einzelnen Fürstengruppen gehörte theoretisch der Thron des Großfürsten immer noch dem Ältesten des Geschlechts, tatsächlich entschied über ihn aber der Wille des Khans.

Der jüngste Sohn Alexander Newskis, Daniel, hatte von seinem Vater als Teilfürstentum Moskau geerbt. Diese Stadt wird 1147 zum ersten Mal als eine Pfalz Juri Dolgorukis erwähnt. Der Sage nach sollte das Dorf früher einem Bojaren Kutschko gehört haben, dem es Andreas Bogoljubski nahm, weil er sich ihm gegenüber unehrerbietig verhalten hatte; wahrscheinlich entstand aber hier eben in Anlehnung an die fürstliche Pfalz eine Stadt, die infolge ihrer günstigen Lage schnell zu einer gewissen Bedeutung gelangt war. Sie lag an der Mündung der Neglinnaja in die Moskwa auf

einem Kreuzungspunkt der von Tschernigow nach Susdal und Wladimir einerseits und von Nowgorod nach dem Osten anderseits führenden Wege, und man konnte von ihr aus auch zu Wasser sowohl den Dnjepr wie auch die Wolga leicht erreichen. Während des Einfalls Batys war sie zerstört, dann wieder aufgebaut worden und war bereits mehrfach Residenz von Teilfürsten gewesen.

Als sie an Daniel kam, nahm die Stadt (nach Sabjelin) nur etwa ein Drittel des heute vom Kreml bedeckten Raumes ein, und das Fürstentum, dessen Mittelpunkt sie war, erstreckte sich auch nur über etwa drei Kreise des heutigen Gouvernements Moskau. Da nun Daniel keinerlei Aussichten hatte, jemals auf den großfürstlichen Thron von Wladimir zu gelangen, so sah er seine Aufgabe darin, seinen Besitz durch Sparsamkeit und gute Wirtschaft möglichst zu vermehren, benutzte aber auch jede Gelegenheit, dieses Ziel auf gewaltsamem Wege zu erreichen, wenn das mit sicherer Aussicht auf Erfolg geschehen konnte. So errang er von Rjasan Kolomna. Auf friedlichem Wege erreichte er, daß sein Onkel, der kinderlose Teilfürst von Perejaslawl-Saljeski sein Fürstentum ihm durch Testament vermachte, obgleich die Brüder des Verstorbenen nähere Ansprüche hatten.

Daniel starb 1303.

Ihm folgte im Besitz von Moskau sein ältester Sohn Juri (1303—1324), während der zweite, Iwan, Perejaslawl erhielt.

Nun war etwa gleichzeitig mit Moskau an der Mündung der Twerza in die Wolga eine Stadt Twer entstanden und der Sitz eines Teilfürstentums geworden, das einem jüngeren Bruder Alexander Newskis, Jaroslaw, zuteil geworden war, der auch Großfürst von Wladimir wurde. Sein Sohn Michael nun hatte unzweifelhaft berechnete Ansprüche auf den eben erledigten großfürstlichen Thron, das hielt aber Juri von Moskau nicht ab, seinerseits nach ihm zu trachten. Beide Fürsten begaben sich an das Hoflager des Khans. Michael trug den Sieg davon und wurde Großfürst, aber Juri gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu verdrängen. Michael geriet mit den Nowgorodern in Händel, die dazu führten, daß sie ihm absagten und Juri zu Hilfe riefen, der sich dann auch, während Michael in der Horde weilte, in der Stadt festsetzte. Michael vertrieb ihn mit Hilfe der Tataren; Juri aber begab sich nun seinerseits wieder zum Khan und setzte dort alle Mittel in Bewegung, um sich bei diesem einzuschmeicheln. Das gelang ihm in dem Maße, daß der Khan

ihm seine Schwester Kotschaka zur Frau gab. Zugleich klagten die Nowgoroder über die Gewalttätigkeit Michaels, und Juri setzte nun durch, daß er an dessen Stelle zum Großfürsten ernannt wurde. Er kehrte dann mit seiner Frau und einem tatarischen Heer, das ein vornehmer Tatare Kawgadn führte, nach Moskau zurück und schritt sogleich zum Angriff, Michael aber schlug ihn aufs Haupt und nahm seine Frau gefangen.

Das war nun ein böser Pyrrhusieg, denn er war auch gegen die Tataren erfochten, und Juris Frau war eine Schwester des Khans. Michael suchte zwar Kawgadn auf jede Weise zu versöhnen, hatte ihn sich aber zum unversöhnlichen Feinde gemacht.

Zum Unglück Michaels starb auch Juris Frau als seine Gefangene, und Juri behauptete, er habe sie vergiftet. Michael wurde vor den Khan berufen und auf Betrieb Juris und Kawgadns zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde in Gegenwart beider in der rohsten Weise vollzogen, und Juri blieb dabei so gleichgültig, daß es selbst den Tataren empörte.

Er glaubte sich nun auf dem großfürstlichen Thron sicher, es gelang aber dem Sohn Michaels, Demetrius, den Khan für sich zu gewinnen. Die Rohheit der tatarischen Steuereinnehmer und später ihrer Steuerpächter hatte immer wieder zu Aufständen der zur Verzweiflung gebrachten Russen geführt. Die Khane fanden es deshalb für vorteilhafter, die Fürsten mit der Erhebung der Steuern zu betrauen. Demetrius klagte nun Juri an, die von ihm erhobenen Steuern nicht unverkürzt an den Khan abgeführt zu haben. Juri eilte, um sich zu rechtfertigen, an den Hof des Khans, an dem auch Demetrius weilte. Als dieser nun dem Mörder seines Vaters begegnete, erschlug er ihn (1324) und büßte dafür selbst mit dem Tode.

Von nun an bildet für eine Weile wie in Kiew der Gegensatz zwischen den Nachkommen Monomachs und denen Olegs, der Kampf zwischen Moskau und Twer den Mittelpunkt der russischen Geschichte.

Juris Nachfolger als Fürst von Moskau wurde sein Bruder Iwan Kalita (1324—1341), zum Großfürsten aber ernannte der Khan nicht ihn, sondern einen Sohn Michaels, Alexander. Doch sollte sich dieser nicht lange als solcher behaupten. Im Jahre 1327 kam eine tatarische Gesandtschaft nach Twer, und ihr Führer Tscholchan ließ sich in der fürstlichen Pfalz nieder. Im Volk entstand daraus die Sorge, er könne die Absicht haben, den Fürsten ganz zu verdrängen. Da nun sein Gefolge sich überdies im höchsten

Grade gewalttätig benahm, entstand ein Aufstand, bei dem die Tataren erschlagen und der Gesandte in und mit dem fürstlichen Palast verbrannt wurde.

Der Khan schickte sofort 50 000 Mann gegen Twer und befahl Iwan von Moskau, es zu führen, der denn auch gleich dazu bereit war. Alexander floh nach Pskow, sein Land aber wurde entseßlich verheert und seine Hauptstadt zerstört. Nun wurde Iwan Großfürst und hatte sich für immer das Vertrauen des Khans erworben. Und das um so mehr, als er jetzt auch die Kirche gegen den unglücklichen Alexander in Bewegung setzte. Pskow hielt nämlich treu zu Alexander, Iwan setzte aber bei dem Metropolit, dem Griechen Theognost, durch, daß dieser der Stadt mit dem Bann drohte, falls sie Alexander nicht aufgab. Um sie davor zu retten, unterwarf sich Alexander und begab sich zum Khan, von dem er aber als Aufwührer zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde (1339).

Iwan Kalita — er hieß so, weil er immer ein Beutelchen bei sich trug, aus dem er an die Armen Almosen spendete — hatte früh die Bedeutung erkannt, die die Freundschaft des Metropolitens für ihn haben mußte, sie gewonnen und sie seinen Zwecken dienstbar gemacht. Obgleich offiziell Kiew noch immer der Wohnsitz der Metropolitens war, hatten sie ihn doch faktisch nach Wladimir verlegt, da sie in Kiew, das unter der unmittelbaren Herrschaft der Tataren stand, allzusehr unter diesen litten. Da nun aber die Herrschaft im Großfürstentum Wladimir sichtlich mehr und mehr an Moskau kam, hatte auch schon der Vorgänger Theognosts, Peter, viel am Hofe Iwans gewellt und mit ihm enge Freundschaft geschlossen.

Peter, ein Südrusse, war gleich, nachdem er Metropolit geworden war, in Händel mit dem Bischof von Twer, einem vornehmen Litauer, geraten und bei dieser Gelegenheit von Iwan auf das energischste unterstützt worden. Seitdem verband ihn eine warme Freundschaft mit dem Fürsten, und er konnte ihm, da er das größte Ansehen genoß, die wertvollsten Dienste leisten. Es wurde nun traditionell, daß die Metropolitens im engsten Einvernehmen mit den Fürsten von Moskau standen, und Peter wie Theognost scheuten nicht davor zurück, gelegentlich ihre Macht als Oberhirten der russischen Kirche in den Dienst ihrer fürstlichen Gönner zu stellen und ihre Gegner mit dem Bann zu belegen.

Da nun Iwan sich zugleich dauernd der Gunst der Khane

erfreute und von ihnen den Auftrag erhielt, den Tribut auch von den anderen Fürsten des nördlichen Rußland einzusammeln — ein nicht hoch genug zu schätzendes Vorrecht —, so standen ihm die einflußreichsten Mächte der Zeit zur Verfügung.

Er fuhr aber auch sonst noch fort, sein Gebiet in der Weise seines Vaters zu vermehren, indem er durch Kauf erwarb, was irgend für Geld zu haben war. Viele der susdalschen Kleinfürsten waren völlig verarmt. Iwan kaufte ihnen nun ihr Fürstentum ab und gab es ihnen dann als Lehn vorläufig wieder, er kaufte aber auch die Güter von Bojaren, von Klöstern und Kirchen, und zwar keineswegs nur im eigenen Lande, sondern auch in dem anderer Fürsten. Da Moskau sich ungestörten Friedens erfreute, während die anderen Fürstentümer von Zeit zu Zeit von den Tataren verwüstet wurden, zogen nicht nur die Bauern aus ganz Rußland in dieses gelobte Land, sondern auch zahlreiche Bojaren mit ihrem Anhang. So brachte ein solcher, der Vorfahre der Familie Kwasknin, 1700 Menschen mit. Es siedelten auch tatarische, christlich gewordene Mursen nach Moskau über, von denen einer, namens Tschet, der Vorfahre der Godunows war. Auch der Stammvater der Romanows, Andreas Kobyla, soll damals aus Preußen nach Moskau gekommen sein.

Als Iwan Kalita starb, hatte sich der Umfang des Fürstentums Moskau verdreifacht und nahm schon das ganze Stromgebiet der Moskwa und Kljasma ein.

Auf Iwan Kalita folgten als Großfürsten zwei seiner Söhne Simeon der Stolze (1341—1353) und Iwan II. (1353—1359), die der von ihm eingeschlagenen Politik durchaus folgten, in engster Fühlung mit den Metropolitnen blieben und sich die Gunst der Khane um jeden Preis erhielten. Da alle diese Großfürsten, ehe sie sich nach Sjarai begaben, in dem Gefühl, möglicherweise nicht lebend von dort zurückzukehren, Testamente machten, die erhalten sind, läßt sich das Wachsen ihrer Hausmacht genau verfolgen. Diese Fürsten führten nicht etwa das Thronfolgerecht der Erstgeburt ein, sondern verteilten noch ihr Land ganz wie ihre fahrende Habe unter ihre Söhne, sie bevorzugten aber den ältesten so sehr, daß er, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich der Herr über seine Brüder wurde, und diese ältesten Söhne wußten überdies die jüngeren Brüder noch durch Verträge eng an sich zu fesseln. Sehr wichtig war auch, daß die Stadt Moskau immer Gemeingut der Erben blieb. Infolgedessen

residierten die jüngeren Brüder in derselben Stadt wie der Großfürst, was ihre Abhängigkeit von ihm vermehrte. Auch fügte es sich so günstig, daß keine Nebenlinien entstanden, indem die jüngeren Söhne keine Nachkommen hatten oder doch hinterließen. So entstand denn in Moskau ganz von selbst eine andere Thronfolge, als sie bisher in Rußland üblich war; nicht mehr der Älteste des Geschlechts wurde Großfürst, sondern der älteste Sohn des verstorbenen Fürsten, und starb dieser unbeerbt, so folgte ihm sein nächst ältester Bruder. Auch wurde die Residenz der Großfürsten von Wladimir ebenso wie der Metropoliten allmählich aus Wladimir nach Moskau verlegt. Dahin waren nun in Hoffnung oder in Sorge alle Augen gerichtet, denn jedermann erkannte, daß diese Großfürsten danach trachteten, ganz Rußland ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Groß-Nowgorod und Litauen.

Der mächtigste Nachbar Moskaus war Nowgorod, dessen Gebiet den ganzen Norden umfaßte, nach Süden bis an die Wolga reichte und auch noch von Nordosten her Moskau umfaßte. Sein Handel mit dem Abendlande, der jetzt fast ausschließlich durch die Hanja vermittelt wurde, hatte es reich gemacht, und der Sinn seiner Bewohner war trozig und gewalttätig.

Nowgorod oder Groß-Nowgorod, wie es sich im Unterschied von den vielen anderen Nowgorods (Neustadt) in Rußland nannte, war ein seltsames Staatengebilde, eine Republik, an deren Spitze ein Wahlfürst stand, ein Gemeinwesen, das von einer Aristokratie regiert wurde, die doch rechtlich von dem Willen einer zuchtlosen Masse ganz abhängig war. Tatsächlich lag die Macht in den Händen der Bojaren, einer Anzahl Familien, die ausgedehnten Grundbesitz hatten und überdies auch über große Kapitalien verfügten, die sie den Kaufleuten liehen. Einen Adel zweiten Ranges bildeten die Schitji ljudi, die sich von den Bojaren nur dadurch unterschieden zu haben scheinen, daß sie weniger reich und angesehen waren und sich vielleicht auch persönlich am Handel beteiligen durften. An sie schlossen sich die Kaufleute, die, wohl nach dem Vorbilde der Hanja, vielfach in Gilden zusammengefaßt waren. Die übrige Bürgerschaft, die Handwerker und Arbeiter, hießen Tschernija ljudi, die „Schwarzen Leute“.

Die Fürsten von Nowgorod wurden auf Grund eines Vertrages gewissermaßen angestellt. Ihre eigentlichste Aufgabe war, die Stadt zu verteidigen und zugleich mit den höchsten gewählten Vertretern der Bürgerschaft, dem Possadnik und dem Tyslakki, Recht zu sprechen. Ihre Macht war eine sehr beschränkte. Weder sie noch ihre Druschinen durften im Gebiet von Nowgorod Grundbesitz erwerben, in allen wichtigen Entscheidungen waren sie an die Zustimmung der städtischen

Beamten gebunden, in die Handelsverhältnisse durften sie sich gar nicht mischen.

Ihr Gehalt bestand in einer Pfalz in Gorodischtsche, den Erträgen ihnen zugewiesener Liegenschaften und gerichtlichen Sporteln. Nur Nowgoroder durften Beamte werden. Die Possadniks und Tschakhs wurden ausschließlich aus den Bojaren gewählt, lange auf unbestimmte Zeit, dann, wie es scheint, auf ein Jahr. Die vom Amt Zurückgetretenen nahmen etwa die Stellung der Prokonsuln in Rom ein, wurden zu Statthaltern in den Provinzen ernannt und bildeten zugleich mit den noch Regierenden als Gospada, das heißt „Herren“, einen Rat, der zugleich Appellhof war.

Die Stadt zerfiel in zwei Hälften, die Handelsseite auf dem rechten Ufer des Wolchow und die Sophiensseite auf der linken, die durch die „Große Brücke“ verbunden waren. Auf der Handelsseite lag der „Hof Jaroslaws“, ein freier Platz, auf dem meist die Volksversammlung, die Wjetsch, stattfand. Eine hier hängende Glocke rief die Bürgerschaft zu einer solchen zusammen. Der Fürst und die höchsten Beamten verhandelten von einem Podium „stepen“ aus mit dem Volk, und hießen deshalb die Stepenije.

Administrativ zerfiel die Stadt in fünf „Enden“, Konzy, ihr Weichbild in fünf Pjätinen. Die weiter von der Stadt abliegenden eroberten Länder waren in Wolosti geteilt und erstreckten sich bis an den Ural.

Die oberste Instanz war in jeder Beziehung die Wjetsch, die Volksversammlung aller Bürger, und diese Volksversammlung brachte es zu keinerlei Organisation. Sie konnte von jedermann und zu jeder Zeit zusammenberufen werden, vom Fürsten, vom Possadnik oder Tschakhi, aber auch von jeder Privatperson. Es gab für sie keine abgegrenzte Kompetenz, keine Geschäftsordnung, das souveräne Volk urteilte in ihr, worüber es wollte und wie es wollte. Bald erklärte es den Fürsten für abgesetzt, bald den Possadnik. War es mit einem Beamten sehr unzufrieden, so warf es ihn über die Brücke in den Wolchow und plünderte sein Haus. War es unter sich nicht einig, so entschieden, falls es den Bemühungen der Geistlichkeit nicht gelang, ein Übereinkommen herzustellen, die Waffen.

Es leuchtet ein, wie sehr ein solcher Zustand zu Intrigen jeder Art herausfordern mußte. Die herrschenden Geschlechter, die miteinander um den maßgebenden Einfluß rangen, suchten die Volksmassen gegeneinander auszuspielen, und in der Handelsstadt spielten auch die materiellen Interessen eine bedeutende Rolle. Standen

doch hinter den Kaufleuten immer auch ihre vornehmen Geldgeber. Da waren nun Gruppen, deren kommerzielle Interessen nach Moskau, andere, die nach Smolensk und Polozk, dritte, die nach Kiew wiesen. Von diesen gewann bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand, was dann bei der Wahl der Fürsten zum Ausdruck kam. Da Nowgorod in bezug auf die Zufuhr von Lebensmitteln ganz auf den Nordosten angewiesen war, hatte Moskau in ihm immer eine starke Partei, und diese war um so mächtiger, da die Geistlichkeit meist zu ihr gehörte. Immerhin sollte es noch lange währen, bis es Moskau gelang, sich Nowgorod und seine Schwesterstadt Pskow, das ein verkleinertes und in den Sitten sehr gemildertes Nowgorod war, zu unterwerfen.

Das lag allerdings zum Teil daran, daß Moskau in dem sich jetzt bildenden Großfürstentum Litauen einen sehr gefährlichen Nebenbuhler erhielt.

In Litauen hatte um die Mitte des 13. Jahrhunderts einer der kleinen Fürsten des Landes, Mindowe, die Herrschaft über einen großen Teil desselben an sich gerissen und sie gegen die Polen, Russen und den deutschen Orden behauptet. Er war während dieser Kämpfe vorübergehend Christ geworden und hatte sich vom Papst die Königswürde verleihen lassen, sagte sich aber (1262) wieder vom Christentum los. Es war ihm gelungen, das sogenannte Schwarze Rußland, die Städte Nowgorodok, Grodno und Wolkowysk zu erobern und zu behaupten und auch Polozk einzunehmen.

Er fiel als Opfer einer Verschwörung der von ihm unterworfenen Fürsten (1263), und die von ihm begründete Dynastie konnte sich nicht behaupten. Das gelang erst einer anderen, deren Begründer Ljutwar hieß. Sein Sohn oder Enkel Gedimin (1316—1341) war einer jener bedeutenden Fürsten, die jetzt in schneller Folge in Litauen ans Regiment kamen. Ihm gelang es, die russischen Teilsfürstentümer Minsk, Turow und Pinsk zu erobern und seinem Reich wirklich anzugliedern. Das war um so eher möglich, da diese Landschaften dadurch dem Joch der Tataren entzogen wurden und Gedimin, obgleich er persönlich ein Heide blieb, seinen Untertanen die weitgehendste Glaubensfreiheit gewährte. Er selbst hatte christliche Frauen und gestattete auch seinen Kindern, Christen zu werden. Indem er einen seiner Söhne mit der Erbtöchter von Witebsk, einen anderen mit der Erbtöchter von Wolhynien vermählte, brachte er auch diese russischen Fürstentümer an sein Haus. Töchter von

ihm waren die Gemahlinnen Iwan Kalitas, des Demetrius von Twer, Kasimirs von Polen und Boleslaws von Masowien. Gestützt auf diese Verbindungen konnte er das Andringen des Deutschen Ordens mit Erfolg abwehren, zumal er es sehr geschickt verstand, den Erzbischof von Riga und diese Stadt selbst gegen ihn auszuspielen.

In seinem Reich, dessen Hauptstadt das von ihm gegründete Wilna war, nahmen die russischen Landschaften etwa zwei Drittel ein, Gedimin nannte sich daher mit einem gewissen Recht Großfürst von Litauen und Rußland. Das Russische wurde naturgemäß die Sprache des Hofes und der Verwaltung.

Gedimin fiel 1341 im Kampf gegen den Deutschen Orden.

Gedimin hatte in derselben Weise wie früher die russischen Großfürsten noch bei seinen Lebzeiten einzelne Landesteile an seine Söhne vergeben und auch noch von ihm unterworfenen russische Teilfürstentümer ihren bisherigen Besitzern überlassen. Da er sieben Söhne und einen Neffen hinterließ, gab es zunächst innere Wirren, dann aber gelang es zweien von den Brüdern, Olgerd und Keistut, sich die übrigen zu unterwerfen und lange Jahre hindurch einträchtig ein Doppelregiment zu führen, wie es in der Weltgeschichte nicht oft wieder vorgekommen ist. Olgerd vertrat das Reich nach Osten hin gegen Moskau und die Tataren, Keistut nach Westen gegen den Deutschen Orden und die Polen. Olgerd, ein kluger, verschlossener Mann, war ein weitsichtiger Diplomat, Keistut, ein Ritter im Sinne seiner Zeit, ein unüberwindlicher Krieger. So gelang es den beiden Brüdern, ihr aus einer so buntgemischten Bevölkerung bestehendes, von allen Seiten bedrohtes Reich nicht nur zu behaupten, sondern auch noch beträchtlich zu erweitern.

In den Augen der Papstkirche war man Heiden und Ketzern nicht nur keinerlei Rücksicht schuldig, sondern als Christ verpflichtet, sie entweder zu bekehren oder auszurotten. Wer sich daran betheiligte, erwarb sich vor Gott ein großes Verdienst. So schrieben denn die Päpste Kreuzzüge aus nicht nur gegen die Muhammedaner, sondern auch gegen die Heiden und gegen Christen, die sich ihrer Herrschaft nicht unterwerfen wollten, und den kriegslustigen Rittern war diese Art, sich Sündenvergebung zu gewinnen, äußerst sympathisch. Die geistlichen Ritterorden waren ganz auf Grund dieser Anschauungen entstanden, und auch der Orden der Deutschen Ritter in Preußen und Livland war von ihr erfüllt. Infolgedessen war er, solange die Fürsten von Litauen Heiden oder auch nur nicht päpstlich waren,

verpflichtet, sie zu bekämpfen und wurde bei Ausübung dieser Pflicht durch kriegerische Pilger unterstützt, die aus allen Teilen Europas nach Preußen kamen, um durch ihre Teilnahme an Kämpfen gegen die Heiden ihr Seelenheil zu fördern. Trafen sie ein, so veranstaltete der Hochmeister ihnen zu Ehren eine „Heidenjagd“, d. h. er führte sie nach Litauen, wo sie mit mehr oder weniger Erfolg ein Stück Land verheerten und seine Bewohner erschlugen oder in die Gefangenschaft führten. Da der Orden von Westen und von Norden her an Litauen grenzte und ihm alles daran liegen mußte, wenigstens Samaiten, das heutige Gouvernement Kowno, seiner Herrschaft einzuverleiben, um Großlitwland dadurch mit Preußen territorial zu vereinigen, so machte er die größten Anstrengungen, dieses Ziel zu erreichen, scheiterte aber an dem Widerstande, den ihm Keistut leistete. Wie Saladin in Vorderasien, so wurde auch Keistut im Kampf gegen die abendländischen Ritter selbst zu einem solchen und errang sich ihre widerwillige Anerkennung. Er wurde zweimal gefangen genommen, entkam aber immer wieder und erwiderte die Heidenjagden durch Einfälle in die Ordenslande. Es gelang weder dem Orden noch den Polen, ihm gegenüber bleibende Erfolge zu erringen.

Unterdessen fuhr Olgerd (1345—1377) fort, sich das westliche Rußland zu unterwerfen. Es gelang ihm, seinen Sohn Andreas als Fürsten von Pskow anerkannt zu sehen und Smolensk von sich abhängig zu machen. Die Lande Tschernigow und Ssewerien, die alten Sitze der Olgowitschi, die in viele kleine Teilfürstentümer zerfallen waren, wurden erobert, Kiew und das rechte Ufer des Dnjepr den Tataren, unter denen innere Unruhen ausgebrochen waren, abgewonnen. Ebenso Podolien, in dem bisher selbständige kleine Tatarenhorden geherrscht hatten, und schließlich, nach langen Kämpfen mit den Polen, die damals Galizien eroberten, auch Wolhynien. Das Stromsystem des Dnjepr, das Rußland der ersten Normannenfürsten, war bis auf Nowgorod, das sich selbständig erhielt, nun fast ganz litauisch geworden.

Es lag in der Natur der Dinge, daß Olgerd, indem er sich so den ganzen Westen Rußlands unterwarf, mit den Großfürsten von Moskau aneinandergeraten mußte.

Großfürst von Moskau war nach dem Tode Zwans II. sein ältester Sohn Demetrius geworden (1362—1389). Er war noch ein Knabe, die Bojaren seines Vaters wußten aber sein Interesse

unter schwierigen Verhältnissen mit großem Geschick wahrzunehmen. In der Horde waren die bei längerem Bestehen eines muhammedanischen Staates unvermeidlichen Wirren ausgebrochen, ein Khan nach dem andern fiel den Intrigen eines Nebenbuhlers zum Opfer, in 36 Jahren folgten sich 18 Khane. Darüber entstanden mehrere selbständige Khanate, die bald zusammengefaßt wurden, bald wieder auseinanderfielen. Der Khan Newruß verließ die großfürstliche Würde an Konstantin von Ssusdal, einen Teilfürsten aus dem Hause Twer, aber er wurde gestürzt, und sein Nachfolger Amurat ernannte Demetrius zum Großfürsten. Daraufhin zwang dieser seinen Nebenbuhler mit Waffengewalt nachzugeben.

In Twer herrschte damals ein Sohn des in der Horde hingerichteten Fürsten Alexander, Michael, ein Schwager Olgerds, der Michaels Schwester Juliane geheiratet hatte. Michael nahm den Kampf gegen Moskau mit aller Energie wieder auf, und Olgerd unterstützte ihn. Er zog nicht weniger als dreimal gegen Moskau, konnte aber die Stadt nicht einnehmen, auch nicht erreichen, daß sein Schwager sich an Stelle von Demetrius als Großfürst von Wladimir behauptete. Dieser hatte an dem Metropolitene Alegei — einem Russen aus der Familie Pleßtschejew — einen einflußreichen Bundesgenossen, und auch Nowgorod hielt es mit Moskau gegen Twer. Michael mußte schließlich das Bündnis mit Litauen lösen, und Demetrius von Moskau als Großfürsten von Wladimir anerkennen. Moskau gegenüber war Olgerd unterlegen.

Nach Olgerds Tode folgte ihm sein ältester Sohn Jagiello, der nach der Alleinherrschaft strebte und Keistut zu stürzen suchte. Er geriet darüber zunächst in die Gefangenschaft des Onkels, dieser aber ließ ihn in seiner großmütigen, ritterlichen Weise wieder frei. Jagiello zettelte nun eine neue Verschwörung an, nahm mit Hilfe des Deutschen Ordens Wilna ein und bemächtigte sich durch Verrat der Person Keistuts. Jagiello ließ den greisen Helden im Kerker erdrosseln, seine Gemahlin Biruta, eine ehemalige Priesterin, ertränken und den Sohn Witowt in Fesseln legen (1382). Es gelang Witowt aber zu entfliehen und von dem Orden zu erreichen, daß er ihm als Bundesgenossen einen Teil der Grenzlande einräumte. Er knüpfte dann Verhandlungen mit Jagiello an, verriet den Orden und erhielt von dem Vetter Podlachien, das alte Land der Jatwägen, angewiesen (1384).

Unterdessen war im nordöstlichen Rußland zum erstenmal ein

energischer Versuch gemacht worden, das Joch der Tataren abzuschütteln. Ihre Herrschaft schien durch die immerwährenden Palastrevolutionen, hinter denen ein ehrgeiziger Königsmacher namens Mamai stand, und durch die sich bald am Uralfluß, der damals Jaik hieß, bald an der Wolga um Kasan und Astrachan, bald in der Krim bildenden Khanate sehr geschwächt, und die Stellung der russischen Fürsten wurde überdies durch den steten Wechsel der Khane, von denen sie ihren Jarlnk erhalten mußten, immer schwieriger. Dazu kam, daß der Großfürst Demetrius ein ritterlich gesinnter Mann war, der sich, obgleich noch jung, doch schon erfolgreich in vielen Kämpfen versucht hatte. So konnte er den Plan fassen, ganz im Gegensatz zu seinen Vorfahren den Tataren mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten.

Es gelang zunächst, die Tataren in Kasan zu überwältigen und auch ein Heer des Mamai, der unterdessen selbst Khan geworden war, zu schlagen. Mamai erkannte aber jetzt die ganze Größe der Gefahr, zog alle seine Kräfte zusammen, verbündete sich mit Jagiello von Litauen, der mit Demetrius verfeindet war, und näherte sich, den Zuzug Jagiellos erwartend, langsam der russischen Grenze.

Demetrius bot seinerseits alles auf, um dem furchtbaren Gegner gewachsen zu sein. Eine schöne Begeisterung ergriff das nordöstliche Rußland, man war gewillt, alles daran zu setzen, um die Bedränger in ihre Steppen zurückzuwerfen. Die Geistlichkeit hatte sich anfangs noch zurückgehalten, wurde aber dann auch mit fortgerissen, und der allverehrte Begründer und Abt des Ssergiusklosters, der später heilig gesprochene Ssergei, segnete nicht nur die Waffen des Großfürsten, sondern gab ihm auch noch zwei von seinen Mönchen mit, die als Laien erfahrene Krieger gewesen waren. Fast alle Teilfürsten des nordöstlichen Rußland stießen bis auf die von Twer und Rjasan zu dem sich bei Kolomna sammelnden Heere. Nowgorod blieb aber allerdings beiseite. Immerhin wurde ein Heer von mehr als 100 000 Mann aufgebracht. Mit ihm zog Demetrius an den Don und stieß bei der Mündung der Neprawdaja in ihn auf den Feind.

Am 8. September 1380 wurde nun auf dem Kulikowschen Felde die Entscheidungsschlacht geschlagen. Die Tataren erlitten eine völlige Niederlage, und die Litauer, die nur noch eine Tagereise entfernt gewesen sein sollen, wagten es nicht, die siegreichen Russen anzugreifen, sondern kehrten nach Hause zurück. Statt nun aber den Sieg zu verfolgen, begnügte sich Demetrius mit dem ersten großen Erfolge.

Das russische Heer begab sich, reich mit Beute beladen, wieder nach Moskau und löste sich dort auf, obgleich man doch mit Sicherheit voraussehen konnte, daß die Tataren versuchen würden, ihre Herrschaft durch einen neuen Feldzug wieder zu befestigen.

Demetrius, der jetzt den Beinamen Donskoi, d. h. der Sieger vom Don, führte, scheint angenommen zu haben, die Tataren würden sich jetzt in inneren Kämpfen aufreiben, und diese Annahme mochte nicht ganz unbegründet erscheinen, denn Mamai wurde in der Tat von einem von Tamerlan unterstützten Khan Tochtamysch mit Krieg überzogen und an der Kalka besiegt, aber der Sieger übernahm alle Ansprüche des Besiegten und verlangte von den russischen Fürsten unbedingte Unterwerfung. Als diese nicht erfolgte, erschien Tochtamysch unerwartet vor Moskau. Demetrius floh nach Kostroma, um dort ein Heer zu sammeln, die Bürger von Moskau verteidigten sich, so gut es ging, wurden aber durch trügerische Versprechungen bewogen, sich zu ergeben und dann niedergehauen. Die Stadt ging in Flammen auf (August 1382). Dann kehrten die Tataren unter fürchtbaren Verwüstungen in ihre Steppen zurück.

Demetrius glaubte jetzt annehmen zu müssen, daß er sich gegen die Tataren doch nicht dauernd würde behaupten können und unterwarf sich ihnen wieder, indem er seinen ältesten Sohn Wassili in die Horde schickte und um einen Jarlyk bat. Das Gleiche tat der Fürst von Twer, der auch seinen Sohn an das Hoflager des Khan sandte. Dieser behielt beide Prinzen als Geißeln zurück und schickte seine Baskaken wieder nach Rußland wie seine Vorgänger.

Es war ein großes Unglück für Rußland, daß es die Befreiung vom Tatarenjoch nicht einem Freiheitskriege, sondern dem Verfall der Gegner verdanken sollte. Nun lastete es noch Jahrhunderte lang auf ihm und bewirkte, daß tatarische Anschauungen mehr und mehr die Fürsten sowohl wie das Volk durchdrangen.

Es gelang Demetrius noch, die Nowgoroder so in seine Gewalt zu bringen, daß sie nicht mehr Wahlfürsten hatten, sondern aus Moskau gesandte Statthalter aufnahmen. Trotzdem blieb die Republik noch selbständig.

Demetrius Donskoi war erst 39 Jahre alt, als er 1389 starb. Er war der einzige ritterliche Mann unter den Nachkommen Alexander Newskis in Moskau, seine Nachfolger wandelten wieder auf den Wegen Iwan Kalitas.

Wassili I., Wassili II. und Iwan III.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts schien ein großes westrussisches Reich in der Bildung begriffen zu sein. Der größte Teil der Landschaften, die das Reich der ersten Normannenfürsten gebildet hatten, war direkt oder indirekt an das Großfürstentum Litauen gekommen. In vielen Teilfürstentümern herrschten Nachkommen Gedimins, andere, die sich noch in den Händen von Mitgliedern des Hauses Rurik befanden, hatten sich freiwillig oder gezwungen dem Großfürstentum angeschlossen. Das Vorgehen der Moskauer Großfürsten hatte überall Abneigung und Mißtrauen erregt, und es fiel schwer ins Gewicht, daß Litauen unabhängig vom Tatarenjoch blieb. Seine Großfürsten übten, sofern sie noch Heiden waren, volle Toleranz, wer aus ihren Familien Christ wurde, schloß sich dem griechisch-katholischen Christentum an. Die Sprache des litauischen Hofes und der litauischen Kanzlei war die russische. Zwar brannte noch im h. Eichenhain von Wilna das ewige Feuer und war zumal ganz Samaiten noch heidnisch, aber die Tage des Heidentums waren gezählt, und wurden die Litauer griechisch-katholische Christen, so war ein Aufgehen dieses begabten und heldenhaften Volkes in das russische nur eine Frage der Zeit. Aber die griechisch-katholische Kirche hatte nicht den Missionstrieb der römisch-katholischen, wie ihr auch deren Fanatismus nicht eigen war. Ihre Anhänger hingen mit großer Zähigkeit an ihr, aber ihr Gefühl geriet nicht in Entzündung, wenn neben ihren Kirchen Perun und die heiligen Schlangen verehrt wurden. Und so konnte es geschehen, daß die eigentlichen Litauer nicht der morgenländischen, sondern der abendländischen Kirche zufielen und damit in das neue Reich ein Keil getrieben wurde, der es früher oder später auseinanderreißen mußte.

Das aber ereignete sich folgendermaßen.

Im Jahre 1370 starb Kasimir der Große von Polen und hinterließ das Reich dem Sohn seiner Schwester Elisabeth, Ludwig von Ungarn. Dieser überließ die Regierung Polens wesentlich seiner Mutter. Da er keinen Sohn hatte, suchte sie den polnischen Thron für eine ihrer Enkelinnen, Maria oder Hedwig, zu gewinnen, und es gelang ihr mit Hilfe der Magnaten im südlichen Polen ihren Willen gegen die Wünsche der kleinen Edelleute, der Schljachta, im nördlichen durchzusetzen, wobei dem Adel verhängnisvolle Konzeptionen gemacht wurden. Nach dem Tode Ludwigs (1382) riefen die Ungarn Maria, die Polen Hedwig als Königin aus. Diese war 1378 als Kind mit dem ebenfalls noch im kindlichen Alter stehenden Erzherzog Wilhelm von Oesterreich vermählt, die Ehe aber natürlich noch nicht vollzogen worden. Nun war Hedwig aber erwachsen und mußte annehmen, daß Wilhelm jetzt ihr Gemahl werden würde. Das aber war nicht nach dem Sinn der polnischen Magnaten, die Hedwig mit Jagiello von Litauen vermählen wollten, um sich damit den maßgebenden Einfluß auf dieses vielversprechende und von Polen sehr gefürchtete Land zu sichern. Da damit zugleich in Aussicht stand, Litauen für die römische Kirche zu gewinnen, unterstützte die Geistlichkeit diesen Plan, und man führte ihn durch, obgleich Hedwig sich in ihrem Gewissen als Gemahlin Wilhelms fühlte, diesem, der heimlich nach Krakau kam, die Rechte eines solchen einräumte und den verشلagenen Jagiello verabscheute. Wilhelm wurde aus dem Lande vertrieben und Hedwig schließlich dazu gebracht, in die Verbindung mit Jagiello zu willigen. Dieser trat von der griechischen zur römischen Kirche über, wobei er den Namen Wladislaw annahm, und wurde am 18. Februar 1386 mit Hedwig vermählt.

Wenn aber die Polen gehofft hatten, daß mit dieser Vermählung ihnen Litauen ohne weiteres zufallen würde, so sahen sie sich in dieser Hoffnung getäuscht. Litauen war noch kein einheitliches Land. Von den zwölf Söhnen Olgerds besaßen die meisten Teilfürstentümer, und Witowt, der Sohn Keistuts, war auch Teilfürst und hatte einen großen Anhang. Er war in Krakau zugleich mit Jagiello vom griechischen zum römischen Christentum übergegangen — was er schon einmal in Marienburg getan hatte —, verzichtete aber keineswegs auf die Hoffnung, noch einmal Großfürst von Litauen zu werden. Immerhin nahm die Masse des litauischen Volkes, so weit es noch heidnisch war, jetzt das abendländische Christentum an und trat damit in die Religionsgemeinschaft

mit den Polen. Auch wurde das zwischen Litauen und Polen strittige Galizien jetzt polnisch. Der wirkliche Gewalthaber in Litauen wurde zunächst Jagiellos Bruder Skirgailo, der auch den Titel eines Großfürsten führte. Zwischen ihm und Witowt kam es nun zu offenem Kampf. Witowt ging wieder nach Preußen, fand beim Orden Unterstützung und versuchte sich mit dessen Hilfe in den Besitz von Wilna zu setzen. Als ihm das aber nicht gelang und Jagiello sich bereit erklärte, Witowt als Großfürsten anzuerkennen, übte er zum zweitenmal Verrat und vertrug sich mit Jagiello (1392). Skirgailo erhielt Kiew, das aber nach seinem Tode an Witowt fiel, der 1395 auch Smolensk durch Verrat in seine Hände brachte. Witowt fühlte sich jetzt ganz als unabhängiger Großfürst, schloß auch von sich aus (1398) Frieden mit dem Orden, ohne sich weiter um Polen zu bekümmern. Jagiello war nunmehr nur König von Polen. Als solcher stärkte er seine Stellung nach dem Tode Hedwigs, indem er sich mit einer Enkelin Kasimirs, Anna, wieder vermählte.

In Moskau regierte nach dem Tode von Demetrius sein ältester Sohn Wassili I. (1389—1425). Er schlug wieder die alten Wege der Moskauer Großfürsten ein, begab sich mit gefüllten Geldsäcken in die Horde und erreichte durch Bestechungen vom Khan Tochtamysch, einen Jarlyk, der ihm das wichtige Fürstentum Nischni-Nowgorod verlieh, das schon einen eigenen Teilfürsten hatte, das aber Wassili nun mit Hilfe der Tataren eroberte. Es blieb auch in seinem Besitz, als Tochtamysch von Camerlan vertrieben wurde und zu Witowt floh, ja die Niederlage, die die Goldene Horde erlitten hatte, schien ihre Macht so geschwächt zu haben, daß in Moskau wieder die Hoffnung erwachte, ihr Joch ganz abzuschütteln zu können. Und das um so mehr, als Witowt jetzt zum Angriff gegen sie schritt. Er hatte diesen Krieg wohl vorbereitet. Der Papst hatte gegen die Tataren das Kreuz gepredigt, polnische Scharen und ein Hilfskorps des Deutschen Ordens waren zu dem großen litauischen Heer gestoßen, in dessen Reihen auch Tochtamysch mit seinen Anhängern stand. Im Juli 1399 überschritt das Heer voll Siegeszuversicht bei Kiew den Dnjepr und zog in die Steppe.

In der Horde gab es eben wieder einen Königsmacher im Stil Mamais, namens Edigei. Dieser raffte alle Kräfte der Tataren zusammen und führte sie an der Worskla gegen die Litauer, die in einer furchtbaren Schlacht geschlagen wurden. Das war für Moskau kein Unglück, denn wenn es Witowt gelungen wäre, die Tataren

zu vernichten, so hätte er gewiß auch versucht, den Großfürsten von Moskau, der sein Schwiegersohn war, niederzuzwingen. So atmete man dort wohl auf, als durch diese Schlacht Tataren und Litauer gleich sehr geschwächt zu sein schienen. Wassili wagte es nun, die Zahlung des Tributs an die Tataren einzustellen und folgte auch der Aufforderung nicht, wieder persönlich dem Khan zu huldigen. Aber er hatte die Folgen der Schlacht an der Worskla, soweit die Tataren in Frage kamen, überschätzt. Edigei erschien mit einem großen Heer ganz plötzlich vor Moskau, aus dem Wassili nur eben noch hatte nach Kostroma entweichen können, verheerte die Umgebung entsetzlich und erhob von der Stadt eine große Geldsumme. Infolgedessen gab Wassili nach, begab sich wieder an den Hof der Khane und kämpfte statt mit den Waffen wieder mit Geld um seine Stellung.

Für Litauen hatte Witowts Niederlage die Folge, daß dieser Fürst nun wieder engere Fühlung mit Jagiello suchte. Auf einem Fürstentage in Wilna (1401) verpflichteten sich die Litauer, nach dem Tode Witowts, der keinen Sohn mehr hatte, Jagiello als Großfürsten anzuerkennen. Und dieses Bündnis sollte bald bedeutungsvolle Folgen haben. Als es zwischen Polen und dem Orden zum Kriege kam, stieß Witowt mit seinem ganzen Aufgebot zu Jagiello, was zur Folge hatte, daß in der Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 der Orden eine Niederlage erlitt, von der er sich nie wieder ganz erholte. Er mußte jetzt Samaiten aufgeben — zunächst zeitweilig, bald darauf für immer — und verlor damit den Zusammenhang zwischen Groß-Livland und Preußen.

Die Schlacht bei Tannenberg ist von größter weltgeschichtlicher Bedeutung. blieb Samaiten, das heutige Gouvernement Kowno, dem Orden, so wurden nicht nur diese Landschaft, sondern auch Groß-Livland bis Narwa hinauf deutsch, wie heute Ostpreußen deutsch ist, denn der deutsche Bauer, der nicht über die See ging, wäre mit seinem Planwagen überallhin in das Ordensland gezogen. Nun aber, da nur der Seeweg übrig blieb, ist er nach Groß-Livland nicht gekommen, und das Landvolk blieb dort undeutsch für alle Zeit.

Der gemeinsam errungene Sieg verband Litauen und Polen noch mehr als bisher. Auf einem von Witowt und Jagiello besuchten gemeinsamen Landtage in Horodlo (1413) wurde festgesetzt, daß Litauen und Polen künftig gemeinsame Reichstage in Lublin abhalten sollten. Der litauische Adel erhielt, soweit er katholisch

wurde, die Rechte des polnischen und wurde in dessen Wappengemeinschaft aufgenommen, polnische soziale Ordnungen faßten festen Fuß in Litauen. Jagiello betrieb zugleich eifrig Propaganda für die katholische Kirche, während Witowt persönlich religiös indifferent war und die religiösen Fragen rein vom politischen Standpunkt aus betrachtete und behandelte. Er hoffte — und daraus erklärt sich, daß er in Horodlo in die Bevorzugung der Katholiken willigte — eine Union der beiden Kirchen herbeiführen zu können und versuchte zunächst Litauen zu einem eigenen, von dem Moskauer unabhängigen Metropoliten zu verhelpfen. Es gelang ihm auch, durchzusetzen, daß ein Synode der westrussischen Bischöfe den Mönch Samwlaaka zum Metropoliten von Kiew wählte, aber dieser erwies sich auf dem Konzil zu Konstanz, das er auf Witowts Betrieb besuchte, als ein eifriger Gegner aller Unionsbestrebungen und konnte sich auch nicht dauernd in Kiew behaupten. Die Einheit der russischen Kirche blieb bewahrt und Moskau im Besitz des maßgebenden Einflusses auf sie.

Wassili hatte sich meist darauf beschränkt, seinen mächtigen Schwiegervater gewähren zu lassen. Als aber Witowt die Hand nach Pskow ausstreckte, griff er zu den Waffen. In drei Feldzügen standen sich die beiden Fürsten gegenüber, ohne es doch zu einer Schlacht kommen zu lassen. Man einigte sich schließlich dahin, daß Smolensk litauisch blieb, Pskow und Nowgorod aber als in die moskauische Interessensphäre fallend anerkannt wurden.

Es scheint, daß Witowt schließlich wenig Freude an der Union mit Polen hatte und ihre Lösung anstrebte.

Er sah seine Hoffnung, eine Union der beiden christlichen Konfessionen herbeizuführen, scheitern, denn in Polen gewann im Gegensatz zu den Hussiten und deren Einflüssen eine extrem römisch-katholische Richtung die Oberhand und beherrschte den willensschwach gewordenen König ganz. Auch Jagiellos vierte Gattin Sophie, die ihm zwei Söhne, Wladislaw und Kasimir geboren hatte, ergab sich, obgleich sie eine aus Kiew stammende Fürstentochter war, dieser Richtung. Witowt, der mit den Hussiten sympathisierte, für sie beim Papst eingetreten war und sogar die Wahl zum König von Böhmen angenommen hatte, ohne sich freilich als solcher behaupten zu können, sah in dem religiösen Fanatismus der Polen mit Recht eine große Gefahr für Litauen, dessen Bewohner ja größtenteils dem griechisch-katholischen Bekenntnis anhängen. Waren doch schon jetzt eine Anzahl vornehmer Litauer, die dieser Kirche angehörten, nach Moskau

gezogen, wo man sie ostentativ willkommen hieß. Nicht minder gefährlich mußte ihm die politische Zuchtlosigkeit des polnischen Adels erscheinen, in den aufzugehen der litauische ja im Begriff war. Die Polen suchten sich ferner schon seit lange Podoliens und womöglich auch Wolhyniens zu bemächtigen, in denen sie als Kolonisten unwiderstehlich vordrangen. Ein von religiösem Hader zerrissenes Litauen mit einem machtlosen polnischen König an der Spitze konnte sich auf die Dauer gewiß nicht erhalten.

So sah Witowt seine ganze Lebensarbeit in Frage gestellt. Er näherte sich deshalb dem Orden und Kaiser Sigismund und trachtete nach der Königskrone, die der Kaiser ihm auch bewilligte. Wie der greise unbeerbte Fürst sich die Zukunft Litauens dachte, und wen er als seinen Nachfolger ins Auge gefaßt hatte, wissen wir nicht.

Die Polen boten alles auf, um Witowts Absichten zu hintertreiben. Sie scheuten sogar nicht davor zurück, Sigismunds Gesandte zu überfallen und zu berauben und einer zweiten Gesandtschaft, die die Kroninsignien überbringen sollte, den Weg zu versperren. Ehe diese heimlich nach Litauen gebracht werden konnten, starb Witowt 1430 in Wilna.

Nach seinem Tode wählten die litauischen Großen einen Bruder Jagiello, Swidrigiello, zum Großfürsten, den Polen gelang es aber, die katholischen litauischen Großen zu bewegen, in der Person eines Sohnes von Keistut, Sigmund, einen Gegengroßfürsten aufzustellen. Mit dessen Hilfe gelang es ihnen, Swidrigiello zu vertreiben (1437); Sigmund aber war einverstanden, daß Litauen nach seinem Tode an Jagiello resp. dessen Söhne fallen sollte.

Jagiello hatte es durch verhängnisvolle Konzessionen an den Adel noch erreicht, daß die Polen einem seiner Söhne die Nachfolge versprochen (durch die Konstitution von Krakau), dann ist er 1434, im sechsundachtzigsten Lebensjahr gestorben.

Daß es Witowt nicht gelang, die Vereinigung mit Polen zu verhindern und damit den polnischen Einfluß fern zu halten, hat die Litauer um jede nationale Entwicklung gebracht. Der Adel wurde polnisch, das übrige Volk ein in Leibeigenschaft versinkendes Bauernvolk, in dem sich erst in unseren Tagen wieder nationale Bestrebungen geltend machen. Nicht minder folgenreich war aber die Union mit Polen auch für das ganze westliche Rußland, indem auch hier der Adel größtenteils polonisiert und das griechisch-

katholisch gebliebene Landvolk hart bedrückt wurde. Auch das blieb so bis an die Grenze der Gegenwart.

Moskau aber, dem wir uns nun wieder zuwenden, kam diese Wendung der Dinge sehr zustatten, denn es war und blieb nun der alleinige Hort wie der griechisch-katholischen Kirche so der russischen Nationalität. Zunächst schien freilich in Moskau die Grundlage jedes weiteren Fortschrittes, die bisherige Thronfolgeordnung, erschüttert zu werden.

Die Großfürsten waren hier zwar seit Iwan Kalita immer bemüht, die noch bestehenden Teilfürstentümer ihrem Fürstentum einzuverleiben, schufen aber selbst immer wieder neue für ihre jüngeren Söhne, die zwar den ältesten gegenüber nur kleine Landanteile bekamen, aber doch Landesfürsten wurden. Da nun die alte Vorstellung, nach der nicht dem ältesten Sohn, sondern dem ältesten Mann im Geschlecht der Stuhl des Großfürsten gebührte, im Volk noch keineswegs erloschen war, bestand auch für die Moskauer Teilfürsten die Versuchung, sich auf Grund dieser Anschauung wider den eventuell viel jüngeren ältesten Sohn des verstorbenen Großfürsten aufzulehnen und den Rang als Großfürsten für sich in Anspruch zu nehmen.

Bisher waren jüngere Söhne meist unbeerbt gestorben oder die von ihnen ausgehenden Linien waren doch bald erloschen. Auch hatten die Moskauer Bojaren sich an die bestehende Thronfolgeordnung gewöhnt und fanden ein Interesse an ihr, denn ein zum Großfürsten gewordener Teilfürst brachte ja seine eigenen Bojaren mit und besetzte mit ihnen die einflussreichen Stellen in der Beamtenhierarchie.

Wassili I. hatte seine Brüder in strenger Zucht gehalten; als er starb, war sein einziger Sohn Wassili II., der Blinde, 1425—1462, aber erst ein zehnjähriger Knabe. Da glaubte sein ältester Onkel, Juri, es wagen zu können, seinerseits den Anspruch auf die Würde des Großfürsten erheben zu können. Da indessen der einflussreiche Metropolit Photius und die Bojaren zu Wassili hielten und sein Großvater und Vormund, der mächtige Witowt, noch lebte, erklärte Juri sich einverstanden, daß die Entscheidung in die Hände des Khans gelegt werden sollte und verhielt sich zunächst abwartend. Als aber Photius und Witowt (1430) gestorben waren und der mit Juri befreundete Swidrigiello letzterem gefolgt war, drang Juri darauf, die Entscheidung herbeizuführen, und beide Fürsten begaben

sich an das Hoflager des Khan. Dort gelang es dem Bojaren Wsewolodski, der für Wassili das Wort führte, den Khan Ulu-Machmet davon zu überzeugen, daß Wassili der für die Tataren ungefährlichere Bewerber sei. „Juri“, führte er aus, „stützt sich auf den alten Brauch und beansprucht den großfürstlichen Thron auf Grund des Rechts. Mein Fürst, Wassili, aber erhofft ihn einzig und allein als Ausfluß deiner Gnade.“ Dieses Äußerste von Selbsterniedrigung bewirkte, daß Wassili als Großfürst anerkannt wurde. Er wurde dann auch in Gegenwart einer tatarischen Gesandtschaft in Moskau — nicht wie bisher in Wladimir — gekrönt.

Der Bojar Wsewolodski hatte gehofft, daß Wassili seine Tochter heiraten würde. Als das nicht geschah und der Großfürst sich anderweitig vermählte, ging er zu Juri über und reizte diesen gegen Wassili auf. Eine schwere Beleidigung, die einem der Söhne Juris, Wassili dem Schielenden, widerfuhr, reizte Juri noch mehr. Wassili der Schielende und sein Bruder Demetrius Schemjaka wohnten der Hochzeit des Großfürsten bei (1433), und Wassili trug bei dieser Gelegenheit einen kostbaren Gürtel, der durch eine Reihe von Ahnfrauen an ihn vererbt war, angeblich aber bei der Hochzeit von Demetrius Donskoi zuunrecht dem großfürstlichen Schatz entwendet worden sein sollte. Die Mutter des Großfürsten, die Tochter Witowts Sophie, benutzte diese Gelegenheit, um der verhassten Familie Juris einen Schimpf anzutun und ließ dem Gast den Gürtel abnehmen.

Nun griffen Juri und seine Söhne zu den Waffen und besiegten Wassili. Juri wurde Großfürst, wies Wassili aber auf den Rat des Bojaren Morosow Kolomna als Teilfürstentum an. Kaum war das geschehen, so begaben sich fast alle Moskauer Bojaren zu Wassili. Es half Juri nichts, daß seine Söhne Morosow als Verräter eigenhändig niederstießen, seine Lage wurde unhaltbar und er mußte Moskau und die Würde des Großfürsten wieder Wassili einräumen. Es gelang ihm noch einmal, die Rollen gewechselt zu sehen, er starb aber dann plötzlich (1434), und als sein Sohn Wassili der Schielende nun Prätendent wurde, erklärten sich sogar dessen eigene Brüder gegen ihn. Der Schielende kämpfte zwar weiter, fiel aber schließlich in die Hände des Großfürsten Wassili und dieser ließ ihn blenden.

Rußland stand nun schon seit 200 Jahren unter dem Joch der Tataren, und in diesem ersten Bürgerkriege im Großfürstentum

Moskau offenbarte sich nur zu sehr, wie furchtbar die Russen unter ihm verwildert waren. Die Kämpfe wurden in der barbarischsten Weise geführt, die von den Tataren überkommenen Folterwerkzeuge und die Knute wurden in steigendem Maße angewandt.

Zunächst blieb die Blendung des „Schielenden“ ungerächt, denn seine Brüder fühlten sich ohnmächtig, sie blieben aber natürlich unverföhnliche Feinde des Großfürsten, der ganz und gar ein Werkzeug seiner Umgebung gewesen zu sein scheint.

Nach dem Tode des Metropoliten Photius wünschte der Moskauer Hof, daß der Bischof von Kjasan Jonas, ein Russe, Metropolit würde, und Jonas reiste nach Konstantinopel, um sich, wie es Brauch war, dort die Bestätigung durch den Patriarchen zu erwirken; es erwies sich aber, daß dieser mittlerweile schon den Griechen Isidor zum Metropoliten ernannt hatte.

In Konstantinopel lagen die Dinge verzweifelt. Das Kaisertum war von den Türken schon fast ganz auf die Stadt beschränkt und sie rüsteten sich, auch sie selbst zu erobern. Unter diesen Umständen sahen der Kaiser Johann Paläologus und der Patriarch Josef den einzigen Ausweg im Anschluß der griechischen an die römische Kirche. Gelang dieser und wurde von Westeuropa aus ein Kreuzzug großen Stils gegen die Türken unternommen, so konnten die Griechen hoffen, sich des übermächtigen Feindes zu erwehren.

Der Papst Eugen IV. kam ihnen in jeder Weise entgegen und ein zunächst in Ferrara eröffnetes, dann in Florenz fortgesetztes Konzil sollte die Vereinigung der beiden Kirchen herbeiführen. Der griechische Kaiser, der Patriarch von Konstantinopel und viele griechische Geistliche und Gelehrte waren selbst nach Italien gekommen. Auch Isidor, der Metropolit von Rußland, traf in Ferrara ein, obgleich der Großfürst ihn nur sehr ungern ziehen ließ und energisch ermahnte, dem griechischen Glauben nichts zu vergeben.

Die wichtigsten Streitpunkte zwischen den Kirchen waren:

1. Der Ausgang des h. Geistes, ob nur vom Vater — wie die griechische Kirche lehrt — oder auch vom Sohn — filioque — wie die römische meint;
2. die Existenz des Segefeuers, das von der griechischen Kirche gezeugnet wird;
3. ob zum h. Abendmahl gesäuertes oder ungesäuertes Brot zu verwenden sei;
4. die Vorrangstellung des Papstes.

Man einigte sich nach endlosen Verhandlungen dahin, daß der h. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe; daß die Gerechten zwar gleich selig werden, die Sünder aber zunächst ins Fegfeuer kommen; daß man beim Abendmahl sowohl gesäuerte als nicht gesäuerte Brote benutzen dürfe; daß der Papst das Oberhaupt der Christenheit sei. Am 6. Juli 1439 wurde in Florenz feierlich erklärt, daß die Vereinigung der beiden großen christlichen Gemeinschaften nunmehr vollzogen sei.

Es erwies sich aber sehr schnell, daß das ein Irrtum war. Die Griechen wollten von der Vereinigung nichts wissen und das um so mehr, als die vom Abendlande erhoffte Waffenhilfe ausblieb, und auch Isidor, der zum päpstlichen Legaten für ganz Osteuropa ernannt worden war, fand in Moskau einen rauhen Empfang. Er wurde verhaftet und in das Tschudowkloster gebracht, aus dem man ihn nach einigen Monaten absichtlich entweichen ließ (1440). Jonas verwaltete nun acht Jahre lang das Metropolitentum interimistisch, während die südrussischen Bischöfe der griechischen Kirche einen von Rom bestätigten Metropoliten mit dem Sitz in Kiew bekamen und auch anerkannten. In Moskau aber war der Gegensatz gegen die römische Kirche und damit gegen das Abendland und seine Kultur durch die von Isidor herbeigeführte Episode nur noch sehr verstärkt worden.

Im übrigen hinderte die Dogmentreue der Moskowiter sie nicht, in ihren inneren Händeln mit der unchristlichsten Härte gegeneinander vorzugehen.

Im Jahre 1438 floh der Khan Ulu-Machmet, der sich seinerzeit für Wassili erklärt hatte und jetzt von Kutschuk-Machmet vertrieben war, mit großer Gefolgschaft nach Rußland und hoffte, von Wassili unterstützt zu werden. Als er sich darin getäuscht sah, setzte er sich in der Gegend von Nischni-Nowgorod fest, nahm den gegen ihn anrückenden Großfürsten in einem Treffen gefangen und entließ ihn erst gegen ein sehr großes Lösegeld. Um dieses aufzutreiben, mußten besondere drückende Steuern erhoben werden, und diese erregten um so mehr böses Blut, als man auch sonst mit dem Regiment Wassilis unzufrieden war. Es kam jetzt oft vor, daß vornehme Tataren, die durch die Unruhen in der Horde aus dieser vertrieben waren, nach Moskau zogen, und Wassili verlieh ihnen gern in den Grenzmarken Ländereien, um sie als Wachen gegen ihre Landsleute zu benutzen. Das erregte das Mißfallen der Bojaren.

Auf Grund dieser allgemeinen Unzufriedenheit hoffte Demetrius Schemjaka den Vetter vom Thron verdrängen und selbst Großfürst werden zu können.

Er ließ Wassili, als dieser mit kleinem Gefolge in dem Ssergiuskloster weilte, gefangen nehmen, nach Moskau bringen und blenden (14. Februar 1446). Demetrius erklärte sich nun zum Großfürsten und verbannte Wassili nach Uglitsch. Es war aber dem Fürsten Rjapolowski gelungen, die Söhne Wassilis, Iwan und Juri, nach Murom zu retten, und die Moskauer Bojaren wollten von Schemjaka nichts wissen. Auch erregten die von diesem mitgebrachten Bojaren durch ihre parteiische Rechtspflege den Zorn der Moskowiter.

Schemjaka hoffte die steigende Unzufriedenheit dadurch zu stillen, daß er Wassili, nachdem er eidlich versprochen hatte, sich nicht zu rächen, nach Wologda entließ. Kaum war das aber geschehen, so begab sich Wassili in das Kirilowkloster in Bjelosersk, ließ sich von dessen Abt von den Eiden entbinden und sammelte seine Anhänger um sich. Bald war er wieder in Moskau. Er verzieh zwar zunächst Schemjaka, ein wirklich freundschaftliches Verhältnis mit ihm war aber natürlich nicht möglich. Man griff noch einmal zu den Waffen, die (1450) gegen Schemjaka entschieden. Er floh nach Nowgorod, wo er schließlich auf Betrieb Wassilis vergiftet wurde (1453).

Wassili regierte nun mit äußerster Härte und einer bisher in Rußland unerhörten Grausamkeit. Alle Greuel der Tataren brachte er gegen seine Feinde in Anwendung, ließ sie knuten, ihnen Hände und Füße abschlagen usw. Wer von seinen Gegnern konnte, entwich nach Litauen, die anderen fügten sich. Von den ostrussischen Teilstämmen blieben nur Twer und Rjasan noch bestehen.

Wassili berief 1448 ein Konzil der ostrussischen Geistlichkeit und ließ von diesem Jonas als Metropolitan bestätigen. Damit war die kirchliche Emanzipation von Konstantinopel vollzogen.

Eine wie große Stütze die Großfürsten von Moskau an der Geistlichkeit hatten, war während des Bürgerkrieges wieder klar zutage getreten. Sie war in der ganzen Zeit mit aller Energie für Wassili eingetreten und hatte alle ihre Machtmittel rücksichtslos in seinen Dienst gestellt. Im Jahre 1447 sprach eine Kirchenversammlung Schemjaka in aller Form in den Bann, falls er sich nicht dem Großfürsten unterwarf.

Die Nowgoroder hatten Schemjaka bei sich aufgenommen und auch sonst noch Wassili gereizt. Im Jahre 1456 zog er gegen die

Stadt, die sich nach einer verlorenen Schlacht ihm unterwarf. Sie behielt zwar noch ihre Selbständigkeit, mußte aber eine große Summe zahlen, sich verpflichten, regelmäßig den Ertrag einer Steuer nach Moskau abzuliefern und keine Feinde Wassilis mehr bei sich aufzunehmen.

Während der Regierung Wassilis brach die Große Horde mehr und mehr auseinander und zerfiel in eine Anzahl Khanate, die sich untereinander nicht selten bekämpften. An der Wolga entstand im Lande der alten Bolgaren, über Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen das Khanat Kasan und südlich von ihm das Khanat Astrachan. Die Nogaische Horde nomadisierte in der Steppe, in der Krim hatte Edigei ein Khanat errichtet, und ein Enkel von Tschamtamusch, Azi-Girei, nach dem alle späteren Khane sich auch Girei nannten, es endgültig begründet. Dieses Khanat gelangte später zu großer Macht und wurde durch Jahrhunderte eine furchtbare Geißel für Litauen und Moskau.

Wassili war erst 47 Jahre alt, als er 1462 starb. Er hatte schon vorher seinen ältesten Sohn Iwan zum Mitregenten ernannt (1449), hinterließ aber testamentarisch auch den vier jüngeren Söhnen beträchtliche Landesteile als Teilfürstentümer. In dieser Beziehung handelten die Moskauer Großfürsten immer wieder unglaublich inkonsequent.

In Polen war 1434 der junge Wladislaw seinem Vater Jagiello gefolgt. Als Kaiser Albrecht, der zugleich König von Böhmen und Ungarn war, starb, wurde Wladislaw auch zum Könige von Ungarn gewählt, weil die Ungarn dadurch ihre Widerstandsfähigkeit gegen den Ansturm der Türken zu stärken hofften (1440). Der junge Wladislaw sah in dem Kampf gegen diese zunächst seine wichtigste Aufgabe. Die vereinigten Polen und Ungarn zwangen dann auch den Sultan Murad zu dem für ihn höchst ungünstigen Frieden von Szegebin (1444), wurden aber, als sie diesen auf Betrieb des päpstlichen Legaten leichtfertig brachen, bei Varna aufs Haupt geschlagen. Wladislaw fiel in dieser Schlacht.

In Litauen war bis 1440 der Sohn Keistuts, Sigmund, Großfürst gewesen, wurde aber in diesem Jahre von den über seine Grausamkeit erbitterten Großen ermordet. Ihm folgte der dreizehnjährige Bruder Wladislaws, Kasimir, dessen Erbrecht auf Polen noch bei Lebzeiten seines Vaters Jagiello anerkannt worden war (1447 bis 1492). Er wurde dann auch 1447 als König von Polen ge-

krönt, geriet aber zunächst dadurch in eine schwierige Lage, daß die Polen Wolhynien und Podolien beanspruchten, während die Litauer diese Landschaften als zu ihrem Reich gehörig betrachteten. Die Polen trugen schließlich den Sieg davon.

Kasimir wurde durch die Kriege mit dem Deutschen Orden, die zur Eroberung Westpreußens durch Polen führten, so in Anspruch genommen, daß er sich um die Händel, die Moskau damals erschütterten, verhältnismäßig wenig kümmerte und sich törichterweise darauf beschränkte, sowohl die Nowgoroder wie die Tataren gegen Moskau aufzureizen, um sie aber in der Stunde der Entscheidung immer wieder schmählich im Stich zu lassen, eine Politik, die sich bitter an Litauen-Polen rächen sollte.

Kasimir ließ übrigens nicht zu, daß die griechisch-katholischen Litauer, die jetzt auch staatsrechtlich Gleichstellung mit den römisch-katholischen erlangten, allzusehr bedrückt wurden. Er behielt sein Leben lang eine Vorliebe für dieses Land seiner Väter.

Iwan III. (1462—1505) war 22 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Die Unruhen, die dazu geführt hatten, daß der Vater geblendet worden war, die Erinnerung an die Flucht als Kind, der verzweifelte Widerstand Schemjakas hatten ihn mit einem unauslöschlichen Widerwillen gegen die Teilfürsten erfüllt. Er hatte ferner als Jüngling gesehen, daß das grausame Regiment, das Wassili in den letzten Jahren seiner Regierung führte, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Ordnung wiederherstellte. Und diesen Eindrücken kamen angeborene Anlagen entgegen, eine herrische Natur und ein kaltes Temperament. Persönliche Feigheit unterstützte seine Neigung, jeden Schlag sorgfältig vorzubereiten, ehe er geführt wurde, und geduldig die rechte Stunde abzuwarten.

Es war lange her, seit die Bojaren noch die Kameraden der Großfürsten waren, aber diese hatten sie bisher doch immerhin noch als Ratgeber herangezogen und sich in ihrer Gesellschaft bewegt. Das wurde nun anders. Der junge Großfürst stand jetzt in einsamer Größe hoch über ihnen, und es war eine große Ehre, wenn er diesen oder jenen als Ratgeber heranzog. Seine Haltung war voll Majestät, sein Blick durchdringend. Contarini, der ihn 1475 oft sah, sagt von ihm: „Er ist hohen Wuchses und hager, aber trotzdem ein schöner Mann.“ Frauen und nervenschwache Männer fielen wohl in Ohnmacht, wenn Iwan sie scharf ansah.

Das Großfürstentum Moskau war, als Iwan zur Regierung kam, immer noch verhältnismäßig klein.

„Der ganze Nordwesten des heutigen Rußland,“ sagt Kljutschewski, „bildete das Gebiet der Republik Nowgorod, an das südwestlich die Republik Pskow grenzte. Das ganze westliche Rußland — Weißrußland — mit dem zu Großrußland gehörenden Smolensk und Kleinrußland mit an dieses grenzenden großrussischen Teilen der heutigen Gouvernements Kursk, Orel, Tula und Kaluga gehörten zu Litauen-Polen. Hinter Tula und Rjasan, zum Afowschen und Schwarzen Meer hin, an der unteren Wolga und in der Krim nomadisierten Tataren. Im Osten an der mittleren und oberen Wolga herrschten die Tataren von Kasan. Im Zentrum Rußlands gab es eine Anzahl russischer Fürstentümer und unter ihnen Moskau. Der nördliche Teil des heutigen Gouvernement Moskau gehörte zu Twer. Weiter nach Norden und Nordosten, jenseits der Wolga liefen Besitzungen Moskaus bis zum Zusammenfluß von Sschona und Jug durcheinander mit solchen von Nowgorod, Jaroslaw und Rostow. Im Südwesten lief die Grenze gegen Litauen die Ugra entlang im Gouvernement Kaluga. Kaluga aber war nur 170 Werst von Moskau entfernt. An der mittleren Oka grenzte zwischen Kaluga und Kolomna Moskau an Rjasan und der untere Lauf der Oka, sowie die Wolga zwischen Nischni-Nowgorod und den Einmündungen der Sjura und Weßluga trennten es von Kasan. Die Stadt Moskau lag um die Mitte des 15. Jahrhunderts 100 Werst von der Grenze mit den Tataren, etwas über 100 Werst von der Grenze mit Litauen, 80 Werst von der mit Twer. Der Feind konnte es immer durch ein paar Tagemärsche erreichen. Das Großfürstentum umfaßte schwerlich mehr als 15000 Quadratmeilen.“

Iwans Lage war immerhin sehr viel günstiger als die seiner Vorgänger. Der Erbfeind, die Tataren, bildeten nicht mehr ein einheitliches Reich, sondern mehrere einander feindliche Gemeinwesen, Während Litauen unter Olgerd eine große Anziehungskraft auf die Teilfürsten Westrußlands ausgeübt hatte, gewannen diese jetzt durch den konfessionellen Gegensatz zu Polen Sympathie für Moskau; in Nowgorod hatten die wilden Parteikämpfe innerhalb des Patriziats die von ihm bedrückten Massen gegen dasselbe aufgebracht und sie neigten wie die einflußreiche Geistlichkeit zu einem engeren Anschluß an den Großfürsten, der der Stadt das Hinterland nach seinem Belieben öffnen oder verschließen konnte.

Iwan war der Mann dazu, diese Verhältnisse nach allen Richtungen auszunutzen.

Sein erster Feldzug galt Nowgorod. Hier hatte sich unter dem Patriziat eine starke Partei gebildet, die die Selbständigkeit der Stadt durch ein enges Bündnis mit Litauen-Polen erhalten wollte. Die Seele dieser Partei war die Witwe des Possadnik Isak

Borezki, Marfa, eine überaus kluge und energische Frau. Sie und ihre Söhne, Demetrius und Feodor, von denen Demetrius auch schon Possadnik gewesen war, sammelten in ihrem am Wolchow liegenden Hause alle Feinde Moskaus um sich und machten ihren großen Einfluß auf das Volk in diesem Sinne geltend. Als nun der Erzbischof Jonas starb, stellten die Borezki einen ihnen genehmen Kandidaten auf. Er sollte, zum Erzbischof gewählt, sich nicht dem Metropolit von Moskau, sondern dem von Kiew unterordnen.

Die Gegenpartei sah in den Plänen der Borezki einen Abfall vom reinen Glauben, denn der Großfürst von Litauen war der katholische König von Polen, Kasimir IV.

Über drei Kandidaten wurde das Los geworfen, und es entschied für den der Partei, die zu Moskau hielt, den Mönch Theophil. Auch beschloß die Wjetsch, daß dieser sich vom Metropolit von Moskau bestätigen lassen sollte und erbat für ihn einen Geleitbrief. Die Borezki aber führten allerlei Reibereien mit dem Statthalter Zwans herbei und setzten es dann in der Wjetsch durch, daß die Stadt sich unter den Schutz Kasimirs begab.

Iwan gab dem Streit von vornherein eine konfessionelle Wendung und betonte in erster Reihe den angeblichen Abfall vom griechisch-katholischen Glauben, der in dem Anschluß Nowgorods an Litauen-Polen liegen sollte. In diesem Sinne erließen er und der Metropolit von Moskau Ermahnungen, die in Nowgorod nicht ohne Wirkungen blieben. Doch hatten die Borezki noch die Oberhand, und der Krieg war unvermeidlich.

Iwan berief zunächst einen aus den vornehmsten Bojaren und Geistlichen bestehenden Rat, der sein Unternehmen gewissermaßen legitimierte. Dann sandte er ein Heer in das Dwinagebiet, das hier selbständig vorgehen sollte. Gegen Nowgorod selbst aber marschierten zwei Heere, von denen eins es von Osten, das andere mit Umgehung des Ilmensees von Westen angreifen sollte. Iwan selbst folgte mit dem Hauptheer, dem sich auch der Fürst von Twer und zahlreiche tatarische Hilfstruppen angeschlossen hatten. Auch Pskow war gezwungen worden, gegen Nowgorod zu Felde zu ziehen.

In Nowgorod beschloß man, womöglich die einzelnen Heersäulen vor ihrer Vereinigung zu schlagen und warf sich zunächst der vom Südufer des Ilmensees heranziehenden entgegen. Und zwar sollte diese womöglich besiegt werden, ehe das Aufgebot von Pskow

zu ihr stieß. Darüber geriet zunächst nur ein Teil des städtischen Heeres an den Feind und wurde von ihm geworfen. Dann kam es am 14. Juli 1471 am Ufer der Schelona zur Schlacht, in der die Nowgoroder aufs Haupt geschlagen wurden. Ihre in Gefangenschaft geratenen Führer, und unter ihnen Demetrius Borezki, ließ Iwan hinrichten. Die Moskowiter, die die nur schlecht befestigte Stadt jetzt von allen Seiten einschlossen, führten den Krieg absichtlich mit der größten Grausamkeit und schickten die entsetzlich verstümmelten Gefangenen in die Stadt, um ihre Bürger zu erschrecken.

Unter diesen Umständen gewannen die Anhänger Moskaus in der Wjetsch die Oberhand, und die Stadt unterwarf sich. Der Großfürst, dem der Widerstand, den er gefunden, imponiert hatte, begnügte sich aber damit, die bisherige Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und erst bei einer anderen Gelegenheit, die nicht ausbleiben konnte, der Selbständigkeit der in ihren Grundfesten erschütterten Republik ein Ende zu machen.

In dieser Zeit eröffneten sich dem Ehrgeiz Iwans glänzende Aussichten. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken war der Patriarch abhängig von dem mohammedanischen Sultan geworden, und es standen nur noch zwei Metropolitcn der griechischen Kirche außerhalb seines Machtbereichs, der von Kiew und der von Moskau. Da aber der Metropolit von Kiew, ein Schüler Isidors, von angezweifelter Rechtgläubigkeit war, so wandten sich aller Augen nach Moskau, das nun in jeder Beziehung als der Hort der morgenländischen Kirche galt.

Nach dem Fall Konstantinopels war ein jüngerer Bruder des letzten Kaisers, Thomas, nach Rom geflohen und war dort freundlich aufgenommen worden. Hier lebte jetzt Isidor als Titular-Patriarch von Konstantinopel und von ihm ging vielleicht der Plan aus, die Tochter von Thomas, Zoë, die später Sophie genannt wurde, mit Iwan, dessen erste Frau Marie von Twer 1467 gestorben war, zu vermählen. Da jede Aussicht, zu einer Vereinigung der beiden Konfessionen zu gelangen, von den Päpsten freudig begrüßt wurde und man überdies in dem Großfürsten einen Mitkämpfer gegen die Türken zu gewinnen hoffte, fand der Plan Isidors Anklang. Zumal sein Nachfolger, der Kardinal Wiffarion, ebenfalls einer der Begründer der Union, nahm die Angelegenheit in die Hand.

Es lebte damals am Hofe Iwans ein italienischer Münzmeister Jean Baptist Wolpe aus Dicenza, den die Russen Iwan Srasin

(d. h. der Franke, der Abendländer) nannten. Dieser machte Iwan auf Sophie aufmerksam, und Iwan erkannte sofort, wie wichtig es für seine Stellung werden mußte, wenn Sophie seine Gemahlin wurde. Sein Haus war überdies mit den Paläologen schon verwandt, eine Tante von ihm war Kaiserin gewesen. Als Gemahl Sophiens trat er gewissermaßen die Erbschaft der byzantinischen Kaiser an.

Es gingen nun Gesandte nach Rom, die über Sophie günstig berichteten. Die Zwanzigjährige sollte geschickt und dem orientalischen Geschmack entsprechend von üppiger Leibesbeschaffenheit sein. So begab sich denn Frjasin 1472 an der Spitze einer großen Gesandtschaft als Brautwerber nach Rom, wo man auf die im Geiste der Union erzogene Sophie große Hoffnungen setzte. Als sie nach der Vermählung per procura nach Moskau aufbrach, gab man ihr einen katholischen Bischof Antonius mit, der zugleich mit Sophie Iwan für die Union gewinnen sollte. Die Reise ging durch Deutschland und von Lübeck zu Schiff nach Reval. Über Pskow und Nowgorod wurde dann Moskau erreicht.

Hier erwartete den Legaten Antonius eine große Enttäuschung. Ob Sophie nun in ihrem Herzen immer eine Gegnerin der Union gewesen war oder ob sie nur schon unterwegs erkannte, daß gar nicht daran zu denken war, Iwan für sie zu gewinnen, jedenfalls wandte sie sich kurzerhand ganz dem griechischen Bekenntnis zu, und Antonius wurde, nachdem, um ihm den Rückzug zu erleichtern, eine Disputation mit ihm stattgefunden hatte, in Ehren, aber ohne etwas erreicht zu haben, entlassen.

Im Gefolge Sophiens waren zahlreiche Griechen mit nach Moskau gekommen und unterstützten sie in dem Bestreben, am Moskauer Hof die Sitten des Byzantinischen einzuführen. Iwan nahm jetzt den doppelten Reichsadler als Wappen an, es entstand eine Hierarchie der Hofbeamten, eine streng durchgeführte Hofetikette. Die Griechen halfen auch das Kanzleiwesen noch weiter ausbilden. Ein Wiederaufblühen der Wissenschaften wie im Abendlande aber brachten sie nicht. Dazu war der Boden hier noch nicht genügend vorbereitet. Die Saat, die hier aufging, stammte aus Byzanz, was auf Griechenland zurückging, fand ein unfruchtbares Erdreich.

Die Partei der Borezki in Nowgorod hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Freiheit des Gemeinwesens wieder herzustellen. Anderseits fand von Moskau aus eine geheime Verhöhnung statt.

Darüber kam es wieder zu wilden Parteikämpfen, und die Anhänger Moskaus riefen die Hilfe des Großfürsten an. Dieser begab sich 1475 nach Nowgorod und trat als Richter auf. Er fand die Häupter der ihm feindlichen Partei und unter ihnen Feodor Borezki schuldig und ließ sie nach Moskau schaffen. Da er keinen Widerstand fand, glaubte er nun seine Stunde gekommen, doch galt es zunächst, die Nowgoroder ins Unrecht zu setzen. Das wurde so in Szene gesetzt. Im Jahre 1477 erschien eine Gesandtschaft von Nowgorod in Moskau und redete Iwan nicht wie üblich mit „Gospodin“, sondern mit „Gossudar“, d. h. „Majestät“ an. Darauf sandte Iwan Gesandte nach Nowgorod und ließ fragen, in welchem Umfang sie ihm denn künftig die Herrschaft einräumen wollten.

Als die Wjetsch von dem unerhörten Vorgehen ihrer Gesandten hörte, wurden diese erschlagen. Ihre Angehörigen und andere Mitglieder der moskauischen Partei flohen nun schußsuchend zum Großfürsten, dem Gesandte Nowgorods mitteilten, Nowgorod hätte nie den Auftrag gegeben, ihn mit Gossudar anzureden. Iwan erklärte jetzt, man habe ihn einer Lüge geziehen und das Blut seiner unschuldigen Anhänger vergossen. Wieder mußten Twer und Pskow Hilfstruppen stellen, und wieder zogen die Heere unter fürchtbaren Verwüstungen gegen die Stadt, deren Bürger sich in wildem Haber gegenüber standen. Die Nowgoroder beschränkten sich diesmal auf die Verteidigung ihrer Mauern, mußten sich aber, als die Lebensmittel zu Ende gingen, unterwerfen. Nun machte Iwan allen Freiheiten der Stadt ein Ende und verleibte sie und ihr ganzes großes Gebiet einfach seinem Reich ein. Die Häupter der Gegenpartei und unter ihnen Marfa Borezki gingen als Gefangene nach Moskau, und ihre Güter wurden konfisziert. Die Glocke, die die Wjetsch zusammenberief, wanderte ebenfalls nach Moskau. Vier Moskauer Statthalter schalteten künftig in der Stadt.

Nach einem Aufstand im Jahre 1479 wurde auch der Erzbischof Theophil durch einen zuverlässigen Moskowiter ersetzt. Mehr als tausend Familien aus dem Landadel und der Kaufmannschaft und 7000 geringere Einwohner wurden nach Moskau abgeführt und an ihrer Statt Moskowiter in die Stadt gebracht, deren Bevölkerung nun ihre Überlieferungen und damit ihren Charakter verlor. Iwan hatte hier sein Ziel erreicht.

Pskow, das infolge seiner Vorpostenstellung gegen die Livländer immer engere Fühlung mit Moskau behalten hatte und stets füg-

samer gewesen war als Nowgorod, blieb zunächst noch im Besitz einer immerhin sehr eingeschränkten Freiheit.

Wie Nowgorod gegenüber, so verfuhr Iwan auch im Kampf gegen die Horde mit großer Vorsicht. Noch gab es im Kreml von Moskau eine ständige Residenz eines tatarischen Baskaken, der den Großfürsten zu überwachen hatte. Diese wurde nun unter dem Vorwand in Anspruch genommen, Sophie habe infolge eines Traumgefühls gelobt, hier eine Kirche zu bauen. An Stelle dieses Hauses sollte dem Baskaken ein anderes eingeräumt werden, was aber unterblieb. Trafen tatarische Gesandte ein, so empfing Iwan sie unter dem Vorwand, krank zu sein, nicht mehr persönlich, und er unterließ es auch, den Tribut zu entrichten.

Das mußte und sollte schließlich zum Bruch führen. Iwan fühlte sich diesem Kampf um so mehr gewachsen, als er in Mengli-Girei, dem Khan der Krimhorde, einen zuverlässigen Bundesgenossen hatte, der König Kasimir jederzeit mit Krieg überziehen konnte. Dieser hatte die Nowgoroder zwar in ihrem Widerstand gegen Moskau bestärkt, sie aber dann schmähslich im Stich gelassen. Er verfehlte auch jetzt den richtigen Augenblick, um in Gemeinschaft mit dem von ihm zum Kriege gereizten Khan über Moskau herzufallen, während der Großfürst noch mit Nowgorod kämpfte. Dieses war schon besiegt, als Khan Achmat 1480 gegen Moskau zog.

Iwan hatte Sophie und seinen Schatz nach Norden geschickt und ließ durch sein Heer alle Übergänge über die Oka bewachen, konnte sich aber nicht entschließen, selbst an die Spitze seiner Truppen zu treten, obgleich die öffentliche Meinung es dringend verlangte. Als das Volk diesem Verlangen kräftigen Ausdruck gab, und auch der Metropolit kein Blatt vor den Mund nahm, verließ er zwar den Kreml, blieb aber im Dorort Kraßnoje Selo. Er befahl sogar seinem Sohn, das Heer zu verlassen, fand aber bei ihm keinen Gehorsam. Iwan entschloß sich nun doch, sich in die Nähe seines Heeres zu begeben, das die jetzt die litauische Grenze entlang heranziehenden Tataren an der Ugra erwartete.

Hier standen sich nun bald die beiden Heere gegenüber. Achmat erwartete ein litauisches Heer, das aber nicht kam, weil es Mengli-Girei abwehren mußte. Auch er war kein Held, und es gab ein Hin und Her, das der Komik nicht entbehrt. Iwan kam dem Khan in jeder Weise entgegen, bat ihn um Gnade und scheute sich nicht, sich selbst als seinen Vasallen (Ulußnik) zu bezeichnen,

aber dieser bestand darauf, daß Iwan selbst in sein Lager kam, und darauf konnte der Großfürst aus Rücksicht auf die Stimmung seines Heeres nicht eingehen. Nach einiger Zeit erklärte sich Achmat zufrieden, wenn nur Iwans Sohn bei ihm erschien. Auch das mußte abge schlagen werden. Mittlerweile erfuhr der Khan, daß Truppen Mengli-Gireis gegen Ssarai marschierten, und trat den Rückzug an. Er wurde bald darauf im Kampf mit einer anderen Horde erschlagen und schließlich Ssarai von Mengli-Girei zerstört.

Nicht durch eine siegreiche Schlacht, sondern durch die merkwürdige Komödie an der Ugra wurde dem Tatarenjoch, das durch so lange Zeit auf Rußland lastete, ein Ende gemacht. Immerhin ist die hier gefallene Entscheidung insofern von größter Bedeutung, als mit ihr die Zurückdrängung der Asiaten und der Vorstoß der Europäer gegen sie beginnt, der erst in unseren Tagen im japanisch-russischen Kriege einen vorläufigen Abschluß gefunden hat.

Twer hatte Iwan während seiner Feldzüge gegen Nowgorod Heerfolge geleistet. Der Großfürst von Twer, Michael, fügte sich eine Zeitlang in das Unvermeidliche mit Anstand und sah es ruhig mit an, daß sein Adel mehr und mehr zu Moskau überging. Als er sich schließlich aber doch zum Widerstand entschloß und sich mit Kasimir verbündete, eroberte Iwan (1485) Twer mit leichter Mühe, und Michael beschloß seine Tage als Flüchtling in Litauen.

Auch einen Teil von Rjasan erwarb Iwan. Der Fürst dieses Teilfürstentums, Wassili, starb 1483, und seine Witwe Anna, eine Schwester Iwans, hielt treu zu diesem. Sie hatte zwei Söhne, Iwan und Seodor, von denen Iwan, der 1500 starb, zwar ein Söhnchen gleichen Namens hinterließ, Seodor aber unbeerbt starb und seinen Anteil Iwan von Moskau testamentarisch hinterließ.

So war denn fast der ganze großrussische Stamm jetzt moskowitzisch geworden. Aber Iwan war weit davon entfernt, sich damit zu begnügen, war vielmehr überzeugt, daß er einen Anspruch auf die Herrschaft über alle Slawen griechischer Konfession hatte und handelte danach.

In Litauen-Polen waren nach dem Tode Kasimirs IV. die beiden Bestandteile wieder auseinandergefallen. Der älteste Sohn Kasimirs, Wladislaw, war König von Ungarn. Die Litauer wählten nun, kurz entschlossen, den dritten Sohn Alexander zum Großfürsten und überließen es den Polen, ob sie ihn auch zum König wählen wollten. Diese aber wählten nach einigem Schwanken

den zweiten Sohn Kasimirs, Johann Albrecht. Das war ein großes Glück für Iwan, der es jetzt nur mit Litauen und seinem charakter-schwachen, unentschlossenen und treulosen Großfürsten, der überdies ganz in den Händen der katholischen Geistlichkeit war, zu tun hatte.

Es gab im ganzen Grenzgebiet zwischen Moskau und Litauen zahlreiche kleine Fürsten aus dem Hause Kurik oder dem Hause Gedimin, die Vasallen Litauens waren. Sie hielten bisher getreulich zu ihm, weil sie sich als Litauer einer größeren Unabhängigkeit erfreuten als unter der Herrschaft Moskaus, das überdies noch das Joch der Tataren trug. Nun aber sahen sie sich als Bekenner der griechischen Konfession von dem katholischen Großfürsten zurückgesetzt und richteten ihre Augen nach Moskau. Iwan kam ihnen in jeder Weise entgegen und stellte ihnen dieselbe Stellung in Aussicht, die sie bisher genossen hatten. Da schlossen sie sich denn, zumal die Teilfürsten von Sswerien, einer nach dem anderen Moskau an, und Iwan gestattete ihnen, ihre litauisch gesinnten Verwandten zu bekämpfen. Alexander protestierte, Iwan aber erklärte es für das gute Recht der Herren, sich anzuschließen, wem sie wollten. Da konnte denn nur ein Krieg dieser Abbröckelung Litauens ein Ende machen. Zu diesem Mittel konnte sich aber Alexander nicht entschließen, er versuchte vielmehr Iwan dadurch zu gewinnen, daß er um dessen Tochter Helene warb, eine unglückliche Idee, denn Iwan war der letzte, der sich durch eine solche Verbindung die Hände binden ließ. Es war ihm aber ganz willkommen, so enge Fühlung mit dem Hof in Wilna zu gewinnen. Er willigte also unter der Bedingung ein, daß Helene unter allen Umständen bei ihrem Glauben gelassen werden sollte, und die Vermählung fand 1495 statt. Wenn aber Alexander und die Großen Litauens gehofft hatten, nun von dieser Seite Ruhe zu haben, so irrten sie sich. Die Abbröckelung an der Grenze nahm ihren Fortgang, und Iwan hatte nun auch noch einen erwünschten Anlaß, den litauischen Hof zu überwachen. Als Alexander die Helene mitgegebenen Hofchargen, die ihm lästig waren, auswies, nahm Iwan das sehr übel und hatte immer wieder aus Anlaß der Behandlung, die Helene widerfuhr, zu nörgeln und zu tadeln.

Iwan stand im engsten Bunde mit Mengli-Girei von der Krim und dem unabhängigen Gospodaren der Moldau, Stephan, dessen Tochter Helene die Frau seines ältesten Sohnes Iwan war. Er

nannte sich jetzt „Großfürst von ganz Rußland“ und beanspruchte diesen Titel auch von Litauen anerkannt zu sehen, was dieses verweigerte. Auch gingen immer neue Kleinfürsten, zumal im Stromgebiet der Desna, zu ihm über. Im Juli 1499 kam es zum offenen Kriege, in dem die Litauer, die zugleich im Süden von Mengli-Girei und Stephan angegriffen wurden, in der Schlacht an der Wedroscha, in der Nähe von Dorogobusch, aufs Haupt geschlagen wurden. Ihr Feldherr, der Fürst Ostroschski, wurde gefangen und trat zunächst in Iwans Dienste, floh aber dann nach Litauen. Bundesgenossen Alexanders waren in diesem Kriege die Livländer. Iwan hatte 1492 Narwa gegenüber ein festes Schloß Iwangorod erbaut und vertrat überhaupt die Interessen Pskows mit aller Energie. Nun hatte man in Reval einen russischen Falschmünzer und einen bei Sodomie betroffenen Russen hingerichtet. Iwan erklärte, dazu hätten die Livländer kein Recht gehabt, und verlangte, daß die Richter ihm ausgeliefert würden. Als das verweigert wurde, ließ er plötzlich alle in Nowgorod weilenden Hanseaten, obgleich sie mit der Sache nicht das mindeste zu tun hatten, verhaften, ihrer Habe berauben und ins Gefängnis werfen. Es soll das zum Teil auf Betrieb der Dänen geschehen sein, mit denen Iwan kurz vorher ein Bündnis gegen die Schweden geschlossen hatte. Jedenfalls wurde dadurch der Blüte des Handels von Nowgorod endgültig ein Ende gemacht. Der Orden, an dessen Spitze damals der tüchtige Walthar von Plettenberg stand, hatte unter diesen Umständen den Krieg zwischen Litauen und Rußland nur freudig begrüßen können. Plettenberg drang mit seinem kleinen Heer in das Gebiet von Pskow ein und schlug bei Isborsk 1501 ein an Zahl weit überlegenes russisches, konnte aber nicht verhindern, daß ein anderes russisches Heer das nördliche Livland verheerte. Trotzdem drang Plettenberg im folgenden Jahre bis Pskow vor und schlug ein russisches Entsatzheer, konnte aber, da die versprochene litauische Hilfe ausblieb, die überaus feste Stadt nicht nehmen. Alexander war ganz mit den Aussichten beschäftigt, die sich ihm durch den im Juni 1501 erfolgten Tod seines Bruders Johann Albrecht eröffneten. Es gelang ihm, seine Wahl zum König von Polen durchzusetzen, die Polen kamen aber auch jetzt den Litauern nicht zu Hilfe, so daß Alexander einen sechsjährigen Frieden mit Moskau schließen mußte, nach dem Sewerien und eine Anzahl Städte im nördlichen Grenzgebiet moskowitzisch blieben. Die Livländer ließ er schände

im Stich, und es gelang ihnen nur schwer, einen vierzehnjährigen Frieden mit Moskau zu erlangen.

Im Abendlande hatte man, während das Tatarenjoch auf Rußland lastete, es ganz aus den Augen verloren. Erst die Unionsbestrebungen in Florenz und die Heirat Sophiens hatten darauf aufmerksam gemacht, daß hinter Polen noch ein großes russisches Volk lebte, dem ein mächtiger Herrscher gebot. Andererseits mußten die abendländisch gebildete Sophie und die mit ihr aus dem hochkultivierten Italien kommenden Griechen wieder Iwans Gesichtskreis erweitern und ihm verständlich machen, welche Hilfskräfte ihm die abendländische Bildung bieten konnte. Srafijn war nicht der einzige Westeuropäer, der an seinem Hofe lebte, ein aus Bologna stammender Architekt Aristoteles Fioraventi baute ihm steinerne Kirchen im Kreml und eine steinerne Mauer um den Kreml und leitete zugleich seine Artillerie. Eine ganze Anzahl anderer Italiener unterstützte Fioraventi. Auch gab es in Moskau schon viele deutsche Handwerker, die zum Teil aus Livland oder Polen stammten, in dem die Städte ja noch meist deutsch waren. So war denn von seiten des Abendlandes sowohl wie von seiten des Großfürsten der Wunsch vorhanden, in nähere Beziehung zu einander zu treten.

In den Jahren 1486 und 1489 erschien ein Gesandter Kaiser Friedrich III., der Ritter Niklas Poppel — wohl ein Slawe — in Moskau und suchte eine Verbindung mit dem Großfürsten herzustellen. Er warb um eine Tochter Iwans für einen Neffen des Kaisers, den Markgrafen von Baden, und stellte Iwan die Verleihung der Königswürde in Aussicht. Iwan erklärte den Markgrafen für nicht vornehm genug und wies den Vorschlag, vom Kaiser die Königswürde zu empfangen, mit stolzer Entrüstung ab. Er sei von Gottes Gnaden, was er sei. Immerhin setzte er den Verkehr fort und schickte eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Grieche Trachaniotes stand, an den kaiserlichen Hof. Er sollte dort eine Verbindung Maximilians mit einer Tochter Iwans zustandebringen.

Es gingen nun noch mehrfach Gesandtschaften hin und her. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziel, die Beziehungen blieben aber freundliche, und Iwan erreichte, daß eine ganze Anzahl abendländischer Techniker für seinen Dienst angeworben wurde. Auch mit Dänemark trat Iwan, wie wir schon sahen, in Beziehungen.

Während Iwan so seine Macht nach außen hin ständig erhöhte und im Inneren unbeschränkter Selbstherrscher war, wurde sein

Lebensabend durch arge Wirren in seiner Familie getrübt. Er hatte seinen ältesten, aus seiner ersten Ehe stammenden Sohn Iwan zum Mitregenten und damit zum Nachfolger ernannt, dieser Sohn starb aber, erst 32 Jahre alt, 1490. Er hinterließ eine Witwe, Helene, die Tochter Stephans von der Moldau, und einen Sohn Demetrius (geb. 1483). Nun hatte Iwan III. aber auch von Sophie einen Sohn Wassili (geb. 1479), und es entstand nun die Frage, ob er oder Demetrius der Nachfolger Iwans werden sollte. In diese Frage spielten auch religiöse Dinge hinein. Der Verlauf der Ereignisse ist uns leider nur sehr unvollkommen überliefert, so daß wir zum Teil auf Vermutungen angewiesen sind.

In den siebziger Jahren hatte sich in Nowgorod unter litauischem Einfluß eine freireligiöse Gemeinschaft gebildet, die die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi leugnete und ein Christentum auf rationalistischer Grundlage lehrte. Diese Lehre verbreitete sich unter der Geistlichkeit Nowgorods, und ihre Anhänger fanden sogar Zutritt zum Großfürsten, der ihnen nicht abgeneigt war, und zur Großfürstin Helene, die mit ihnen sympathisierte. Der Liebling Iwans, der Djak Feodor Kurizyn, schloß sich ihnen an. Er setzte wohl auch durch, daß, als eine Neuwahl stattfand, zum Metropoliten der milde Sossima gewählt wurde. Der Erzbischof von Nowgorod, Genadius, aber trat mit aller Energie gegen die Neuerer auf und fand, da diese die Verdienstlichkeit des Mönchtums leugneten, bei den Mönchen die wärmste Unterstützung. Auch Sophie ergriff die Partei der Anhänger des Alten.

Nach der Rechnung der orientalischen Kirche schloß das siebente Jahrtausend seit Erschaffung der Welt im Jahre 1492 und man erwartete deshalb in weiten Kreisen ihren Untergang, wie man ihn im Jahre 1000 im Abendlande erwartet hatte. Die Bekenner der neuen Lehre verspotteten diese Besorgnis und fanden, da sie recht behielten, noch mehr Anklang.

Genadius wandte sich nun an die Mönche, deren Führer der Abt von Wolokolamsk, Josef Ssanin, wurde. Man beschuldigte die Keßer judaisierender Lehren und griff sie in der heftigsten Weise an. Die Mönche zwangen den Metropoliten, abzudanken, aber auch dessen Nachfolger Simon verhielt sich zunächst abwartend.

Sophie war den Bojaren in hohem Grade verhaßt. Sie behaupteten nun, ihr Sohn Wassili habe die Absicht gehabt, nach Wologda zu entfliehen und sich sein Anrecht auf den Thron zu er-

kämpfen. Iwan ließ daraufhin Wassili verhaften und sechs seiner Anhänger hinrichten. Sophie fiel in Ungnade, und Demetrius wurde feierlich als Großfürst gekrönt (1498).

Der Sieg der Reformer konnte indessen nur von kurzer Dauer sein. Wir kennen ihre Lehren ja nur aus den Schriften ihrer von Haß erfüllten Gegner, aber sie legten doch wohl jedenfalls die Art an die Wurzeln des Christentums, wie es im Lande bestand, und konnten nur in den Kreisen der Höchstgebildeten Jünger gewinnen. Sie mochten in der nüchternen Sinnesart Iwans ein sympathisches Echo finden, und der Großfürst scheint auch als Staatsmann die maßlose Vermehrung der Klöster und ihrer Besitzungen mit Sorge betrachtet zu haben, er konnte aber nicht daran denken, auf die Dauer in einen Gegensatz zur Landeskirche zu treten. Seine ganze innere und äußere Politik war ja darauf begründet, daß er der Hort der Rechtgläubigkeit war. Sophie wird hier wohl auch den Hebel angefaßt haben, und die Mönche gingen mit rücksichtsloser Energie vor. Es gelang Sophie und ihrem Anhang überdies, Iwan davon zu überzeugen, daß er von den Freunden Helenens getäuscht worden wäre. Diese wurden nun teils hingerichtet, teils gezwungen, ins Kloster zu treten, Helene aber und ihr Sohn wurden in Gefangenschaft gehalten, Wassili die Nachfolge zugesichert. Nun ging es auch den Reformern ans Leben, zumal ihre einflußreichste Stütze am Hof, Feodor Kurizyn, eben damals starb. Iwan machte noch einen schwachen Versuch, wenigstens ihr Leben zu retten, Abt Josef bewies ihm aber aus dem Alten Testament, daß man Ketzer hinrichten müsse. Das geschah denn auch, so weit man ihrer habhaft werden konnte. Eine Kirchenversammlung, die 1503 im Beisein Iwans und Wassilis in Moskau tagte, wurde ganz vom Geiste des Mönchtums beherrscht. Sie wandte sich mit größter Energie wider alle Versuche, die Vermehrung der Klostergüter einzuschränken, und bestimmte ferner, daß verwitwete Weltgeistliche entweder aus dem geistlichen Amt ausscheiden oder Mönche werden mußten. Das war schon bisher Vorschrift gewesen, eine Partei innerhalb der Weltgeistlichkeit hatte sich aber hiergegen aufgelehnt.

Damit war die Herrschaft des Mönchtums innerhalb der griechischen Kirche auf lange hinaus besiegelt. Das aber war ein großes Unglück für Rußland, denn die Mönche waren, bewußt und unbewußt, die Todfeinde jeder wirklichen Kultur. In den Augen dieser Asketen war das Weib wesentlich nur ein Werkzeug des

Satans, um den Mann in Versuchung zu führen; war „die Welt“ ein Tummelplatz der Sünder, der sich der Fromme gar nicht früh genug durch die Flucht ins Kloster entziehen konnte; war jede weltliche Freude, auch die harmloseste, eine Sünde. Wie eine schwarze Wolke lag der von ihnen ausgehende Geist über dem russischen Volk. Mit der Nichtachtung des Weibes, das von jedem Verkehr mit anderen Männern als dem Ehemann möglichst abgeschlossen wurde, war ein reiches Familienleben und die Entwicklung edler Sitten unmöglich gemacht worden, mit der Nichtachtung der Welt die Religion als Leitstern im Alltagsleben ausgeschaltet. Der fromme Russe ging ins Kloster, der nicht fromme fand sich nun mit der Religion ab, indem er ängstlich die von ihr verlangten Bräuche befolgte, ließ sich aber in seinem Handeln nicht weiter von ihr beeinflussen und suchte und fand Erholung von den Geschäften ausschließlich in rohen Trinkgelagen. Wir werden sehen, wie furchtbar schnelle Fortschritte die sittliche Verwilderung der Russen im 16. Jahrhundert machte.

Wie groß die Unwissenheit der Weltgeistlichkeit damals war, geht aus einem Schreiben von Genadius an den Metropolitzen hervor.

„Da bringt man mir einen Kerl,“ schreibt er, „dem ich die Weihen geben soll. Ich reiße ihm die Apostelgeschichten — er hat keinen Begriff von ihr; ich gebe ihm die Psalmen zu lesen — er kommt kaum von der Stelle. Ich jage ihn davon, und er klagt über meine Strenge. Man sagt, das Land sei nun einmal so, wir hätten nicht genug Leute, die lesen könnten. Ich sage dir, daß ich das ganze Land auf und ab gesucht habe und keinen fand, den ich zum Geistlichen hätte machen mögen. . . Nicht einmal das A b c wollen sie ordentlich lernen.“ Genadius bittet den Metropolitzen, sich beim Großfürsten für die Errichtung von Schulen zu verwenden. „Mein Rat ist, daß man in der Schule zuerst das A b c lehren und es ordentlich erklären soll; dann muß der Psalter und alles übrige folgen, damit die Schüler nachher jedes Buch lesen können(!). Jetzt haben wir nur unwissende Leute, die die Kinder, statt sie zu belehren, nur verderben. Erst lehren sie sie die Vesper auswendig herfagen und erhalten dafür Grütze und eine Griwna; für die Frühmesse wird etwas mehr gezahlt; für die Horen wieder besonders; außerdem ein Trinkgeld.“

Die zahlreichen Eroberungen Iwans ließen eine neue Kodifikation der in Moskau geltenden Prozeßordnungen und Gesetze wünschenswert erscheinen. Sie erfolgte im Jahre 1497 im Sudebnik Iwans III. und war eine Fortbildung der alten Ruszkaja Prawda.

Iwan führte ferner das staatliche Monopol für den Verkauf geistiger Getränke ein, eine Maßregel, die getroffen wurde, um ihren Gebrauch zu beschränken, die sich aber als äußerst verhängnis-

voll erwies, indem sie den Staat an ihm interessierte. Und sie war um so verderblicher, als eben damals der Branntwein sich anschickte, seinen Siegeszug durch Rußland anzutreten.

Iwan gab sich viel Mühe, für seinen Sohn Wassili eine ebenbürtige Gemahlin zu finden, wurde aber überall abgewiesen, weil er verlangte, daß die Prinzessin zur griechischen Kirche übertreten müsse. Schließlich entschloß er sich, wohl auf den Rat der an seinem Hof weilenden Griechen, nach dem Beispiel einiger byzantinischer Kaiser, die schönsten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu berufen und unter ihnen die Wahl zu treffen. Sie fiel auf Salome Sjaburow, die von dem unter Iwan Kalita nach Moskau gekommenen Tataren Tschet abstammte. Mit den Sjaburows rückten nun auch die anderen von Tschet stammenden Familien Godunow und Weljaminow in die erste Reihe der Bojarengeschlechter.

Auch diese Maßregel Iwans, die nun am russischen Hof Sitte wurde, erwies sich als äußerst verhängnisvoll, denn sie brachte immer wieder neue Familien an die Staatskrippe und wurde die Ursache immer neuer Intrigen und Parteikämpfe. Welch eine Lebensgefährtin konnte auch eine Frau dem Zaren sein, die ausschließlich auf Grund ihrer körperlichen Beschaffenheit gewählt worden war!

Die neue Sitte bestärkte außerdem Rußland in seiner Isolierung vom übrigen Europa und half dazu, daß sein Hof das asiatische Gepräge, das er in der Tatarenzeit erhalten hatte, beibehielt.

Iwan III. starb im Oktober 1505. Es war in Rußland Sitte, daß die sterbenden Fürsten sich auf dem Totenbett unter die Mönche aufnehmen ließen. Iwan machte sie nicht mit und starb nicht als Mönch, sondern als Fürst.

Obgleich Iwan selbst schwere Händel mit seinen Brüdern gehabt hatte, konnte er doch von der alten Unsitte nicht lassen und wies seinen vier jüngeren Söhnen wieder testamentarisch Teilfürstentümer zu, beschränkte aber allerdings ihre Macht, indem er ihnen z. B. das Münzregal nahm.

Wassili III.

Nicht oft hat ein Fürst so ganz im Sinne seines Vaters regiert wie Wassili III. (1505—1533) in dem Iwans III. Er war noch hochfahrender und stolzer als dieser und in seiner Politik ebenso rücksichtslos und treulos. Seine Ratgeber waren ausschließlich seine Djaks, Leute von geringer Herkunft, die ganz von ihm abhängig waren. Die Bojaren hielt er in strenger Zucht und ging mit furchtbarer Härte gegen sie vor, wenn sie seinen Zorn oder seinen Verdacht erregten. Dabei behielt er stets die engste Fühlung mit dem Metropolit und den Mönchen und half ihnen jeden Widerspruch, der sich gegen die bestehenden Zustände regte, gewaltsam zu unterdrücken. Infolgedessen waren auch sie wieder ihm in allen Stücken gefällig.

Wassili hielt seinen unglücklichen Neffen Demetrius bis zu dessen Tode (1508) in harter Gefangenschaft.

Es gab nach dem Tode Iwans innerhalb der unmittelbaren Interessensphäre Moskaus noch zwei Gemeinwesen, die sich bis zu einem gewissen Grade unabhängig erhalten hatten: Pskow und Rjasan. Ihnen ging nun Wassili zu Leibe. Er ernannte zum Statthalter von Pskow den Fürsten Repnja-Obolenski, der die unglückliche Stadt in jeder Weise mißhandelte. Als die Bürger ihn in Moskau anklagten, antwortete Wassili, er würde demnächst nach Nowgorod kommen und dann selbst Richter zwischen ihnen und dem Fürsten sein. Im Oktober 1510 erschien er denn auch mit einem Heer in Nowgorod und ließ den Bürgern von Pskow sagen, alle, die sich über Obolenski beschweren wollten, sollten zu ihm kommen und ihre Klagen vorbringen. Infolgedessen begab sich fast das ganze Patriziat der Stadt nach Nowgorod und erhielt dort die Mitteilug, der Großfürst würde am Tage der Wasserweihe (6. Januar

1510) seine Entscheidung treffen. Als dann alle im Palast versammelt waren, wurden sie gefangen genommen und durch Drohungen dazu bewogen, ihrerseits auf die bisherige Freiheit zu verzichten. Dann erschien ein Beamter Wassili in der Stadt und teilte den Bürgern mit, daß sie sich dem Großfürsten rückhaltlos zu unterwerfen hätten. Obgleich die unglücklichen, aller ihrer Führer beraubten Bürger das taten, wurden zunächst die Patrizier — mehr als 300 Familien — nach Moskau abgeführt und dort über das Land verteilt. Ihre Güter erhielten Moskowiter. Dann wurde auch hier die Glocke, die zur Wjtsch rief, fortgebracht, und wurden zahlreiche Kaufleute aus Moskau nach Pskow versetzt, um auch in den unteren Klassen mit allen bisherigen Überlieferungen aufzuräumen. Pskow war nun eine moskowitische Stadt wie andere auch, d. h. ein ummauertes großes Dorf, in dem die Statthalter des Großfürsten nach ihrem Willen geboten. Die Zeit, in der die Städte die Führung im russischen Leben hatten, war endgültig vorüber.

In dem noch selbständigen Teil von Rjasan regierte der junge Iwan und versuchte sich mit Hilfe der Tataren und Litauer gegen Moskau zu behaupten. Wassili lockte ihn nach Moskau und nahm ihn treulos gefangen. Es gelang Iwan zwar, nach Litauen zu entkommen, sein Land aber wurde eine Provinz Moskaus.

Iwan III. und Wassili III. betrachteten es so als ihre Pflicht wie als ihr Recht, das an Litauen gekommene Westrußland mit ihrem Reich zu vereinigen, und sahen, solange dieses Ziel noch nicht erreicht war, jeden Frieden mit Litauen nur als einen provisorischen an. Andererseits konnten die Litauer es nicht verschmerzen, daß die kleinen Fürstentümer in Sjewerien an Moskau gekommen waren. Sie suchten deshalb zunächst Mengli-Girei von der Krim, den alten Bundesgenossen Iwans, zu gewinnen, und es gelang ihnen das, obgleich auch Wassili alles aufbot, den Freund seines Vaters im Bündnis mit Moskau zu erhalten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Die Söhne Mengli-Gireis waren Moskau feindlich gesinnt. Zunächst zeigte sich Wassili eine Aussicht, auf friedlichem Wege in den Besitz des Erbes seiner Väter, wie er Westrußland nannte, zu gelangen. Im August 1506 starb Alexander, und Wassili bewarb sich um den Thron von Litauen. Er unterlag aber gegen den jüngsten Sohn Jagiellos, Sigismund, den auch die Polen zum König wählten und der ein viel gefährlicherer Gegner Moskaus wurde,

als es der willensschwache, verschwenderische Alexander gewesen war. Immerhin fand Wassili in Litauen einen vielversprechenden Anhänger.

Unter Alexander war der mächtigste Mann in diesem Lande der Fürst Michael Gliniski. Er stammte von einem tatarischen Fürsten ab, der zu Witowts Zeiten nach Litauen gekommen war, und dessen Nachkommen zu großem Grundbesitz gelangt waren. Michael war im Auslande erzogen und hatte dort das römisch-katholische Bekenntnis angenommen. Er hatte am Hof Maximilians gelebt, dann dem Kurfürsten von Sachsen gedient und sich abendländische Bildung und Kriegskunst zu eigen gemacht. Er hatte später in seinem Vaterlande die Tataren besiegt und war der ausgesprochene Günstling Alexanders geworden.

Mit Sigismund stellte sich aber kein Verhältnis her, und die zahlreichen Gegner des hochfahrenden Gliniski traten ihm nun energischer entgegen. Da nahm Gliniski den Führer seiner Feinde, den Magnaten Saberesinski, gefangen und ließ ihn enthaupten. Er trat dann zu Wassili über, der ihm in Aussicht gestellt hatte, ihn zum Teilfürsten von Smolensk zu machen, falls es ihm gelang, diese wichtige Stadt einzunehmen.

Es kam zum Kriege, aber er wurde ohne rechte Energie geführt und fand 1509 in einem Waffenstillstand einen vorläufigen Abschluß. Gliniski ruhte aber nicht und war eifrig und mit Erfolg bemüht, kriegskundige Abendländer für den Dienst Moskaus zu gewinnen. Er behauptete auch, daß die Schwester Wassilis, Helene, die Witwe Alexanders, die damals starb, vergiftet worden sei, und er suchte auch eine Koalition Moskaus mit abendländischen Fürsten gegen Sigismund zu schließen. Wußte er doch auch in ihren Verhältnissen Bescheid.

In Ungarn und Böhmen regierte damals der älteste Bruder Sigismunds, Wladislaw, und Maximilian suchte mit ihm eine Erbverbrüderung herbeizuführen. Davon wollte aber eine Adelspartei in Ungarn unter der Führung des Grafen Johann Zapolja, einem Schwager Sigismunds, nichts wissen. Maximilian suchte nun Moskau in sein Interesse zu ziehen und verbündete sich mit ihm gegen Sigismund. Auch der Ordensmeister Albrecht von Preußen, der Westpreußen wiederzugewinnen und wieder unabhängig zu werden hoffte, schloß sich dieser Koalition an.

Nun schlug Wassili los und erschien im Sommer 1514 wieder

vor Smolensk, das er mit Hilfe seiner zahlreichen Artillerie einnahm. Er behandelte die Einwohner sehr gütig und bewirkte, daß auch die umliegenden Städte sich ihm unterwarfen, aber es fehlte wenig, und er wäre um alle seine Erfolge gekommen. Gliniski, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, machte seinen Frieden mit Sigismund und war im Begriff, zu diesem überzugehen, als Wassili davon erfuhr und ihn gefangen nahm. Er verlor mit ihm aber nicht nur einen geschickten Diplomaten, sondern auch einen ausgezeichneten Feldherrn. Infolgedessen wurde sein Heer bei Orscha von den vom Fürsten Ostroschski geführten Litauern aufs Haupt geschlagen. Ostroschski konnte aber Smolensk nicht nehmen.

Der Krieg währte nun noch bis 1522, ohne daß es im Verlauf desselben zu entscheidenden Kämpfen kam. Maximilian ließ Wassili schmählich im Stich, sobald Sigismund ihm entgegenkam und einwilligte, daß der einzige Sohn Wladislaws, Ludwig, mit des Kaisers Enkelin Marie und seine Tochter Anna mit einem der Enkel Karl oder Ferdinand verlobt werde (in Wien 1515). Als die Gemahlin Sigismunds starb, heiratete er durch Vermittelung Maximilians die reiche Bona Sforza (1518). Maximilian suchte nun den Frieden zwischen Wassili und Sigismund zu vermitteln und sandte zu diesem Zweck 1517 Herberstein, dem wir ein klassisches Buch über Rußland verdanken, nach Moskau.

Man war auf beiden Seiten kriegsmüde, konnte sich aber über Smolensk nicht einigen. Wassili wollte die so schwer eroberte Stadt um jeden Preis behalten, Sigismund sie nicht hergeben. Erst das Jahr 1525 brachte einen Frieden auf fünf Jahre. Herberstein kam 1526 noch einmal nach Moskau, konnte aber auch jetzt den Abschluß eines sogenannten „ewigen Friedens“ nicht erreichen. Der Frieden wurde nur auf sechs Jahre verlängert.

Die Tataren blieben auch, nachdem sie in eine Anzahl Khanate zerfielen, sehr gefährliche Feinde Moskaus, denn ihre Raubzüge entvölkerten die Grenzmarken, und es bestand doch immer die Gefahr, daß ein neuer Timur unter ihnen erstand und sie wieder einigte. Sie wurden überdies von Litauen möglichst gegen Moskau ausgespielt, mußten also auch von diesem umworben werden. Zahlte der Großfürst ihnen auch nicht mehr einen regelmäßigen Tribut, so war er doch gezwungen, sie durch reiche Geschenke von ihren Plünderungszügen abzuhalten.

In Kasan starb mit Machmed-Amin (1518) die Dynastie des

Begründers dieses Reiches aus. Der Letzte dieses Stammes war in Moskau Christ und als Zarewitsch Peter ein Schwager Wassili geworden, kam also für die Nachfolge nicht in Frage.

Nun war in der Krim auf Mengli-Girei, der 1515 starb, dessen ältester Sohn Machmed-Girei gefolgt. Dieser wünschte seinen Bruder Sahib-Girei zum Khan von Kasan zu machen, Wassili aber unterstützte als Prätendenten den unter moskowitischem Schutz in Kassimow lebenden Zarewitsch Schig-alei, der dann auch die Witwe des letzten Khans heiratete und den Thron bestieg (1519). Als aber Sahib-Girei 1521 vor Kasan erschien, wurde Schig-alei vertrieben. Sahib-Girei und Machmed-Girei von der Krim überfielen nun Moskau, und es erneuten sich in diesem alle Schrecken der Vergangenheit. Wassili floh, wie einst seine Vorfahren, nach Norden, um dort ein Heer zu sammeln, und in der Stadt, in der der Zarewitsch Peter kommandierte, herrschte Anarchie. Machmed-Girei verlangte, daß Wassili sich verpflichten sollte, wieder regelmäßig Tribut zu entrichten, und die Bojaren gaben im Namen Wassilis diesem Verlangen nach. Der Khan erhielt ein untersiegeltes Dokument hierüber und zog mit ihm und ungeheurer Beute ab. Als er aber auf dem Rückwege den Kommandanten einer Stadt im Kjasanschen durch Übersendung dieses Dokumentes bewegen wollte, die Festung zu übergeben, behielt dieser es zurück, und der Khan mußte in die Krim zurückkehren, weil dort ein Einfall der Tataren von Astrachan drohte.

Wassili führte nun das von ihm gesammelte Heer gegen Kasan und gründete am Einfluß der Sura in die Wolga eine Festung Wassilkursk, als Stützpunkt für künftige Feldzüge. Es gelang Wassili, Kasan tatsächlich von sich abhängig zu machen, zumal er seinen Untertanen verbot, den Markt von Kasan zu besuchen und diesen nach Wassilkursk verlegte, die Khane blieben aber immerhin sehr unzuverlässige Vasallen.

In den Kämpfen mit den Tataren sowohl wie mit den Litauern spielten schon die Kosaken eine große Rolle. Von jeher hatte es in den an die Steppen grenzenden Landschaften Banden verwegener Männer gegeben, die mit Weib und Kind in den schwer zugänglichen Wäldern und Schluchten oder auf den Inseln der großen Ströme siedelten und von Fischfang und Jagd, von Raub und Plünderung lebten. Seit die Tataren die Steppe beherrschten, waren sie meist Christen, hatten aber von ihren Vorgängern den Namen Kosaken, d. h. „Räuber“ behalten. Als nun Wolhynien und Podolien polnisch

wurden und die polnischen Magnaten die russischen Bauern zu Knechten machen wollten wie die Bauern Polens, entwichen diese in immer größerer Zahl in die Steppen und schlossen sich den Kosaken an. Sie wohnten nun in großen Dörfern in den Grenzmarken, ihre Vorposten aber, die aus ledigen Leuten bestanden, hausten in Weibern und Lagern in der Steppe oder auf den Inseln der Stromschnellen des Dnjepr, weshalb sie Saporoger Kosaken genannt wurden, und kämpften meist gegen die Tataren, schlossen sich aber gelegentlich auch ihnen gegen die Polen, Litauer und Russen an. Diese ebenso kriegerischen wie zuchtlosen Scharen bildeten eine große Plage für die an die Steppe grenzenden Staaten.

Die Ehe Wassilis mit Salome Sjaburow blieb kinderlos, und da Wassili seinen Brüdern nicht erlaubte zu heiraten, ehe er selbst einen Sohn bekam, schien die Zukunft der Dynastie in Frage gestellt zu sein. Noch maßgebender aber war für Wassili, daß er sich in die schöne Niätsche Michael Glinskis, Helene, verliebt hatte. Helene hatte eine abendländische Erziehung erhalten und mußte deshalb auf den Großfürsten einen ungewöhnlichen Eindruck machen. Er begann nun auf eine Scheidung von Salome zu sinnen, die aber, da diese sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, nicht leicht herbeizuführen war. Es fand sich aber ein gefälliger Geistlicher, Daniel, der zum Metropolitern ernannt wurde und aus eigener Machtvollkommenheit die Ehescheidung aussprach. Die arme Salome wurde wider ihren Willen zur Nonne geschoren und ins Kloster gesteckt, in der die Unglückliche noch 17 Jahre lebte. Dann heiratete Wassili Helene Glinski (1526), hatte aber den Kummer, daß auch diese Ehe zunächst kinderlos blieb. Erst im August 1530 wurde ihm ein Sohn Iwan geboren und im folgenden Jahr ein zweiter, Juri. Nun durfte auch ein Bruder Wassilis, Andreas, heiraten.

Wassili, der Helene zuliebe sogar seinen Bart kürzte — was bei den Frommen großes Ärgernis erregte —, wurde seines Glückes nicht lange froh.

Er starb am 4. Dezember 1533, nachdem er auf dem Sterbebett Mönch geworden war.

Er wird wohl mit schwerer Sorge an die Zukunft der Seinigen gedacht haben, denn seine Frau war eine Fremde, der kleine Iwan, den er zu seinem Nachfolger ernannte, ein dreijähriges Kind, und der von ihm wieder zu Gnaden angenommene Michael

Glinski hatte unter den Bojaren keinen verwandtschaftlichen Anhang. Wassilis Brüder aber hatten keinen Grund, seine Angehörigen zu lieben, denn er war ihnen ein harter Herr gewesen.

Aus diesen Sorgen heraus sprach er zu den um sein Sterbebett versammelten Bojaren also: „Ihr wißt selbst, daß unsere Herrschaft von Wladimir von Kiew her stammt; wir sind eure geborenen Herren, ihr seid von Anbeginn an unsere Bojaren. Sorgt dafür, daß mein Sohn ein rechter Herrscher wird, daß im Lande Gerechtigkeit waltet und unter euch keine Intrigen aufkommen. Ich empfehle euch Michael Glinski; er ist zwar ein Fremder, aber begegnet ihr ihm nicht als solchem, sondern wie einem Einheimischen, denn er war mir ein rechtschaffener Diener. Haltet alle zusammen und dient dem Reich und meinem Sohn. Du aber, Michael Glinski, sei bereit, für meinen Sohn Iwan, die Großfürstin Helene und meinen Sohn Juri dein Blut zu vergießen.“

Mit Wassili III. endet eine lange Reihe von Fürsten, die in merkwürdiger Übereinstimmung den gleichen Zielen zustrebten. Es galt, im ganzen Gebiet des großrussischen Stammes die Teilfürstentümer zu beseitigen und ihre Herren in unterwürfige Hofleute zu verwandeln. Es galt ferner, das Joch der Tataren abzuschütteln und die Großfürsten zu absoluten Herrschern über ihr Reich zu machen. Obgleich diese in ihren jüngeren Söhnen immer wieder Teilfürsten schufen, wurden beide Ziele in engstem Anschluß an die Kirche doch erreicht, wobei, wie wir sahen, das Glück dem Streben der Großfürsten sehr zu Hilfe kam, denn es war nicht ihr Verdienst, daß die Seitenlinien des großfürstlichen Hauses keinen bedeutenden ehrgeizigen Mann hervorbrachten, und daß die goldene Horde sich in viele kleine Horden auflöste. Aber sie wußten ihr Glück immerhin geschickt zu benutzen.

In dem Großfürstentum Moskau war der Großfürst jetzt unbestritten ein Alleinherrscher in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er selbst fühlte sich nur Gott verantwortlich, und auch seine Untertanen sahen in ihm den Stellvertreter Gottes auf Erden, dem unbedingt zu gehorchen so bürgerliche wie religiöse Pflicht war. Schon ein im Privatgespräch über ihn ausgesprochener Tadel war ein todeswürdiges Verbrechen.

Eine strenge Etikette regelte das Leben am Hof, an dem es jetzt zahlreiche Hofämter gab. Die Bojaren lebten, sofern sie nicht an der Spitze der Heere oder der Verwaltungen in den Provinzen

tätig waren, in Moskau und erschienen täglich bei Hof. Wollten sie sich auch nur auf einen Tag entfernen, so bedurfte es eines Urlaubs. Sahen sie „die hellen Augen des Zaren“, das heißt erschienen sie vor ihm, so verneigten sie sich tief und berührten mit den Fingern der rechten Hand den Boden oder warfen sich nieder und legten die Stirn an ihn. Wassili verlangte in wichtigen Dingen nur selten ihren Rat und erteilte in ihnen meist nur Befehle; der Bojarenrat, die „gossudarstwennaja Duma“ war aber immerhin die beratende Instanz für die Verwaltung wie für die Gesetzgebung. Ihr Bestand schwankte zwischen 18 und 30 Personen, und ihr gehörten außer den vornehmsten Bojaren, die in zwei Klassen, Bojaren und Okolnitschi, zerfielen, unter dem Titel „Dumnije Bojaren“ auch Angehörige der Bojaren wieder an. Dumnije Djaken waren die Sekretäre. Die Mitglieder der Bojarenduma waren zugleich die Präsidenten der verschiedenen Verwaltungsbehörden, die „Prikase“ hießen und in denen die ganz zentralisierte Verwaltung ihre Organe fand. Der Dworzowi-Prikas war das Hofmarschallamt, der Kasenni das Finanzministerium, der Rasrjadni das Kriegsministerium, der Possolski das Auswärtige Amt. Anderen Prikasen unterstanden die Post, die Polizei, die Gutsbesitzer, die Sklaven. Zahlreiche Unter-Djaks füllten hier die Kanzleien, führten Listen und nahmen Protokolle auf.

Schon im Morgengrauen versammelten sich die zur Bojarenduma gehörenden Herren im Kreml und begleiteten den Großfürsten in die Kirche. Nach dem Gottesdienst traf der Fürst seine Anordnungen, erteilte Audienzen, empfing Bittsteller. Während dieser ganzen Zeit standen die Bojaren. Gegen 11 Uhr begaben sich alle nach Hause, um zu Mittag zu essen und ein paar Stunden zu schlafen; dann aber rief die Pflicht sie wieder an das Hoflager. Über alle Verhandlungen wurden von den Djaken Protokolle aufgenommen und in Archiven niedergelegt.

Besuche der Klöster oder Jagden, auf denen Hasen mit Windhunden geheßt oder Schwäne und Kraniche mit Falken gebeizt wurden, unterbrachen den regelmäßigen Verlauf der Tage.

Erschien der Großfürst öffentlich, so gingen vier schöne weißgekleidete Jünglinge mit silbernen Ärten auf den Schultern, die Kynði hießen, vor ihm her, zwei Bojaren stützten ihn unter den Armen, und in seiner Rechten hielt er einen Hirtenstab mit eiserner Spitze, den Possokh.

Traf eine Gesandtschaft an der Grenze ein, so wurde ihr ein Reisemarschall — ein Pristaw — zugeordnet, der sich möglichst über ihren Bestand und ihre Absichten zu unterrichten hatte. Was er erkundete, meldete er durch einen Kurier nach Moskau, wo nun eifrig in den Archiven nachgeforscht wurde, wie früher Vertreter des betreffenden Landes empfangen, respektive wie moskowitzische Gesandte in ihm behandelt worden waren. Danach wurde das Zeremoniell geregelt. Die Gesandtschaft war immer Gast des Großfürsten, man hielt sie aber von jedem Verkehr mit dem Volk möglichst fern. Hielt sie ihren Einzug in Moskau, so waren alle Läden und Märkte geschlossen, damit möglichst große Menschenmassen die Straßen füllten. Die Truppen und in Moskau anwesenden Edelleute erhielten für diesen Tag Galakleider, die sie später wieder abliefern mußten. An die Stelle des Reisemarschalls trat nun ein anderer Pristaw, der die Gesandtschaft in ihr Absteigequartier zu geleiten und für sie zu sorgen hatte.

Am Tage der Audienz füllten wieder Menschenmassen die Straßen, um einen möglichst großen Eindruck von der Wohlhabenheit der Residenz hervorzurufen. Die im Hofdienst stehenden Bojarenkinder, die Dworjane, füllten in prächtigen Gewändern die Höfe und Korridore des Palastes. Im Audienzsaal saßen auf an der Wand befestigten mit kostbaren Kissen belegten Bänken die Bojaren. Der Großfürst saß auf einem Thron, den rechts und links je zwei Rjndi flankierten. Neben ihm stand ein Waschbecken, damit er sich die durch den Kuß eines „Ungläubigen“ verunreinigte Hand waschen konnte. Nachdem der Gesandte dem Fürsten die Hand geküßt und seine Bestallung überreicht hatte, fragte der Großfürst nach dem Befinden des betreffenden Monarchen. Die Gesandten wurden dann zu einem Prunkmahl geladen. Am Abend überbrachten Hofleute den Gesandten noch Speise und Trank, und es fand in ihrer Wohnung ein Bankett statt, bei dem versucht wurde, die Gesandten betrunken zu machen, um sie ausforschen zu können. Die eigentlichen Verhandlungen fanden in besonderen Konferenzen statt. Die Abschiedsaudienz verlief ähnlich wie der Antrittsempfang.

Die ins Ausland gehenden russischen Gesandten erhielten schriftliche Instruktionen mit, nach denen sie sich sorgfältig zu richten hatten. Sie mußten nach ihrer Rückkehr einen schriftlichen Bericht über ihre Erlebnisse und alles, was sie in der Fremde in Erfahrung gebracht hatten, einreichen. Da sie die Kosten der weiten Reisen

tragen mußten, suchten die Großen sich dieser Pflicht möglichst zu entziehen, wurden aber streng bestraft, wenn sie eine nicht vorhandene Mittellosigkeit vorschützten. Wassili nahm seinen nach Hause zurückgekehrten Gesandten sogar die Geschenke, die fremde Fürsten ihnen persönlich gemacht hatten, erregte aber dadurch großes Ärgernis.

Die Großfürsten waren bemüht, einen möglichst großen Schatz an Edelmetallen, Edelsteinen, kostbarem Pelzwerk und Prachtgewändern zu sammeln, und bewahrten ihn in den Gewölben unter den steinernen Kirchen auf.

Die vom Großfürsten verhängten Strafen bestanden vielfach in körperlichen Züchtigungen, die in Moskau nicht als entehrend galten, und denen deshalb auch die vornehmsten Leute anstandslos unterworfen wurden.

Den ersten Stand bildeten die Bojaren, die eine Kaste bildeten und sehr eigenartige Privilegien genossen. Zur Zeit der Teilfürstentümer hatten sie nach ihrem Belieben den Herrn wechseln können, die Moskauer Großfürsten hatten das aber immer höchst ungern gesehen, und jetzt hatte ja auch jede Möglichkeit eines solchen Wechsels aufgehört, denn die Flucht nach Litauen galt als Hochverrat. Zu den Moskauer Bojaren waren nun, wie die Teilfürstentümer aufgelogen wurden, die Nachkommen Ruriks oder Gedimins gekommen, die in diesen herrschten. Als Herrscher hatten sie teils den großfürstlichen, teils den fürstlichen Titel geführt, und den letzteren hatten alle behalten. Zu ihnen hatten sich dann noch die tatarischen Fürsten gesellt, die sich unter den Schutz der Großfürsten begaben und Christen geworden waren. Die Bojarenklasse bildeten also Nachkommen der alten Bojaren Moskaus, der ehemaligen Großfürsten von Smolensk, Twer usw. und regierender Fürsten sowie der tatarischen Fürsten. Sie nahmen nun, je nach ihrer Abstammung, eine besondere Stelle, *Mjesto*, zunächst an der großfürstlichen Tafel, dann auch im Range überhaupt ein, und alle leitenden Stellungen im Heer und in der Verwaltung waren ihnen vorbehalten. Und zwar so, daß sie einen Anspruch nur auf die „Stelle“ hatten, die schon ein Vorfahr von ihnen eingenommen hatte. Daraus bildete sich das Recht, daß niemand gezwungen werden durfte, unter einem anderen zu dienen, dessen Vorfahren im Staatsdienst ein geringeres Amt bekleidet hatten als die eigenen. An erster Stelle standen die Nachkommen früherer Großfürsten, die noch Großfürsten waren, als

ihr Land von Moskau annektiert wurde; an zweiter solche Familien, die in gleichem Fall noch regierende Fürsten waren; an dritter Geschlechter, die nur von solchen abstammten, deren Vorfahren aber nicht mehr regierten, als sie Diener Moskaus wurden, sondern schon Untertanen anderer Großfürsten gewesen waren. Dann kamen die Bojarenfamilien, auch sie geordnet, je nachdem sie, ehe sie nach Moskau kamen, einem Großfürsten oder nur einem regierenden Fürsten dienten. Die Stellung, die eine Familie innerhalb der Bojarenklasse einnahm, hieß ihr Otetschestwo, und es war die Pflicht jedes einzelnen, darauf zu achten, daß ihre Stellung nicht etwa erschüttert wurde, indem er duldete, daß der Angehörige einer im Range unter der seinigen stehenden Familie sein Vorgesetzter wurde.

Über die Besetzung der hohen Staatsstellungen wurden seit 1475 Verzeichnisse geführt, Gossudarewi Rasrjádi, und nach ihnen wurden nun die Ämter vergeben, und zwar so, daß innerhalb derselben Familie, nur die drei ältesten Söhne als eine Generation gerechnet, die übrigen aber ihren Neffen zugezählt wurden.

Das war das System der Mjesnitschestwo, das hier nur in großen Zügen geschildert ist, und das auch von den bojarenfeindlichsten Großfürsten, selbst von Iwan dem Schrecklichen, als zu Recht bestehend anerkannt wurde. Es brachte großes Unheil über Moskau, weil es die Quelle ewigen Haders wurde. Nur zu oft geschah es, daß die Feldherren, statt den Feind anzugreifen, über ihr Otetschestwo stritten und darüber den Feldzug verloren. Wurden doch die Führer der einzelnen Teile, in die das Heer zerfiel, nach den Gesetzen der Mjesnitschestwo bestimmt: das Hauptheer führte der Vornehmste, den rechten Flügel der Zweitvornehmste, die Avantgarde und die Arriergarde, die gleich rangierten, führten Dritt- und Viertvornehmste. In Fällen der Not entschloß sich zwar der Großfürst anzuordnen, daß in einem bestimmten Feldzug die Stellen ohne Rücksicht auf die Gesetze der Mjesnitschestwo vergeben werden sollten, aber das geschah doch nur ausnahmsweise, und das verhängnisvolle System konnte erst von dem Vater Peters des Großen beseitigt werden.

Die Bojarenfamilien besaßen noch vielfach großen ererbten Grundbesitz, hatten aber alle auch Lehngüter, und ihre Habe wie ihr Leben hingen schließlich doch von der Gnade des Großfürsten ab.

Neben den Bojaren waren die Bojarenkinder die Inhaber der

Landgüter. Sie waren, solange sie kriegstüchtig waren, auch zum Kriegsdienst verpflichtet und bildeten mit ihren Dienern die Aufgebote der Großfürsten. Sie dienten alle zu Pferde. Sie trugen als Schutzwaffen Panzerhemd oder auch nur gesteppte dicke Gewänder, als Trukwaffen kleine Schilde, Säbel, Streitärte, durch kleine Ketten an Stielen befestigte Morgensterne, Bogen und Pfeile. Sie ritten in kurzen Steigbügeln und bedienten sich nicht der Sporen. Das Fußvolk bestand unter Wassili nur aus etwa 1500 Mann, meist kriegsgefangenen Litauern oder Livländern, die wohl oder übel in Moskau hatten Kriegsdienste nehmen müssen. Eine Artillerie gab es nur in den Festungen, und die Geschütze wurden von geworbenen deutschen und italienischen Geschützmeistern bedient.

Eine Intendantur gab es nicht, die Krieger mußten sich selbst erhalten und führten zu diesem Zweck Hirse oder Hafermehl und Zwieback auf Packpferden mit sich.

Da der Feind, der meist bekämpft wurde, die Tataren waren, hatten sich auch die Moskowiter ihre Kriegsweise angeeignet. Man suchte durch einen gewaltigen Vorstoß der Reitermassen — Wassili verfügte über gegen 300 000 Bojarenkinder — den Gegner zu überrennen. Gelang das nicht, so ergriff man leicht die Flucht.

Die zum Heeresdienst Verpflichteten wurden bei den in den Städten kommandierenden Wojewoden in Listen verzeichnet und gelegentlich gemustert. Die in Moskau garnisonierenden Bojarenkinder hießen Hofleute, Dworjane, ein Namen, der auf den Adel übergegangen ist.

Die Kriegerklasse war sehr stolz auf ihren Beruf und sah voll Verachtung auf den Kaufmann und den Bürger herab. Wer ihr angehörte, ging unter keiner Bedingung zu Fuß. Die Ehren, die jedem zukamen, waren überhaupt durch die Sitte streng geregelt; sie schrieb vor, ob der Gast schon vor dem Tor oder am Eingang des Hofes oder vor der Haustür vom Pferde zu steigen hatte, ob der Wirt ihn, wenn er schied, nur bis zur Schwelle des Wohnzimmers oder der Haustür oder vor das Haus zu begleiten hatte. Vom Hof des Großfürsten aus drang ein steifes, schwerfälliges Zeremonienwesen in alle Kreise.

Die Landesgrenze, die meist von beiden Seiten an ausgedehnte Wüsteneien stieß, wurde streng bewacht.

Der Metropolit von Moskau war ein großer Herr, der über eigene Bojaren verfügte, war aber ganz abhängig vom Großfürsten.

Er, die Erzbischöfe und die Äbte der großen Klöster standen in hohem Ansehen, während die nicht dem Mönchsstande angehörenden verheirateten Weltgeistlichen ebenso arm wie unwissend waren und sich nur geringer Achtung erfreuten.

Eine ganz eigenartige Stellung nahmen die Geisteskranken, die Jurodijije ein, die in allen russischen Städten sehr zahlreich waren. Sie trieben sich, fast oder auch ganz nackt und nicht selten mit Ketten beladen, vor den Kirchentüren oder in den Straßen umher und galten dem Volk für heilig. Man schrieb ihnen auch die Gabe zu, die Zukunft erkennen zu können. Es gab unter ihnen neben wirklich Kranken auch Leute, die glaubten, in dieser Weise ein Gott besonders wohlgefälliges Leben zu führen, und viele Tagediebe, die sich nur blödsinnig stellten.

Wassili versuchte, den Handel in Nowgorod wieder zu beleben, hatte damit aber keinen Erfolg. Er ging nun meist durch Litauen und von da zu Lande nach Moskau, in das auch der Handel mit dem Orient mündete. Die Kaufleute waren verpflichtet, ihre Waren zunächst Beamten des Großfürsten vorzulegen. Erst wenn diese ihre Einkäufe gemacht hatten, wurden sie für den Handel frei. Der wichtigste Verkäufer war der Fiskus, bei dem die Steuern ja vielfach in Naturalien, zumal in Pelzwerk, eingingen. Die Moskauer Kaufleute galten bei den Ausländern für viel unzuverlässiger als die von Nowgorod und Pskow und waren zu jeder Art von Betrug geneigt. Der bankerotte Kaufmann wurde seinen Gläubigern in der Weise preisgegeben, daß man ihn täglich auf den Markt führte und die Gläubiger ihn dort auf die entblößten Beine schlugen, bis Zahlung geleistet wurde. Das hieß „Prawesch“.

Der Bauer war noch persönlich frei und durfte sich einmal jährlich eine neue Stelle suchen, wurde aber daran widerrechtlich schon oft von seinem Herrn gehindert.

Wie gedrückt die Lage der Bauern schon war, ersieht man daraus, daß sie oft sich selbst oder ihre Kinder in die Sklaverei verkauften. Der Sklave aber war rechtlos, wenn er auch nicht mehr von seinem Herrn getötet werden durfte. Wurde er aber gar zu schlecht behandelt, so schloß er sich einer der zahlreichen Räuberbanden an, die in den sumpfigen Wäldern hausten, oder suchte zu den Kosaken in die Steppe zu entkommen.

Der Kreml von Moskau war von einer steinernen Mauer umgeben. In ihm lagen außer den Palästen des Großfürsten und des

Metropolitan auch die hölzernen Häuser der Bojaren. Die Stadt selbst dehnte sich, aus lauter Holzhäusern bestehend, weit aus, denn sie umfaßte außer großen Höfen und Gärten noch Wiesen und Felder. Da auch die meisten der zahllosen Kirchen noch aus Holz errichtet waren, richtete das Feuer oft fürchterliche Verheerungen an. Die wertvolle Habe wurde deshalb in Kellern auf den Höfen verwahrt. Die Straßen hatten ein aus halbrunden Balken, über die man eine Lage Kies schüttete, bestehendes Pflaster und wurden nachts durch Schlagbäume abgesperrt, waren aber sehr unsicher.

Nur wenige Städte, wie z. B. Pskow und Smolensk, hatten steinerne Mauern und Mauertürme. Meist bestand ihre Befestigung aus doppelten in die Erde gerammten Balken, deren Zwischenraum mit Steinen ausgefüllt war. Aus diesen Mauern ragten dann wohl steinerne Tortürme hervor.

Bei allen Klassen der Bevölkerung hatte sich schon ein starkes Nationalgefühl gebildet. Da der Moskowiter vom Abendlande und seiner Kultur vollständig abgeschlossen war, sah er voll Verachtung auf jeden Fremden herab. War doch auch der Westeuropäer in seinen Augen ein Heide und wenig besser als ein Muselman.

Trunksucht und die von den Tataren angenommenen Laster Asiens waren allgemein verbreitet. Das Weib wurde vom gemeinen Mann verachtet und schlecht behandelt, die Kinder wurden in harter, oft grausamer Zucht gehalten.

Der Moskowiter war in jeder Beziehung mehr Asiate als Europäer.

Iwan, der Schreckliche.

Wassili war nicht ohne Grund in schwerer Sorge um das Schicksal der Seinigen und des Reiches gestorben. Der nur durch ihn gezügelte Ehrgeiz der Bojaren, die sich zum Teil in wildem Familienhaß gegenüberstanden, führte bald zu schweren Erschütterungen der Regierung. Liebling und Liebhaber der Großfürstin Helene war der Fürst Iwan Owtschina-Telepnew-Obolenski, ein schöner und tatkraftiger junger Mann, der aber vor keiner Gewalttat zurückschreckte. Seine Schwester Agraffana Tscheljadnin war die Erzieherin des kleinen Großfürsten. Helenens Onkel, Fürst Michael Glinski, stand Obolenski feindlich gegenüber und suchte Helene zum Bruch mit ihm zu veranlassen. Im Bojarenrat waren die Familien der Fürsten Schuiski und der Fürsten Bjelski die einflussreichsten. Die Schuiskis stammten aus dem Hause Sjusdal, waren aber eine Weile in Nowgorod ansässig gewesen und hatten dorthin noch viele alte Verbindungen; die Bjelskis, aus dem Hause Tschernigow, waren aus Litauen nach Moskau gekommen.

Der Haß der Bojaren wandte sich zunächst gegen einen der beiden überlebenden Brüder Wassilis, Juri, von dem sie fürchteten, daß er einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung beanspruchen und durchsetzen könnte. Man beschuldigte ihn politischer Umtriebe, bemächtigte sich seiner und ließ ihn im Gefängnis den Hungertod sterben. Gleich darauf kam es zum Zusammenstoß zwischen Michael Glinski und Obolenski, der Glinski auf dieselbe Weise das Leben kostete. Dann kam die Reihe an den jüngsten Bruder Wassilis, Andreas, der in Stariza residierte. Man verlangte, er solle nach Moskau kommen. Da er wußte, was ihn dort erwartete, machte er einen Versuch, Großfürst zu werden und fand auch einige Anhänger, unterlag aber bald und wurde im Kerker umgebracht.

Die Litauer glaubten diese Wirren benutzen zu können, um sich wieder in den Besitz von Smolensk zu setzen, und griffen zu den

Waffen, die Bojaren handelten aber nach außen einmütig, und Obolenski erwies sich als ein tüchtiger Feldherr. Er drang bis in die Nähe von Wilna vor, und ein Angriff der Litauer auf Smolensk scheiterte. Schließlich wurde wieder ein Frieden auf fünf Jahre geschlossen (1537). Auch den Tataren gegenüber handelten die Bojaren umsichtig und energisch. Um eine größere Sicherheit gegen sie zu gewinnen, wurde der dem Kreml zunächst liegende Teil Moskaus mit einer steinernen Mauer umgeben (der Stadtteil Kitai-Gorod) und wurden eine Anzahl Grenzfestungen angelegt.

Aber die Bojaren waren nicht geneigt, sich dauernd unter die Herrschaft Obolenskis zu beugen. Da sie sahen, daß sie Helene nicht von ihm trennen konnten, vergifteten sie sie (15. April 1538) und ließen sieben Tage später auch Obolenski verhaften und den Hungertod erleiden. Seine Schwester, die Erzieherin Iwans, wurde gezwungen Nonne zu werden.

Das anerkannte Haupt der Bojaren war jetzt Fürst Wassili Schuiski. Er war nach der Einnahme von Smolensk durch Wassili III. Kommandant der Stadt geworden. Als ein Teil der Einwohner wieder mit Litauen in Verbindung trat, ließ Schuiski sie kurzerhand in den ihnen vom Großfürsten verliehenen Prachtgewändern über die Mauern hängen. Seine harte Hand lag nun schwer auf dem ganzen Lande. Er vermählte sich mit einer Kusine des jungen Großfürsten, einer Tochter des Zarewitsch Peter, befreite den von Obolenski in den Kerker geworfenen Iwan Bjelski, den er aber bald wieder gefangen setzte, und nahm an seinen Feinden furchtbare Rache. Er starb aber plötzlich, und seine Macht ging zunächst auf Iwan Schuiski über, einen Mann, der ihm wohl an Härte, aber nicht an Klugheit gleichkam. Er besetzte alle bedeutenden Staatsämter mit seinen Anhängern und duldete es, daß sie ihre Macht in der schamlosesten Weise zu Erpressungen mißbrauchten. Er zwang den Metropolit Daniel, auf sein Amt zu verzichten und ersetzte ihn durch Joasaf, auf den er sich verlassen zu können glaubte. Den kleinen Großfürsten überließ er sich selbst und nahm nicht einmal die äußerlichsten Rücksichten auf ihn. Noch viele Jahre später erinnerte sich Iwan mit äußerstem Ingrimme, daß Schuiski, wenn er zu ihm kam, während Iwan und sein Bruder im Schlafzimmer ihres verstorbenen Vaters spielten, wohl die Füße auf dessen Bett streckte.

Der Metropolit Joasaf täuschte die Hoffnung der Schuiskis,

hielt es mit den Bjelskis und setzte durch, daß ihr Haupt, Iwan, freigelassen wurde. Dieser drängte nun für eine Weile den Einfluß der Schuiskis zurück, sie überfielen ihn aber unerwartet (3. Januar 1542), verbannten ihn nach Bjelosero und ließen ihn dann umbringen. Der Metropolit Joasaf, der im Zimmer des Großfürsten eine Zuflucht suchte, wurde abgesetzt, und an seiner Statt der Erzbischof Makarius von Nowgorod zum Metropoliten gemacht.

Iwan Schuiski starb noch in demselben Jahr, und das Haupt der Familie wurde nun Andreas Schuiski, ein Mann, der sich als Statthalter von Pskow durch seine Erpressungen im höchsten Grade verhaßt gemacht hatte und von keinen anderen Gesichtspunkten geleitet wurde, als sich und seine Geschlechtsgenossen zu bereichern.

Unter diesen Verhältnissen erwuchs der kleine Großfürst. Als seine Geburt in Aussicht stand, hatte ein Blödsinniger, der sich in Moskau besonderen Ansehens erfreute, prophezeit, die Großfürstin würde einen „Titus“ gebären, und er hatte insofern richtig gewahrsagt, als der Prinz in der That ungewöhnliche Gaben mit auf die Welt brachte. Er war klug, willensstark und hatte eine lebhaftere Phantasie. Unter günstigen Verhältnissen hätte er in der That ein großer Monarch werden können. Aber wie wurde von Jugend auf mit ihm umgegangen! Er war erst acht Jahre alt, als nach dem jähen Tode seiner Mutter die heißgeliebte Erzieherin von seiner Seite gerissen, der Freund der Mutter in Ketten geschlagen und ermordet wurde.

Dann wurde der Knabe bald in mit Edelsteinen bedeckten Gewändern zu Audienzen geführt, in denen alle Großen des Reiches ihm sklavisch huldigten, bald so vernachlässigt, daß er und sein Bruder kaum ihren Hunger stillen konnten. Kein Strahl aufrichtiger, uneigennütziger Liebe erhellte diese trübe Jugend, kein weiser Ratgeber leitete des jungen Fürsten wissensdurftigen Geist. In unglaublicher Verblendung förderten die Schuiskis die schlechten Triebe seiner leidenschaftlichen Seele, sahen lachend zu, wenn er Tiere quälte und später seine Freude daran fand, unter die Volksmassen zu sprengen und sich an ihrem Entsetzen zu weiden. Sie hofften, ihn auf diese Weise nur um so sicherer beherrschen zu können. Der kluge Knabe, den die Verhältnisse weit über seine Jahre reif machten, durchschaute sie aber, wie er auch die anderen durchschaute, die sich ihm schmeichelnd naheten, die Bjelskis und die Metropoliten, und es setzte sich in ihm ein wilder Haß gegen die Bojaren fest. Er vergaß

auch die Stunde nie, in der die gegen Iwan Bjelski Verschworenen in sein Zimmer drangen und ihre Gegner von seiner Seite rissen. Diese Vorgänge hatten seine ohnehin zarten Nerven zerrüttet und ihn mit einem unausrottbaren Mißtrauen gegen alle Menschen erfüllt. Er hat keinem je wieder ganz getraut, hat sich sein Lebenlang immer von Feinden bedroht geglaubt. Aus dieser Sinnesart heraus hat er eine ihm widerfahrene Kränkung nie vergessen, aber für ihm erwiesene Dienste kein Gedenken gehabt.

In seiner Einsamkeit las der wißbegierige Knabe alles, was er sich irgend verschaffen konnte, die heilige Schrift, Leben der heiligen, die Chroniken seines Landes, und er schöpfte aus diesen Büchern die höchste Vorstellung von der Würde eines Monarchen. Der Monarch war der Stellvertreter Gottes auf Erden, wer sich seinem Willen widersetzte, war ein Sünder, der Monarch aber war einzig Gott verantwortlich für sein Tun. Man hatte damals in Moskau die Theorie aufgestellt, daß Kurik von einem Bruder des Kaisers Augustus, namens Pruz, abstammte. So glaubte Iwan ein direkter Nachkomme der römischen Cäsaren zu sein, eine Vorstellung, die sein fürstliches Selbstgefühl auf den Gipfel brachte.

Iwan las auch später viel und speicherte, kraft seines vorzüglichen Gedächtnisses, ein großes, aber ganz ungeordnetes Wissen in sich auf.

Während die Schuiskis ihre Macht rücksichtslos mißbrauchten, gewannen zwei Onkel Iwans, zwei Fürsten Glinski, Juri und Michael, seine Gunst und stachelten ihn an, die Schuiskis zu stürzen. Auch der Metropolit wirkte in diesem Sinn auf den Großfürsten, der sich zu einem entscheidenden Schritt entschloß. Der Dreizehnjährige erklärte (am 29. Dezember 1543) in einer Sitzung der Duma die Schuiskis für Hochverräter und ließ den Fürsten Andreas von Hundem zerreißen.

Die Bojaren fügten sich ohne weiteres, und die Glinskis traten nun an die Stelle der Schuiskis. Sie hüteten sich wohl, den jungen Fürsten zu reizen, ließen ihn aber in jeder Weise gewähren und seine Tage mit Wallfahrten in ferne Klöster und Jagden verbringen.

Iwan war 17 Jahre alt, als er sich feierlich krönen ließ (1547) und zugleich den Titel „Zar“ annahm. Sein Vater hatte ihn nur im Verkehr mit ausländischen Fürsten gebraucht und sich im Lande mit dem Titel eines Großfürsten von ganz Rußland begnügt. Der

neue sollte in erster Reihe der Unabhängigkeit von den Tataren Ausdruck geben.

Gleich nach der Krönung heiratete Iwan auch. Er wählte aus der Zahl der wieder aus dem ganzen Reich zusammengebrachten Jungfrauen Anastasia Sacharjin-Jurjew, die Tochter eines verstorbenen Okolnitschi Roman Sacharjin-Jurjew, d. h. eines Beamten, dessen Würde gleich nach der der Bojaren rangierte. Die Familie stammte von Andreas Kobnla ab, der angeblich aus Preußen nach Moskau gekommen und unter Simeon dem Stolzen Bojar geworden war. Ein Enkel von ihm, Iwan Koschkin, war ein Günstling Wassili I., und nach seinem Sohn Sachari nannte sich einer von dessen Söhnen Juri Sacharjew, wie seine Kinder wieder Sacharjin-Jurjew. Die Nachkommen Romans sollten als Romanows einmal den russischen Thron einnehmen. Die Familie war zurzeit die weitaus angesehenste unter den nicht fürstlichen Bojarengeschlechtern.

Anastasia war sanfter Gemütsart und flößte ihrem Gatten eine starke Zuneigung ein, ohne daß er sich indessen jetzt schon einer ernsteren Auffassung seiner Pflichten zugewandt hätte.

Das geschah erst unter dem Eindruck, den eine furchtbare Katastrophe hervorrief. Im Juni 1547 brach in Moskau eine Feuersbrunst aus, die alle früheren an Furchtbarkeit übertraf. Fast die ganze Stadt ging in Flammen auf, der Sturmwind trug die Funken auch über die Mauern von Kitaigorod und des Kreml, der ja auch von Holzpalästen angefüllt war. Mehr als 1700 Menschen verbrannten, selbst der Metropolit konnte nur mit der größten Mühe gerettet werden.

Der Hof befand sich, als das geschah, im Sommerpalast in Worobjewo auf den Sperlingsbergen, und es geschah nichts, um das Elend der verzweifeltsten Bevölkerung zu lindern. Darüber geriet diese in die äußerste Wut, und die Feinde der Glinskis, die Brüder Anastasias, die jetzt Romanows hießen, die noch am Hof lebenden Schuiskis, die Nagois und andere benutzten die Gelegenheit, um den Zorn des Volkes auf sie zu richten. Sie verbreiteten das Gerücht, die Großmutter des Zaren, die Fürstin Anna Glinski, und ihre Söhne hätten Menschenherzen in Wasser gelegt und mit diesem die Straßen besprengen lassen. Infolgedessen hätte das Feuer nicht gelöscht werden können.

Als der Zar Juri Glinski nach Moskau schickte, um das Volk zu beruhigen, wurde der Fürst erschlagen und wurden alle ermordet,

die den kleinrussischen Dialekt sprachen und dadurch in Verdacht gerieten, zum Gefolge der Glinskis zu gehören. Dann strömte das Volk nach Worobjewo und verlangte die Auslieferung der Fürstin Anna und ihres Sohnes Michael. Iwans Garde zerstreute zwar die Massen in kurzer Zeit, der Vorgang hatte aber doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und dieser wurde von einem Geistlichen, Snlwester, der dem Großfürsten damals besonders nahestand, geschickt vertieft.

Snlwester stammte aus Nowgorod und scheint sich weniger durch große geistige Gaben als durch Willensstärke und aufrichtige Frömmigkeit ausgezeichnet zu haben. Ein von ihm verfaßtes Buch, der „Domostroi“, das eine Art Ethik ist, läßt annehmen, daß er sich in keiner Weise über die Anschauungen seiner moskowitzischen Zeitgenossen erhob. Aber er verstand es, Iwan zu behandeln und scheint dabei, wie Kurbski andeutet, in bester Absicht vor bedenklichen Mitteln nicht zurückgeschreckt zu sein. Er trat Iwan gegenüber als Prophet und Wundertäter auf und sicherte sich dadurch einen Einfluß auf ihn, der zwar zunächst groß war, sich dem durchdringenden Scharfsinn und dem Mißtrauen des jungen Zaren gegenüber aber nicht dauernd behaupten ließ.

Snlwester nun stellte Iwan die Katastrophe von Moskau als eine wohlverdiente Strafe für sein leichtfertiges Leben dar, und der Zar entschloß sich, sich ganz seinem Herrscherberuf zu widmen. Snlwester empfahl ihm einen noch jungen, aber bedeutenden Mann, Alexei Adaschew, und dieser war Iwan um so willkommener, als er nicht aus den Bojarenfamilien, sondern aus dem Landadel hervorgegangen war. Iwan duldete aber auch, daß hervorragende Bojaren, wie die Fürsten Kurbski, Gorbath-Schuiski, Worotinski und mehrere Scheremetjews die wichtigsten Staatsämter einnahmen.

Man darf wohl annehmen, daß diese neue Kamarilla aus den besten Männern bestand, die es damals in Moskau gab. Auf ihren Betrieb wurde 1550 ein allgemeiner Landtag (Semski Sjobor) einberufen, auf dem das Gesetzbuch Iwans III., das auch die Prozeßordnung enthielt, zeitgemäß ausgearbeitet wurde, und 1551 eine Kirchenversammlung, die auch die kirchlichen Verhältnisse neu ordnete. Die Beschlüsse dieses Konzils, die 100 Punkte behandeln, heißen danach der Stoglaw.

Man hat sich diesen „Landtag“ nicht etwa als ein Parlament zu denken, er war vielmehr eine auf Befehl des Zaren zusammen-

tretende Versammlung der höchsten Geistlichen und Beamten des Reiches, zu dem als Sachverständige auch verhältnismäßig wenige Vertreter der erwerbenden Klassen zugezogen wurden. Der Zar wollte den Rat der Männer entgegennehmen, die durch ihren Beruf als Regierende in enger Fühlung mit dem Volk standen und zugleich sich vergewissern, daß er bei Durchführung der von ihm erlassenen Gesetze oder Verordnungen auf ihre willige Unterstützung rechnen konnte. Die geistliche wie die weltliche Duma des Zaren gehörten dem Landtage ohne weiteres an und spielten in ihm eine maßgebende Rolle. Die dem Landtag zur Beantwortung übergebenen Fragen wurden von den einzelnen sozialen Gruppen beantwortet, also von den Geistlichen, den Bojarenkindern, den Großkaufleuten gesondert, und jede Gruppe äußerte sich vom Standpunkt ihrer Interessen aus.

Diesem Charakter trugen auch die später bis zur Begründung der Dynastie Romanow einberufenen Landtage.

Auch das Heerwesen wurde neu geordnet. Die Landgüter von Moskau wurden unter die verdientesten Familien als kriegspflichtige Lehen verteilt und im ganzen Lande festgesetzt, wie viele Krieger jeder Lehnspflichtige, der nun auch Gutsbesitzer, Pomjeschtschik hieß, aufzustellen hatte und wie sie bewaffnet sein mußten. Im Kriegsfall wurden die Truppen nun regelmäßig besoldet. Neben der Reiterei wurde auch ein Fußvolk geschaffen, die Strelitzen (Schützen), die mit Feuergewehren bewaffnet wurden und gegen Sold berufsmäßig dienten. Sie bildeten die Besatzung der Städte, waren in Moskau die Garde und die Polizei des Zaren und bewachten die Landesgrenzen.

Alle diese Maßregeln knüpften in verständiger Weise an das Bestehende an und bedeuteten deshalb wirkliche Fortschritte.

In seiner äußeren Politik waren Rußland, um Moskau künftig so zu nennen, drei Aufgaben gestellt: es galt zunächst, mit den noch bestehenden tatarischen Khanaten aufzuräumen; es galt ferner, die noch zu Litauen gehörenden russischen Landesteile zurückzugewinnen, und es galt drittens, Rußland einen Zugang zum Meer zu schaffen.

Die Tataren waren noch immer eine furchtbare Plage und eine große Gefahr für das Land. In den Grenzmarken fielen immer wieder plündernde Tatarenhaufen ein und schleppten die Einwohner fort, um sie als Knechte zu benutzen oder auf den Sklavenmärkten in Kasan, Astrachan, Aſow oder Kassa zu verkaufen. Auf ihnen versorgten sich die Türken mit Ruderknechten für ihre Galeeren,

sie und andere Asiaten mit Frauen und Eunuchen für ihre Harems. Wohl hatten sich auch in den ostrussischen Steppen Kosakengemeinschaften gebildet und wurden von Moskau aus unterstützt, sie konnten aber das Übel nur lindern, nicht beseitigen. Und es blieb die Gefahr einer Vereinigung der Tataren unter einem Khan im Stile Dschingischans oder Timurs.

In Kasan lagen immer zwei Parteien im Streit, die Anhänger der Krimtataren und die Freunde Rußlands. Erstere siegten schließlich und riefen den aus der Nogaischen Horde stammenden russenfeindlichen Ediger zum Khan aus. Im Jahre 1545 wurde infolge eines Feldzuges, der die Russen bis an die Mauern der Stadt führte, der aus der Krim stammende Saffa-Girei gestürzt und wieder einmal durch Schig-Alei ersetzt, aber dieser konnte sich kaum einen Monat lang auf dem Thron halten und mußte seinem Vorgänger wieder Platz machen. Saffa-Girei starb aber 1549. Er hinterließ als Nachfolger einen zweijährigen Sohn. Nun erschien ein von Iwan persönlich geführtes russisches Heer vor Kasan, konnte aber die Stadt nicht einnehmen und mußte, weil Tauwetter eintrat, zurückgehen (1550). Im folgenden Jahr aber wurde nur 20 km von Kasan an der Mündung der Swjaga eine starke Grenzfestung, Swjask, errichtet, was zur Folge hatte, daß sich ein Teil der unter der Herrschaft der Tataren lebenden Tscheremissen, Tschuwatschen und Mordwinen den Russen unterwarf. Bald darauf erschien auch eine tatarische Gesandtschaft in Moskau und erbat sich wieder Schig-Alei als Khan. Die Witwe Saffa-Gireis wurde an Moskau ausgeliefert, alle russischen Gefangenen sollten befreit werden. Aber Schig-Alei konnte nicht durchsetzen, daß das geschah und konnte sich überhaupt nicht als Khan behaupten. Er begab sich wieder zu den Russen. Die meisten tatarischen Fürsten erklärten sich jetzt bereit, statt eines Khans einen russischen Statthalter aus Moskau zu empfangen, und russische Bojaren waren schon im Begriff, mit geringer Begleitmannschaft in die Stadt einzurücken, als in ihr ein Ausbruch des muselmännischen Fanatismus erfolgte. Man schloß die Tore und rüstete sich zu verzweifelterm Widerstand. Ein der Nogaischen Horde angehörender Prinz, Ediger, der vorher in russischen Kriegsdiensten gestanden hatte, wurde als Khan ausgerufen, und auch die Berg-Tscheremissen fielen ihm zu.

In Moskau aber beschloß man, nun unter allen Umständen ein Ende zu machen. Iwan scheint wenig Lust gehabt zu haben,

den Feldzug persönlich mitzumachen, fügte sich aber dem Drängen seiner Ratgeber und zog an der Spitze eines großen Heeres, bei dem sich auch viele ausländische Ingenieure befanden, gegen Kasan.

Ein Angriff Dewlet-Gireis von der Krim, der bis nach Tula vordrang, wurde zurückgeschlagen, die Nogaische Horde war in sich zerspalten, die von Astrachan ohnmächtig. Die Kasaner blieben ganz auf sich angewiesen, wehrten sich aber mit dem Mut der Verzweiflung.

Das russische Heer, das die Stadt von allen Seiten einschloß, hatte 150 Kanonen verschiedenen Kalibers mit sich und schoß die Stadt zum Teil in Brand. Zugleich trieb man Minen bis unter die Mauern und zerstörte die unterirdische Wasserleitung. Am 2. Oktober 1551 fand, nachdem eine auffliegende Mine eine große Breche geschaffen hatte, der Sturm statt. Iwan, der wie so viele seiner Vorfahren persönlich kein Held war, wollte während desselben in der Zeltkirche bleiben, seine Umgebung drang aber so lange in ihn, sich den Truppen zu zeigen, daß er sich schließlich fügte und sogar, als der Sturm zu mißglücken schien, nicht die Flucht ergriff, sondern auf seinem Platz aushielt. Er hat das seiner Umgebung nie vergessen und gedachte dieses Erlebnisses noch viele Jahre später mit äußerster Erbitterung.

Mit der Einnahme der Stadt war die Unterwerfung des Khanates noch keineswegs erreicht, und die Feldherren Iwans wünschten dringend, daß er noch beim Heer blieb, er eilte aber nach Moskau zurück und feierte dort den Triumph.

Während seiner Abwesenheit hatte seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren, der den Namen Demetrius erhielt.

Iwan war jetzt ein mit Recht von seinem ganzen Volk verehrter und geliebter Fürst, aber er sollte es nicht bleiben. Seine herrische Seele litt schwer darunter, daß er sich den Wünschen seiner Ratgeber fügen mußte, und die diesen feindliche Bojarenpartei mit den Romanows an der Spitze reizte ihn gegen sie auf. Es war Spöbster nicht gelungen, die Zarin zu gewinnen, er hatte sie sich vielmehr durch taktlose Einmischung in ihr Eheleben zur erbitterten Feindin gemacht. Und das war um so schlimmer, als Iwan auch Verdacht gegen die „Wunder“ und Prophezeiungen seines Beichtvaters schöpfte.

So lagen die Dinge, als ein Ereignis eintrat, das Iwan mit der äußersten Erbitterung gegen seine Ratgeber erfüllen mußte. Er

erkrankte im Winter 1553 an einem schweren Fieber, das sein Leben zu bedrohen schien. Er machte sein Testament, in dem er sein Söhnchen Demetrius zu seinem Nachfolger ernannte, und forderte die Bojaren auf, diesem Treue zu schwören. Dieses Verlangen stieß bei der Mehrheit der Bojaren auf Widerstand, denn es bedeutete die Vormundschaft der Romanows. Alexei Adaschew leistete den Eid, aber sein Vater Feodor sagte dem Zaren ins Gesicht: „Dir und deinem Sohne schwören wir Treue, aber den Romanows wollen wir nicht dienen. Da dein Sohn noch in den Windeln liegt, würden sie für ihn herrschen. Wir aber haben während deiner Minderjährigkeit genug unter der Bojarenherrschaft gelitten.“

Da der Bruder Iwans sehr unbedeutend war, richteten die Bojaren ihr Augenmerk auf den Sohn des ermordeten Onkels Iwans Andreas, Wladimir, und dieser und seine ehrgeizige Mutter Euphrosyne, eine geborene Chowanski, unterstützten die Opposition und suchten sich unter dem Landadel einen Anhang zu schaffen.

Man vergegenwärtige sich Iwans Lage: es unterlag keinem Zweifel, daß, wenn Wladimir sein Nachfolger wurde, Anastasia und ihr Söhnchen schnell beseitigt werden würden. Vergeblich beschwor er die eidweigernden Bojaren, nachzugeben, er mußte sich auf das Schlimmste gefaßt machen und flehte die Romanows an, nach seinem Tode Anastasia und ihr Kind ins Ausland zu retten.

Zwei Tage vergingen so in furchtbarer Aufregung, dann erwies es sich, daß Iwan die Krankheit überwinden würde. Er genas, aber die Seele des erst dreiundzwanzigjährigen Fürsten hatte unheilbaren Schaden erlitten. Wie sollte er denen je wieder trauen, die ihn in solcher Stunde im Stich ließen!

Alexei Adaschew hatte den Eid anstandslos geleistet, aber sein Vater nicht, und Schwester hatte sich in diesen Tagen Wladimir genähert. Wie sollte Iwan das je vergessen, und wie Anastasia!

Aber Iwan hielt zunächst noch an sich. Alle wichtigen Ämter waren mit Anhängern der Kamarilla besetzt, es wäre immerhin gewagt gewesen, sie jetzt schon zu stürzen.

Iwan beschloß, nach seiner Genesung eine größere Wallfahrt zu verschiedenen Klöstern zu unternehmen. Da die Ordnung der Verhältnisse in Kasan es wünschenswert erscheinen ließen, daß er in Moskau blieb, drangen seine Ratgeber in ihn, die Wallfahrt zu verschieben. Als er auf ihr bestand, griff Schwester zu seinen alten Mitteln und prophezeite, daß, falls der Zar abreiste, der kleine

Demetrius sterben würde. Aber Iwan ließ es darauf ankommen. In einem der von ihm besuchten Klöster begegnete er dem Mönch Wassian, der früher Bischof von Kolomna gewesen und während der Bojarenherrschaft abgesetzt worden war. Den fragte er, wie er die Bojaren im Zaum halten könne. „Willst du Selbstherrscher sein,“ war die Antwort, „so halte dir keinen Ratgeber, der klüger ist als du.“ Das war Wasser auf Iwans Mühle.

Der kleine Demetrius starb wirklich unterwegs, aber Iwan glaubte nicht, daß er seinen Tod verschuldet habe.

Nach dem Fall Kasans wurde auch Astrachan erobert, und es entstand nun die Frage, ob Rußland sich mit ganzer Kraft gegen die Krim wenden sollte. Iwans Ratgeber drangen darauf. Sie wiesen darauf hin, daß die Krimtataren durch den Fall von Kasan und Astrachan entmutigt wären, die Russen voll Begeisterung in diesen Kampf gehen würden. Eine solche Gelegenheit, den Erbfeind niederzuwerfen, würde sobald nicht wiederkehren.

Iwan war anderer Meinung. Hinter den Krimtataren standen die Türken, die fürchtbarste Militärmacht jener Zeit.

Da die alte Heerstraße Olegs nach dem Süden, der Dnjepr, noch litauisch war, war die Krim von Moskau durch ungeheure menschenleere Steppen getrennt. War ein russisches Heer, nachdem es sie durchzogen hatte, voraussichtlich noch imstande, die von den Türken unterstützten Tataren zu überwinden?

Erwägt man, welcher Anstrengungen es bedurfte, bis es Rußland nach Jahrhunderten gelang, die Krim zu erobern, so wird man sich der Berechtigung dieses Einwandes nicht verschließen können.

Viel aussichtsvoller erschien die Eroberung Livlands, die größten Gewinn verhiess. Mit ihr gewann Rußland freien Zugang zum Meer und zahlreiche Untertanen, die mit der Kultur des Abendlandes ausgerüstet waren. Beides tat ihm dringend not. Wohl hatte sich hin und wieder ein russisches Schiff aus der Mündung der Dwina durch das nebelreiche Weiße Meer nach Norwegen gewagt, aber die Abendländer hatten eben erst den Zugang zu ihm gefunden. Im Jahre 1553 war eine aus drei Schiffen bestehende englische Flottille, die eine nördliche Durchfahrt nach China suchte, ins Weiße Meer gekommen. Eins von ihnen, das Chancellor führte, landete in der Dwinamündung, und Chancellor begab sich nach Moskau, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Er kehrte 1555 dahin zurück und erhielt von Iwan das Recht für die Engländer,

zollfrei in Rußland handeln zu können, woraus sich dann schnell ein reger Handelsverkehr entwickelte. Aber gerade dieser Umstand mußte bei der Unzugänglichkeit des Weißen Meeres in Iwan nur noch den Wunsch verstärken, sich in den Besitz der Ostseeküste zu setzen.

Es war das von dem Wunsche aus, an den Gütern der abendländischen Kultur teilzunehmen, nicht minder erstrebenswert. Schon Iwan III. und Wassili III. hatten sich in jeder Weise bemüht, abendländische Techniker aller Art zu gewinnen, und Iwan IV. erstrebte dasselbe, die westlichen Nachbarn aber, die Litauer-Polen und die Livländer, hatten das größte Interesse daran, die gefürchteten „Moskowiter“ nicht durch abendländische Intelligenz verstärkt zu sehen. Als der Deutsche Hans Schlitte in Iwans Auftrag Ärzte, Chirurgen, Apotheker, Ingenieure, Architekten usw. für Rußland angeworben hatte und mit ihnen — im ganzen 120 Personen — von Lübeck aufbrechen wollte, wurde er auf Betreiben des Meisters von Livland unter nichtigen Vorwänden vom Lübecker Rat verhaftet, worauf sich die Angeworbenen verließen. Die Livländer verhinderten auch die Einfuhr von Edelmetallen und Waffen nach Rußland.

War die Eroberung Livlands so in jedem Betracht wünschenswert, so erschien sie auch nicht allzuschwer. Seit das Land protestantisch geworden war, lebte es unter ganz unhaltbaren Verhältnissen, denn die Landesherren waren die Ordensritter und die Bischöfe, die sich noch dazu in alter erbitterter Feindschaft gegenüber standen. Die sich aus Westfalen rekrutierenden Ordensritter waren dem landsässigen Adel im höchsten Grade verhaßt, zwischen diesem und den Städtern gab es einen scharfen Gegensatz; es war kaum anzunehmen, daß dieses morsche Staatengebilde großen Widerstand leisten konnte. „Hoch und niedrig,“ so charakterisiert Schirren die Zeit, „Obrigkeit und Untertan, Herr und Vasall, Junker und Bürger, alle haben bald jeden Begriff politischen Wertes verloren: ihr Recht ist das Recht, alles Recht anderer ist Unrecht; sie ahnen nicht, wie sie sich über und gegen alle Gesellschaft setzen, jeder ist sich selbst die einzige lebenswürdige Gesellschaft, in seiner Lage umschreibt sich für jeden der Horizont des Landes.“ Gefährlicher war, daß Litauen-Polen eine Eroberung Livlands sicher nicht ohne weiteres zulassen würde, und daß anzunehmen war, daß auch Deutschland, Dänemark und Schweden den Livländern zu Hilfe kommen würden. Standen doch alle abendländischen Staaten noch im scharfen Gegensatz zu den

Russen, die sie als nicht zur europäischen Völkerverfamilie gehörig betrachteten.

Darauf wiesen Zwans Ratgeber hin, der Zar meinte aber, durch seine Beziehungen zum Kaiser diesen gewinnen zu können. Schweden erschien ihm nicht fürchtbar, und ein neuer Waffengang mit Litauen-Polen war früher oder später doch unvermeidlich. So lange noch so viele russische Lande zu Litauen gehörten, gab es zwischen diesem und Moskau immer nur Waffenstillstände, keinen wirklichen Frieden.

In Litauen-Polen war 1526 der letzte Herzog von Masowien gestorben, und das Land war an Polen gefallen. Sigismund setzte ferner durch, daß sein einziger Sohn, Sigismund August, noch bei seinen Lebzeiten zum Großfürsten von Litauen und König von Polen gewählt wurde. Er starb 1548. Sein Sohn aber war den schwierigen Verhältnissen, denen er gegenüberstand, wenig gewachsen, denn er war sinnlich, arbeitscheu, unentschlossen und allen Einflüssen zugänglich.

Zwan ging gegen Livland sehr vorsichtig vor. Als 1554 eine livländische Gesandtschaft nach Moskau kam, um den abgelaufenen Waffenstillstand zu verlängern, wurde ihr eröffnet, der Frieden sei nur zu erlangen, wenn das Stift Dorpat einen Tribut von je einer Mark für jeden Einwohner zahle. Dieser Zins, den zu zahlen die Livländer sich einst verpflichtet hätten, sei zwar schon seit 1473 nicht entrichtet worden, würde aber jetzt eingefordert. Die Livländer erklärten, von diesem Zins nichts zu wissen, gaben aber schließlich nach und erhielten nun einen Beifrieden auf 15 Jahre in Aussicht. Die Livländer suchten nun wenigstens die Höhe des geforderten Tributs zu verringern, und eine Gesandtschaft erreichte, daß der jährliche Tribut auf 1000 Dukaten festgesetzt wurde und für die Vergangenheit noch 45 000 Taler gezahlt werden sollten. Das Geld sollte aber gleich bezahlt werden, und die Gesandten verfügten über keins. Nun wurden sie hingehalten, bis ein russisches Heer in Livland eingebrochen war. Dieses Heer bestand hauptsächlich aus Tataren unter Schig-Alei und hatte den Auftrag, nur über die Grenze zu gehen, falls es den Gegner unvorbereitet fand, sich aber zurückzuziehen, falls es auf energischen Widerstand stieß. Da die Livländer in unglaublicher Verblendung gar keine Vorkehrungen für den Krieg getroffen hatten, konnten die Tataren das Stift Dorpat unter den fürchtbarsten Verheerungen durchziehen (Januar

1558). Dann gingen sie, mit Beute beladen, nach Rußland zurück.

Später wurde von einem russischen Heer Narwa erobert, wurden Neuhausen und zahlreiche andere Schlösser gewonnen.

Die Livländer beschickten nun die Höfe von Dänemark und Schweden, ohne doch Hilfe zu erhalten. Im Orden aber bekämpften sich zwei Parteien, die des Meisters Fürstenberg und die des Komthurs Gotthard Kettler, die Kettlers Wahl zum Koadjutor durchsetzte. Kettler aber hoffte mit Hilfe Litauen-Polens sich zum weltlichen Herrn Großlivlands (man verstand unter Livland immer Liv-, Est- und Kurland) zu machen.

Die Russen eroberten mittlerweile Dorpat und zogen dann vor Riga, das sie aber nicht einnehmen konnten. Kettler begab sich nun zu Sigismund August nach Wilna und verpfändete im Namen des Ordens ihm eine Anzahl Schlösser gegen die Verpflichtung, Livland vor den Russen zu schützen. Fürstenberg trat nun zurück, und Kettler wurde Ordensmeister. Der Bischof von Ösel aber verkaufte sein Bistum an den König Friedrich II. von Dänemark, der mit ihm seinen Bruder, den Herzog Magnus, ausstattete.

Im Jahre 1560 machten die Russen unter dem Fürsten Kurbski weitere Fortschritte, schlugen das kleine Ordensheer bei Ermes und nahmen auch das starke Fellin. Unter diesen Umständen erkannte man in Livland immer mehr, daß die Selbständigkeit des Landes sich nicht länger aufrecht erhalten ließ, es war aber keine Einigung darüber zu erreichen, unter wessen Schutz man sich begeben sollte. Die Bewohner Ösels waren dänisch geworden, die Nordlivländer setzten ihre Hoffnung auf Schweden und erkannten dessen König Eric XIV. als ihren Herrn an. Nun bekämpften sich in Livland Litauen-Polen und Schweden, gegen die wieder die Russen stritten. Die Südlivländer unterwarfen sich (November 1561) den Litauern-Polen und zwar so, daß der südlichste Teil des Landes, Kurland und Semgallen, ein von Litauen-Polen zu Lehn gehendes Herzogtum mit Kettler als Herzog sein sollte, während das eigentliche Livland eine Provinz wurde, der durch mancherlei Privilegien eine gewisse Selbständigkeit gewahrt blieb.

In Moskau hatte sich unterdessen ein verhängnisvoller Wandel der Dinge vollzogen. Der Gegensatz zwischen dem Zaren und seinen Ratgebern hatte sich mehr und mehr vertieft. Sphvester und seine Freunde erhoben lebhaftere Vorstellungen gegen die barbarische Krieg-

führung der Tataren in Livland und reizten Iwan, der sich die Eroberung des Landes leichter gedacht hatte, noch mehr. Sie erhoben auch immer wieder Protest gegen seine Neigung, unter dem Vorwand von Wallfahrten in ferne Klöster zwecklos mit seiner ganzen Familie im Lande umherzureisen. Iwan trug ihr Joch nur noch mit steigendem Unwillen, und eine Rotte gewissenloser Höflinge, unter denen Alexei Basmanow und sein Sohn Feodor, ein Fürst Wjasemski, Wassili Grjasnoi und Maljuta Skuratow hervorragten, bestärkten ihn in ihm. Im November 1559 zog sich Anastasia auf der Rückkehr von einer Wallfahrt eine schwere Erkältung zu, und ein durch eine im Kreml ausbrechende Feuersbrunst hervorgerufener Schreck verschlimmerte ihren Zustand so, daß sie am 7. August 1560 starb. Die der Kamarilla feindliche Bojarenpartei und die Höflinge behaupteten nun, die Zarin sei im Auftrage von Schwelger und seinen Freunden verzaubert worden. Daraufhin wurde Schwelger in ein entferntes Kloster verbannt, Adaschew aus Fellen als Gefangener nach Dorpat gebracht, wo er infolge der Aufregung an einem Fieber starb.

Iwan geberdete sich am Totenbett Anastasias wie ein Verzweifelter, und er spricht viele Jahre später noch mit Herzenstönen von ihr, aber sie war kaum begraben, als er sich schon mit einem neuen Eheplan trug. Er warb um eine Schwester Sigismund Augusts, Katharina, wurde aber zu seiner äußersten Entrüstung abgewiesen. Als die Prinzessin später einen Bruder Erich XIV. von Schweden, Johann von Finnland, heiratete, bot Iwan, als dieser bei seinem Bruder in Ungnade fiel, alles auf, um sich der Dame zu bemächtigen. Glücklicherweise vergebens. Zunächst aber vermählte sich der Zar mit der Tochter eines tscherkessischen Häuptlings Temgrjuk, Maria, einer schönen Wilden, die ihn in seinen grausamen Neigungen nur bestärkte. Iwan ergab sich nun einem wüsten Leben, das sein ohnehin nur schwaches Nervensystem noch mehr zerrüttete.

Unter den wichtigsten Vorwänden wurden jetzt die Verwandten Adaschews und seine hervorragendsten Anhänger hingerichtet. Als sich kein Widerstand regte, wurde auch hingemordet, wer immer es wagte, gegen das Treiben des Zaren Vorstellungen zu erheben, auch wenn es sich um die verdienstvollsten Männer handelte. Man kann die sittliche Verwilderung Iwans noch heute schrittweise verfolgen. Er wurde ganz und gar von zwei Trieben beherrscht, von dem der Selbsterhaltung und dem Haß gegen die Bojaren. Der erstere hatte

ihn lange abgehalten, dem letzteren die Zügel schießen zu lassen; jetzt überzeugte er sich aber mehr und mehr davon, daß Bojaren und Volk alles ertrugen, was über sie zu verhängen ihm gefiel, und wütete bald wie ein Unsiniger. Dabei wurde er aber doch die Furcht nicht los, daß sein verrücktes Leben bedroht sei und sann, so lange er lebte, auf Mittel, es zu schützen. Es war doch wohl auch etwas Pathologisches in dieser Entwicklung, ein selbstverschuldeter, intermittierender Wahnsinn, denn Furcht und Rachsucht scheinen doch kaum auszureichen, um Iwans Treiben zu erklären, wenn sie auch als entscheidende Elemente immer festzuhalten sind.

Die angesehensten Bojaren mußten jetzt Bürgen stellen, daß sie nicht nach Litauen entweichen wollten, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die verdächtigt wurden, das gewollt zu haben. Es war ja natürlich genug, daß in der Tat von dem Argwohn des Zaren bedrohte Russen versuchten, sich nach Litauen in Sicherheit zu bringen, und daß Sigismund August sie freundlich aufnahm, was dann wieder Iwans Mißtrauen verstärkte.

In Livland kommandierte der Fürst Andreas Kurbski, einer der tüchtigsten Feldherren Iwans. Obgleich er zu den Freunden Szwefsters gehörte, hatte der Zar sich bisher nicht an ihn gewagt. Kurbski erfuhr aber, daß auch ihm das Verderben drohte. Er floh im Frühling 1564 von Dorpat aus zu den Litauern und fand bei Sigismund August die freundlichste Aufnahme. Von Litauen aus übersandte er dann Iwan einen Absagebrief, in dem er ihm über sein Treiben die heftigsten Vorwürfe machte. Iwan empfing den Boten Kurbskis, den vielbesungenen Wassili Schibanow, auf der Roten Treppe, stieß ihm die Spitze seines Stabes durch den Fuß und ließ sich Kurbskis Brief vorlesen. Dann befahl er, Schibanow lebendig zu schinden und antwortete Kurbski in einem ebenso langen wie wirren Schreiben, das aber immerhin von schriftstellerischem Talent zeugt.

Die ungemein interessante Korrespondenz, die später noch in der Weise fortgesetzt wurde, daß jeder der Korrespondenten dem anderen ein Höhn schreiben schickte, sobald ihn ein Unglück traf, ist uns erhalten. Kurbski besteht darauf, daß der Zar zwar ein absoluter Fürst, aber moralisch an den Rat seiner Bojaren gebunden sei, und rühmt die Verdienste der Szwefsterschen Kamarilla um Iwan und Rußland. Er vertritt ferner das alte Recht der Bojaren, einem Fürsten abzujagen und in den Dienst eines anderen überzugehen. Er macht Iwan endlich sehr begründete Vorwürfe über sein Wüten gegen die Bojaren.

Iwan stellt seinerseits die Theorie auf, daß der Monarch mit seinen Unter-

tanen machen könne, was er wolle, und daß die Untertanen verpflichtet wären, sich von ihm alles gefallen zu lassen. Er suchte diese Theorie durch Zitate aus der Heiligen Schrift und den Büchern der Kirchenväter zu begründen, wobei er sich nicht scheut, die Zitate seinen Wünschen entsprechend zu fälschen. Er vermaß immer wieder bei dem Treiben der Bojaren während seiner Unmündigkeit und erklärt, die Kamarilla Spibesters hätte seine Person in der unzulässigsten Weise eingeschränkt und Gefahren ausgesetzt.

Iwan war durch die Flucht Kurbskis in seinem Mißtrauen gegen die Bojaren nur noch bestärkt worden, und es fraß ihm am Herzen, daß die hohe Geistlichkeit immer wieder für die Opfer seines Argwohns eintrat. Unter dem Einfluß seiner Leidenschaften beschloß er, sich womöglich eine Stellung zu schaffen, die seinen Neigungen ganz freie Bahn ließ. Am 3. Dezember 1565 verließ er mit seinem ganzen Hof ostentativ Moskau und begab sich in ein hinter dem Sergiewschen Kloster inmitten ungeheurer Waldungen liegendes Dorf, das die Alexandrowskaja Sloboda hieß. Von hier aus sandte er am 3. Januar 1565 zwei Schreiben nach Moskau. Das eine war an die Bojaren gerichtet. In ihm wurden ihnen die heftigsten Vorwürfe über ihr Verhalten während Iwans Minderjährigkeit gemacht und behauptet, sie hätten ihn auch später im Kampf gegen die Tataren, Litauer und Deutschen nicht genügend unterstützt. Die Geistlichkeit aber sollte in unzulässiger Weise gegen die Bestrafung der Verräter unter den Bojaren eingetreten sein. Deshalb habe Iwan sich entschlossen, Moskau zu verlassen, und würde nun dort leben, „wohin Gott ihn weisen würde“.

Ein anderes Schreiben war an das Volk gerichtet und wurde auf dem Roten Platz öffentlich verlesen. In ihm wurde versichert, daß der Zorn des Zaren nur den Bojaren gelte.

Iwan hatte in der Tat bisher nur die Bojaren mißhandelt und war beim Volk beliebt, während die Bojarenherrschaft bei diesem noch im schlimmsten Andenken stand. Indem er nun die Bojaren als Verräter denunzierte, konnte er sicher sein, daß das Volk ihm zufallen würde. Es geriet denn auch die ganze Stadt in die wildeste Aufregung und verlangte von den Bojaren, Iwan unter allen Umständen zu versöhnen. Es begab sich nun eine aus den angesehensten Bojaren und vielen hohen Geistlichen bestehende Deputation, der sich zahlreiche Leute aus dem Volk anschlossen, zu Iwan, versicherte, ihm in allem willfahren zu wollen, und flehte ihn an, seinen Zorn fahren zu lassen. Nach einigem Zögern erklärte er sich dazu bereit unter Bedingungen, die er später mitteilen würde.

Als er Anfang Februar nach Moskau zurückkehrte, war er auch in seinem Äußeren ganz verändert. „Er erhob sich in die Moskau,“ heißt es bei Taube und Kruse, „mit solcher verkerter und schleunigen Dorenderungk seiner vorigen Gestalt, das er auch von vielen nicht hat mögen erkannt werden. Auch neben andern mehr Dorenderungk kein Hare auffem Kopfe und im Bartt behalten.“ Die Neuordnung, die Iwan jetzt vornahm, war von der Art, daß seine entsetzten Untertanen anfangs wohl nicht ihren Ohren getraut haben mögen. Iwan sonderte aus seinem Reich mehr als 20 Städte aus, die mit ihrer Umgebung ihm besonders zu eigen sein sollten. Diese Städte bildeten nicht etwa ein zusammenhängendes Gebiet, sondern lagen zerstreut im Lande, meist im Norden. Auch in Moskau selbst wurde ein Stadtteil von den übrigen abge sondert. Der so zusammenge setzte zarische Sonderbesitz wurde Opritschnina benannt. So hieß früher das Sondereigentum der verwitweten Zarinnen. Zugleich entstand eine anfangs aus 1000 Mann bestehende, dann auf 6000 vermehrte Leibwache des Zaren, die aus den verwegensten, zu allem bereiten Leuten gebildet wurde. Diese Opritschniki bildeten eine Art Orden. Sie mußten bei ihrem Eintritt schwören, daß für sie nur noch der Zar auf der Welt sein würde, daß sie ihm in allen Stücken gehorchen und nur untereinander verkehren würden. Sie trugen auch eine Art Uniform, ritten in schwarzen Rüstungen auf schwarzen Pferden und führten am Sattel einen Hundekopf und einen Besen, als Symbol, daß sie die Verräter beißen und mit dem Besen aus dem Lande kehren würden.

Das nicht zur Opritschnina gehörende Land sollte als „Semtschnina“ vom Bojarenrat verwaltet werden, doch behielt sich Iwan in wichtigen Dingen auch hier die Entscheidung vor.

Nun wurden die Edelleute in den zur Opritschnina geschlagenen Landschaften oder Stadtteilen, 12000 an der Zahl, einfach in den unwirtlichen Nordosten versetzt, und die Opritschniki nahmen ihre Stellen ein. Iwan ließ sich auch in Moskau einen besonderen, von steinernen Mauern umgebenen Palast bauen, wohnte aber meist in der stark besetzten Alexandrowskaja Sloboda, der „Blutgrube“, wie die deutschen Zeitgenossen den Ort nannten. Hier feierte die Tollheit Iwans Orgien. Er hatte aus 300 der wildesten Opritschniki eine Art Mönchsorden gebildet und sich zu ihrem Abt erklärt. Als solcher läutete er morgens persönlich zur Frühmesse und las beim

Mittagsmahl erbauliche Bücher vor. Während des Gottesdienstes schlug er so oft mit der Stirn gegen den Boden, daß sie fast immer blutrünstig war. Zugleich hielt er aber mit seinen Kumpanen die tollsten Gelage ab und war nie heiterer, als wenn er aus der Folterkammer kam. Er sah es gern, wenn die Opritschniki in der Semstschina alle Unbill verübten und die Bojaren in jeder Weise quälten. Gelegentlich zog er selbst an ihrer Spitze aus und überfiel das Gut eines Bojaren. Dann blieb keine Seele in ihm lebendig, die Tiere selbst wurden getötet, die Fischteiche abgelassen, die Obstbäume umgehauen. Vor den wechselnden Launen des Tyrannen waren aber auch seine Werkzeuge nicht sicher; zog ein Opritschnik seinen Zorn auf sich, so wurde er von Iwan höchst eigenhändig ermordet oder zum Fenster hinausgestürzt, wo im Graben eine Meute hungriger Hunde ihn zerriß.

Alle Quellen, die russischen sowohl wie die ausländischen, entwerfen das gleiche entsetzliche Bild eines Zäsurenwahnsinns, der in unschuldigem Blute schwelgt und sich an Lasterungen nicht genug tun kann.

Man hat immer wieder versucht, ein halbwegs anständiges Motiv für die Entstehung der Opritschnina zu entdecken, aber es lassen sich keine anderen Motive finden, als eine unbegründete Furcht vor Nachstellungen und eine krankhafte Rachsucht. Soviele wir sehen können, hat sich nie eine Verschwörung gegen das Leben Iwans gebildet. Dem Russen war in der Person des Zaren wie seine Religion so sein Vaterland verkörpert; Auflehnung gegen ihn war Gotteslästerung und Verrat am Vaterlande. Ein vornehmer Russe, ein Greis, der auf dem Pfahl zwölf furchtbare Stunden verlebte, betete, bis der Tod ihn von seinen Qualen erlöste, für den Zaren; Männer, die wußten, daß ihrer ein entsetzliches Ende harrte und die fliehen konnten, kehrten nach Moskau zurück.

Uneblere Motive mögen zugrunde gelegen haben, wenn ein Tafelgenosse Iwans, dem der Zar ein Ohr abschchnitt, sich bedankte, daß sein Leben verschont geblieben sei; wenn ein anderer Bojar, der bei seiner Rückkehr aus dem Palast den Leichnam seiner Frau über dem Speisetisch hängend fand, an ihm aß, bis er durch die Gnade ihres fürstlichen Mörders von diesem Anblick befreit wurde. Das russische Volk litt mit einer Geduld, die das entsetzte Staunen der Ausländer hervorrief und die es schließlich doch in Grund und

Boden verderben mußte. Denn welche andere Waffe blieb den solcher Willkür Preisgegebenen als Schmeichelei und Lüge?

Man kann auch nicht annehmen, daß die Opritschnina, in der es keine Mjesnitschestwo gab, als Gegengewicht gegen diese entstand. Iwan pflegte die Mjesnitschestwo vielmehr sorgfältig, weil die aus den Rangstreitigkeiten hervorgehenden Händel die Bojarenfamilien immer wieder untereinander verfeindeten.

Nein, Aufgabe der Opritschniki war keine andere, als die Person Iwans zu schützen und ihm als Mittel zur Befriedigung seiner Rachsucht zu dienen. Er verfiel aber vielleicht auf sie, nachdem er in irgendeiner byzantinischen Chronographie gelesen hatte, daß Augustus, von dessen Bruder er ja abzustammen wähnte, gewisse Provinzen sich selbst vorbehielt, andere dem Senat zur Verwaltung überließ.

Der Metropolit Makarius hatte es gewagt, für die von Iwans Ungnade Betroffenen fürbittend einzutreten, der Zar hatte sich aber ausbedungen, daß das künftig nicht mehr geschehen sollte, und der Nachfolger von Makarius, Anastasius, wagte es nicht, diesem Versprechen untreu zu werden. Unfähig, dem Wüten des Fürsten weiter zuzusehen, legte er sein Amt nieder, und Iwan hatte die Laune, zu seinem Nachfolger einen der besten Geistlichen zu berufen, den es damals in Rußland gab, den Abt des Solowezkiklosters, Philipp, einen Kolntschew. Als aber geschah, was geschehen mußte, als Philipp dem Zaren mutig entgegentrat, ließ er ihn durch seine Opritschniki aus der Kirche schleppen und verbannte ihn in ein Kloster, in dem ihn Maljuta Skuratow im folgenden Jahre eigenhändig erwürgte.

Nun regte sich auch in der Geistlichkeit kein Widerspruch mehr, und Iwan konnte dazu schreiten, auch das Blut seiner Angehörigen zu vergießen. Sein Vetter Wladimir und dessen Frau mußten Giftbecher leeren, Wladimirs Mutter Euphrosyne wurde eräußt, die Witwe seines Bruders Juri ebenfalls getötet.

Aber das alles war nur ein Vorspiel für Greuelthaten ohnegleichen. Iwan wußte aus seinen historischen Studien, daß die Großfürsten von Twer durch Generationen Gegner seiner Vorfahren gewesen waren; daß die Freistaaten Nowgorod und Pskow sich lange und erfolgreich der Einverleibung in das Großfürstentum Moskau widersetzt hatten. Nowgorod haßte er besonders, wohl als die Heimat der Schuiskis und Schwesters.

Und er beschloß, sich nachträglich an ihnen allen zu rächen. Ein Schurke verbarg hinter einem Heiligenbilde in der Sophienkathedrale in Nowgorod ein Dokument, aus dem sich ein Einverständnis des Erzbischofs mit Sigismund August zu ergeben schien. Das gab den Vorwand ab.

Nun geschah das Unglaubliche: Iwan zog im Dezember 1569 an der Spitze seiner Opritschniki gegen Twer, ermordete die Einwohner und verbrannte die Stadt. Er umzingelte dann Nowgorod und wütete vier Wochen lang gegen die unglücklichen Einwohner, die doch gar nicht einmal Nachkommen der alten Nowgoroder waren. An 30000 Menschen jeden Geschlechts und Alters wurden erwürgt oder im Wolchow ersäuft, die Stadt und die Klöster ausgeplündert. Nowgorods Wohlstand wurde vernichtet für immer.

Iwan scheint Pskow weniger gehaßt zu haben als Nowgorod, er und seine Mordgesellen waren vielleicht auch des Mordens müde. Als die Bürgerschaft ihn auf Rat des Statthalters unter Glockengeläut in Seltgewändern empfing und seinen Söldnern beladene Tische darbot, begnügte er sich mit einigen Hinrichtungen. Es soll auch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sein, daß ein Blödsinniger ihm ein Stück rohes Fleisch darbrachte. „Ich esse in den Fasten kein Fleisch,“ meinte Iwan. „Aber doch Menschenfleisch,“ war die Antwort.

Im Juli 1570 wurden dann an einem Tage nicht weniger als 120 Männer und unter ihnen mehrere der verdientesten hohen Beamten unter unsagbaren Qualen hingerichtet. Auch die beiden Basmanow wurden um diese Zeit getötet, wie denn bis auf Maljuta Skuratow, der in Livland fiel, und Bogdan Bjelski, der Iwan überlebte, auch alle seine Günstlinge früher oder später Opfer seines Mißtrauens wurden.

Im folgenden Jahre drangen die Tataren unter Dewlet-Girei wieder einmal bis Moskau vor, und Iwan floh vor ihnen wie in gleichen Fällen früher seine Vorfahren. Die Tataren konnten den ummauerten Teil der Stadt nicht einnehmen, nahmen aber unzählige Gefangene mit sich.

Iwan aber führte nun eine ganz tolle Komödie auf, ernannte einen getauften Tataren Simeon, Schig-Aleis Nachfolger in Kassimow, zum Vorsteher der Semitschina und behandelte ihn als Zar. Er „schlug vor ihm die Stirn“, nannte sich seinen „Knecht“ und unterzeichnete die von ihm an Simeon gerichteten Bittschriften „Iwanlein“.

Den Vornamen nur in der Verkleinerungsform dem Zaren gegenüber zu gebrauchen, war nämlich Hoffitte geworden. Diese Pöffe währte zwei Jahre lang.

Auch in seinem Familienleben setzte sich Iwan über alle Gebote der Kirche und der Sitte einfach hinweg. Nach Marias Tode heiratete er in dritter Ehe die Tochter eines Nowgoroder Kaufmanns, die aber nur kurze Zeit lebte. Obgleich die griechische Kirche nur drei Eheschließungen erlaubt, zwang Iwan die Geistlichkeit, ihm ausnahmsweise noch eine vierte zu gestatten. Später hat er dann noch mehrere geschlossen und die Frauen, wenn er ihrer überdrüssig wurde, ins Kloster gesteckt. Seine letzte Gattin war Maria Nagoi, die ihm am 19. Oktober 1583 einen Sohn gebar, der wieder den Namen Demetrius erhielt und der später durch einen frühen, unnatürlichen Tod unsägliches Unheil über Rußland brachte.

Von Anastasia hatte Iwan zwei Söhne, Iwan und Seodor. Iwan war in allen Dingen der unzertrennliche Genosse seines Vaters, Seodor schwachsinzig, aber gutartig und ganz dem, was er unter Religion verstand, zugewandt.

Höchst verhängnisvoll wirkte die Tyrannei Iwans auf die Verhältnisse Litauens. Die Polen waren eifrig bemüht, dieses Land ganz mit ihrem Reich zu verschmelzen, die Nationallitauer aber sahen mit Recht darin den Untergang ihrer Nationalität, und die russischen Litauer fürchteten für Nationalität sowohl wie Konfession, obgleich letztere noch nicht so bedroht erschien, wie sie später, nachdem die Jesuiten Polen geistig beherrschten, tatsächlich wurde. In Polen wie in Litauen hatte die Reformation schnelle Fortschritte gemacht; es schien, als sollten diese Länder dauernd eine konfessionell gemischte Bevölkerung behalten.

Immerhin wäre die Union von Lublin (1569), die Litauen mit Polen für immer verband und nicht nur Wolhynien, sondern auch Kiew direkt an Polen brachte, nie zustande gekommen, wenn statt Iwan IV. Iwan III. in Moskau regiert hätte.

Iwan hatte Polozk erobert, aber es gelang ihm nicht, in Livland über das Bistum Dorpat hinaus festen Fuß zu fassen. Auch nicht, als er Herzog Magnus eine Tochter seines Veters Wladimir zur Frau gab und ihn zum König von Livland ernannte. Die Livländer wollten um keinen Preis russisch werden. Das Land wurde zur Wüste gemacht, unzählige Livländer als Gefangene nach Rußland gebracht, aber Reval und Riga konnten nicht erobert

werden, und die Schweden blieben in Estland wie die Polen in Livland. Auch Magnus verzichtete schließlich auf alle Hoffnungen und rettete sich nach Pilten.

Als Sigismund August starb (1572), dachte ein Teil der Litauer daran, einen Sohn Iwans zum König zu wählen, Iwan wollte aber selbst gewählt werden, was natürlich unmöglich war. Er erlebte vielmehr, daß nach der Episode Heinrichs von Anjou in der Person Stephan Bathorns ein fürchtbarer Feind Rußlands König von Litauen-Polen wurde (April 1576).

Bathorn faßte die ganze kriegerische Kraft Litauen-Polens zusammen, organisierte die Kosaken, setzte durch, daß eine besondere Steuer zum Kriege gegen Rußland erhoben wurde und nahm für ihren Ertrag deutsche Söldner an, während sein Bruder ihm ungarische zuführte. Er eroberte dann Polozk und eine Anzahl anderer Festungen (1579), nahm im folgenden Jahre Welikije Luki. Im Jahre 1581 zog Bathorn vor Pskow, konnte aber die Stadt, in der zwei Fürsten Schuiski, Iwan und Wassili, kommandierten, nicht einnehmen. Unterdessen eroberten aber die mit Bathorn verbündeten Schweden Narwa-Iwangerod, von dem aus der russische Handel mit dem Abendlande geführt worden war.

Iwan selbst war vor einem litauischen Heer unter Radziwil in die Alexandrowskaja Sloboda geflohen und suchte nun Hilfe durch diplomatische Verhandlungen. Ein Gesandter, Istoma Schewrigin, ging durch Livland und Deutschland nach Rom und rief die Vermittelung des Papstes an.

In Rom hatte man die Hoffnung, Rußland doch noch für die Union zu gewinnen, nie aufgegeben. Der Papst schickte daher sofort den Jesuiten Antonio Possevin, der sein diplomatisches Geschick schon in Schweden bewiesen hatte, zunächst zu Bathorn. Possevin begab sich dann, als Bathorn gegen Pskow aufbrach, nach Stariza zu Iwan. Im Dezember 1582 begannen im Dorfe Kiewerowa Gorka die Friedensverhandlungen, auf die die von der Belagerung von Pskow einlaufenden Nachrichten natürlich großen Einfluß hatten. Schließlich gelang es Possevin, einen Friedensschluß auf zehn Jahre herbeizuführen. Iwan trat ganz Livland und Polozk an Litauen-Polen ab, dieses aber verpflichtete sich, die Schweden nicht zu unterstützen. Iwan lag alles daran, Narwa wiederzugewinnen, er mußte schließlich aber im Frieden an der Pjussa auch auf dieses verzichten.

Das vierundzwanzigjährige Ringen um Livland endete mit einem vollständigen Mißerfolge.

Possevins Hoffnung, Iwan für die Union zu gewinnen, wurde völlig enttäuscht. Der Zar nahm ihn freundlich auf und gewährte ihm einige Disputationen, er mußte aber unverrichteter Dinge abreisen.

In diese Zeit fällt eine furchtbare Katastrophe am Moskauer Hof. Wir sahen schon, daß Iwans ältester gleichnamiger Sohn sein unzertrennlicher Gefährte wie in der Regierung so in seinen Ausschweifungen war. Der Prinz war zweimal verheiratet, mußte aber seine Frauen immer wieder auf des Vaters Befehl ins Kloster schicken, weil sie unfruchtbar waren. Nun war seine dritte Frau, Helene Scheremetjew, in Umständen. Im November 1582 fand Iwan, der Vater, sie eines Tages im Negligé auf einer Bank liegen, geriet darüber in Zorn und schlug sie. Als der herbeieilende Sohn ihm darüber Vorstellungen machte, schlug er auch nach diesem mit dem Stabe und traf ihn so unglücklich an die Schläfe, daß der Prinz am vierten Tage verschied. Helene aber gebar ein totes Kind.

Als Nachfolger Iwans kam künftig nur noch der schwachsinnige Feodor in Frage, denn der Zar selbst betrachtete seine Ehe mit Maria Nagoi nur als Konkubinat. Während Maria in Umständen war, schickte er einen Gesandten an Elisabeth von England und warb um eine Verwandte von ihr, Maria Hastings, von der ihm sein englischer Leibarzt erzählt hatte. Elisabeth antwortete natürlich ausweichend, und Maria Nagoi gebar als quasi Zarin Demetrius.

In die letzten Lebensjahre Iwans fällt die Eroberung des Khanates Sibirien. Am westlichen Abhang des Urals hatte eine Familie von Großindustriellen Stroganow an der Witschegda große Salzfiedereien und Handelsfaktoreien. Iwan begünstigte diese Familie und erlaubte ihr, zum Schutz ihres Handels ein eigenes kleines Heer zu halten. Als nun der Khan von Sibirien die Besitzungen der Stroganows angriff, nahmen sie eine Anzahl Kosaken in ihren Dienst, deren Anführer Jermak und Kolzo wegen fortgesetzter Räubereien an der Wolga von Iwan zum Tode verurteilt waren. Die beiden brachen nun an der Spitze eines kleinen, zum Teil aus deutschen und litauischen Kriegsgefangenen bestehenden Heeres auf, überstiegen den Ural und schlugen erst am Tobol, dann am Irtysch die Sibirier. Am 26. Oktober 1581 fiel auch die Stadt Sibir in ihre Hände.

Als die Nachricht von diesen Siegen nach Moskau kam, begnadigte Iwan natürlich die Kosaken und ließ das Land durch reguläre Truppen in Besitz nehmen. Jermak aber wurde während eines Feldzuges nachts von den Feinden überfallen, sprang, um sich zu retten, in den Irtysch und ertrank (1584).

Im Winter desselben Jahres erkrankte Iwan und erkannte bald, daß sein Ende nahe war. Er ernannte in seinem Testament Feodor zu seinem Nachfolger, ordnete ihm aber eine aus fünf Personen bestehende „regierende Duma“ zu.

Der vornehmste Mann in ihr war der Fürst Iwan Mstislawski, der mütterlicherseits von einer Schwester Wassilis III. abstammte. Er war persönlich unbedeutend und hatte nur eine dekorative Bedeutung. Als militärischer Berater war der Fürst Iwan Schuiski gewählt, der berühmte Verteidiger von Pskow. Nikita Romanow, der Bruder Anastasias, vertrat die Blutsverwandtschaft seines Neffen, des jungen Zaren. Er war beim Volk sehr beliebt, scheint aber kein bedeutender Mann gewesen zu sein. Das vierte Mitglied der regierenden Duma war der langjährige Liebling Iwans, Bogdan Bjelski, ein gewissenloser, von keinerlei politischen Gesichtspunkten geleiteter Intrigant; das fünfte, der Schwager Feodors, Boris Godunow, der weitaus Begabteste in diesem Kreise. Er war mit einer Tochter Maljuta Skuratows, Maria, vermählt, einem hochfahrenden, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Weibe, das, wie es scheint, einen großen und verhängnisvollen Einfluß auf ihn ausübte.

Am 15. März 1584 zeigte Iwan noch dem Engländer Horsey seine Schatzkammer, am 18. aber sank er, während er mit Bogdan Bjelski Dame spielte, plötzlich um und starb, nachdem ihn der herbeigeholte Metropolit noch schnell in den Mönchsstand aufgenommen hatte.

Iwan hatte von seinem Volk den Beinamen „Grosni“ erhalten. Wir übersetzen das Wort mit „der Schreckliche“, es ist aber als ein anerkennendes Beiwort gemeint und wurde auch schon auf Iwan III. angewendet. Es bedeutet so viel wie „der Gewaltige“, „der Furcht-einflößende“. Iwan IV. war bei den Massen sehr beliebt, und auch die Volkspoesie steht durchaus freundlich zu ihm. Sein Wüten richtete sich ja auch in erster Reihe gegen die Vornehmen, die Bojaren, und diese waren dem Volk in hohem Grade verhaßt.

Das Urteil der Geschichte muß aber ganz anders lauten. Indem Iwan die alte Aristokratie vernichtete und mit den Metropolit

sein arges Spiel trieb, zerstörte er auch alle konservativen Elemente des Landes, und seine zuchtlose Willkür machte das ganze russische Volk zu einer Herde von Sklaven mit allen Eigenschaften von solchen. Die Waffen des Rechtlosen sind die Intrige und die Lüge, und nie vorher oder nachher war ein Volk so verlogen wie das russische beim Tode Iwans. Man log mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen, und keiner traute dem anderen über den Weg. Und das mit Recht, denn die äußerste, rücksichtsloseste Selbstsucht beherrschte jeden. Iwan hatte jedes göttliche und menschliche Gesetz hohnlachend mit Füßen getreten, sich um die Gebote der Kirche ebensowenig gekümmert wie um die der Menschlichkeit, sich jedem Laster offen und mit viehischer Brutalität hingegeben. Und seine 6000 Opritschniki waren seine gelehrigen Schüler gewesen. Nun war jedermanns Hand gegen jeden. Sletcher, dessen Buch 1591 erschien, schrieb schon damals: „Diese elende Politik, Iwans tyrannische Maßregeln, verwirren, obgleich sie jetzt aufgehört haben, noch heute das Land und haben es mit Haß und tödlichen Feindschaften erfüllt, die, wie es scheint, erst im Feuer eines Bürgerkrieges sich auflösen können.“

Die immerwährenden Kriege und das Wüten Iwans gegen die eigenen Untertanen hatten bewirkt, daß das ganze Land verarmt war. Die Ausfuhr war in hohem Grade zurückgegangen, die Bauern, zumal die Sklaven der von Iwan getöteten Bojaren, flohen zu den Kosaken in die Steppen oder schlossen sich in den Wäldern zu Räuberbanden zusammen, die Gutsbesitzer waren verarmt und verwildert.

Sletcher hatte nur zu richtig geurteilt.

Seodor. — Boris Godunow. — Demetrius. Die Zeit der Wirren.

Der von Iwan zu seinem Nachfolger ernannte Prinz Seodor war 27 Jahre alt. Leo Sapieha sagte, man behaupte von Seodor mit Unrecht, daß er wenig Verstand habe, er habe gar keinen. Petrejus charakterisiert ihn als „ein mittelmäßig Person, weiß von Angesicht, ein frommer, eingezogener Herr“. Nach Fletcher war er klein von Wuchs und fett, hatte einen watschelnden Gang und eine stockende Sprache. Er lebte ganz frommen Übungen, zu denen nach seiner und seiner Untertanen Ansicht auch das Läuten von Kirchenglocken gehörte, und verbrachte nur einige Frühabendstunden in Gesellschaft seiner Frau und von Narren und Zwergen.

Man konnte daran zweifeln, ob ein solcher Mann sich als Nachfolger „des Schrecklichen“ würde behaupten können, und es scheint, daß noch in der Nacht, die auf Iwans Tod folgte, die Nagots mit Hilfe von Bjelski einen Versuch machten, den Stiefbruder Seodors, den erst einjährigen Demetrius gegen ihn auszuspielen, die regierende Duma aber schritt energisch ein und unterdrückte die Bewegung. Die Mutter des kleinen Demetrius und ihre Brüder wurden in eine ehrenvolle Verbannung nach Uglitsch geschickt, Bjelski zunächst noch geschont, bald darauf aber als Wojewode von Nischni-Nowgorod aus Moskau entfernt. Ein Landtag (Semski Sfobor) bat Seodor ausdrücklich, das Regiment zu übernehmen, und der Prinz wurde mit allem erdenkbaren Glanz gekrönt.

In der regierenden Duma, die tatsächlich die Geschäfte leitete, spielte zunächst Nikita Romanow die erste Rolle, starb aber schon im folgenden Jahre, und nun wuchs der Einfluß von Boris Godunow von Tag zu Tag. Seine kluge, energische Schwester, die Zarin Irene, unterstützte ihn in jeder Weise. Boris erhielt immer neue Würden und immer neue Güter, so daß Fletcher zu der denn doch

wohl sehr übertriebenen Annahme kam, er könne als ihr Herr 100 000 Mann ins Feld stellen.

Von großer Schönheit und hochbegabt, war Boris wohl geeignet, die Regierung des Landes zu führen. Obgleich er weder zu lesen noch zu schreiben verstand, war er doch sehr bildungsfreundlich und erkannte sehr wohl, wie sehr Rußland an Kultur hinter den Staaten des Abendlandes zurückgeblieben war. Er suchte deshalb gebildete Männer nach Rußland zu berufen, schickte eine Anzahl junger Leute zu ihrer Ausbildung ins Ausland und trug sich sogar mit der Absicht, in Moskau eine Universität zu begründen. Es erwies sich aber, daß seine Pläne sich noch nicht verwirklichen ließen. Den Unterricht durch die fremden Gelehrten genossen nur sein eigener Sohn und seine Tochter; die ins Ausland geschickten jungen Leute kehrten nicht wieder in die Heimat zurück; die Geistlichkeit sah in der Errichtung einer Hochschule den Untergang der Glaubenseinheit. So mußte Boris sich darauf beschränken, den Handel mit dem Abendlande möglichst zu fördern.

Boris erkannte überhaupt, daß das russische Volk zurzeit vor allem den Frieden brauchte. Zum Glück Rußlands starb 1586 Stephan Bathory, so daß ein Krieg mit Litauen-Polen nicht in Aussicht stand. Es gab sogar in Litauen eine starke Partei, die Feodor zum König wählen wollte, und Boris bewarb sich auch für diesen um den Thron, aber mit so wenig Nachdruck, daß man nicht recht an den Ernst dieser Bewerbung glauben kann. Er kam mit ihr wohl nur den Wünschen der russischen Partei in Litauen entgegen, ohne einen Erfolg zu erhoffen oder zu erwarten. Es wurden denn auch der schwedische Kronprinz Sigismund, ein Sohn jener Katharina, um die sich einst der „Schreckliche“ vergeblich bewarb, und der österreichische Erzherzog Maximilian gewählt, und Sigismund behauptete das Feld. Ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre sicherte Rußland von dieser Seite und machte es ihm möglich, Schweden in zwei Feldzügen Iwangorod, Kaporje und Kexholm abzunehmen.

Wäre Boris Zar gewesen, so hätte er vielleicht die dem Lande drohende Katastrophe durch eine weise Regierung abwenden können; er war ja aber nur ein Günstling Feodors. Die Bojaren sahen voll Neid auf den Emporkömmling und waren bemüht, ihn zu stürzen. Die durch ihre alten, sorgfältig gepflegten Beziehungen zur Kaufmannschaft mächtigen Schuiskis standen hierbei in erster Reihe und wurden von dem Metropoliton Dionysius unterstützt. Man plante

eine Massenpetition von Geistlichkeit und Volk, in der Feodor angefleht werden sollte, die unfruchtbare Irene ins Kloster zu schicken und eine Schwester des Fürsten Mstislawski zu heiraten.

Boris erfuhr rechtzeitig von dem Vorhaben. Es gelang ihm mit Hilfe der einflußreichen Dumadjaken Andreas und Wassili Tschelkalow, den Metropolit für sich zu gewinnen. Er ließ dann die Schuiskis durch einen ihrer Diener des Hochverrats beschuldigen und die wichtigsten von ihnen erst verbannen, dann hinrichten. Auch eine Anzahl Kaufleute starben unter dem Beil, und die Fürstin Mstislawski wurde zur Nonne geschoren.

Bald darauf wurde auch Dionysius als Metropolit durch den Boris ganz ergebenen Hiob ersetzt und dieser auf Betrieb von ihm durch den Patriarchen von Konstantinopel zum Patriarchen geweiht (1589). Obgleich die russische Kirche schon vorher autokephal gewesen war, wurde ihr Ansehen dadurch immerhin nach außen hin noch vermehrt und die russische Geistlichkeit in ihrem Vertrauen auf Boris bestärkt.

Aber das alles konnte nichts daran ändern, daß mit dem Tode des kränklichen Feodor die Machtstellung von Boris erlosch und der Neffe seiner Todfeinde Nagoi, der kleine Demetrius, Zar wurde.

Diese Möglichkeit erschien Boris — und vielleicht noch mehr seinem Weibe — unerträglich und er entschloß sich, den kleinen Prinzen zu beseitigen.

Schon während Fletcher noch in Rußland war, liefen Gerüchte um, nach denen Versuche gemacht sein sollten, den Knaben zu vergiften, andere, nach denen der kleine Demetrius schon Züge angeborener Grausamkeit gezeigt haben sollte. Diese waren offenbar von Boris in Umlauf gesetzt worden.

Der Prinz residierte mit seiner Mutter und vier Brüdern von ihr in Uglitsch, wo für sie eine fürstliche Hofhaltung unterhalten wurde.

Sie leitete als Intendant der Djak Bitjagowski und lag mit den Fürsten Nagoi in stetem Streit.

Über den Vorgängen, die sich nun am 15. Mai 1591 in Uglitsch abspielten, liegt ein Dunkel, das zu durchdringen bisher allem angewandten Scharfsinn nicht gelungen ist. Infolge der beispiellosen Verlogenheit, die in jener Zeit alle Kreise des russischen Volkes beherrschte, hat keine Aussage der Zeitgenossen an sich irgendwelchen Wert, man ist daher ganz und gar auf Vermutungen angewiesen.

Fest steht, daß Boris die Nachricht erhielt, der kleine Prinz sei

am 15. Mai umgekommen, und daraufhin eine Kommission ernannte, die an Ort und Stelle den Tatbestand feststellen sollte. Sie bestand aus dem Okolnitschi Kleschnin und dem Djak Wplusgin — zuverlässigen Anhängern von Boris, und dem Fürsten Wassili Schuiski als Vorsitzendem. Die Kommission nahm eine Untersuchung vor, deren ausführliches Protokoll uns erhalten ist. Noch ihm spielte der kleine Prinz, der an Epilepsie litt, um die Mittagsstunde in Gegenwart seiner Erzieherin Wolochow und seiner Amme Tuttschkow-Schdanow mit vier Knaben auf dem zweiten Hof des Palais ein Spiel, in dem man mit Messern nach einem Ziel warf. Infolge eines epileptischen Anfalles fiel der Prinz so unglücklich, daß er sich mit seinem Messer die Kehle durchbohrte. Auf die Hilferufe der Amme eilte die Zarin-Mutter herbei und mißhandelte die Wolochow. Jemand befahl auch, die Sturmglocke zu läuten. Ihr Gellen rief zunächst die Fürsten Nagoi, dann auch große Volksmassen herbei, und die Zarin-Mutter beschuldigte vor ihnen Bitjagowski, ihren Sohn ermordet zu haben. Das empörte Volk fiel nun über den Intendanten und seine Angehörigen her und ermordete sie und ihre Diener, im ganzen elf Personen.

Man braucht dieses Protokoll nur etwas zu prüfen, um sich davon zu überzeugen, daß es durch und durch erlogen war. Und zwar sehr ungeschickt erlogen, denn wie war daran zu denken, daß man einem epileptischen Knaben erlaubte, mit Messern zu spielen. Und wie konnte er sich mit dem Messer die Kehle durchbohren, da er ein breites Perlenhalsband trug, das seine Leiche noch umhatte, als man sie später ausgrub.

Aber wir haben für die Unwahrheit dieses Protokolls den denkbar klassischsten Zeugen, denn derselbe Wassili Schuiski, der dieses Protokoll unterzeichnete, erklärte am 9. Dezember 1606 in einer offiziellen Bekanntmachung, daß der Vorgang sich folgendermaßen abgespielt habe:

Boris hätte Bitjagowski und die Wolochow willig gemacht, den Prinzen zu ermorden, und beide hätten den Sohn Bitjagowskis Daniel, seinen Neffen Katschalow und den Sohn der Wolochow, Ossip in die Verschwörung eingeweiht. Da die Zarin ihren Sohn nicht aus den Augen ließ, wurde beschlossen, ihn am hellen lichten Tage zu ermorden. An dem betreffenden Tage hatten sich die Zarin und ihre Brüder zurückgezogen, um zu Mittag zu schlafen, während der Prinz in Gegenwart der Wolochow und seiner Amme auf dem Hof

spielte. Da traten der junge Bitjagowski, Katschalow und Ossip Wolochow an ihn heran. Einer von ihnen fragte den Prinzen, ob er ein neues Halsgeschmeide umhabe und hob, als der Prinz es verneinte, das Halsband so auf, daß sein Spießgeselle dem Kinde einen Dolch in die Kehle stoßen konnte.

Der dritte schlug die Amme zu Boden. Dann ergriffen alle drei die Flucht. Die Amme kam wieder zu sich, rief um Hilfe und umfing den Prinzen, der in ihren Armen verschied. Die Zarin eilte nun herbei; und die Wolochow erklärte ihr, der Prinz sei in sein eigenes Messer gefallen. Die Sturmglocke rief dann auch die Nagois und das Volk herbei, und auch Bitjagowski der Vater erschien auf dem Schauplatz und nahm die Partei der Wolochow. Darauf wurden er und die Seinigen von dem entrüsteten Volke erschlagen.

So die beiden Aussagen von dem Vorsitzenden der Untersuchungskommission, dem Fürsten Wassili Schuiski.

Es gibt aber noch ganz andere Berichte über die Vorgänge am 15. Mai. Nach ihnen waren — was ja auch sehr wahrscheinlich ist — die Nagois nicht im Zweifel darüber, daß Boris dem Prinzen nach dem Leben trachtete. Nun gab es im Palast — das scheint festzustehen — einen Knaben namens Istom, der durch ein Spiel des Zufalls ebenso wie der kleine Prinz an der rechten Seite der Nase eine Warze und einen kürzeren Arm hatte. Diesen Knaben ließ man immer im Bett des Prinzen schlafen, während dieser selbst die Nacht im Bett seines Lehrers oder Arztes — den die einen Augustinus, die anderen Simon nennen — verbrachte. Nach dem einen Bericht wurde nun der falsche Prinz in seinem Bett ermordet, nach einem anderen auf der Freitreppe des Palastes, auf die man ihn hinausgelockt hatte, um eine in der Stadt ausgebrochene Feuersbrunst zu sehen. Diese Annahme scheint die in Uglitsch fortlebende Überlieferung gewesen zu sein (Paterjon). In jedem Falle entfloh Augustinus-Simon mit dem Knaben und verbarg ihn zunächst glücklich vor den Spähern von Boris. Die Mörder aber ließ, so heißt es, Boris, während sie unterwegs nach Moskau waren, umbringen. Daselbe erzählt auch noch Olearius, doch wohl nach in Moskau fortlebenden Überlieferungen.

So berichten die Anhänger des jungen Mannes, der später der Prinz Demetrius zu sein behauptete.

Unverständlich wie alles, was mit dem Vorgang in Uglitsch zusammenhängt, sind auch die Folgen, die dem ersten Bericht Wassili

Schuiskis gegeben wurden. Ein aus den obersten Beamten und der höchsten Geistlichkeit zusammengesetztes Gericht verurteilte die Zarin zur Verbannung als Nonne in ein entferntes Kloster, ihre Brüder zu schweren Leibesstrafen. Die Amme wurde gefoltert und beseitigt, mehr als 200 Bürger von Uglitsch hingerichtet, der größte Teil der Bewohner nach Sibirien verbannt. Selbst die Glocke, mit der Sturm geläutet worden war, wurde in die Verbannung geschickt und befindet sich noch heute in Tobolsk. Die Witwe Bitjagowskis aber und die Wolochow wurden reich belohnt.

Dieses Strafgericht war, selbst wenn sich alles so verhalten hätte, wie der Bericht der Untersuchungskommission angab, ein auch für jene Zeit unerhört hartes, denn es war doch gewiß zu entschuldigen, wenn die herbeieilenden Bürger, die den Prinzen tot daliegen sahen, der Aussage der Zarin Glauben schenkten. Aber die Strenge des Urteils sollte wohl für die loyalen Empfindungen von Boris zeugen und zeugte jedenfalls von der Furcht, die er schon einflößte. Im Volk aber scheinen damals Gerüchte umgelaufen zu sein, nach denen der kleine Prinz gerettet worden war.

Ein sehr zur rechten Zeit kommender Überfall der Tataren, die erst vor den Toren Maskaus zurückgeschlagen wurden, bewirkte aber, daß die Katastrophe von Uglitsch in den Hintergrund gedrängt wurde.

Es schien übrigens, als ob der Mord vergeblich gewesen sei, denn die angeblich unfruchtbare Irene kam in Umstände, sie gebar aber nur eine Tochter, die bald wieder starb, und Seodor blieb unbeerbt.

Als er am 6. Januar 1598 starb, hatte er über die Nachfolge keinerlei Bestimmungen getroffen. Die Bojaren wünschten nun, daß Irene Herrscherin würde, sie ließ sich aber nicht davon abbringen, den Schleier zu nehmen. Da blieb denn den Bojaren nichts übrig, als Boris zum Zaren zu wählen, der denn auch, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, die Wahl annahm. Ein Landtag bestätigte sie.

Boris war nun Zar, aber er fühlte sich sehr unsicher auf seinem Thron. Die Geistlichkeit war ihm zwar ergeben, und er suchte nicht ohne Erfolg den Dienstadel dadurch zu gewinnen, daß er die Freizügigkeit der Bauern beschränkte, aber der hohe Adel stand ihm in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber, und das Volk verhielt sich ablehnend, so sehr er auch bemüht war, volkstümlich zu werden.

Er fühlte sehr wohl, daß die unbeschränkte Hingebung, die alle Volksklassen der alten Dynastie entgegenbrachten, nicht auf ihn übergegangen war, und sein Mißtrauen trug den Sieg über seine Klugheit davon. Indem er seine Untertanen die ungewöhnlichsten Treueide schwören ließ, machte er sie nur immer wieder an seinem Recht auf den Thron zweifeln.

Die volkstümlichste Bojarenfamilie waren noch immer die Romanows. Der älteste von den fünf Brüdern, Seodor, war ein schöner, für seine Zeit gebildeter und sehr eleganter Mann, dessen Ansehen nicht weiter darunter gelitten hatte, daß er auf Befehl von Boris Martha Chestow, die Tochter einer unbedeutenden Familie, geheiratet hatte. Boris scheint angenommen zu haben, daß die Romanows mit den über die Errettung des Prinzen Demetrius umlaufenden Gerüchten in Zusammenhang standen. Er beschloß jedenfalls, die Familie zu vernichten. Einer ihrer Diener sagte aus, daß sie Säcke voll giftiger Kräuter aufbewahrten, und diese Säcke wurden bei ihnen gefunden. Nun wurden Seodor und seine Frau in verschiedene Klöster gesteckt, die vier anderen Romanows in die Verbannung geschickt, wo drei von ihnen bald umkamen. Das Söhnchen Seodors, der als Mönch Philaret hieß, ließ Boris am Leben.

So war von ihm zunächst kein Nebenbuhler zu fürchten, aber er blieb doch voll Unruhe, und ein fürchtbares Naturereignis mußte sie noch verstärken.

Das Jahr 1601 brachte eine völlige Mißernte und in ihrem Gefolge eine Hungersnot, die zwei Jahre währte und unfägliches Unheil über das Land brachte. Denn die jedermann beherrschende Selbstsucht steigerte noch künstlich das grauenvolle Elend, die Großgrundbesitzer brachten den Inhalt ihrer Kornspeicher, um die Preise noch mehr in die Höhe zu schnellen, nicht auf den Markt, die Getreidehändler hielten ihre Vorräte aus gleichem Grunde zurück. Die Zeitgenossen entwerfen die ergreifendsten Schilderungen von dieser fürchtbaren Zeit, in der der Kannibalismus eine nicht seltene Erscheinung wurde. Boris suchte anfangs dadurch zu helfen, daß er die Hungernden in Moskau aus den staatlichen Vorräten speiste; das hatte aber einen solchen Zudrang in die Residenz zur Folge, daß er seine Absicht bald aufgeben und die Hilfeleistung dezentralisieren mußte. Trotzdem starben Hunderttausende an Hunger. Da die Vornehmen ihr zahlreiches, meist aus Sklaven bestehendes Gefolge, ohne ihm Freilassungsbriefe zu geben — um die Leute später

wieder zurückfordern zu können — einfach entließen, nahm das Räuberunwesen einen ganz unerhörten Umfang an. Gegen eine solche Bande unter Chlopko Kossolap mußte ein Heer aufgeboten werden, dessen Führer Iwan Basmanow im Kampf gegen sie fiel.

Das Jahr 1602 brachte Boris auch sonst noch eine schmerzliche Enttäuschung. Isoliert wie er sich im Lande fühlte, hatte er den heißen Wunsch, sich mit den abendländischen Herrscherhäusern zu verschwägern. Alle Versuche, für seinen Sohn aus diesen Kreisen eine Braut zu gewinnen, mußten daran scheitern, daß die künftige Zarin griechisch-katholisch werden sollte. Für seine Tochter Xenia schien aber ein abendländischer Gatte eher erreichbar.

Es irrte damals ein Sohn Erichs XIV. und jener Katharina Mansdotter, die der unglückliche Fürst so sehr geliebt hatte, in Europa umher. Auf diesen Prinzen Gustav richtete Boris seine Aufmerksamkeit und berief ihn nach Moskau. Es erwies sich aber bald, daß der Prinz ein unnormaler, zuchtloser Mensch war. Nun trat Boris mit Christian IV. von Dänemark in Unterhandlungen, und dieser schickte wirklich seinen Bruder Johann nach Moskau. Aber der vielversprechende junge Prinz war kaum am Hoflager von Boris eingetroffen, als er einer Krankheit erlag.

Das Volk war sehr geneigt, in allen diesen Unglücksfällen eine Strafe Gottes für die Ermordung des Prinzen Demetrius, die es instinktiv Boris zuschrieb, zu sehen, und seine Späher mußten ihm immer wieder berichten, daß das Gerücht, Demetrius sei gerettet worden und werde bald den väterlichen Thron beanspruchen, nicht aufhöre, im Volk umzugehen.

Es ist zweifellos, daß der junge Mann, der später als Demetrius auftrat, sich bis zum letzten Augenblick für den Prinzen hielt. Er erwuchs also jedenfalls unter dieser Vorstellung, und es gab mächtige Männer, die über seiner Jugend wachten. Zu ihnen scheinen in erster Reihe die Brüder Tschelkalow gehört zu haben. Vielleicht wußten auch die Romanows um das Geheimnis des Knaben. Dieser selbst hat später als Prätendent wie als Zar natürlich oft erzählt, wie seine Kinder- und Jünglingsjahre verliefen, aber es ist seinen Nachfolgern gelungen, zu erreichen, daß kein unmittelbar auf ihn zurückzuführender Bericht sich erhielt. Nach den Annahmen seiner Anhänger verbarg ihn sein Mentor, der selbst Mönch geworden war, in Klöstern, die er oft wechselte, damit der Jüngling nicht auch Mönch zu werden brauchte. Doch gibt es auch einen Bericht,

nach dem er in der Tat Mönch wurde, und zwar schon mit vierzehn Jahren.

Es scheint, daß Leo Sapieha, der 1601—1602 lange in Moskau weilte und dort einen zwanzigjährigen Frieden zwischen Polen-Litauen und Rußland schloß, auch schon Fühlung mit den Gönnern des jungen Mannes hatte. Nach anderen Nachrichten soll dieser schon vorher nach Litauen entwichen sein und sich in dem überaus zahlreichen Gefolge des Fürsten befunden haben.

Nun weilte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts im Palast des Patriarchen Hiob ein junger Mönch des Tschudowklosters, Grischka Otrepjew, der aus einer verarmten Adelsfamilie im Jaroslawischen stammte. (Nach Waliszewski waren die Otrepjews ein Zweig der Nelidows.) Er hatte in seiner ersten Jugend nicht gut getan und war von seinem Großvater, um ihn der Strafe für ein Verbrechen zu entziehen, bewogen worden, Mönch zu werden. Dieser Mönch nun scheint durch unvorsichtige Reden über die Erhaltung des Prinzen Demetrius den Argwohn von Boris erregt zu haben. Er entfloß infolgedessen nach Litauen. Ob er schon vorher die Bekanntschaft des Prätendenten gemacht hatte, oder ob er ihn erst in Litauen kennen lernte, wissen wir nicht. Er hatte, ehe er Mönch wurde, im Dienst einer der Romanows gestanden, was unwillkürlich dazu verlockt, anzunehmen, daß einmal Otrepjew den Prätendenten schon in Moskau kennen lernte und daß ferner die Romanows um dessen Existenz wußten. Jedenfalls nahm sich Otrepjew bald seiner Sache aus allen Kräften an und suchte die Kosaken, die Boris durch mehrere Maßregeln sehr verstimmt hatte, für den Prätendenten zu gewinnen.

Dieser selbst hielt sich in Litauen zunächst in Ostrog auf, wo der Fürst Ostroschski allen Nichtkatholiken ein Asyl bot. Er begab sich von da nach Hoszczza, dessen Besitzer Hoscki eine Schule errichtet hatte, die der Prätendent besucht zu haben scheint. Dann trat er in den Dienst des Fürsten Adam Wisniowiezki in Brahin.

Im Herbst 1603 trat der Flüchtling hier als Prätendent auf, indem er auf dem Krankenlager entweder dem Beichtvater des Fürsten anvertraute, daß er Demetrius sei oder ein Dokument mit dieser Aussage anderweitig dem Fürsten in die Hände spielte. Der Fürst, dessen Herrschaft an Rußland grenzte und der mit Boris in Unfrieden lebte, war sehr geneigt, der Aussage des jungen Mannes Glauben zu schenken, zumal, sobald das Auftreten des Prätendenten bekannt

wurde, eine ganze Anzahl Russen nach Brahin kamen und ihn für echt erklärten. Fürst Adam interessierte nun seinen Vetter Konstantin Wisniowezki für seinen Schützling, und dieser gewann für ihn seinen Schwiegervater, den Palatin von Sandomierz, Juri Mniszech, der meist in Smbor am Dnjeſtr reſidierte. Mniszech hatte am Hofe Sigismund Augusts eine große, wenn auch unrühmliche Rolle gespielt und war, nachdem er unter Stephan Bathory in den Hintergrund getreten war, wieder ein in hoher Gunst stehender Höfling Sigismunds, obgleich er den schlechtesten Ruf hatte und tief in Schulden verstrickt war. Mniszech hatte noch eine unverheiratete Tochter Maryna im Hause, die auf den jungen Prätendenten einen großen Eindruck machte, und er wie seine Tochter beschloß, sich die sich bietende Gelegenheit nicht entgehen zu lassen und Maryna womöglich zur Zarin von Moskau zu machen.

Mniszech machte zunächst einen Versuch, den König in sein Interesse zu ziehen. Man hatte zwar eben erst einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Rußland geschlossen und lag noch im Kriege mit Schweden; das Reich war aber schon so desorganisiert, daß sein König staatsrechtlich Krieg mit einer Macht führen konnte, mit dem Polen-Litauen in Frieden lebte. Nicht nur der König, nein, jeder einzelne Edelmann. Mniszech konnte daher hoffen, daß Sigismund, wenn er von der Echtheit des Prätendenten überzeugt wurde, auch für ihn das Schwert ziehen würde. Der König stand ganz unter dem Einfluß der Jesuiten, und Mniszech wußte diese mit dem Glauben zu erfüllen, daß der Prätendent ein vorzügliches Werkzeug sein würde, um Rußland, wenn nicht für den Katholizismus, so doch für die Union zu gewinnen. Er hatte in der Tat erklärt, daß er den katholischen Lehren gern nähertreten würde.

Mniszech erschien mit dem Prätendenten in Krakau, und dieser fand beim Könige eine freundliche Aufnahme. Da zwei der einflußreichsten Großen, Jan Zamorski und Chodkiewicz, sich gegen jede Unterstützung des Prätendenten aussprachen, entschloß sich Sigismund, zwar nicht mit den Waffen für ihn einzutreten, empfing ihn aber mehrmals und bewilligte ihm eine Pension.

Der Prätendent, der gesellschaftlich einen vorzüglichen Eindruck machte, trat nun heimlich zum Katholizismus über und verhiess alles zu tun, um diesem auch Eingang in Rußland zu verschaffen. Er warb dann auch um Marynas Hand und versprach auch ihrem Vater und ihr goldene Berge. Maryna sollte Nowgorod und Pskow

zu eigen bekommen, ihr Vater Siewerien, Smolensk und eine Million Gulden.

Und nun sammelten Mniszech und die Wisniowezkis auf ihre eigene Hand ein Heer, um den Prätendenten auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, und zahlreiche russische Überläufer schlossen sich ihren Schwadronen an.

Sobald die Nachricht von dem Auftreten des Prätendenten nach Moskau gekommen war, entstand die Frage, wer er war. Boris und Hiob kamen auf die Idee, ihn für Otrepjew zu erklären und blieben hartnäckig bei dieser Behauptung. Das ist erklärlich, aber ganz unerklärlich ist, daß noch heute Geschichtsschreiber an dieser absurden Annahme festhalten.

Otrepjew erschien sehr bald im Heerlager des Prätendenten und begleitete ihn nach Moskau, ergab sich aber dort einem so wüsten Leben, daß der Zar ihn nach Jaroslaw verbannen mußte. Dort hat ihn nach dem Untergange des Zaren Demetrius Margeret noch gesprochen. Später ließ ihn Schuiski verschwinden. Man hat nun die Vermutung ausgesprochen, daß der Begleiter des Prätendenten ein falscher Otrepjew war. Aber diesen mußten doch in Moskau viele Personen kennen, und Demetrius hätte einen falschen Otrepjew doch gewiß nicht gerade in die Heimat des echten, nach Jaroslaw verbannt.

Boris ließ die Zarin-Witwe nach Moskau kommen und verlangte von ihr, daß sie öffentlich erkläre, ihr Sohn sei ermordet worden. Sie war dazu nicht zu bewegen, was in der That sehr auffallend ist, denn sie hätte durch eine solche Erklärung die traurige Lage, in der sie und ihre Brüder sich befanden, beseitigt. Man hat daraus auf die Echtheit des Prätendenten geschlossen, die Weigerung der Zarin kann aber doch wohl auch nur aus Rachsucht erklärt werden.

Alle Versuche von Boris, die Auslieferung des Prätendenten zu erlangen, schlugen fehl. Er zog daher bei Lwow ein Heer zusammen, das angeblich gegen die Tataren kämpfen sollte.

Am 31. Oktober stand der Prätendent mit einem kleinen Heer, das aus kaum 1000 polnischen Reitern, etwa 500 Mann Fußvolk und 2000 Kosaken bestand, vor Morawsk, einer russischen Grenzfestung. Die Bürger nahmen die Kommandanten gefangen und schlossen sich Demetrius an. Auch Tschernigow wurde eingenommen, und von allen Seiter strömten russische Freiwillige Demetrius zu,

die oft die Kommandanten der Städte als Gefangene mitbrachten. Der größte Teil von Ssewerien schloß sich ihm an. Aber Nowgorod Ssewersk, in dem Peter Basmanow kommandierte, wehrte sich hartnäckig, und ein russisches Heer unter Mstislawski zog zu seinem Entsatze herbei. Es gelang Demetrius zwar, dieses Heer trotz seiner ungeheuren Übermacht zurückzuschlagen, aber nicht, es zu vernichten. Er mußte deshalb die Belagerung aufheben. Ein Teil der Polen, und unter ihnen Mniszech, gab die Hoffnung auf einen Erfolg des Abenteurers auf und kehrte nach Polen zurück, aber Demetrius blieb unverzagt und ein starker Zuzug von Kosaken bot einigen Ersatz für die polnischen Herren. Er hatte wohl auch Fühlung mit Freunden seiner Sache im russischen Heer, das, statt ihn zu verfolgen, sich darauf beschränkte, in dem von ihm besetzten Lande gegen seine Anhänger in der unmenschlichsten Weise zu wüthen. Dieses Verfahren stach in der unvorteilhaftesten Weise gegen die Milde ab, die Demetrius gegen seine Gegner an den Tag legte und die Disziplin, die seine Truppen hielten.

Mstislawski war schwer verwundet worden, und an seiner Statt kommandierte Demetrius Schuiski das russische Heer, das 70 000 Mann stark war, während Demetrius nur über 23 000 verfügte. Trotzdem griff er am 21. Januar bei Dobrinitzki Schuiski an, wurde aber aufs Haupt geschlagen und war verloren, wenn Schuiski jetzt energisch vorging. Das geschah aber nicht, Schuiski belagerte nur kurze Zeit Rylsk und erklärte dann, vor dem Beginn des Frühlings nichts weiter unternehmen zu können.

Einer der Führer der Kosaken, der Kurländer Andreas Korella, hatte ein kleines Fort namens Kromy besetzt, das durch seine Lage sehr fest war und den Weg nach Moskau beherrschte. Diese Festung schloß nun das russische Heer auf das Drängen von Boris ein, die Belagerung wurde aber höchst nachlässig betrieben.

Boris war in Verzweiflung. Er fühlte, wie der Boden unter ihm schwankte, und wagte es doch nicht, gegen die Bojaren im Heer energisch vorzugehen. Diese Erregung hat ihn getödet. Am 13. April 1605 starb er ganz plötzlich, erst 53 Jahre alt.

Sein Sohn Feodor wurde zunächst in Moskau anstandslos als Zar und seine Witwe Maria als Mitregentin anerkannt. Beide setzten ihre ganze Hoffnung auf Peter Basmanow, der sich jetzt nach Kromy begab, wo das Heer dem jungen Zaren den Treueid leistete, die Bojaren aber größtenteils auf Verrat sann. Basmanow, der

die Lage Seodors wohl für aussichtslos hielt, schloß sich ihnen an, und am 7. Mai kam die Verschwörung zum Ausbruch. Der größte Teil des Heeres erklärte Demetrius für den allein zur Herrschaft berufenen Zaren. Am 1. Juni erhob sich auch das Volk in Moskau für ihn, setzte Seodor, seine Mutter und seine Schwester gefangen und sperrte alle Godunows ein.

Demetrius, der mittlerweile langsam gegen Moskau gezogen war, empfing in Tula die Moskauer Bojaren und schickte zunächst Basmanow in die Residenz. Seodor und seine Mutter wurden erdrosselt, Xenia wurde gefangen gehalten, die Godunows wurden umgebracht, der Patriarch Hiob wurde abgesetzt. Dann hielt Demetrius am 20. Juni unter ungeheurem Zulauf des Volkes seinen Einzug in die Stadt und den Kreml.

Der neue Zar war von ganz anderer Art als alle seine Vorgänger, ein ritterlicher junger Mann von feurigem Temperament und ganz erfüllt von abendländischen Ideen in polnischer Färbung. Unschön von Antlitz, wirkte er doch vornehm. Er war körperlich sehr stark, voll kriegerischen Ungestüms und Wagemuts. Er tummelte gern unbändige Rosse, und die Bojaren hielten ihn nur mit Mühe davon ab, Bären nur mit dem Spieß zu bekämpfen. Er beherrschte die russische und die polnische Sprache und war sehr bildungsfreundlich. Tief davon durchdrungen, daß seine Russen in einem barbarischen Zustande lebten, hielt er sich dazu berufen, sie so schnell wie möglich ihm zu entreißen. Er sprengte die steife Etikette des Hofes, verspottete die träge Lebensweise der Bojaren, aß vor aller Welt Kalbfleisch, was nach russischer Anschauung ein todeswürdiges Verbrechen war. Er liebte Glanz und Pracht, schuf sich eine köstlich gekleidete Leibwache von Ausländern und erbaute sich einen neuen Palast, dessen Hallen er mit einem in Moskau unerhörten Leben erfüllte. Er verabscheute die rohe Trunksucht seiner Untertanen, tafelte aber gern mit ihnen. Religiös scheint er ganz indifferent gewesen zu sein.

Er erscheint in jeder Beziehung als ein Vorläufer Peters des Großen.

Als Prätendent hatte Demetrius eine bewunderungswerte Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit an den Tag gelegt. Nun aber, da er, wie er glaubte, den Thron seiner Väter einnahm, ließ er seinem Temperament in jeder Beziehung die Zügel schießen und sich von ihm zu einer Schandtät hinreißen, die eigentlich gar nicht zu

ihm paßt, aber leider gut bezeugt ist. Er zwang die unglückliche Xenia, ihm zu Willen zu sein und ließ sie dann zur Nonne scheren.

Demetrius ernannte einen ihm ganz ergebenen Griechen Ignatius zum Patriarchen und rief alle Nagois, Romanows und sonst ihm Verwandte aus der Verbannung zurück. Philaret Romanow wurde Erzbischof von Kostow. Die Zarin-Witwe, die ihn als Sohn anerkannte, fand im Frauenkloster im Kreml eine fürstliche Hofhaltung und wurde von Demetrius täglich besucht.

Demetrius erweiterte nach polnischem Vorbilde die Duma zu einem aus 70 Personen bestehenden Senat und ließ in ihm seiner Beredsamkeit gern und oft freien Lauf. Er öffnete das Land den Fremden und gestattete auch seinen Untertanen, in fremde Länder zu reisen. Er begünstigte ferner den Handel und erließ auch sonst verständige Gesetze. So wurde er denn beim Volk schnell beliebt, und es nahm an seiner Krönung herzlichen Anteil.

Troßdem war seine Regierung von den schwersten Gefahren bedroht, die teils in seiner Person, teils in den Verhältnissen lagen, unter denen er auf den Thron gelangt war. Eine Art Größenwahn hatte sich seiner bemächtigt; er hatte gar keine Vorstellung von dem Wert des Geldes, und er hatte ein ganz ungerechtfertigtes Vertrauen zu den Bojaren. Er träumte davon, als allverehrter Kaiser an der Spitze russischer und abendländischer Heere die Türken nach Asien zurückzuwerfen; er gab das Geld mit vollen Händen aus, als ob der Schatz des Zaren unerschöpflich wäre, und er vertraute den Bojaren, deren Vorurteile er doch absichtlich immer wieder verletzte, blind.

Demetrius hatte als Prätendent die leichtfertigsten Versprechungen gemacht. Nun meldeten sich die Mniszechs und die Jesuiten und wiesen die von ihm ausgestellten Wechsel vor. Blieb er besonnen, so mußte er erkennen, daß er sie gar nicht einlösen konnte. Aber er war offenbar von einer ihn ganz beherrschenden Leidenschaft für Marjna ergriffen und hielt zu seinem sicheren Verderben an dem Bunde mit ihr fest, obgleich sie ihrerseits nur zögernd eine Ehe einging, die ihr zwar eine berauschende Machtstellung in Aussicht stellte, sie aber doch auch leicht ins Verderben stürzen konnte.

Demetrius überschüttete die Braut mit den kostbarsten Geschenken und war auch, wenn gleich vergeblich, bemüht, den unersättlichen Geldhunger ihres Vaters zu stillen.

Die Jesuiten hielt er zunächst noch mit Versprechungen hin, und sie warteten auch gern auf Marjnas Eintreffen.

Demetrius war weniger durch die Hilfe der Polen als durch eine Koalition der Bojaren auf den Thron gelangt. Im Haß gegen Boris Godunow waren sie alle einig gewesen, zu dem Prätendenten aber nahmen sie wohl von vornherein eine verschiedene Stellung ein. Wer ihn für den Sohn Iwans hielt, mochte wohl ihm gegenüber loyal empfinden; andere waren nicht abgeneigt, seine Abstammung nicht weiter zu untersuchen, falls er ihnen ein gnädiger und bequemer Zar war; die dritten wollten ihn nur als Sturmbock gegen Boris benutzen und dann beseitigen. An der Spitze dieser stand der Fürst Wassili Schuiski, ein Mann, der selbst in dieser verderbten Welt durch seine jeder Scham bare Schlechtigkeit hervorragte. Er trachtete selbst nach der Zarenkrone und zettelte nun eine Verschwörung an. Sie wurde entdeckt, Schuiski wurde geknüttet und zum Tode verurteilt. Der Henker war schon im Begriff, seines Amtes zu warten, als der Zar den Fürsten zur Verbannung begnadigte. Eine unglaubliche Torheit, denn es lag auf der Hand, daß dieser Mann durch Milde nicht zu gewinnen war. Demetrius aber ging noch weiter, er rief Schuiski bald wieder an seinen Hof und vertraute ihm unbedingt.

Die Verschwörungssucht des Zaren und seine phantastischen politischen Pläne mußten auch seine Anhänger unter den Bojaren beunruhigen, wie seine Nichtachtung ihrer Personen und ihrer Sitten sie erbittern mußte. Die Geistlichkeit aber sah mit Unwillen dem Eintreffen der „heidnischen“ Braut entgegen. Sie war auch dadurch sehr verstimmt, daß Demetrius die Einziehung der Kirchengüter zu planen schien.

Anfang Mai trafen Marjna und ihr Vater mit einem Gefolge von mehreren tausend Polen in Moskau ein. Wassili Schuiski sorgte dafür, daß die Begleiter über die ganze Stadt verteilt wurden, Marjna selbst wurde zunächst im Wosnessenschen Frauenkloster bei der Zarin-Witwe untergebracht. Am 18. Mai wurde sie Demetrius angetraut und dann, ganz gegen die russische Sitte, feierlich gekrönt.

Demetrius schwamm in Seligkeit und verlor nun erst recht jede Besonnenheit. Er geriet mit den Gesandten Sigismunds, weil sie ihm den Kaisertitel verweigerten, in heftigen Streit und scheint ernsthaft daran gedacht zu haben, ein Heer, das er bei Jelez gegen die Türken zusammenzog, gegen Sigismund zu führen. Es gab da überhaupt geheimnisvolle Unterströmungen: russische Bojaren erklärten sich bereit, Sigismunds Sohn zum Zaren zu machen, wenn

er ihnen half, Demetrius zu stürzen; litauische Fürsten ermunterten Demetrius, ihr Vaterland für Rußland zu erobern.

Zunächst aber trat alle Politik zurück hinter Tanz und Spiel. Ein Fest löste das andere ab, des Jubelns war kein Ende. Vergebens warnten Basmanow und andere Getreue, Demetrius schlug alle Warnungen in den Wind.

Wassili Schuiski war diesmal vorsichtiger gewesen, und seine Verschwörung war unentdeckt geblieben. Die Verschworenen waren wenig zahlreich, aber zum Äußersten entschlossen. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai befreiten sie zunächst die Gefangenen der Zuchthäuser und riefen dann das Volk zum Schutz des Zaren auf, den die Polen ermorden wollten. Die ganze Stadt geriet in Aufregung, ein Teil der Massen fiel über die Polen in der Stadt her, ein anderer folgte Schuiski in den Kreml.

Der Angriff erfolgte völlig überraschend. Da Schuiski einen Teil der Leibwache vorher nach Hause entlassen hatte, fanden die Verschworenen gar keinen Widerstand. Basmanow wurde ermordet, Demetrius suchte zu fliehen, sprang schließlich aus einem hochliegenden Fenster auf einen Hof und verletzte sich schwer. Herbeieilende Strelitzen wollten für ihn eintreten, fügten sich aber, als man ihnen mit der Niedermezelung ihrer Angehörigen drohte. Nun schleppte man den Zaren wieder in den Palast und ermordete ihn dort.

Das völlig verwirrte Volk ergab sich in die so veränderten Umstände, da man ihm versicherte, die Zarin-Witwe habe selbst erklärt, daß Demetrius ein Betrüger gewesen sei. Drei Tage lang trieb der Pöbel Unfug mit der Leiche des Ermordeten, dann wurde sie verbrannt und die Asche aus einer Kanone in alle Winde zerstreut.

Unter den Polen wurde ein arges Blutbad angerichtet, Maryna aber, Mniszch und die polnischen Gesandten wurden durch die Bojaren gerettet und zunächst als Geißeln gefangen gehalten.

War Demetrius der Sohn Iwans des Schrecklichen oder nicht? Die Frage läßt sich, so viel Scharfsinn auch auf ihre Lösung verwendet wurde, mit Bestimmtheit nicht beantworten. Ich habe in meiner Monographie: „Der falsche Demetrius“ (Velhagen & Klasing, 1904) die Gründe aufgeführt, die für das eine oder das andere sprechen, und bin damals zu der Vermutung gekommen, daß er jener Knabe war, der die Demetrius kennzeichnenden Körperfehler hatte, und den man vergeblich für ihn opfern wollte. Ob er nicht aber doch der Sohn Iwans war?

Er hielt sich jedenfalls bis zum letzten Atemzuge für ihn.

Wassili Schuiski schmiedete das Eisen, dieweil es heiß war. Er war damals ungefähr 50 Jahre alt, sah aber viel älter aus. Seine Gestalt war hager und gebeugt, der Bart spärlich, die Augen Triefaugen. Er war im Grunde bei niemand beliebt, vielen verhaßt, aber er stammte von Alexander Newski ab und hatte, da Philaret Romanow als Mönch für die Zarenwürde nicht in Frage kam, nur in dem Fürsten Wassili Golizyn einen Nebenbuhler. Über diesen nun gelang es ihm mit Hilfe seiner Anhänger den Sieg davonzutragen. Eine Volksversammlung rief ihn kurzerhand zum Zaren aus, und die Bojaren, denen er versprochen hatte, nur gemeinsam mit ihnen zu regieren, stimmten ihr zu.

Es wurde nun zunächst ein Manifest erlassen, nach dem die Zarin-Witwe jetzt erklärt hatte, Demetrius sei ein Betrüger gewesen, und zugleich behauptet, dieser habe geplant, während der Hochzeitstage alle Bojaren zu ermorden. Einer der beiden Buczynski, der vertrautesten Sekretäre von Demetrius, sollte das angeblich gestanden haben. Es folgten dann die uns schon bekannten Offenbarungen über die Vorgänge in Uglitsch und ein langes Sündenregister des Ermordeten. Die Mniszechs und Maryna wurden nach Jaroslawl gebracht, die vornehmen Anhänger von Demetrius sehr milde behandelt. Patriarch wurde der fanatische Hermogen, Erzbischof von Kasan. Es wurde ferner eine Kommission unter dem Vorsitz von Philaret nach Uglitsch geschickt, um den Leichnam des „echten“ Demetrius nach Moskau zu bringen. Es erwies sich, daß alle Voraussetzungen einer Heiligsprechung nachgewiesen werden konnten: der Leichnam des Prinzen war so frisch, als ob er eben begraben worden wäre, und verbreitete einen köstlichen Duft. Als man ihn nach Moskau brachte, um ihn in der Begräbniskirche der Zaren beizusetzen, erfolgten durch Berührung des Sarges auch zahlreiche wunderbare Heilungen. Der kleine Demetrius wurde nun ein heiliger der russischen Kirche und blieb ein solcher bis heute.

Aber die Feinde Schuiskis behaupteten, man hätte nur eine Komödie aufgeführt und für diesen Zweck ein Kind erwürgt und frisch begraben.

Auf die Nachricht von der Ermordung von Demetrius erhob sich ganz Sjewerien in Waffen gegen Schuiski und die Bojaren. Und es lief bald ein Gerücht im Lande um, nach dem Demetrius sich gerettet haben und bei seiner Schwiegermutter in Polen weilen

sollte. Einer seiner Vertrauten, Moltſchanow, war in der Tat aus dem Gemehel im Kreml entkommen und scheint auf der Flucht überall dieses Gerücht verbreitet zu haben. Der Wojewode von Putiow Fürst Schachowskoi, stellte sich an die Spitze der Bewegung, und bald trat ein Mann aus dem Volk ihm zur Seite, der es vorzüglich verstand, die Massen zu begeistern. Bolotnikow war von den Tataren gefangen worden und als Sklave auf die türkischen Galeeren gekommen. Er war dann von Venetianern befreit worden und durch Polen heimgekehrt. In Polen wollte er Demetrius selbst gesprochen haben.

Bolotnikow brachte in die Bewegung ein ganz revolutionäres Element. Er versprach den Bauern die Freiheit und Rache an den Gutsherren; von allen Seiten strömten sie nun zu seinen Fahnen. Bei Kromy schlug er das gegen ihn ausgesandte Heer Wassilis aufs Haupt. In Rjasan war die führende Familie die der Ljapunow. Sie schloß sich Bolotnikow an, und das Revolutionsheer schlug nun ein zweites Heer Wassilis und erschien im Oktober vor Moskau. Aber die Ljapunows hatten mittlerweile erkannt, wes Geistes Kind Bolotnikow war, und schlossen sich wieder Schuiski an. Dessen Truppen trieben nun unter dem jungen Fürsten Skopin-Schuiski Bolotnikow bis Kaluga zurück, wo er sich verschanzte. Die Führer des Aufstandes erkannten mehr und mehr, daß sich ohne einen neuen Demetrius kein bleibender Erfolg erringen ließ.

Man suchte in Polen lange vergeblich nach einer geeigneten Person, schließlich aber im Juni 1607 fand sich doch ein Mann, der das Abenteuer bestehen wollte. Wer dieser zweite Demetrius war, hat sich nicht ermitteln lassen, wahrscheinlich war er ein Volkslehrer aus der Gegend von Witebsk. Er war ein Mann ganz anderen Schlages als der, für den er sich ausgab, ein roher Russe jener Zeit, mit allen Vorurteilen eines solchen, aber auch mit einer instinktiven Fühlung mit der russischen Volksseele. Äußerlich hatte er mit Demetrius gar keine Ähnlichkeit.

Bolotnikow, zu dem auch ein Kosak gestoßen war, der behauptete, ein Sohn Feodors namens Peter zu sein, war mittlerweile von einem Heer Schuiskis geschlagen worden und hatte sich in Tula festgesetzt. Hier mußte er kapitulieren und wurde dann gegen die Kapitulationsbedingungen erfaßt, Peter gehängt.

Während so die soziale Revolution zunächst niedergeschlagen war, erschienen nun wieder die Polen auf dem Kriegsschauplatz. Nicht

das polnische Reich, das mit Rußland in Frieden lebte, sondern einzelne Abenteurer, aber ihre Zahl war bald eine Legion. Adam Wisniowiezki, ein Tyszkiewicz, Alexander Lisowsky stießen an der Spitze ihrer Anhänger zum neuen Prätendenten, obgleich sie wußten, daß er ein Betrüger war. Bald wandte sich auch der Fürst Roman Rozynski ihm zu, ein Nachkomme Gedimins, und wurde das Haupt der Polen. Er machte mit dem Prätendenten wenig Umstände und behandelte ihn mit äußerster Nichtachtung. Wurden doch auch die Kosaken jetzt von einem Polen Jan Zaruzki geführt.

Schuiski hatte dem Prätendenten Zeit gelassen, dieses Heer zu sammeln und zu organisieren. Er hatte auch das wiederholte Anerbieten Karls IX. von Schweden, ihn zu unterstützen, immer wieder zurückgewiesen, er ahnte offenbar nicht, wie groß die Gefahr war. Erst im Frühling 1608 suchte ein von seinen Brüdern Iwan und Demetrius geführtes Heer dem Prätendenten den Weg nach Moskau zu verlegen. Es wurde aufs Haupt geschlagen. Am 1. Juni schlug der Prätendent im Dorfe Tuschino, 12 km von Moskau, sein Lager auf. Hier zog ihm wieder ein hochgeborener polnischer Abenteurer, der Fürst Jan Sapieha zu, eine jener Naturen, die das Kriegsgetümmel an sich unwiderstehlich anzog, und die damals in Polen so zahlreich waren. Ein Versuch, Moskau einzunehmen, mißlang, man besetzte aber das Lager in Tuschino und suchte die Stadt auszuhungern, ohne sie doch ganz einschließen zu können.

Mittlerweile war zwischen Schuiski und Sigismund ein Abkommen getroffen worden, nach dem Schuiski alle polnischen Gefangenen entlassen, Sigismund die Polen im Lager des Prätendenten abrufen sollte. Beides geschah, aber die Polen in Tuschino kümmerten sich um die Befehle des Königs nicht.

Mniszech und Maryna wurden, mit oder ohne ihren Willen, auf der Heimreise im Auftrage des Prätendenten gefangen genommen, und Marynas Ehrgeiz ließ sie den „Dieb von Tuschino“, so hieß der neue Prätendent jetzt im Volksmunde, als ihren geretteten Gemahl anerkennen.

Zwischen Moskau und Tuschino schwankten nun die Russen hin und her. Ein Teil der Bojaren schloß sich dem Prätendenten an, der noch neue schuf und eine regelrechte Duma organisierte, viele Djaks zogen ebenfalls Tuschino Moskau vor. Wer als Überläufer enttäuscht wurde, kehrte wieder zu seinem früheren Herrn zurück. In manchen Familien hielt es absichtlich der eine Bruder

mit Wassili, der andere mit dem „Dieb“. Fast zwei Jahre lang bestand dieser Zustand. Das Land aber wurde unterdessen von polnischen Freibeutern und zuchtlosen Kosakenhorden in der grausamsten Weise verwüstet.

Jetzt entschloß sich Schuiski endlich, die Hilfe Karls IX. anzunehmen. Er schickte seinen Neffen Michael Skopin-Schuiski nach Nowgorod, und dieser schloß im Februar 1609 in Wiborg mit Schweden einen Vertrag, nach dem Karl IX. den Russen ein von ihnen zu besoldendes Hilfskorps von 2000 Reitern und 3000 Mann Infanterie zur Verfügung stellte. Dafür trat Schuiski Kexholm an Schweden ab und übertrug ihm alle seine Ansprüche auf Livland. Im März traf dieses Hilfskorps unter dem Kommando von Pontus de la Gardie in Nowgorod ein.

Unterdessen war Jan Sapieha vor das Sergiuskloster gerückt, das den Weg zu den nördlichen Provinzen beherrschte, konnte aber das feste Kloster, das von den Mönchen mit Heldenmut verteidigt wurde, nicht einnehmen. Polnische Streifscharen, an deren Spitze sich Lixowsky hervortat, plünderten unterdessen die umliegenden Städte und brachten unter anderem den Erzbischof von Rostow, Philaret Romanow, gefangen nach Tuschino. Der „Dieb“ nahm ihn mit allen Ehrenbezeugungen auf und ernannte ihn zum Patriarchen.

Pontus de la Gardie und Skopin-Schuiski rückten jetzt langsam heran, schlugen Sapieha im Juli bei Kaliazyn und zwangen ihn, im Januar 1610 die Belagerung aufzuheben.

Aber jetzt trat ein neuer Feind auf den Kampfplatz. Der Augenblick erschien Sigismund günstig, Rußland zu erobern, nicht für Polen-Litauen, sondern für sich persönlich. Gelang es ihm, die polnischen Banden, die ja schon tatsächlich Herren des Landes waren, an sich zu ziehen, so war in der Tat nicht abzusehen, wie Schuiski sich seiner erwehren sollte. Unter den Bojaren gab es eine Partei, die nicht abgeneigt war, den Zaren zu opfern und den Sohn Sigismunds Wladislaw an seine Stelle zu setzen. Sie waren vielleicht auch dafür zu gewinnen, den Vater statt des Sohnes als Zar anzuerkennen. Den „Dieb“ aber zu beseitigen, erschien dann leicht.

Sigismund verfügte zwar nur über wenige und schlechte Truppen, aber ihm stand in der Person von Stanislaus Jolkiewski ein ausgezeichnete Feldherr zur Verfügung.

Es entstand nun die Frage, ob man gleich auf Moskau marschieren oder erst das feste Smolensk einnehmen sollte. Man ent-

schied sich für Smolensk, stieß aber hier auf einen unerwartet hartnäckigen Widerstand. Auch waren die polnischen Bandenführer weit davon entfernt, sich ohne weiteres dem König anzuschließen, sie schlossen vielmehr untereinander eine Konföderation, und diese verlangte als Ersatz für den beim Prätendenten ausstehenden Sold 20 Millionen Gulden. Während hierüber verhandelt wurde, floh der „Dieb“, der erkannte, daß die Polen ihn im Stich ließen, am 6. Januar 1610 nach Kaluga. Ihm folgte bald darauf Maryna.

Die Russen, die bisher im Dienst des „Diebes“ gestanden hatten, beschloßen nun, den Sohn Sigismunds Wladislaw unter der Bedingung zum Zaren zu wählen, daß er griechisch-katholisch wurde. Eine Deputation überbrachte diesen Beschluß Sigismund, der vor Smolensk stand. Sigismund lehnte diese Bedingung nicht direkt ab, verlangte aber, daß die Polen in Rußland Kirchen errichten und Landgüter erhalten dürften. Zugleich beschwor er seine Untertanen in der Heimat, seine Sache endlich zur Reichs Sache zu machen und ihn aus allen Kräften zu unterstützen. Vergeblich, er blieb auf die unzureichenden eigenen angewiesen. Den Russen bewilligte er, daß die Gesetze nur mit Zustimmung der Bojaren und des Landtages erlassen werden sollten, und daß jedermann das Land nach Belieben sollte verlassen können. Den erst fünfzehnjährigen Wladislaw aber behielt er bei sich.

Mittlerweile konnten die Polen Tuschino nicht länger halten, und die vorsichtig vorrückenden Truppen Skopin-Schuiskis und de la Gardies erreichten ungehindert Moskau, wo das Volk sie begeistert aufnahm. Aber ebendadurch wurde das Mißtrauen des Zaren und seiner Brüder erregt.

Boris hatte Wassili Schuiski nicht gestattet zu heiraten; Wassili hatte nun zwar unter Demetrius eine Ehe geschlossen, es war aber nur eine Tochter aus ihr hervorgegangen. So hätte er sich zur Not damit abfinden können, daß Michael Skopin-Schuiski sein Nachfolger wurde, aber seine Brüder standen dazu anders, und der begabtere von ihnen, Demetrius, hatte eine Schwester Maria Godunows, eine zweite Tochter Maljuta Skuratows, Katharina, zur Frau. Der junge Held erkrankte plötzlich und starb, wie alle Welt glaubte, vergiftet von Katharina.

Pontus de la Gardie und Skopin-Schuiski hatten sich vorzüglich verstanden. Ein solches Verhältnis ließ sich aber zwischen ihm und Demetrius Schuiski nicht herstellen, obgleich sie sich nun an der

Spitze eines russisch-schwedischen Heeres gegen Smolensk, das der König noch immer belagerte, in Bewegung setzten. Zolkiewski stand mit kaum 10 000 Mann vor Sarewo-Saimischtsche, zwischen Wjasma und Moschaisk. Er griff am 4. Juli das vierfach stärkere russisch-schwedische Heer beim Dorfe Kluschin an und warf dessen Reiterei über den Haufen. Mit der schwedischen Infanterie aber, die aus Söldnern von allen Nationen bestand, hatte er sich schon vorher in Verbindung gesetzt, und sie ging jetzt zu den Polen über. Die Niederlage der Russen war eine vollständige, Pontus de la Gardie zog mit dem Rest seiner Truppen nach Finnland.

Während bei Kluschin die Polen siegten, zog auch der „Dieb“ von Tuschino wieder gegen Moskau, nahm die Festungen an der Oka ein und drang bis Kolomenskoje in nächster Nähe der Hauptstadt vor.

Nun war die Lage Waffilis unhaltbar geworden. Die Bojaren traten zusammen und erklärten den Zaren, obgleich der Patriarch Hermogen zu ihm hielt, für abgesetzt. Bis zur Wahl eines neuen Zaren sollte der Rat der Bojaren unter dem Vorsitz des Fürsten Mstislawski das Regiment führen.

Aber das genügte schließlich den Gegnern Schuiskis nicht, sie überfielen ihn und ließen ihn gewaltsam zum Mönch scheren. Auch seine Frau wurde als Nonne ins Kloster gesteckt.

Es gab im Bojarenrat verschiedene Strömungen in bezug auf die Wahl des Zaren. Man dachte an Waffili Golizhin und an den kleinen Sohn Philarets, der nun nicht mehr Gegenpatriarch war und irgendwie seinen Frieden mit Hermogen gemacht hatte, aber die meisten entschieden sich doch für Wladislaw von Polen. Man war nicht umsonst in so enge Berührung mit den Polen gekommen; manchem Bojaren mochte die polnische Freiheit doch als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen. Freilich, der griechisch-katholischen Kirche mußte der neue Zar unter allen Umständen angehören. Man einigte sich zunächst dahin, keinen Russen zu wählen und die Führung der Geschäfte einem aus sieben Personen bestehenden Ausschuss anzuvertrauen. Mit diesem Ausschuss verhandelte Zolkiewski und versprach ihm, ohne dazu vom König bevollmächtigt zu sein, daß Wladislaw die griechisch-katholische Konfession annehmen würde. Nun wurde der Prinz gewählt.

Russen und Polen wandten sich jetzt gegen den „Dieb von Tuschino“, der nach Kaluga zurückwich. Ihm schloß sich Zaruzki

an, den Zolkiewski dadurch beleidigt hatte, daß er ihm ein erbetenes Kommando abschlug. Zolkiewski aber drang darauf, daß eine Gesandtschaft an Sigismund geschickt wurde, um mit ihm endgültig abzuschließen. An ihrer Spitze standen Wassili Golizyn und Philaret. Sie sollte folgendes verlangen: Wladislaw sollte, womöglich noch vor Smolensk, zur griechisch-katholischen Konfession übertreten und eine Russin heiraten. Der König sollte die Belagerung von Smolensk aufheben und nach Polen zurückkehren. Wassili Schuiski und seine Brüder sollten ihm ausgeliefert werden.

Die Polen besetzten nun im Einverständnis mit den Bojaren den Kreml und die angrenzenden Stadtteile Kitaigorod und Bjelgorod, das Boris auch mit einer steinernen Mauer umgeben hatte, und Zolkiewski hielt so strenge Disziplin, daß es seinem großen diplomatischen Geschick gelang, ein leidliches Verhältnis zum Patriarchen und zum Volk zu erhalten.

Sigismund war weit davon entfernt, auf die ihm gestellten Bedingungen einzugehen, hoffte vielmehr selbst Zar zu werden. Da Zolkiewski sich persönlich engagiert hatte, übergab er das Kommando an Gonsiewski und begab sich selbst in das Lager vor Smolensk, in dem die tapfere Besatzung unter Schein noch immer verzweifelt Widerstand leistete. Die Verhandlungen mit der Gesandtschaft kamen nicht von der Stelle, Golizyn und Philaret bestanden hartnäckig auf den in ihrer Instruktion gestellten Forderungen. Aber Sigismund gebärdete sich anderwärts schon als Zar, ernannte Beamte und verfügte über die Kassen.

Der „Dieb von Tuschino“ hatte mittlerweile Kasan für sich gewonnen und sich mit einer Anzahl Tataren umgeben. Er hatte einen ihrer Häuptlinge hinrichten lassen und dadurch ihren Zorn auf sich gezogen. Infolgedessen wurde er von ihnen am 11. Dezember 1610 auf der Jagd ermordet. Maryna aber gebar bald darauf einen Sohn Iwan, und Zaruzki vertrat nun dessen Rechte.

Wenn die Russen bisher immer wieder auf die Kandidatur Wladislaws zurückkamen, so geschah das, weil sie von ihm Schutz gegen den „Dieb von Tuschino“ erwarteten. Nun aber war der tot und nicht weiter zu fürchten. Die Abneigung gegen die Polen mußte sich jetzt viel stärker geltend machen als vorher, und Sigismund tat alles, um sie zu verstärken. Er erklärte Golizyn und Philaret für Gefangene und behandelte, als Smolensk endlich erobert wurde, die Verteidiger als Rebellen. Anstatt dann sofort auf

Moskau zu marschieren, wo die Lage Gonsiewskis eine immer bedenklichere wurde, begab er sich im Triumph nach Warschau, ließ sich dort durch Solkiewski Wassili Schuiski und seine Brüder feierlich vorführen und wurde nicht müde, Reden anzuhören, die die Russen empören mußten. Wassili Schuiski, seine Frau und sein Bruder Demetrius starben bald, Iwan Schuiski kehrte erst spät nach Rußland zurück. Golizyn und Philaret wurden nach Marienburg in Preußen gebracht und dort gefangen gehalten.

Man erkannte jetzt in ganz Rußland, wohinaus Sigismund wollte, und der nationale Gegensatz machte sich mit aller Kraft geltend. Der Übermut und die Zuchtlosigkeit der Polen riefen alle Stände gegen sie in die Waffen, und der alte Hermogen schürte in Sendschreiben nach Kräften das Feuer. Und nun tritt eine höchst merkwürdige Erscheinung zutage. Wir sahen, wie die Städte im alten Rußland eine maßgebende Rolle spielten, wie sie dann aber, unter dem Einfluß der Großfürsten von Moskau, herabsanken zu bedeutungslosen Mittelpunkten der Verwaltung. Sie erwachten jetzt zu neuem Leben, traten untereinander in Briefwechsel und rüsteten Landwehren aus. Der Landadel schloß sich diesen an, es bildete sich ein Heer — Opolschenie und die Kosaken unter Zaruzki stießen zu ihm. Prokop Ljapunow, ein Fürst Trubezkoi und Zaruzki wurden die Anführer. In Moskau erhob sich im April das Volk gegen die Polen, die zwar die Stadt in Flammen aufgehen ließen, aber dann doch auf den Kreml beschränkt blieben.

Aber das Triumvirat blieb nicht einig, Ljapunow wurde von den Kosaken ermordet, und diese plünderten nun eben so zuchtlos wie vorher die Polen.

In Iwangorod im Nordwesten war unterdessen ein neuer Demetrius aufgetaucht, und in Nowgorod plante man, einen der Söhne Karls IX. Gustav Adolf oder Karl Philipp, zum Zaren zu machen. Der erste Versuch, wieder Ordnung zu schaffen im Lande, war mißglückt.

Aber es folgte ein zweiter, denn das russische Volk war viel zu groß und zu national gesinnt, um dauernd eine Fremdherrschaft zu ertragen. Und wie einst in der Tatarenzeit, so erwies sich auch jetzt die Kirche als das feste Band, das schließlich doch alle Russen verband und ihrem Zusammenwirken eine unwiderstehliche Kraft gab.

Die Polen hatten Hermogen im Kerker verhungern lassen, aber die Geistlichkeit fuhr fort, in seinem Sinne zu wirken.

Diesmal ging die Bewegung von Nischni-Nowgorod aus, wo

ein schlechter Mann, ein Fleischer namens Minin, im Oktober 1611 die Bürger zum äußersten Widerstand aufrief. Er schlug vor, den Fürsten Demetrius Poscharski zum Feldherrn zu wählen, einen Mann, der bis zuletzt treu zu Schuiski gehalten hatte. Im Namen eines künftig zu erwählenden Zaren riefen nun Minin und Poscharski das ganze Land zu Hilfe gegen die Polen und die Kosaken. Der Aufruf fand überall Gehör, die Patrioten strömten von allen Seiten nach Jaroslawl, wo ein Landesrat — ein Semski Ssowjet — zusammentrat.

Zaruzki konnte sich nun nicht mehr länger vor Moskau halten und zog mit einem Teil der Kosaken nach Süden. Ein anderer Teil unter Trubezkoi schloß sich den in Jaroslawl Versammelten an, die endlich vor Moskau erschienen und die Polen im Kreml, von denen ein Teil schon in ihre Heimat zurückgekehrt war, eng einschlossen. Der Hunger zwang sie, sich am 26. Oktober zu ergeben.

Sigismund, der jetzt zum Entsatz herbeieilte, kam zu spät und kehrte nach Polen zurück.

Zaruzki wurde zu gleicher Zeit von einem Heer unter Buturlin geschlagen.

Rußland war endlich sich selbst wiedergegeben. Nun galt es, auch einen Zaren zu wählen. Zu diesem Zweck wurde wieder ein Landtag (Sjabor) einberufen, der im Januar 1613 in Moskau zusammentrat. Wie seine Mitglieder gewählt wurden, ist nicht bekannt, jedenfalls gehörten sie meist dem Dienstadel an.

Unter den Bojaren soll es noch einen kleinen Kreis gegeben haben, der an Wladislaw als Thronkandidaten festhielt, die große Mehrzahl der Deputierten wollte aber von ihm ebensowenig wissen wie von einem schwedischen Prinzen.

Unter den einheimischen Geschlechtern kamen die Schuiskis nicht in Frage; der Kandidat unter den Golizyns, Fürst Wassili, war in polnischer Gefangenschaft — es blieben nur die Romanows, deren Volkstümmlichkeit durch den mannhaften Widerstand, den Philaret den Polen geleistet hatte, wieder aufgefrischt war. Philaret selbst konnte als Mönch nicht gewählt werden, aber er hatte einen jetzt siebenzehnjährigen Sohn Michail, der eben erst zugleich mit seiner Mutter Marfa die Schreckenstage im Kreml durchlebt hatte.

Für die Wahl dieses Knaben sprach manches. Es gab in Rußland keinen vornehmen Mann, der in der Zeit der Wirren sich nicht allerlei hatte zuschulden kommen lassen, das seinen Ruf befleckte; auch

keinen, der sich nicht erbitterte Feindschaft zugezogen hatte. Das kam bei dem siebenzehnjährigen Michail nicht in Frage. Die Bojaren wußten auch, daß er sanften Temperaments, nicht hervorragend begabt und ganz ungebildet war; sie konnten daher hoffen, einen maßgebenden Einfluß auf ihn zu gewinnen. Auch wurde die Kandidatur Michails durch einen Neffen seines Vaters, Seodor Scheremetjew, sehr geschickt unterstützt.

Am 21. Februar 1613 wurde Michail zum Zaren gewählt.

Michail und seine Mutter weilten in einem Kloster bei Kostroma, das einst der Vorfahr der Godunows, der Tatare Tschet, gegründet hatte. Dahin überbrachte nun eine zahlreiche Deputation die Nachricht von der Wahl des jungen Mannes. Seine Mutter sträubte sich lange, ihre Einwilligung zur Annahme der Zarenkrone zu geben, und trug damit wohl nicht nur der Sitte Rechnung, denn es war doch sehr fraglich, ob sich der junge Zar als solcher würde behaupten können, zumal da sein als Gefangener in Polen weilender Vater ihn nicht durch seinen Rat unterstützen konnte. Marfa fügte sich aber schließlich doch, und Michail wurde am 11. Juli 1613 zum Zaren gekrönt.

Michail Feodorowitsch.

Die Lage, in der sich der junge Zar befand, war zunächst eine überaus schwierige. Er selbst war wenig begabt und hatte in der wüsten Zeit, in der er erwuchs, eine ausschließlich religiöse Erziehung erhalten. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er den glanzvollen Gottesdiensten seiner Kirche beiwohnte oder nach der Weise der alten Zaren Wallfahrten in eins der zahlreichen Klöster des Landes unternahm. Weich und nachgiebig von Natur, fügte er sich gern den Ratschlägen der Personen, die ihm imponierten. Sein Vater schmachtete noch immer in polnischer Gefangenschaft, seine Mutter, die Nonne Marfa, aber lebte jetzt im Kreml. Diese Frau war in ihrer Jugend von der Seite eines geliebten Mannes gerissen und wider ihren Willen ins Kloster gesteckt worden. Man hatte ihr anfangs auch das einzige Kind genommen und sie in einem der nördlichsten Klöster lebendig begraben. Später bekam sie zwar den Sohn zurück und erhielt auch in einem anderen Kloster einen standesgemäßen Aufenthalt, aber es blieb ihr verwehrt, wieder die Gefährtin ihres ja zum Mönch gewordenen Gemahls zu werden, und ihr und ihres Kindes Leben blieb unter den wechselnden Regierungen immer bedroht. Hatte sie doch noch zuletzt als Gefangene der Polen die Schrecken der Belagerung des Kreml mit durchleben müssen. Darüber war sie ein herbes, herrschsüchtiges Weib geworden, das ihren Lieblingen einen mehr als billigen Einfluß auf die Regierung gestattete. Wer immer ihr in den Tagen der Not Freundliches erwiesen hatte, der wurde jetzt reichlich belohnt. Ein an sich erfreulicher Charakterzug, der aber dazu führte, daß Personen durch ihn in Stellungen kamen, denen sie in keiner Weise gewachsen waren.

Da man das Patriarchat für Philaret aufbewahrte, stand Michail auch kein Patriarch zur Seite.

Philaret hatte seinen Freunden in dem Wahltag selbst geraten, dem neu zu wählenden Zaren gewisse, seine Macht beschränkende Verpflichtungen aufzuerlegen. Das war auch geschehen, wir wissen aber nicht, worin diese Bedingungen bestanden, da die sie enthaltende Urkunde im 18. Jahrhundert beseitigt worden ist. Jedenfalls blieb der Wahltag noch drei Jahre lang beisammen und wurde dann bald durch andere Landtage, deren Zustimmung in allen wichtigen Fragen erbeten wurde, ersetzt. Dadurch wurde eine Solidarität zwischen Zar und Volk hergestellt, die sich als sehr nötig erwies, denn es gab zunächst noch drei Kronprätendenten: Marjnas Söhnchen Iwan, den Prinzen Wladislaw von Polen und den Prinzen Karl Philipp von Schweden. Außerdem wimmelte das Land von Räuberbanden jeder Art, verlaufenen Bauern, raubenden Kosakenhorden, polnischen Parteigängern, und seine wirtschaftlichen Hilfsmittel waren völlig erschöpft.

Es ist ein Beweis für die außerordentliche staatenbildende Kraft des russischen Volkes, daß es den leitenden Männern in Moskau trotzdem gelang, mit den äußeren wie den inneren Feinden in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig zu werden.

Man wandte sich zunächst gegen Marjna, die sich mit Zaruzki vermählt hatte und zugleich mit ihm den Zarenthron für ihren kleinen Sohn in Anspruch nahm. Zaruzki, der Typus eines polnischen Abenteurers jener Zeit: schön, beredt, von tollkühner Tapferkeit, aber ohne alle Grundsätze, ja Ziele, grausam und roh, hatte sich Astrachans bemächtigt, seine zuchtlosen Kosaken übten aber hier ein solches Schreckensregiment, daß die Bürger das Heranrücken eines russischen Heeres unter Odojewski als eine Wohltat empfanden. Zaruzki setzte seine Hoffnung auf den Schah von Persien, den er für sich zu gewinnen hoffte; diese Hoffnung schlug aber fehl. Zaruzki und Marjna flohen nun in das Kaspische Meer und von ihm aus den Uralfluß aufwärts, fielen aber im Juni 1614 in die Hände der sie verfolgenden Russen und wurden gefangen nach Moskau gebracht. Dort wurden Zaruzki gepfählt, der kleine Iwan gehängt. Marjna starb im Gefängnis.

Nicht so leicht wurde die Auseinandersetzung mit Schweden und Polen.

Wir sahen schon, daß in Iwangorod noch ein falscher Demetrius aufgetreten war. Dieser hatte in Pskow Anhänger gefunden, machte sich aber dort bald unmöglich und wurde in Ketten nach Moskau

gebracht und gehängt. Die Eroberungen der Schweden aber und die Leiden, die polnische Parteigänger und raubende Kosaken über die unglückliche Bevölkerung brachten, hatten in dieser den Wunsch erregt, durch die Wahl eines schwedischen Prinzen zum Zaren sich und dem ganzen Lande den Frieden wiederzugeben. Als de la Gardie im Juli 1611 Nowgorod mit stürmender Hand eingenommen hatte, schickten die Nowgoroder eine Gesandtschaft nach Stockholm und erbaten sich einen der Söhne Karls IX. zum Zaren. Karl starb eben damals, aber Gustav Adolf trat dem Angebot im Interesse seines Bruders Karl Philipp näher. Im Juni 1612 schickten die Nowgoroder eine Gesandtschaft nach Jaroslawl, um dort die Wahl ihres Kandidaten durchzusetzen. Der Semski-Sjowjet dort behandelte den Antrag zunächst dilatorisch und wies ihn erst endgültig ab, als Pöscharski sich Moskaus bemächtigt hatte. Der schwedische Prinz, der schon unterwegs nach Nowgorod war, ging nun nach Schweden zurück, obgleich die Nowgoroder ihn als ihren eigenen Zaren anerkennen wollten, und Gustav Adolf blieb zunächst auf Grund des Kriegsrechts im Besitz der Stadt.

Sobald Michail Zar geworden war, wurde ein russisches Heer gegen die Schweden geschickt und kämpfte anfangs auch erfolgreich, wurde aber, als Gustav Adolf die Schweden selbst führte, zurückgedrängt.

Die Russen riefen nun die Vermittelung der am russischen Handel so sehr interessierten Holländer und Engländer an, und Gustav Adolf, der einsah, daß er Nowgorod doch nicht auf die Dauer behaupten konnte, nahm auch seinerseits diese Vermittelung an. Nach langen Verhandlungen einigte man sich im Frieden von Stolbowo (Februar 1617) dahin, daß Iwangorod und Ingermannland schwedisch blieben. Die Russen waren dadurch ganz von der Ostsee abgedrängt, erhielten aber Nowgorod zurück und hatten nun von schwedischer Seite Ruhe.

Sie hatten während des Krieges mit Schweden vollauf damit zu tun, mit den polnischen Parteigängern und den Kosaken aufzuräumen. Unter den Polen war der gefürchtetste der Pan Lihowski, der an der Spitze verwegener Abenteurer plündernd und raubend das ganze Land durchzog, bald vor Pskow lag, bald im Nordosten oder im Südwesten Stadt und Land heimsuchte, bald vordringend, bald fliehend, immer gleich fürchtbar. Erst sein durch einen Sturz mit dem Pferde erfolgender Tod (im Oktober 1616) befreite die Russen von diesem Feinde.

Allmählich gelang es Pofcharski auch, die Kosaken zur Ruhe zu bringen und der anderen Räuberbanden Herr zu werden. Aber Polen erschien jetzt gefährlicher denn je, denn das Reich hatte sich endlich entschlossen, die Ansprüche des Prinzen Wladislaw auf den Zarenthron offiziell zu unterstützen (1616).

Ein Angriff der Russen auf Smolensk wurde zurückgewiesen, und Wladislaw brach im Frühling 1617 mit einem von Chodkiewicz geführten Heer von Mohilew aus auf und nahm Wjasma. Ein anderes polnisches Heer drang bis vor Kaluga vor, konnte aber die von Pofcharski verteidigte Stadt nicht einnehmen.

Im folgenden Jahr gelang es den Polen, zu denen 20000 Kosaken unter dem Hetmann Sagaidatschni stießen, bis Tuschino vorzudringen. Am 1. Oktober (1618) versuchten sie Moskau mit stürmender Hand einzunehmen, wurden aber zurückgeschlagen. Immerhin waren die Russen jetzt zu Friedensunterhandlungen geneigt. Als diese zu keinem Abschluß führten, wandte sich Wladislaw gegen das Sergiewkloster, ohne indessen auch hier etwas ausrichten zu können. Darüber kam es dann zu neuen Verhandlungen, die endlich zum Abschluß des Waffenstillstandes von Deulino — so hieß ein Dorf in der Nähe des Klosters — führten. Er sollte auf 14 Jahre von 1618—1632 gelten. Wladislaw verzichtete auf den Zarenthron, Michail auf Livland, Smolensk und Sjewerien. Der Vater des Zaren, Philaret, und die übrigen gefangenen Russen erhielten die Freiheit zurück.

So war denn endlich, wenn auch mit großen Opfern an Land und Leuten, der Frieden wieder hergestellt, und man konnte in Rußland daran gehen, die völlig zerrütteten inneren Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Hier erwies sich nun die Rückkehr des energischen Philaret, der sogleich zum Patriarchen erwählt wurde, von großem Wert. Er wurde von vornherein gleichsam Mitregent des Sohnes. Die Befehle des Zaren wurden gezeichnet: „Der Gofjudar, Zar und Großfürst Michail Seodorowitsch von ganz Rußland und der Große Gofjudar, der allerheiligste Patriarch Philaret Nikititsch von Moskau und ganz Rußland.“ Michail fügte sich willig der überlegenen Einsicht seines Vaters, und auch der Einfluß Marfas wurde nun, wenn auch in rücksichtsvoller Weise, in Schranken gehalten. Wie wünschenswert das war, beweist folgender Vorfall.

Als Marfa die Erlaubnis erhielt, aus dem Kloster im Norden des Onega-Sees, in das sie zuerst verbannt war, in ein anderes in

Klin überzufiedeln, war ihr als Intendant (Priſtaw) ein Landedelmann Iwan Chlopow beigeſellt und hatte ſich ihr in dieſer ſchweren Zeit als ein treuer Freund erwieſen.

Sie beſchloß, ihn jetzt dadurch zu belohnen, daß ſie ſeine Tochter Marie Michail zur Frau gab. Sie nahm das junge Mädchen an den Hof, und die Heirat ſollte bald ſtattfinden, als die Angehörigen der Zarenbraut mit den allmächtigen Günstlingen Marfa, zwei Brüdern Sſaltſchkow, in Streit gerieten und ſich dadurch ihre Feindſchaft zuzogen. Dieſe benutzten nun eine Magenverſtimmung des jungen Mädchens, um ſie für verzaubert zu erklären. Obgleich die abendländiſchen Hofärzte Marie für ganz geſund erklärten, ſetzten die Sſaltſchkows bei Marfa durch, daß erklärt wurde, „die Zarenbraut ſei zur Freude des Zaren nicht geeignet“. Daraufhin wurden alle Chlopows, einſchließlich der Braut, nach Tobolsk verbannt, obgleich Michail ſie ſchon ſehr lieb gewonnen hatte. Erſt Philaret ſetzte durch, daß Marie aus der Verbannung zurückkehren, nicht aber, daß Michail ſie heiraten durfte, denn dem widerſetzte ſich Marfa hartnäckig.

Philaret hatte während ſeiner langen Gefangenſchaft Gelegenheit gehabt, ſich mit den abendländiſchen Verhältniſſen vertraut zu machen. Er erkannte auch, wie ſehr die Vermählung ſeines Sohnes mit der Tochter einer alten regierenden Familie der neuen Dynaſtie zuſtatten kommen mußte. Er ließ daher erſt in Dresden, dann in Dänemark, endlich in Berlin Unterhandlungen anknüpfen. Sie ſcheiterten aber alle daran, daß man dem Beſtande der neuen Dynaſtie nicht traute. Hatte doch das Auftreten des falſchen Demetrius in ganz Europa großes Aufſehen erregt und aller Welt Aufmerkſamkeit auf die Vorgänge in Rußland gerichtet. So mußte ſich denn Philaret ſchließlich beſcheiden und Michail mit Eudogia Streſchnew vermählen (1626).

Philaret erkannte auch, daß Rußland ſich Polen gegenüber nur behaupten konnte, wenn es ſein Heer auf die Höhe der damaligen europäiſchen Armeen brachte.

Er ließ daher im Abendlande Truppen anwerben und beſtellte dort große Mengen Munition. Fremde Offiziere bildeten ferner ruſſiſche Regimenter nach abendländiſcher Weiſe aus, und fremde Ingenieure richteten Anſtalten ein, in denen Kanonen und Kugeln gegoffen, Pulver hergeſtellt wurde. Man zog ferner Bergbaubeſtandteile und Handwerker jeder Art ins Land und hielt nur darauf,

daß sie keine Katholiken waren. Den Protestanten war erlaubt, in der „deutschen Sflobode“, einem Dorort von Moskau, in dem die Fremden meist wohnten, eine eigene Kirche zu haben und auch in ihren Häusern evangelischen Gottesdienst abzuhalten.

Philaret hatte immer einen Revanchekrieg gegen Polen im Auge, es währte aber noch eine ganze Weile, ehe es zu ihm kam, denn die finanzielle Lage des Reiches war eine trostlose.

Die freien Bauern waren schon im Rußland der Teilfürstentümer nicht Eigentümer des von ihnen bebauten Grund und Bodens gewesen, der entweder dem Staat oder der Kirche oder Grundherren gehörte. Wie wir schon sahen, hatten die Großfürsten einen Teil der Staatsländereien unter die Bojarenkinder als Lehn verteilt, und der Unterschied zwischen den Lehn- und den Allodialgütern hatte sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verwischt, die Allodbesitzer und die Lehnbesitzer waren allmählich alle zu Gutsbesitzern geworden, die das Heeresaufgebot bildeten. Die Bauern siedelten also auf Staats-, Kirchen- oder Herrenland und zahlten dafür anfangs in Naturalien, später in Geld. Die Staatsländereien zerfielen wieder in solche, die sich die Fürsten zu ihrem Unterhalt vorbehalten hatten — hier wurden immer Naturalien geliefert —, und in eigentliche Staatsländereien. Erstere hießen Hofesländereien, letztere „schwarze“.

Auf den Ländereien der Gutsherren konnte der Bauer, wenn er wollte, seinen Hof verlassen und auf den eines anderen übersiedeln; es durfte das aber seit dem Sudebnik Iwans III. nur in den zwei Wochen um den 26. November, den St. Georgstag, geschehen. Beim Antritt wurde zwischen dem Bauer und dem Gutsherrn ein Vertrag geschlossen. In diesem verpflichtete er sich entweder nur zu einer Pachtzahlung oder übernahm neben ihr noch Leistungen in der Art der Fron, also z. B. einen Teil des Herrenackers zu bestellen. Bekam der Bauer, was gewöhnlich der Fall war, beim Eintritt in die neue Stellung einen Vorstoß (Sfuda) an Geräten, Vieh, Saatkorn usw., so blieb er diesen dem Herrn schuldig und mußte ihn, ehe er zu einem anderen Herrn überging, bezahlen. Diese Zahlung hieß Isdjelje.

Die Staatssteuern, Tjagla, wurden nicht von den Bauern als Personen, sondern vom Lande erhoben, gleichviel, wer es bebaute. Sie wurden auch nicht von den einzelnen Bebauern bezahlt, sondern von ganzen Steuerkreisen — Stany oder Wolosti, deren Bewohner sämtlich für ihren Eingang hafteten (Krugowaja poruka). Sie

hatten daher das größte Interesse daran, daß die Zahl der Steuerzahler sich nicht dadurch verminderte, daß Bauern oder Gutsbesitzer weniger Land bebauten als bisher, denn sie hatten ja für den leer gelassenen Hof die auf ihm liegenden Steuern zu zahlen.

Hält man nun fest, daß der Grund und Boden in dem so dünn bevölkerten Lande an sich wertlos war, so wird man verstehen, daß der Bauer ein sehr gesuchter Mann war. Die Grundbesitzer waren daher bemüht, ihn durch ihm gewährte Darlehn so in Schulden zu verstricken, daß er ihr Land nicht verlassen konnte. Sie hatten aber damit zu rechnen, daß die großen Grundherren, die Klöster und die Bojaren ihnen die Bauern auf jede Weise auszulpannen und auf ihre Güter hinüberzulocken suchten. Gesah das, indem sie den Bauer in den Stand setzten, seine Schulden zu bezahlen, so hatte der kleine Grundbesitzer das Nachsehen. Noch schlimmer aber war es, wenn ihnen die Bauern, was oft geschah, mit Gewalt entführt wurden.

Um sich ihre Arbeitskräfte zu sichern, suchten die Besitzer sie auf jede Weise dazu zu bewegen, daß sie sich freiwillig in die Sklaverei begaben, und mancher von ihnen entschloß sich in der That, auf diese Weise den ewigen Schikanen durch die Herren und bestechliche Richter zu entgehen. Es gab ja neben den Bauern noch viele Unfreie, Kriegsgefangene und ihre Nachkommen und Leute, die sich wirklich oder angeblich freiwillig in die Sklaverei begeben hatten. Sie bildeten die Dienerschaft des Adels oder bestellten auch die von den Edelleuten selbst bewirtschafteten Felder.

Das alles führte zu Unzuträglichkeiten, die allmählich ein Einschreiten der Staatsgewalt verlangten. Da der Staat ein starkes Interesse daran hatte, seine Miliz wehrpflichtig und die Steuerzahler zahlungsfähig zu erhalten, so richteten sich die von ihm getroffenen Maßregeln unwillkürlich dahin, die Bauern an den Boden zu binden und sie zu zwingen, ihn, der ja allein die Steuern trug, auch zu bearbeiten. Ein Gesetz vom Jahre 1597 bestimmte, daß die Guts herren entflohene Bauern zurückverlangen konnten, wenn seit ihrer Flucht nicht mehr als fünf Jahre vergangen waren. Es folgten Verbote an Bauern, die länger als zehn Jahre einer Gemeinde angehört hatten, sie zu verlassen; es wurde bestimmt (1601), daß die Guts herren ihren Standesgenossen nicht mehr als zwei Bauern abwendig machen durften; der Übergang der freien Bauern in die Sklaverei wurde verboten, weil die Bauern dadurch aufhörten, steuerpflichtig zu sein.

In dieser Zeit bildete sich auch die Gemeindeverfassung aus, die bis in die Gegenwart sich erhalten hat, und nach der das der Gemeinde zur Verfügung stehende Land in gewissen Zeiträumen unter die einzelnen Gemeindeglieder verteilt wurde. Es war für die Grundbesitzer jeder Art bequemer und vorteilhafter, es mit einer solidarisch haftenden Gemeinde zu tun zu haben als mit den einzelnen Bauern.

Man hat die Entstehung dieser Art Gemeinde, des Mir, weiter zurückverlegt, aber mit Unrecht, denn die Siedelungen der Bauern bestanden im Moskauer Kolonialgebiet noch bis in die Zeit der Wirren größtenteils aus einzelnen Höfen oder kleinen Weilern, wie das in diesem von Wald bedeckten Lande ja auch natürlich war. Erst der Staat schuf größere Steuereinheiten, und erst aus der Zunahme der Bevölkerung ergaben sich größere Dörfer, deren Bewohner eine Gemeinde im Sinne des Mir bilden konnten. In der Urzeit hatte es allerdings vielfach einen Mir gegeben wie bei allen Völkern.

Es leuchtet ein, wie sehr die Zeit der Wirren dazu beitragen mußte, den Wunsch der Besitzer, die Bauern an den Boden gebunden zu sehen, zu vermehren. Flohen sie doch zu vielen Tausenden in die Steppen und füllten die Reihen der Kosaken. Die Gutsherren stellten nun selbst bei der Aufnahme der Bauern die Bedingung, daß sie sich verpflichteten, für alle Zeit auf ihrem Grund und Boden zu bleiben. Und so entstand die Leibeigenschaft.

Aber das alles war erst im Werden und befand sich in einer Zeit in größter Unordnung, in der an die Leistungsfähigkeit des Staates die höchsten Anforderungen gestellt werden mußten.

Es galt daher zunächst Ordnung in die Steuerverhältnisse zu bringen. Zu diesem Zweck beschloß ein Landtag vom Jahre 1619, daß besondere Beamte alle Städte besichtigen, ein genaues Verzeichnis ihrer Bewohner aufnehmen und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse feststellen sollten. Wer von den Einwohnern sie verlassen hatte, sollte zwangsweise in sie zurückgebracht werden. Dasselbe galt von den Mitgliedern der Bauerngemeinden. In beiden Fällen wurde aber eine zehnjährige Verjährungsfrist zugelassen. Auf Grund dieser Untersuchungen entstanden nun die neuen Steuerkataster.

Es galt auch Ordnung in die Besitzverhältnisse zu bringen, denn jeder der zeitweiligen Regenten hatte unter seine Anhänger Güter verliehen, auf die schließlich eine ganze Anzahl Leute Anspruch erhoben. Auch hier ordnete sich allmählich alles.

So ließen sich denn die großen Mittel aufbringen, die der Staatshaushalt und insbesondere die Armee beanspruchte, ja Philaret konnte daran denken, nach Ablauf des Waffenstillstandes mit Polen diesem die russischen Provinzen, insbesondere das viel umkämpfte Smolensk, mit Waffengewalt wieder abzunehmen. Rußland verfügte jetzt neben dem Aufgebot der Bojarenkinder über vier Regimenter ausländischen Fußvolkes und über russische von ausländischen Offizieren ausgebildete Infanterie- und Kavallerie-(Dragoner-)Regimenter. Dazu kamen die Kosaken und die Tataren als leichte Truppen. Um die Kosten des Krieges zu bestreiten, kaufte der Staat 1631 alles handelbare Korn auf und verkaufte es mit großem Vorteil an die Ausländer. Philaret scheute auch nicht davor zurück, die Klöster an den Kriegskosten teilnehmen zu lassen. Man hatte endlich auch schon einen Oberbefehlshaber im Auge, der vorzüglich geeignet schien, Operationen gegen Smolensk zu leiten, denselben Schein, der diese Stadt einst so tapfer und so erfolgreich gegen Sigismund verteidigt hatte.

Der Tod Sigismunds (April 1632) bewirkte, daß Rußland noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu den Waffen griff, um die königslose Zeit in Polen mit ihren unvermeidlichen Parteikämpfen auszunutzen. Die Hauptarmee, die Smolensk erobern sollte, führten Schein und Ismailow. Schein wurde schon jetzt mit Ehrenbezeugungen überschüttet, und sein Selbstgefühl entsprach diesen vorzeitigen Ehrungen. Ein zweites Heer wurde bei Rschew zusammengezogen, ein drittes bei Kaluga. Die ausländischen und die europäisch ausgebildeten Truppen befanden sich bei dem Hauptheer, das gegen 40000 Mann stark war.

Es stellte sich bald heraus, daß Schein nicht mehr der Mann war, der einst Smolensk so geschickt verteidigt hatte. Der Aufmarsch vollzog sich unendlich langsam, das Heer traf erst im Dezember vor Smolensk ein, in dem Gonsiewski Kommandant war. Obgleich die Polen in ihrer leichtfertigen Art keinerlei Vorbereitungen für den doch sichtlich bevorstehenden Krieg getroffen hatten, war es Gonsiewski doch gelungen, die Festung in Verteidigungszustand zu setzen, und da Schein die Stadt nicht einschloß, sondern nur ein festes Lager vor ihr bezog, konnten die allmählich eintreffenden Verstärkungen in die Stadt gelangen. Erst im Februar wurde sie von allen Seiten belagert.

Mittlerweile war der Sohn Sigismunds, Wladislaw, zum König gewählt worden (November 1632) und bot alles auf, um rechtzeitig

vor Smolensk zu erscheinen. Trotzdem konnte er erst im August 1632 mit einem nur etwa 15 000 Mann zählenden Heer von Orscha aus aufbrechen und Smolensk erreichen. Hier stießen im September noch 15 000 Saporager-Kosaken zu ihm, denn Wladislaw war bei den Kosaken sehr beliebt. Nun wurde eine russische Schanze nach der anderen genommen, und bald war Schein nicht mehr Belagerer, sondern Belagerter.

Die Kunde von dieser Lage der Dinge brachte Philaret, der auf diesen Feldzug so große Hoffnungen gesetzt hatte und sich nun so bitter enttäuscht sah, den Tod. Er starb am 1. Oktober 1633.

Philaret gehörte, obgleich auch sein Schild manchen Flecken aufweist, immerhin zu den Besten aus der Generation der Männer, die noch den „Schrecklichen“ gekannt hatte. In seiner Jugend war er der eleganteste junge Mann Moskaus und zeigte zugleich einen bei seinen Standesgenossen damals ungewöhnlichen Bildungstrieb. Nach dem Tode des Vater war er das Haupt der Romanows, und eine glänzende Laufbahn schien vor ihm zu liegen. Da stürzte ihn plötzlich das Mißtrauen Boris Godunows in das äußerste Elend. Er wurde zwangsweise zum Mönch geschoren, seine geliebte Frau zur Nonne, ihr Söhnchen Verwandten übergeben. Ein Schmerzensschrei des Unglücklichen ist uns in einem Bericht des ihn überwachenden Priesters erhalten. Als die Kunde vom Auftreten von Demetrius zu ihm drang, warf er die Dumpsheit, in die er versunken war, ab, jagte die ihm als Gesellschaft aufgedrungenen Mönche aus seiner Zelle und träumte davon, wieder Rosse tummeln und Falken fliegen lassen zu können. Der Arme vergaß, daß, wer einmal Mönch geworden war, nie wieder ein Laie werden konnte.

Der Tag der Freiheit kam, und Demetrius ernannte Philaret zum Erzbischof von Kostow. Nach seinem Sturz mußte Philaret Wassili Schuiski bezeugen helfen, daß der echte Demetrius unterweilt und Wohlgerüche aushauchend in seiner Gruft in Uglitsch lag. Er tat es, aber er war kein Freund des Lügens. Als ihn die Polen in das Lager von Tuschino brachten, erkannte er den „Dieb“ als Demetrius an, nahm aus seinen Händen die Patriarchenwürde entgegen. Er setzte wohl von vornherein seine Hoffnung auf Wladislaw. Wir sahen ihn dann als Gesandten in das Lager Sigismunds vor Smolensk gehen. Hier bewies er große Charakterstärke, war auf keine Weise dazu zu bewegen, auf die Wünsche des Königs einzugehen. Er wanderte dann als Gefangener der Polen nach Marien-

burg und verlebte dort die Jahre, in denen Rußland fast zu Grunde ging, sich aber in letzter Stunde noch aufraffte und seine Selbständigkeit wieder errang. Um ein Haar gingen sein Weib und sein Sohn, die als Gefangene mit den Polen im Kreml eingeschlossen waren, mit diesen zugrunde. Dann wurde Philarets Sohn Zar, aber das brachte ihm noch nicht die Freiheit. Er selbst beschwor Michail, um seiner Befreiung willen keinerlei Konzessionen an Polen zu machen. Es vergingen nun noch sechs lange Jahre, ehe Philaret nach Moskau zurückkehren konnte. Jetzt war er freilich im Grunde der Zar. Sein ganzes Dichten und Trachten war nun darauf gerichtet, endlich einmal mit den Polen abzurechnen, ihnen all das Elend heimzuzahlen, das sie über Rußland brachten, ihnen Smolensk, Siewerien abzunehmen. Dazu hatte er ein auf das beste ausgerüstetes Heer geschaffen und unter einem Feldherrn vor Smolensk geschickt, dem er unbedingt vertraute. Aber dieser Feldherr versagte vollständig, und das Heer wurde von den Polen zu Paaren getrieben.

Das brach dem stolzen Greise das Herz.

War Philaret in die Intrige verstrickt, die den Sturz von Boris Godunow und damit die Zeit der Wirren herbeiführte, so hat er das, wie sein Verhalten in Tuschino, in langem Elend hart gebüßt. In seinem Alter hat er sich jedenfalls um Rußland große Verdienste erworben, und es war nicht seine Schuld, wenn sein Versuch, Smolensk und Siewerien für Rußland zurückzuerobern, kläglich scheiterte.

In Moskau machte man die größten Anstrengungen, nun ein Ersatzheer aufzustellen. Der Zar schickte seine Leibstreliken ins Feld, der Landtag, der seit dem Beginn des Krieges zusammengeblieben war, bewilligte neue Steuern. Aber das von den Fürsten Tscherkaski und Poscharski geführte Heer kam über Moschaisk nicht hinaus, wagte es nicht, ein polnisches, das ihm den Weg nach Smolensk versperrte, anzugreifen.

Am 16. Februar 1634 ergab sich das russische Heer vor dieser Stadt gegen freien Abzug den Polen. Es ließ seine ganze Artillerie zurück und gelobte, sich vor Ablauf von vier Monaten nicht wider Polen gebrauchen zu lassen.

Die Entrüstung in Moskau war groß. Schein und Ismailow nebst Sohn wurden hingerichtet. Wie asiatisch die Verhältnisse doch noch waren, ergibt sich daraus, daß auch die Angehörigen der unglücklichen Feldherren in die Verbannung wandern mußten.

Aber an eine Fortsetzung des Krieges konnte nun nicht mehr

gedacht werden. Am Ufer der Poljanowka, dem alten Grenzfluß von Moskau und Litauen, zwischen Wjasma und Dorogobusch, kamen die Gesandten Rußlands und Polens zusammen und schlossen am 3. Mai 1634 den Frieden von Poljanowo. Wladislaw entsagte allen Ansprüchen auf den Zarenthron, Polen blieb aber im Besitz von Smolensk und Sjewerien.

Auf Wunsch Michails gestatteten die Polen, daß die Leichen von Wassili Schuiski und Demetrius Schuiski und Frau nach Moskau gebracht wurden, wo Wassili in der Begräbniskirche der Zaren die letzte Ruhestätte fand.

Es lag die Gefahr vor, daß die Ausnahmestellung, die Philaret als Patriarch eingenommen hatte, in seinem Nachfolger hierarchische Ansprüche erweckte. Aber Philaret selbst hatte dafür gesorgt, daß der von ihm für die Nachfolge bestimmte Joasaf ein Mann war, dem solche ehrgeizige Anwendungen ganz fremd blieben. Er war, nach der Aussage eines Chronisten, „dem Zaren gegenüber nicht frech“.

Die Jahre, in denen Michail selbständig regierte, verliefen friedlich. Die Erfahrungen, die man vor Smolensk gemacht hatte, bewiesen, daß auch das neu organisierte russische Heer den Polen nicht gewachsen war, und diese Erkenntnis bewirkte, daß Michail auch darauf verzichtete, sich am Schwarzen Meer festzusetzen, wozu sich ihm eine unerwartete Gelegenheit bot.

Man suchte sich russischerseits gegen die Überfälle der Tataren schon seit lange in der Weise zu schützen, daß man am Rande der Steppen Befestigungen anlegte. In den Wäldern geschah es durch Verhaue, im offenen Lande durch Wälle, die einzelne Schanzen verbanden. Auch an den Furten wurden solche Schanzen errichtet. Diese Schanzen erhielten entweder eine ständige Besatzung und erwachsen dann zu Städten oder nur wechselnde Garnisonen.

Außerhalb dieser Linien hausten an den Ufern der Flüsse oder in den Schluchten der Steppen die Kosaken, die vom Zaren als Untertanen in Anspruch genommen und auch von ihm mit Kriegsmunition versehen wurden, aber nur in einem lockeren Verhältnis zu ihm standen. Wir sahen schon, welche eine verhängnisvolle Rolle diese zuchtlosen Leute in der Zeit der Wirren spielten. Sie nun erhielten jetzt dadurch noch ein besonders unruhiges Element, daß infolge der religiösen Verfolgungen, denen die polnischen Kosaken in den letzten Regierungsjahren Sigismunds und unter Wladislaw

ausgefetzt waren, viele Kosaken vom Dnjepr sich den Kameraden am Don anschlossen. Diese unternahmen nun auch Plünderungszüge über das Meer nach Kleinasien und erregten dadurch den äußersten Unwillen der Türkei, mit der der Zar als mit dem Todfeinde der Polen gern in Freundschaft lebte. Er gab daher die Kosaken immer preis und erklärte, sie seien nicht seine Untertanen. Die Türken sollten mit ihnen verfahren nach ihrem Belieben.

Nun war den Kosaken seit lange das feste Asow, das die Mündung des Don sperrte, ein Dorn im Auge, und sie beschloßen, es zu erobern. Sie erschienen im Frühling 1637 vor der Stadt und schloßen sie eng ein. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gesandter des Sultans, Cantacuzen, in ihre Hände und wurde von ihnen als angeblücher Spion ermordet. Es gelang ihnen dann, Asow einzunehmen und unter den muhammedanischen Bewohnern ein fürchtbares Blutbad anzurichten.

Als die Nachricht davon nach Moskau kam, schickte man sogleich einen Boten nach Konstantinopel und versicherte, die Ermordung des Gesandten und die Einnahme Asows wären nur von den Kosaken geschehen und würden vom Zaren durchaus mißbilligt.

Der Sultan Murad war empört, aber innere Wirren, denen er selbst zum Opfer fiel, verhinderten ihn, ein Heer nach Asow zu schicken. Erst sein Nachfolger Ibrahim sandte zur See eine Armee ab und bot zugleich die Krimischen und Nogaischen Tataren auf. Aber Stürme zerstörten die Flotte, und die Tataren waren wenig geeignet, eine feste Stadt einzunehmen. Sie hoben deshalb, nachdem sie große Verluste erlitten hatten, die Belagerung auf (September 1641).

Die Kosaken schickten nun eine Deputation nach Moskau und forderten den Zaren auf, von Asow Besitz zu ergreifen.

Das Anerbieten war verlockend, aber es mußte voraussichtlich zu einem langwierigen Kriege mit der Türkei führen, und die Finanzlage des Reiches ließ einen solchen wenig wünschenswert erscheinen. So entschloß man sich dazu, einen Landtag über Krieg und Frieden entscheiden zu lassen, und dieser trat im Januar 1642 zusammen. Die einzelnen Bevölkerungsgruppen gaben, wie üblich, besondere Gutachten ab, und diese lassen uns interessante Blicke in die Lage der Dinge tun.

Alle Stände erklärten sich zwar bereit, Gut und Leben für den Zaren zu lassen, die meisten aber fanden, daß beides in erster Reihe von anderen herzugeben sei. Der Dienstadel des Nordostens meinte,

daß dieser Krieg Sache seiner Standesgenossen im Süden sei, die an die Kämpfe mit den Tataren gewohnt wären. Andere Schichten dieses Standes wiesen darauf hin, daß zu diesem Kriege vor allem die großen Herren herangezogen werden müßten, die sich immer dem Dienst entzögen. Sie selbst wären völlig verarmt. Die Geldmittel sollten die Kirche und die Klöster hergeben. Die Kaufleute jammerten darüber, daß sie durch den unbezahlten Dienst als Zollkontrolleure und Steuererheber und durch die Konkurrenz der Fremden ruiniert wären. Alle Stände waren darin einig, daß die Zentralisation der gesamten Verwaltung in Moskau zu ganz unerträglichen Zuständen führe. Die Richter und die Djaks in den Kanzleien seien dort gleich sehr bestechlich und verschleppten absichtlich jede an sie aus der Provinz kommende Angelegenheit ins Endlose. Die Djaks, erklärten die Edelleute, kauften immer mehr Güter an und erbauten sich steinerne Paläste, wie sie früher auch die vornehmsten Leute nicht besessen hätten. Die Steuerkataster wären vielfach infolge von Bestechungen ganz unzuverlässig und müßten durch neue ersetzt werden.

Man hatte für das Treiben der Djaks ein besonderes Wort gebildet, das sogar in offizielle Dokumente überging: Moskowskaja Woloknja, d. h. etwa „Moskauer Quertreibereien“. Wir sehen, die leidige russische Bureaucratie, das Tschinowniktum, gegen das sich in unseren Tagen der Ansturm der öffentlichen Meinung richtete, blühte schon unter Michail. Aber auch noch andere Leiden, die 300 Jahre lang über Rußland verhängt waren, wurzeln in dieser Zeit. Unter Michail begann man damit, die Verbrecher nach Sibirien zu schicken, nachdem man sie im Gesicht gebrandmarkt hatte. Unter ihm wurde auch das Branntweinmonopol eines der wichtigsten Einkommen des Staates. Der Branntweinverkauf wurde entweder verpachtet oder durch Kaufleute vertrieben, die die Regierung mit dem Verkauf beauftragte und die einen bestimmten Gewinn erzielen mußten. Infolgedessen wurde die Trunksucht mit allen Mitteln gefördert. Suchte hier oder da ein Wojewode ihr entgegenzuwirken, so bekam er von der Zentralbehörde, der er unterstand, einen scharfen Verweis. Die Trunksucht fand deshalb bald die weiteste Verbreitung, und die ausländischen Reisenden können nicht genug von ihren entsetzlichen Folgen erzählen. „Der Trunkenheit,“ sagt Olearius, „sind die Russen so sehr wie keine andere Nation der Welt ergeben.“ „Nicht allein Gemeine,“ sage ich, „sondern auch fürnehme Herren, ja zarische große Gesandte wissen, wenn ihnen

stark Getränke vorgefetzt wird, kein Maß, sondern, wenn es nur etwas lieblich, als Wasser gießen sie es in sich, daß man sie als des Verstandes beraubte Leute handthiren, ja bisweilen wohl gar todt aufheben muß. Zu unserer Zeit waren allenthalben öffentliche Kabaken und Krüge, daß jeder, wer nur wollte, sich hineinsetzen und für sein Geld trinken mochte. Da denn die gemeinen Leute, was sie nur erwerben konnten, in den Krug trugen, saßen so feste, bis sie nach ausgeleertem Beutel ihre Kleider, ja das Hemd gar auszogen und dem Wirt hingaben und hernach nackt nach Hause gingen.“ „Auch achtens die Weiber allerdings nicht schände sein, sich volllaufen und neben den Männern niederfallen.“ „Es wird sobald ein Pope und Mönch als ein Weltlicher und Bauer trunken angetroffen.“

Auch die Trunksucht ist durch 300 Jahre das herrschende Laster des russischen Volkes geblieben.

Michail entschloß sich schließlich doch, Asow aufzugeben, und die Kosaken begnügten sich damit, die Stadt dem Erdboden gleichzumachen. So wurden die Beziehungen zur Türkei wieder freundliche.

So sehr auch die Regierung Michails bemüht war, Ausländer ins Land zu ziehen, so geschah doch für die Bildung des Volkes nichts. Die Kenntnisse der Abendländer wurden nur im Interesse der kriegerischen Ausbildung oder der Einnahmen des Fiskus verwandt. Philaret war in seiner Jugend bildungsfreundlich gewesen, aber der langjährige intime Verkehr mit den Mönchen war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er hatte im Interesse seiner Konfession viele Jahre Gefangenschaft ertragen und war darüber ein Sanatiker geworden. Er setzte (1620) durch, daß Christen anderer Konfession, die zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis übertraten, neu getauft wurden, und führte eine strenge Zensur der religiösen Schriften ein. Obgleich ein Prozeß gegen den um Rußland hochverdienten Abt des Sergiusklosters, Dionysius, die unglaubliche Unwissenheit der Geistlichkeit wieder einmal an den Tag legte, tat Philaret doch nichts, um ihre Bildung zu heben. Auch hierin blieb das Regiment der ersten Romanows auf lange hinaus typisch. Wohl drangen von den Fremden her Bildungselemente in den hohen Adel, aber auch dieser Kreis blieb noch lange so roh, daß die fremden Gesandten sich nur mit dem äußersten Widerwillen in ihm bewegen konnten, und der Dienstadel, die Kaufleute und das Volk kannten erst recht keine anderen Freuden als Trinkgelage, den Dienst der Venus und

die scheußlichen Laster Asiens, von denen zum Ekel der Abendländer ganz offen die Rede war. „Große Höflichkeit und ehrbare Sitten,“ heißt es bei Olearius, „kann man bei den Russen nicht suchen.“ „Weil sie viel Knoblauch und Zwiebeln genießen, fällt einem, der es nicht gewöhnt, ihre Gegenwart gar beschwerlich.“ „Ihre meisten Reden sind dahin gerichtet, wozu sie ihre Natur und gemeine Lebensart veranlaßt; nämlich von Üppigkeiten, schändlichen Lastern, Geilheiten und Unzucht so theils von ihnen selbst, theils von anderen be- gangen. Wer die größten Zoten und Schandpossen dabei zu reißen und mit leichtfertigen Geberden herauszulassen weiß, der ist der beste und angenehmste.“

Auch unter der Geistlichkeit war die Trunksucht weit verbreitet, und wer von den Mönchen höher hinaus wollte, der zerbrach sich den Kopf über dogmatischen Haarspaltereien, die um so sinnloser waren, als die Kenntnis des Griechischen fast ganz verloren gegangen war, die Untersuchungen daher auf Übersetzungen fußten, deren Wortlaut durch die Abschreiber im Laufe der Zeit oft in unglaublicher Weise verstümmelt war.

Das neue Rußland, das aus der Zeit der Wirren hervorging, war, trotz der Friedfertigkeit des ersten Zaren, ganz auf den Kampf gestellt, denn alle die alten Aufgaben waren noch ungelöst, ja sie waren dringender und schwieriger denn je.

Rußland war jetzt ganz von der Ostsee abgedrängt; Polen besaß mehr urrussisches Land als zu irgendeiner Zeit vorher; die Krimtataren und die Tatarenhorden des Südostens plünderten die Grenzmarken wie nur immer ihre Vorfahren. Sollte das anders werden, so bedurfte es der Anspannung aller finanziellen Kräfte. Dann aber blieb für Bildungszwecke nichts übrig. Die Grenzen des Landes dehnten sich weiter und immer weiter, aber das Volk blieb so arm, unwissend und elend wie es war.

So geschah es.

Wir sahen, daß Philaret bemüht war, für seinen Sohn eine Prinzessin aus einem regierenden Hause zu gewinnen. Das war nicht geglückt, aber Michail hielt an dem Wunsch fest, mit den abendländischen Fürstenfamilien in verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Er hatte einen Sohn und drei Töchter. Die älteste von diesen sollte mit einem abendländischen Prinzen vermählt werden, und Michail wandte sich um einen solchen an den dänischen Hof, der ja schon den Bräutigam der unglücklichen Xenia Godunow ge-

liefert hatte. Christian IV. hatte aus der morganatischen Ehe mit einer Gräfin Munk einen Sohn Waldemar, dem er den Namen Gildeslöwe verlieh, und war nicht abgeneigt, ihn nach Rußland zu schicken. Der junge Herr ging an der Spitze einer Gesandtschaft, die über einen Handelsvertrag verhandeln sollte, nach Moskau und gefiel. Es begannen nun Verhandlungen, die aber gleich anfangs daran zu scheitern drohten, daß der Zar den Übertritt Waldemars zur griechisch-orthodoxen Konfession verlangte. Erst als man diese Forderung fallen ließ, begab sich Waldemar, der jetzt den Titel eines Grafen von Schleswig-Holstein führte, nach Moskau. Hier ließ sich alles erfreulich an, bis der Zar doch wieder mit dem Verlangen des Übertritts hervortrat. Als Waldemar sich weigerte, suchte Michail, für den das Scheitern des nun schon so weit vorgeschrittenen Eheprojekts im höchsten Grade peinlich war, ihn durch Disputationen für seine Konfession zu gewinnen, aber der evangelische Feldprediger behauptete in ihnen nach Waldemars Meinung das Feld gegen die russischen Theologen, die einige Griechen zu ihrer Unterstützung herbeigezogen hatten, und er war nicht zum Übertritt zu bewegen. Man hielt ihn lange in Moskau fest, mußte ihn aber schließlich doch in sein Vaterland entlassen.

Für die russischen Prinzessinnen hatte das Scheitern dieses Eheprojekts die traurige Folge, daß sie bis zur Zeit Peters des Großen ledig bleiben mußten, denn ihre Väter meinten, sie nicht an Untertanen verheiratet zu dürfen. Die armen Damen verbrachten daher ihr Leben in Gesellschaft von Nonnen, Mönchen, Zwerginnen und Närrinnen, indem sie, wie man damals in Rußland sagte, „gottesfürchtig ihre Jungfrauenchaft beweinten“.

In der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1645 verschied Michail so sanft, wie er gelebt hatte. Olearius sagt von ihm: „Er regierte sanftmütig und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, so daß jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit in vielen hundert Jahren nicht einen so frommen Herrn gehabt.“

Alexei Michailowitsch.

Der einzige Sohn Michails, Alexei, war 1629 geboren, beim Tode des Vaters also erst 16 Jahre alt. Das war insofern ein Glück für ihn, als er dadurch früher der Stickluft des Terems entkam und sich als leidenschaftlicher Jäger körperlich kräftigen konnte, aber er war natürlich noch nicht fähig, selbständig zu regieren, und darüber entbrannten wieder die alten Kämpfe der Bojaren untereinander. Zunächst wurde der bisherige Erzieher Alexeis, der Bojar Boris Morosow, allmächtig und mißbrauchte seine Stellung, wie einst in den Jugendjahren des Schrecklichen die Schuiskis die ihrige mißbraucht hatten. Morosow wurde einer jener Günstlinge, an denen die russische Geschichte der späteren Zeit so reich ist, und für die die Russen die Bezeichnung „Wremenschtschik“ haben, von „Wremja, die Zeit“. Sie bedeutet also: „der zeitweilige Günstling und Gewaltthaber“. Morosow und seine Freunde, Plechtschejew, der Vorsteher des Semski-Prikas, der Polizeibehörde, und Peter Trachoniatow, Präsident des Puschkarski-Prikas, des Zeughauses, plünderten die Bevölkerung in einer selbst in Moskau unerhörten Weise. Morosow fühlte sich in seiner Stellung ganz sicher, denn er hatte den Zaren mit der älteren Tochter einer seiner Kreaturen Ilja Miloslawski verheiratet und selbst ihre jüngere Schwester gefreit. Aber die fortgesetzten Erpressungen bewirkten schließlich einen furchtbaren Aufstand des Moskauer Pöbels. Am 1. Juni 1648 wurden die Häuser Morosows und seiner Genossen geplündert, und am folgenden Tage verlangte das Volk ihre Köpfe. Der Zar gab Plechtschejew preis, und er wurde vom Pöbel zerrissen, Trachoniatow wurde hingerichtet, Morosow aber wurde versteckt, bis die Wut des Volkes sich gelegt hatte und es ihm auf die persönliche Fürsprache des Zaren hin verzieh. Auch in Pskow und Nowgorod gab es

1650 wilde Tumulte, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten. In Nowgorod zeichnete sich bei dieser Gelegenheit der Erzbischof Nikon durch die Furchtlosigkeit aus, mit der er dem Pöbel entgegentrat, und erregte die Aufmerksamkeit des Zaren.

Diese Unruhen waren zum Teil die Ursache, daß eine Kommission mit der Abfassung eines neuen Landrechts betraut wurde. Es hieß die „Uloschenije“ und wurde 1649 von einer dazu einberufenen Versammlung von Notabeln als künftig geltendes Recht anerkannt. Diese Uloschenije war bürgerliches und Kriminalrecht, ordnete den Zivil- und den Kriminalprozeß und enthielt überdies Bestimmungen über den Lehndienst, den Dienst im Heer und die gesetzliche Lage der Bauern. Sie ist für ihre Zeit von humanem Geist durchweht, konnte aber die Menschen, die sie anwenden sollten, nicht anders machen, als sie waren. Sie waren aber unwissend, gewissenlos, roh und aus unersättlicher Geldgier bestechlich im höchsten Grade.

Alexei war, wie schon sein Vater, bemüht, sich die technischen Fortschritte des Abendlandes dienstbar zu machen, indem er fremde Offiziere, Ingenieure usw. ins Land zog. Konnte er doch nur dadurch hoffen, bei dem nächsten Waffengang mit Polen, dessen Beginn immer nur eine Frage der Zeit blieb, besser bestehen zu können als das Heer seines Vaters vor Smolensk.

Diesmal entzündete sich das kriegerische Feuer in Kleinarußland, wo die Kosaken von den zu Polen gewordenen großen Herren mehr und mehr bedrückt wurden.

Wir sahen schon, wie die bäuerliche Bevölkerung, die vor den Tataren in der Steppe mehr und mehr in das Innere des Landes zurückgewichen war, wieder in die alten Sitze am Rande der Steppe zurückkehrte, als die Macht der Krimtataren nicht mehr eine überwältigende war. Immerhin konnte nur eine so kriegerische Bevölkerung wie die Kosaken sich ihrer auf Menschenraub gerichteten Einfälle einigermaßen erwehren. Sie erhielt aber, je stärker der auf den Bauern lastende Druck im Innern Polens wurde, einen um so stärkeren Zulauf von energischen Elementen, die hier Land und Freiheit suchten.

Nun hatte sich gerade in diesen Grenzmarken ein auf ungeheueren Landbesitz gegründetes Herrentum entwickelt. Die meisten dieser Magnatenfamilien waren selbst ursprünglich russischer Herkunft, hatten aber mit dem römischen Katholizismus auch die polnische Nationalität angenommen und sich der griechisch-orthodox gebliebenen Land-

bevölkerung ganz entfremdet. Diese Herren nun sahen mit steigendem Unwillen ihre Bauern von ihrem Lande entlaufen und sich den freien Kosaken anschließen. Sie waren daher bemüht, sich diese zu unterwerfen, stießen aber dabei auf den Widerstand nicht nur der Kosaken, sondern auch ihrer eigenen Könige, die in dieser kriegerischen Bevölkerung einen vortrefflichen Schutz gegen die Tataren sahen. Zumal Stephan Bathory hat das erkannt und den Kosaken eine militärische Organisation gegeben, die sie zu einer bedeutenden Kriegsmacht machte. Er teilte sie in zehn Regimente, entsprechend zehn Kreisen, und verlieh dem Hetmann als Amtskleinodien eine königliche Fahne, den Hetmannstab (Buntschak), eine Keule (Bulawa) als Feldherrnstab und ein Petschaft (Woiskowaja-petschat). Die Grenzwaache bestand aus 6000 „registrierten Kosaken“, denen 20 000 weitere als Reservisten dienten. Residenz des Hetmanns wurde Baturin.

Außerhalb dieser Organisation blieben die Saporoger Kosaken, die auf den Inseln des Dnjepr ein wildes Abenteuerleben führten. Ihre Gemeinschaft bestand nur aus Männern, die sich in Friedenszeiten durch Jagd und Fischfang nährten, so oft es ihnen beliebte aber Plünderungszüge auf dem Schwarzen Meer unternahmen. Sie lebten in zehn Sjetschi und 38 Kurenji. Sjetsch hieß eine Gemeinschaft von Häusern und Lehmhütten, die eine Kirche umschlossen. Ein solcher Ort war von einem Erdwall umgeben. Ein Kurenj bestand aus einem großen und mehreren kleinen Häusern. Der Kommandant der Sjetsch hieß Koschewoi-Atamann, des Kurenj Kurenny-Atamann. Der Woiskowoi Sudja war der Richter, die Hauptleute hießen Jessauln, die Schreiber Pissary. Beschlüsse wurden auf dem Woiskowoi-Krug, dem Thing, gefaßt. Während es in Friedenszeiten gar keine Disziplin gab, war sie im Felde außerordentlich streng.

Ihre Plünderungszüge unternahmen die Kosaken meist in 60 Fuß langen, 10—12 Fuß breiten Booten, die einen Tiefgang von 12 Fuß hatten und Tschaiki hießen. Sie wurden bei gutem Wetter durch ein Segel, bei schlechtem durch 20—30 Ruder fortbewegt. Jedes Boot faßte 50—70 Mann, und die Flotte bestand aus 80—100 Fahrzeugen (Beauplan). Sperrte eine türkische Flotte die Mündung des Dnjepr, so zog man die Boote über Land bis ans Meer, durchkreuzte es und plünderte die Küstenstädte.

Man muß immer im Auge behalten, daß die Saporoger Kosaken, die sich selbst gern „Ritter“ nannten, zwar verwegene Krieger, aber

sonst meist ein gewissenloses Gesindel waren, das mit Vorliebe vom Raub lebte und das Erbeutete in wüster Trunksucht vertat. Mißfiel diesen Leuten der von ihnen selbst gewählte Atamann, so wurde er einfach in Stücke gehauen. Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den „registrierten“ und den „Saporoger“ Kosaken bestand, farbte die Zuchtlosigkeit dieser auch auf jene ab, und zwischen beiden und den Kosaken am Don bestand ein lebhafter Zusammenhang.

Man versteht sehr wohl, daß das ganze Kosakentum den polnischen Magnaten ein Dorn im Auge war, denn die Kosaken lieferten die Läuflinge, die bei ihnen Zuflucht vor ihren Herren suchten, nicht aus, und die Kriegszüge, die sie ohne jede Rücksicht auf die politische Lage unternahmen, verwickelten Polen immer wieder in Händel mit den Tataren und der Türkei. Andererseits leisteten sie auch wieder Stephan Bathory und Wladislaw in ihren Kriegen die größten Dienste und bildeten eine wertvolle GrenzwaChe gegen die Tataren.

Seit fast alle Magnaten römisch-katholisch geworden waren, hatte sich der Gegensatz zwischen ihnen und den Kosaken noch sehr verschärft. Sie bezeugten ihnen in jeder Weise ihre Nichtachtung, suchten sie unter allen möglichen Vorwänden erbuntertänig zu machen und scheuten schließlich nicht davor zurück, die griechischen Kirchen an Juden zu verpachten, die für jede in ihnen vorgenommene geistliche Handlung einen Tribut erhoben. Mehrere Aufstände wurden gewaltsam und grausam unterdrückt, es gelang den Polen aber nicht, der Kosaken Herr zu werden.

Um die Mitte des Jahrhunderts war einer der angesehensten Kosaken der Feldschreiber Bogdan Chmelniczki, der Sohn eines zum Kosaken gewordenen adligen Polen. Er hatte von dem Kronfeldherrn ein bei Tschigirin liegendes Gut erhalten und dadurch den Neid des Unterstarosten Tschaplinski erregt. Dieser verfuhr nun mit dem ganzen Übermut des polnischen Schlichtzigen jener Zeit, er vertrieb nicht nur wider alles Recht Chmelniczki von seinem Gut, sondern entführte ihm auch die Frau und ließ seinen Sohn öffentlich auspeitschen. Chmelniczki suchte vergeblich Hilfe beim Reichstage und beim Könige. Wladislaw soll ihm selbst geraten haben, sich sein Recht mit Gewalt zu schaffen. Chmelniczki begab sich nun zu den Tataren in der Krim, erbat und erhielt ihre Hilfe und rief die Kosaken zu den Waffen. Ein polnisches Heer unter Stephan Potocki wurde gefangen genommen, ein zweites unter Nikolaus Potocki vernichtet.

Als auch ein drittes geschlagen worden war, meinten die polnischen Herren Friedensunterhandlungen anknüpfen zu müssen, zumal Wladislaw im Mai 1648 gestorben war und eine königslose Zeit mit allen ihren unvermeidlichen Wirren bevorstand. Man konnte sich aber nicht einigen, und der mit äußerster Grausamkeit geführte Kampf tobte weiter, bis es den Kosaken und Tataren gelang, ein großes polnisches Heer in Zborow einzuschließen und zur Kapitulation zu zwingen. Nun wurde ein Vertrag geschlossen, nach dem die Zahl der registrierten Kosaken auf 40000 erhöht und ihr Gebiet räumlich festgelegt wurde. Alle Privilegien der Kosaken wurden aufs neue bestätigt, völlige Gewissensfreiheit versprochen, eine Amnestie zugesagt.

Der polnische Adel war ebensowenig geneigt, den Frieden von Zborow zu halten wie die Kosaken. Chmelniczki bat den Zaren, die Kosaken in seinen Schutz zu nehmen, aber Alexei konnte sich nicht recht entschließen, schon mit Polen zu brechen. Er kam aber den Kosaken dadurch entgegen, daß er ihnen auf russischem Gebiet um Bjelgorod Land zur Ansiedelung anwies (1652).

Die Polen hatten unterdessen die Krimtataren auf ihre Seite gebracht und wüteten gegen die Kosaken in alter Weise. Da nahm denn Alexei sie in die Zahl seiner Untertanen auf, und ein Landtag erklärte den Krieg für gerecht und unvermeidlich. Im April 1654 zogen zwei russische Heere ins Feld, eins, bei dem sich Alexei selbst befand, auf Smolensk, das andere in die Ukraine. Joh Radziwil wurde bei Schklow geschlagen, Dorogobusch und Polozk eingenommen. Am 10. September ergab sich auch das viel umkämpfte Smolensk, um nun für immer russisch zu bleiben. Leider verließ Alexei jetzt das Heer, und seine Feldherren begannen wieder miteinander zu hadern. Darüber gerieten die Fortschritte der Russen hier ins Stocken. In der Ukraine aber hatten sie überhaupt kein Glück. Sie wurden von den Polen und Tataren mehrfach geschlagen.

Nun hatten sich aber die Polen durch die Torheit ihres neuen Königs Johann Kasimir noch einen fürchtbaren Feind erworben. Als nach der Abdankung Christinens von Schweden Karl Gustav König wurde, weigerte sich Johann Kasimir, ihn als solchen anzuerkennen. Infolgedessen brach Karl Gustav in Polen ein, nahm Warschau und Krakau und zwang Johann Kasimir, nach Schlesien zu fliehen.

In Moskau hielt man die Gelegenheit für günstig, sich Livlands,

das von Truppen entblößt war, zu bemächtigen. Kaiser Ferdinand III. hegte nach Kräften, und seine Gesandten boten alles auf, Rußland in den Krieg mit Schweden zu treiben. Auch der Patriarch wirkte in diesem Sinne. Da entschloß sich denn Alerci, wieder persönlich in den Krieg zu gehen und zog an der Spitze eines großen Heeres, das Alexander Leslie führte, vor Riga. Wir verdanken Kelfch eine sehr interessante Schilderung dieser Belagerung, bei der auf beiden Seiten Offiziere aus allen Ländern fochten. Die Bürger Rigas hielten treu zu Schweden, und die Russen sahen sich schließlich genötigt, ihr Lager zu verbrennen und die Belagerung aufzuheben. Dorpat aber und Kokenhusen blieben in ihren Händen, und Livland und Estland wurden von diesen Städten aus beständig beunruhigt.

Die Polen machten Alerci Aussicht, ihn zum Nachfolger Johann Kasimirs zu wählen, und der Zar schloß daraufhin mit ihnen den Waffenstillstand von Wilna (1656), aber er mußte sich bald davon überzeugen, daß man ihn nur hinhielt, und daß auch der Kaiser nur bemüht war, die polnische Krone an ein Glied seines Hauses zu bringen. Der Zar näherte sich daher wieder Schweden. Nach langen Verhandlungen, die nur zu Waffenstillständen führten, kam es endlich zum Frieden von Kardis, der ganz Livland an Schweden zurückgab (Juni 1661). Alle Anstrengungen Alercis hatten hier zu nichts geführt.

Die Kosaken hatten sich, als sie sich unter den Schutz Alercis begaben, nicht klar gemacht, daß der Anschluß an eine so zentralisierte Monarchie wie Rußland ihrer wilden Freiheit gefährlicher war, als das zuchtlose polnische Reich. Sobald sie Bekanntschaft mit dem moskowitischen Beamtentum gemacht hatten, wurden sie stutzig. Sie wählten zwar nach Bogdan Chmelniczkis Tode (August 1657) seinen Sohn Georg, aber eine polnisch gesinnte Partei unter Wigowski unterhandelte mit Warschau, und als die Polen im Vertrage von Hadiatsch (September 1658) den Kosaken versprachen, daß die Wojewodschaften Kiew, Tschernigow und Braclaw als Herzogtum selbständig neben Polen-Litauen treten sollten, neigten sich die Führer der Kosaken um so mehr Polen zu, als sie in einem geheimen Vertrage zu einer Art Aristokratie gemacht wurden. Als Alerci 1658 den Krieg wieder aufnahm, wurden im folgenden Jahre zwei russische Heere in der Ukraine vernichtet. Georg Chmelniczki stützte sich aber jetzt auf die demokratischen Instinkte der Kosaken, und es gelang ihm, Wigowski zu vertreiben und den Anschluß an Rußland wiederherzustellen.

Es gab nun in der Ukraine ein wildes Hin und Her, bei dem bald die Russen, bald die Polen die Oberhand gewannen. Im allgemeinen behaupteten sich erstere im Osten, letztere im Westen des Dnjepr, und Anhänger von ihnen wurden dann Hetmanne und sonstige Führer der Kosaken. Im Jahre 1660 mußte eine russische Armee unter Scheremetjew vor den Polen kapitulieren.

Zum Glück Alexeis machte unterdessen der innere Zersehungsprozeß Polens reißende Fortschritte. Es ist die Zeit, die uns die Erinnerungen Passeks so lebhaft schildern. Die Königin will den Herzog von Enghien zum Nachfolger Johann Kasimirs gewählt sehen; die Lubomirskis stemmen sich dem mit aller Kraft entgegen. Es gelingt zwar dem König, mit Hilfe des tapferen Czarnecki den russischen Feldherrn Chowanski bei Gluboki zu schlagen und die Russen fast ganz aus Litauen zu verdrängen. Aber nun bildete die Armee eine Konföderation, und in Polen kam es zwischen dem König und Lubomirski zu einem hartnäckigen Kampf, der bis zum Juli 1666 währte. Unter diesen Umständen konnte Rußland schließlich den Waffenstillstand von Andrussowo schließen (Februar 1667), der 13 Jahre und 6 Monate währen sollte und nach dem Smolensk, Siewerien, die Ukraine, soweit sie auf dem linken Ufer des Dnjepr lag, an Rußland kamen. Damit waren immerhin große und wichtige altrussische Landschaften zurückgewonnen, wenn auch der Erfolg den ungeheueren Anstrengungen Rußlands nicht ganz entsprach. Das russische Heer war eben trotz aller Bemühungen Michails und Alexeis hinter den westeuropäischen Armeen allzusehr zurückgeblieben, um die Schweden und Polen niederzwingen zu können, und der durch die leidige Mjestnitschestwo immer wieder wachgerufene Hader unter den russischen Feldherren tat das übrige, um dauernde Erfolge zu verhindern.

Die Kriege gegen Polen und Schweden verschlangen ungeheure Summen, denn neben dem alten Aufgebot der Bojarenkinder ging nun eine geworbene Armee her, die aus 40 000 Mann Strelitzen und aus zahlreichen „Soldaten- und Reiter“-Regimentern bestand, die von hochbezahlten ausländischen Offizieren befehligt wurden. Diese Offiziere bildeten eine äußerst gemischte Gesellschaft, denn wenn auch nicht wenige unter ihnen Veteranen waren, die sich in den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges oder in anderen Feldzügen große Erfahrungen im Kriegshandwerk erworben hatten, so fehlte es auch nicht an Abenteurern jeder Art, die es in Westeuropa

nicht über den Korporal hinaus gebracht hatten. Grimmelshausen läßt ja auch Simplicius Simplicissimus zu ihnen stoßen.

Auch die Beschaffung der modernen Waffen, besonders der Kanonen, erforderte bisher unerhörte Aufwendungen.

Diesen Anforderungen war die russische Finanzverwaltung nicht gewachsen. Man versuchte nun die erforderlichen Mittel durch eine Finanzoperation zu beschaffen, die gewissermaßen den Charakter einer Anleihe trug. Die Zölle mußten in ausländischen Münzen bezahlt werden, und ein holländischer Dukaten wurde gleich einem Rubel = 100 Kopeken gerechnet. Taler galten als halbe Dukaten. Man schlug nun auf diese ein neues Gepräge, das ihnen den Wert eines Dukaten, also den doppelten des Münzwertes, gab. Diese Münze, die später wieder eingezogen werden sollte, wurde einstweilen anstandslos genommen, auch als man sich darauf beschränkte, auf die alte Prägung nur zwei kleine Stempel zu drücken.

Dieser Erfolg rief nun in dem Vorsteher des Münzwesens Rtiščtschew die Idee wach, die herrschende Silbermünze, die Kopeken, durch Kupfergeld zu ersetzen, das den gleichen Wert wie silbernes haben sollte (1655). Natürlich ließ sich das nicht durchsetzen, zumal eine Falschmünzerei im größten Stil begann und trotz der furchtbarsten Strafen nicht zu unterdrücken war, und außerdem der Schwiegervater des Zaren Ilja Miloslawski und seine Genossen das Silbergeld künstlich zurückhielten. Im Jahre 1659 galten 100 Silberkopeken 104 kupferne, 1661 200, 1662 300—900, 1663 1500. Das Volk geriet in Verzweiflung. Im Juli 1662 begab sich ein Pöbelhaufen nach Kolomenskoje, dem Sommerpalast des Zaren, und verlangte von ihm die Auslieferung Rtiščtschews, Ilja Miloslawskis und anderer Bojaren, die eines geheimen Einverständnisses mit Polen beschuldigt wurden. Unterdessen plünderte der Pöbel in Moskau.

Alexei ließ die Angeschuldigten in seinem Palast verbergen und empfing die Aufrührer freundlich. Er versprach, sofort nach Moskau zu kommen und die Anklage zu untersuchen. Als die Leute aber immer trotziger auftraten, riß ihm schließlich die Geduld, und er befahl den ihn umgebenden Edelleuten, das Volk auseinander zu treiben. Das geschah denn auch ohne weiteres. Es folgte ein furchtbares Strafgericht, die Kupfermünzen aber wurden nun aus dem Verkehr gezogen und zwar so, daß der Rubel Kupfergeld mit 10 Kopeken Silber bezahlt wurde.

Die unselige Maßregel hatte die allgemeine Verarmung des Volkes nur noch vermehrt und die herrschende Unzufriedenheit noch gesteigert. Sie fand neue Nahrung auf religiösem Gebiet.

Die dem Kultus dienenden Bücher waren in Rußland wie überall sonst bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst durch Abschriften vervielfältigt worden. Als unter Iwan dem Schrecklichen in Moskau die erste Druckerei entstand, wurden die Drucker der Häresie beschuldigt und mußten sich nach Litauen retten, wo die nationalrussischen Bojaren sie im Dienst ihres Kampfes gegen den römischen Katholizismus verwandten. Schließlich hatte sich aber das Interesse der Abschreiber doch nicht gegen die neue Erfindung behaupten können, und die der Kirche dienenden Schriften wurden gedruckt. Da traten denn bald die Abweichungen grell zutage, die sich unter den Abschriften fanden und die mehr oder weniger Anhänger fanden. Da die russische Kirche in der Praxis das Schwergewicht auf ihre äußeren Bräuche legte und die völlig unwissende niedere Geistlichkeit wie die Laienwelt eigentlich nur in diesen die Religion sah, bezogen sich diese Abweichungen auch fast nur auf sie. Es entstanden die Fragen: ob man das Kreuzeszeichen mit zwei oder drei Fingern zu machen hatte; ob das Halleluja zwei- oder dreimal zu wiederholen sei; ob man den Heiland Ißus oder Jesus zu nennen habe und dergleichen mehr.

Der Patriarch Josef, ein friedliebender Greis, ließ die Dinge gehen, wie sie gingen. Er wußte auch von den Erlebnissen des Abtes Dionysius her, wie gefährlich es war, ihnen näher zu treten. Aber die Gegensätze spitzten sich mehr und mehr zu, die Anhänger der neuen Bräuche schmuggelten Anweisungen zu ihrer Anwendung in die neuen Ausgaben alter Bücher und verlangten, sie in den Kultus aufgenommen zu sehen. An ihrer Spitze standen die Erzpriester Habakuk und Neronow und der Vorsteher der Druckerei Fürst Iwow, sehr angesehene Leute, die das Ohr des Zaren hatten. Aber sie stießen auf einen unerwarteten Widerstand. Wir erwähnten schon, daß sich während der Unruhen in Nowgorod der Metropolit Nikon durch die Furchtlosigkeit, mit denen er den Aufrührern entgegentrat, hervortat. Er nahm auch jetzt den Kampf mit Habakuk und seinen Freunden auf.

Nikon war ein Bauernsohn aus der Gegend von Nischni-Nowgorod und war erst Weltgeistlicher. Als ihm aber seine Kinder starben, beredete er seine Frau, Nonne zu werden, und wurde selbst

Mönch an der Küste des Weißen Meeres. Alexei, der von ihm hörte, machte ihn erst zum Abt eines Klosters in Moskau, dann zum Metropoliten von Nowgorod. Als Josef starb, wurde Nikon zum Patriarchen gewählt. Er weigerte sich lange, die Wahl anzunehmen und fügte sich erst den Bitten des Zaren, als dieser und die Bojaren ihm feierlich gelobten, ihn als Oberhirten gewähren zu lassen.

Der neue Patriarch war ein Mann von stählernem Willen und großen Gaben, aber auch voll geistlicher Herrschsucht und übertriebener Härte. Er stieß bald überall an, bei Geistlichen wie bei Weltlichen, und hielt sich nur durch die Verehrung, die der Zar ihm zollte. Nikon schwebte eine Stellung vor, wie sie einst Philaret eingenommen hatte; er nannte sich „Großer Herr“ wie dieser. Aber er sollte bald erfahren, daß in Rußland für einen Papst kein Platz war.

Nikon war noch nicht Patriarch, als der Patriarch Paisius von Jerusalem, der 1649 nach Moskau kam, die Neuerungen mit Unwillen bemerkte. Er und Nikon machten nun Josef Vorstellungen, und dieser entschloß sich, den Mönch des Sergiewschen Klosters Arsenius Ssuchanow zum Studium der gottesdienstlichen Ordnungen in den Orient zu schicken. Darüber starb Josef, und Nikon folgte ihm (1652). Arsenius besuchte Jerusalem, Konstantinopel, Alexandrien und berichtete, die Griechen sängen drei Halleluja und bekreuzigten sich mit drei Fingern.

Der Zar und Nikon beriefen nun eine Kirchenversammlung und fragten sie, ob die neuen Bücher verbessert werden mußten. Als die Versammlung die Frage bejahte, wurde Arsenius abermals in den Orient geschickt und erhielt den Auftrag, dort möglichst viele griechische und slawonische Handschriften zu sammeln. Nicht ohne Erfolg, denn Arsenius brachte allein auf dem Athos 505 gottesdienstliche Bücher zusammen.

Zu einer wissenschaftlichen Verarbeitung dieser Bücher fehlten alle Voraussetzungen, aber man entnahm aus ihnen den Beweis, daß die Neuerungen auf Schreibfehlern oder Fälschungen beruhten, und verwarf sie deshalb nochmals auf einem geistlichen Konzil, dem auch die in Moskau anwesenden Patriarchen von Antiochien und Serbien und die Metropoliten von Nicäa und der Moldau beiwohnten. Habakuk wurde an den Baikalsee, Fürst Lwow in das Ssolowehkikloster verbannt, Neronow machte seinen Frieden mit

Nikon. Dieser gab nun neue emendierte Bücher heraus und konnte hoffen, daß sein Unternehmen auf keinen allzu großen Widerstand mehr stoßen würde. Aber mittlerweile trat in seinem Leben die entscheidende Krisis ein. Seine Herrschucht wurde allmählich dem Zaren lästig, und die Bojaren hezten nach Kräften wider ihn. Darüber kam es zu einer Katastrophe, die seine Leidenschaftlichkeit zu seinem Verhängnis machte.

Als Nikon zu einer Galatafel, die zu Ehren eines grusinischen Fürsten bei Hofe abgehalten wurde, keine Einladung erhielt, ließ er beim Bojaren Chitrowo anfragen, warum sie ausgeblieben sei. Der Bojar jagte den Boten mit Stockschlägen aus dem Palaß. Nikon verlangte nun schriftlich Genugthuung, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Nun wollte er seine Beschwerde während der Morgenmesse dem Zaren persönlich vortragen, konnte das aber nicht, weil Alexei nicht kam. Da übermannte Nikon der Zorn. Er legte seinen Patriarchenstab nieder, vertauschte das Kleid des Patriarchen mit einem schlichten Mönchsgewand und bat den Zaren brieflich, ihm ein Kloster anzuweisen. Alexei suchte ihn zu beschwichtigen, kam aber nicht, wie Nikon gehofft hatte, zu ihm, sondern ließ ihm schließlich sagen, er möge sich selbst ein Kloster zum Wohnsitz wählen. Nikon wählte ein von ihm gegründetes und Jerusalem genanntes Kloster und hoffte immer noch darauf, daß Alexei reuig zu ihm zurückkehren würde. Aber er hoffte vergebens.

Nikons Sturz belebte natürlich die Bewegung, die seine Energie eben erst unterdrückt hatte. Seine geistlichen Gegner behaupteten, die Christen des Orients hätten unter der Herrschaft der Türken ihren Glauben eingebüßt, Nikons Emendationen seien eitel Ketzereien. Sie verlangten, daß die Gottesdienste nach den noch nicht emendierten Büchern gehalten würden; bestanden darauf, daß der dritte Glaubensartikel hieß: „und an den Heiligen Geist, den wahrhaftigen und Leben bringenden Herrn“; daß bei kirchlichen Prozessionen mit dem Laufe der Sonne gegangen würde. Das Halleluja sollte dreimal wiederholt, ein achttarmiges Kreuz gebraucht, der Name des Heilandes Iesus ausgesprochen werden. Man sollte beim Bekreuzigen nur Zeige- und Mittelfinger benutzen und nur alte oder von diesen kopierte Bilder verehren.

Diese Forderungen haben tatsächlich zu einer bis auf den heutigen Tag währenden Spaltung, einem Raskol, innerhalb der russischen Kirche geführt und bilden die Grundlagen, auf denen die

noch sehr zahlreichen Raskolniken ihre kirchlichen Gemeinwesen errichteten. Für sie sind nur die vor den Emendationen Nikons veröffentlichten Bücher maßgebend.

Zwischen dem Zaren und Nikon mußte es schließlich zu einer Entscheidung kommen. Sie erfolgte auf einem 1666 in Moskau zusammentretenden Konzil, das Nikon zwar absetzte, seine Emendationen aber aufrecht erhielt und über ihre Gegner den Kirchenfluch aussprach. Nikon selbst wurde in ein Kloster in Bjelosero verbannt und dort in strenger Haft gehalten. Der Zar Feodor gab ihm die Patriarchenwürde zurück und gestattete ihm, den Lebensabend in seinem Lieblingskloster zu verbringen, aber Nikon starb auf der Reise dahin.

Zum Nachfolger Nikons war auf dem Konzil Joasaf II. gewählt worden. Er ging mit aller Energie gegen die „Altgläubigen“ vor und goß damit Öl ins Feuer. Die Mönche des Solowezki-Klosters lehnten sich offen auch gegen den Zaren auf, und alle Bemühungen Alexeis, sie mit der Kirche zu versöhnen, blieben vergeblich. Sie mußten schließlich nach durch acht Jahre währendem Hin und Her mit Waffengewalt unterworfen werden. Weite Kreise des Volkes sahen in den auffälligen Priestern Märtyrer des reinen Glaubens und flohen lieber in die Wälder, als daß sie sich den Forderungen der Kirche fügten.

Zu diesen Unruhen gefellten sich bald noch andere, noch gefährlichere.

Wir sahen schon, wie sich die Leibeigenschaft durch die Macht der Verhältnisse mehr und mehr ausbreitete. Die Uloschenije tat nun noch das ihrige, sie zu befestigen. Sie hob jede Frist für das Recht, Läuflinge zurückzufordern, auf und ließ keine Verjährung mehr eintreten. Sie gab den Gutsherren das Recht, über ihre Hörigen Körperstrafen zu verhängen, und verbot den Gerichten, Denunziationen der Bauern gegen ihre Herren anzunehmen, falls es sich nicht um Hochverrat handelte. Ein Gesetz vom Jahre 1658 bestimmte, daß der Läufling nicht mehr wie bisher nur zurückgefordert, sondern mit der Knute bestraft werden sollte; ein anderes von 1661 ordnete an: „Nimmt ein Herr einen Läufling an, so muß er ihn auf seine Kosten zurückschaffen und dazu noch einen Bauer mit seiner ganzen Familie und später vier abtreten; handelt es sich um einen Aufseher oder Gemeindegeldesten, so ist er mit der Knute zu bestrafen.“ Im Jahre 1664 wird im ganzen Reich ein all-

gemeines Treiben auf Läuflinge angesagt und festgesetzt, daß, wer seit 1661 einen Läufling aufgenommen hat, ihn und außer ihm noch vier Bauern mit Weib und Kind und aller Habe verlieren soll. (Engelmann: Die Leibeigenschaft.)

Die durch die langjährigen Kriege und die Münzexperimente herbeigeführte allgemeine Verarmung, die religiösen Wirren und die sich immer härter gestaltende Leibeigenschaft hatten in allen Teilen des Reiches nur zu viel Zündstoff angehäuft, ganz besonders aber in den an die Steppe stoßenden Landschaften, wo die Kosaken den Läuflingen jederzeit eine Zuflucht boten und wo sozialistische Ideen sich aus der Natur der Verhältnisse ergaben. Auch unter den Kosaken am Don bildete sich ein Gegensatz zwischen den seßhaft und wohlhabend gewordenen (den domowitnyen) und den arm gebliebenen (den golutwenngyn) heraus und verschärfte sich mehr und mehr. Die neu hinzukommenden Läuflinge schlossen sich naturgemäß dem Proletariat an. Dieses fand einen Führer in Stenko Rasin, einem Kosaken, dessen Bruder im Feldzug gegen Polen wegen eines Vorgehens gegen die Disziplin gehängt worden und der seitdem ein Todfeind der Regierung geworden war.

Stenko Rasin begann damit, daß er die auf der Wolga nach Süden ziehenden Schiffskarawanen plünderte und sich der am Fluß Ural liegenden Stadt Jaik bemächtigte (1667). Er nahm dann Astrachan ein, ließ den Wojewoden vom Glockenturm herabstürzen und alle Offiziere ermorden (1670). Dann zog er die Wolga aufwärts, Saratow, Samara, Sibirsk wurden erobert. Von allen Seiten strömte das raublustige Gesindel der Steppen Rasin zu, überall erhoben sich die Bauern gegen ihre Gutsherren und brachten sie um. Es war, als ob die Zeit des zweiten falschen Demetrius wiedergekehrt wäre. Rasin griff auch auf die Methode zurück, die damals so großen Erfolg hatte; er behauptete, der im Januar 1670 gestorbene älteste Sohn des Zaren, der wie sein Vater Alegei hieß, und der Patriarch Nikon befänden sich in seinem Lager und billigten den Kampf gegen die Bojaren und Beamten. Da sich auch die Tschermessen und Mordwinen erhoben, so stand bald das ganze Wolgagebiet im Aufruhr. Aber dieser war im Grunde ganz planlos und mußte erliegen, sobald ein Heer zusammengebracht war. Die Bojaren Dolgoruki und Schtscherbatow trieben die Aufrührer auseinander und räumten mit Galgen und Rad fürchtbar unter ihnen auf. Stenko Rasin selbst wurde gefangen und in Moskau

grausam hingerichtet (1671), aber sein Andenken lebt im Volk noch heute fort als das eines Mannes, der als Held für die Rechte der Bauern eintrat.

In die letzten Regierungsjahre Alexeis fällt der erste Zusammenstoß Rußlands mit dem Feinde, der ihm in den nächsten zwei Jahrhunderten am meisten zu schaffen machen sollte, mit der Türkei. Unter den Kosaken bestand die natürliche Neigung, ihr durch den Frieden von Andrussowo in zwei Teile geteiltes Land so oder so wieder zu vereinigen. Das gelang auch dem Hetmann des westlichen Teiles, Doroschenko, für kurze Zeit, aber bald gewannen die Anhänger Rußlands im östlichen wieder die Oberhand und wählten Ssamoilowitsch zum Hetmann. Die Türken wollten diese Wirren benutzen, um sich der Ukraine zu bemächtigen. Im Jahre 1672 verlangte der Sultan kategorisch ihre Abtretung. Da Rußland nicht wünschen konnte, die Türken zu Nachbarn zu bekommen und außerdem durch den Frieden von Andrussowo verpflichtet war, den Polen zu Hilfe zu kommen, wenn sie von den Türken angegriffen würden, erklärte es sich bereit, Polen zu unterstützen, tat es aber nicht. Die Polen mußten nun im Frieden von Budziak Podolien abtreten (September 1672), griffen aber bald wieder zu den Waffen und schlugen unter Sobieski bei Chocim die Türken auf das Haupt (November 1673). Am Tage vorher war aber König Michael Wischnewecki gestorben und während des Zwischenreichs bemächtigte sich Ssamoilowitsch auch des westlichen Teils des Kosakenlandes. Rußland unterstützte ihn dabei durch ein von Romodanowski geführtes Heer. Die Türken und Tataren fielen nun in die Ukraine ein und verwüsteten alles Land bis zum Dnjepr, gingen aber dann zurück, und die Russen gewannen das Land wieder und belagerten Doroschenko, der es mit den Türken hielt, in Tschigirin.

So lagen die Dinge, als Alexei am 29. Januar 1676 starb. Er war persönlich ein friedliebender Mann, führte aber trotzdem fast seine ganze Regierung hindurch Krieg und hatte darüber die finanziellen Kräfte des Landes auf das äußerste angespannt. Manerberg schildert ihn so: „Alexei ist von untersehter Gestalt, hat einen sanften Gesichtsausdruck, eine weiße Haut, rote Wangen, blonde Haare und einen schönen Bart. Er ist von kräftigem Körper, dürfte aber an Kraft einbüßen, falls die schon beginnende Korpulenz mit dem Alter zunehmen sollte. Sein Geist ist von der Natur mit so reichen Gaben ausgestattet, daß man bedauern muß, ihn nicht

durch die Wissenschaften ausgebildet zu sehen. Er ist sanft und gütig und wünschte mehr, daß nicht gesündigt würde, als die Schuldigen zu strafen. Seine natürliche Anlage ist eine friedfertige. Er ist den irrigen Dogmen seiner Religion sehr ergeben und von ganzer Seele fromm. Er ist oft in den Kirchen und wohnt dem Gottesdienst mit tiefer Frömmigkeit bei, und er erhebt sich oft nachts nach dem Beispiel Davids, um, auf dem Boden liegend, bis zum Morgengrauen zu beten und Gott zu preisen. Und was das Überraschendste ist, er hat, obgleich er über ein Volk, das gewohnt ist, von seinen Herrschern alles zu ertragen, die höchste Macht besitzt, niemand je an Gut, Leben oder Ehre geschädigt. Obgleich ihn, wie alle zartbehandelten Heroen, mitunter der Zorn hinreißt, so läßt er sich doch nur zu Faustschlägen und Fußtritten verleiten.“

In ähnlicher Weise äußern sich auch die anderen Fremden, die Gelegenheit hatten, Alexei näher zu treten.

Alexei hinterließ aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawski zwei Söhne: Feodor und Iwan, von denen der ältere wenig, der jüngere gar nicht begabt war, und sechs Töchter. Nach dem Tode seiner ersten Frau († März 1669) fesselte ihn ein junges Mädchen, das er im Hause des Vorstehers des Possolski Prikas oder Ministers des Auswärtigen, wie wir heute sagen würden, Artemon Matwejew kennen gelernt hatte.

Matwejew war ein Freund des Abendlandes, verstand Lateinisch, besaß eine Bibliothek und trieb in einem Laboratorium chemische Studien. Er war mit einer Hamilton verheiratet, und sein Haus war auf westeuropäische Weise eingerichtet. Bei ihm nun lebte eine schöne Verwandte, Natalie Narnschkin, die Tochter des Wojewoden Khrill Narnschkin in Smolensk. Wie einst Helene Gliniski Wassili III. dadurch bezaubert hatte, daß sie eben anders war als die russischen Frauen ihrer Zeit, so gewann jetzt Natalie Alexei. Es wurde zwar noch in der üblichen Weise eine Brautwahl veranstaltet, aber nur um des Herkommens willen. Am 22. Januar (a. St.) 1671 fand die Hochzeit statt, und am 30. Mai 1672 gebar Natalie einen Sohn Peter, der einmal als Peter der Große eine der vielumstrittensten Personen der Weltgeschichte werden sollte. Als sein Vater starb, war er vier Jahre alt.

Die Organisation der Verwaltung bot unter Alexei das Bild eines alten Hauses, das von vielen Generationen bewohnt war und in dem eine jede durch Anbauten dem Bedürfnis des Tages gerecht

zu werden suchte. Es lag ihr keinerlei Prinzip zugrunde. Es gab 35 Prikase oder Kammern, die für den größten Teil des Landes den Mittelpunkt der Verwaltung bildeten und eigene Einkünfte hatten, aber neben ihnen noch 7 andere, denen bestimmte Landesteile unterstellt waren, nämlich Nowgorod, Ustjug, Kostroma, Galitsch, Kasan, Sibirien und Kleinrußland.

Zu den 35 gehörten ebenso der Possolsi Prikas, das Ministerium des Auswärtigen, der Stschetnoi Prikas, die Oberrechnungskammer, der Bolschoi-Priwod und der Prikas bolschije Kasny, die Finanzministerien, die beiden Sjudnije Prikasi, die Justizministerien wie die Zarskaja Masterskaja Palata, die kaiserliche Garderobenkammer und der Panichidnoi Prikas, die Kammer für Seelenmessen der zarischen Familie.

Jede dieser Kammern hatte einen Direktor, dem eine Anzahl Djaks unterstellt waren, in jeder floß die Tinte in Strömen, in jeder herrschte die Moskauer „Wolokhta“, d. h. die Neigung, die Dinge zu verschleppen und sich bestechen zu lassen. Sie wurden alle von dem Prikas tainnych djel, der Geheimpolizei, überwacht, ließen sich aber dadurch nicht stören.

Kotoschichin, der selbst Djak gewesen war und diese Verhältnisse gut kannte, erzählt, daß die Djaks „ihre Augen und ihre Gedanken dem Reiz (des Geldes) nicht verschließen konnten und ihre Hände schnell zur Bestechung offen hielten, wenn nicht in eigener Person so auf der Hintertreppe durch ihre Frau, ihre Kinder oder Verwandten, und sie meinten, sich dadurch nicht zu vergehen, weil sie angeblich davon nichts wußten“.

Aber auch der ehrliche Djak beurteilte alle Dinge nur vom fiskalischen Standpunkt aus und erkannte ein privates Recht im Gegensatz zum staatlichen Interesse nicht an. Von dieser Sinnesart war das Beamtentum so durchtränkt, daß sie sich bis auf den heutigen Tag in der russischen Beamtenwelt erhalten hat. Noch im Jahre 1867 sprach ein Senateur in einer Gesellschaft mit Stolz aus, daß er in einem Prozeß zwischen Privaten und dem Staat immer für letzteren entscheide und ihm dadurch zu vielen Millionen verholfen habe.

Das ganze Beamtentum war mit dem Hof aufs innigste verbunden. Es gab Familien, deren Angehörige gleich Bojaren, andere, die teils Bojaren, teils Okolnitschi, dritte, die entweder Dumnyje dworjane oder Okolnitschi wurden. Aus den Bojaren, den Okol-

nitschi und den Dumnyje Dworjane bestand die Gossudarstwennaja дума, der auch drei oder vier Dumnyje djaken angehörten.

Spalniki — etwa Kammerherren — hießen die Kavaliere, die zeitweise und sich abwechselnd zu je vierein im Zimmer des Zaren schloßen. Sie waren meist Söhne von Bojaren und Okolnitschi. Stolniki — Truchseße — bedienten den Zaren bei Tisch. Es waren ihrer an 500. Spalniki und Stolniki begleiteten auch die Gesandten oder Wojewoden, dienten den fremden Gesandten als Begleiter, Pristaws oder wurden Vorsteher von Prikasen.

Die Strjaptschie, deren an 800 waren, lieferten die tägliche Begleitung des Zaren, entsprachen etwa den heutigen Adjutanten. Die Dworjane moskowskie wurden als Wojewoden, Obersten und überhaupt höhere Offiziere verwendet. Die Schilzi bildeten die Leibwache des Zaren, wurden aber auch Offiziere der einheimischen Truppen wie der Soldaten- und Reiterregimenter.

Von allen, die Zutritt zum Hofe hatten, wurde verlangt, daß sie auch täglich erschienen. Eine strenge Etikette bestimmte, wo die Angehörigen jeder Klasse vom Pferde zu steigen, wo sie sich aufzuhalten hatten. Wer einmal dem Hof fernbleiben wollte, mußte sich dazu Urlaub erbitten. Niemand durfte den Kreml bewaffnet betreten, und es wurde eine strenge Kontrolle darüber geübt, daß auch kein Unbefugter Zutritt zu ihm fand. Der Hofdienst war nicht leicht, denn er währte mit Ausnahme der Mittagsstunden den ganzen Tag über und wurde fast immer stehend verrichtet.

Die Unbildung der Hofgesellschaft war noch erstaunlich groß, obgleich ihr schon als ganz vereinzelte Erscheinungen Männer wie Ordyn-Naschtschokin, Matwejew und Wassili Golizhin angehörten, Leute, die sich die abendländische Bildung bis zu einem gewissen Grade angeeignet hatten. So hießen z. B. die beiden Fürsten Dolgoruki Juri und Peter, obgleich sie Savon und Cyrus getauft waren. Es sollte dadurch verhindert werden, daß Übelwollende sie behexten. Der Zauber war, wie man glaubte, an den Namen gebunden und wurde unwirksam, wenn er auf einen Peter sein Abscheu hatte, während der Betreffende Cyrus hieß (Manerberg). Man färbte sich die Zähne und die Augenlider schwarz und bot alles auf, um recht fett zu werden (Collins). Die Frauen rasierten sich die Augenbrauen weg und schminkten sich so stark, daß man kaum ihre Gesichtszüge erkennen konnte. Nach Neville gab es nur vier Herren, die Latein verstanden, und nur einen, der des

Französischen mächtig war. Nach ihm waren auch die Equipagen, deren sich die Vornehmen in der Stadt bedienten, „bemitleidenswert“.

Und was für seltsame Dinge kamen am russischen Hof noch vor! Eine zur unrechten Zeit geläutete Glocke hatte die erste Gemahlin Alexeis im Schlaf gestört. Dafür wurde sie verurteilt, geknüttet und nach Sibirien verschickt zu werden. Die hohe Dame starb, ehe das Urteil ausgeführt wurde, und ihre Nachfolgerin bewirkte durch ihre Fürbitte, daß es gemildert wurde. Die schuldige Glocke bekam jetzt nur statt eines ehernen Klöpfels einen eisernen, wurde in einem Turm aufgehängt, der niedriger war, als in dem sie bisher hing, und durfte nie wieder geläutet werden.

So erzählt Ljsek. Da ja einst die Glocke von Uglitsch nach Sibirien verbannt wurde und sich noch heute, trotz mehrfacher Petitionen der Bürger von Uglitsch, dort befindet, erscheint die Anekdote nicht unglauwürdig.

Russische Diners jener Zeit beschreibt Manerberg so:

„Auf einen langen und schmalen mit grober Leinwand bedeckten Tisch stellt man eine Phiole mit Essig, eine Salz- und eine Pfefferbüchse. Jeder Anwesende erhält Brot und einen Löffel; letzteren nicht immer. Nur besonders geschätzte Gäste bekommen Teller, Messer, Gabeln und Servietten. Nun werden die Speisen hereingebracht. Das Gerät besteht auch bei Vornehmen und Reichen meist aus Zinn und ist durch die Nachlässigkeit der Diener ekelhaft schwarz. Man beginnt die Mahlzeit mit Branntwein. Der erste Gang besteht in kaltem Rindfleisch in Essig und Zwiebeln, und dann folgen Bouillon, Braten usw., alles angerichtet mit Öl und Zwiebeln, die die Russen sehr schätzen. Man sieht keinerlei Delikatessen einer feinen Küche, die in Moskau unbekannt ist. Die Russen verzehren aber ihr Fleisch trotzdem mit einer so großen Gier, daß sie es mehr zu verschlingen als zu essen scheinen. Haben sie einen Knochen abgenagt, so werfen sie ihn mit einer Unbefangenheit in die Schüssel zurück, daß auch nicht Verdächte zurückschaudern. Wein und Bier ist wenig in Gebrauch, aber sie haben viele Getränke anderer Art, und Branntwein schließt die Mahlzeit, wie er sie eröffnete. Alle ihre verschiedenen Getränke werden aus besondern Gefäßen getrunken, wie Beckern, Tassen, Gläsern, Töpfen — alle meist aus Zinn oder Holz, selten aus Silber, das dann immer sehr schwarz und häßlich ist, weil die Moskowiter es nicht putzen lassen, um es nicht abzunutzen. Zur Festtafel gehören neben Fleisch und Geflügel auch Fische, die sehr schlecht zubereitet sind, und die sie auch genießen, wenn sie verdorben sind. Sie schenken dem Dessert wenig Beachtung, denn sie haben sich schon vor seinem Erscheinen den Magen so angefüllt, daß in ihm kein Platz mehr blieb. Nur die Trunkenheit macht dem Gelage ein Ende und niemand verläßt den Speisesaal, als indem man ihn hinausträgt. Während der Mahlzeit verbindet sich der Geruch ihres Rülpsens mit dem von Schnaps, Zwiebeln und der Luft, die sie sonst noch von sich geben

so daß man fast umkommt. Sie tragen ihre Taschentücher unter der Mütze, sitzen aber ohne diese bei Tisch. Wollen sie sich nun schneuzen, so tun sie das mit Hilfe der Finger und wischen dann diese und die Nase am Tischtuch ab. Da sie keinerlei Kenntnisse haben, besteht ihre Unterhaltung nur aus Nichtigkeiten und Toten. Meist hört man Nachreden über den Nächsten und Erzählungen von erlogenen Schandtaten. Diese Feste haben aber auch etwas Angenehmes. Die Hausfrau tritt in ihren besten Gewändern und mit Schmuck bedeckt zugleich mit mehreren Dienerinnen in den Saal und reicht dem Angesehensten der Gäste ein Glas Brantwein, nachdem sie ihre Lippen an den Rand des Glases gesetzt hat. Während er trinkt, zieht sie sich zurück, kleidet sich um und wendet sich nun dem nächsten Gast zu. Hat sie alle bedacht, so stellt sie sich am Ende der Tafel an die Wand. Hier empfängt sie mit gesenkten Augen und herabhängenden Armen geduldig die Kasse der Anwesenden, die sich hierbei dem Range nach folgen.“

So roh und unwissend die Russen jener Zeit auch waren, so bildeten sie doch ein ganz einheitliches Volk. Bojar und Bauer, Edelmann und Kaufmann hatten im Grunde dieselben Anschauungen und Sitten, verstanden sich jederzeit. Sie waren alle von gleicher Hingebung an den im Zaren verkörperten Staat erfüllt, sahen in ihrer Kirche das Palladium ihrer Nationalität und waren felsenfest davon überzeugt, das auserwählte Volk Gottes zu sein. Es ist charakteristisch, daß sie den Umgang einer russischen Frau mit einem Ausländer für zulässig hielten, weil die aus ihm etwa hervorgehenden Kinder ja doch einmal „rechtgläubig“ wurden, während der Verkehr eines Russen mit einer Ausländerin für ein schweres Vergehen galt. Sein Kind konnte ja vielleicht in der Fremde als Protestant erwachsen.

Und dieses russische Volk hatte eine unglaubliche Zähigkeit in der Selbsterhaltung. Hunderttausende fielen in den nie aufgehörenden Kriegen, Hunderttausende gingen infolge von Pest und Hungersnot zugrunde, Hunderttausende wurden von den Tataren als Gefangene fortgeschleppt oder verdarben auf den Plünderungszügen der Kosaken oder als besiegte Auführer — aber in wenigen Jahren waren andere an ihre Stelle getreten. Das Volk vermehrte sich auf eine uns heute ganz unverständliche Weise, und die einzelnen waren von unverwüßlicher Gesundheit und Kraft. Die Ausländer staunten immer wieder, wenn sie Männer und Frauen bei starker Kälte aus den heißen Badestuben hervorstürzen und sich im Schnee wälzen sahen, und es erregte mehrfach ihre Verwunderung, wie viele uralte Leute man in diesem Lande fand. Man hatte in ihm keine Nerven.

Stenka Rasin lieb, als er in Moskau auf die schrecklichste Weise

zu Tode gequält wurde, keinen Schmerzenslaut hören. Ein Räuber, der in Gegenwart Peters des Großen auf das äußerste gefoltert wurde, benahm sich so standhaft, daß der Zar ihn verwundert fragte, wie er solche Schmerzen so gelassen ertragen könne. „In unsere Bande,“ antwortete der Räuber, „konnte niemand aufgenommen werden, ehe er von uns gefoltert worden war, und wer das am besten ertrug, genoß das größte Ansehen. Jede Beförderung unter uns war mit neuen Foltern verbunden. Ich bin von meinen Kameraden sechsmal gefoltert worden, ehe ich Hauptmann meiner Bande wurde. Wer von uns die Folter nicht aushielt, wurde von uns vergiftet oder sonst beseitigt, damit er uns, falls er in die Hände der Obrigkeit fiel, nicht etwa unter der Folter verriet. So viel ich mich erinnere, haben meine Kameraden und ich an 400 Mann solcher für uns ungeeigneter Kameraden umgebracht.“

So erzählt Korb und fügt hinzu, daß Peter den Mann begnadigte und daß er Oberst in Sibirien wurde.

Es lag eine unverwundliche Kraft in diesem leidgewohnten Volk, und man versteht es, daß es sich einen Weltteil unterwerfen konnte.

Seodor Aleksejewitsch. — Peter der Große bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges.

Der Nachfolger Alexeis, Seodor, war ein vierzehnjähriger, sehr kränklicher und wenig begabter Knabe. Der Terem, in dem er unter Frauen, Geistlichen und Zwergen erwuchs, hatte ihm seinen Stempel aufgedrückt; wie sein Namensvetter, der Sohn des „Schrecklichen“, fühlte er sich am wohlsten im Dunkel der Kirchen, wo er sich persönlich am Chorgesang beteiligte, oder vor den Heiligenbildern seiner Privatkapelle. Um die Macht im Staate aber rangen die Miloslawskis und die Narjshkins miteinander. Zunächst siegten die Miloslawskis. Sobald Alexei gestorben war, wurde Matwejew angeklagt, verurteilt und nach Pustofersk verbannt. Die Zarin-Witwe Natalie sollte zur Nonne geschoren werden; man begnügte sich aber zunächst damit, ihr ein Landhaus in Preobraschenskoje als Aufenthalt anzuweisen. Dorthin siedelte sie mit dem kleinen Peter über. Unter Seodor entstand in Moskau die slawisch-griechisch-römische Akademie, die der Kirche gelehrte Diener ausbilden sollte und ihren Zweck auch erreichte.

Die Miloslawskis nahmen übrigens das Interesse des Staates auch sonst nicht schlecht wahr. Der Krieg gegen die Türken wurde mit Energie weiter und schließlich zu einem guten Ausgang geführt. Obgleich es den Türken gelang, Tschigirin einzunehmen, behauptete sich Romodanowski doch im Felde, und der zwanzigjährige Waffenstillstand von Bachtschissarei sprach die ganze Ukraine Rußland zu (1681). Noch wichtiger war die Aufhebung der Mjestschtschstwo, die so viel Unheil über Rußland gebracht hatte. Im Januar 1682 berief der Zar eine Notablenversammlung, die einstimmig beschloß, daß die öffentlichen Ämter nicht mehr nach ihren Grundätzen vergeben werden sollten. Die Rasrjadnija Knigi wurden verbrannt und an ihrer Stelle ein Adelsbuch angelegt — Rodoslownaja kniga —, das aber nur die Bedeutung einer Adelsmatrikel hatte.

Bald darauf, am 27. April 1682, starb der Zar, der zweimal verheiratet war, aber keine Kinder hinterließ.

Wir sahen schon, wie traurig sich das Schicksal der Zarentöchter aus dem Hause Romanow gestaltete. Ebenbürtige Gatten ließen sich für sie nicht gewinnen, und an Untertanen wollten ihre Väter sie nicht verheiraten. So verbrachten sie denn ihre Tage, abgeschlossen von der Welt, im Müßiggang der Terems. Die meisten fügten sich wohl oder übel in ihr trauriges Los, aber eine Tochter Alexeis, Sophie, wollte höher hinaus. Sie war von dem Schlage der Frauen, die sich auch im Orient durchzusetzen wissen: klug, verschlagen, rücksichtslos und ehrgeizig. Sie hatte es durchgesetzt, daß sie den hinführenden Bruder pflegen durfte, und hatte dabei Gelegenheit gefunden, mit den leitenden Staatsmännern Fühlung zu gewinnen. Unter diesen war Wassili Golizyn der hervorragendste. Er war, was man im 19. Jahrhundert einen Sapadnik nannte, ein ausgesprochener Freund der abendländischen Bildung und ein kluger Mann, aber von unentschlossenem Charakter, ehrgeizig genug, um nach der Macht zu verlangen, aber zu wenig rücksichtslos, um sie zu erringen und zu behaupten. Ihn nun, der eine Frau und erwachsene Kinder hatte, hatte Sophie liebgewonnen und hing an ihm mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Charakters, während er in der unschönen, dicken Prinzessin nur ein Werkzeug zur Erhöhung seiner Machtstellung sah.

Sophie hatte aber auch noch ganz andere Eisen im Feuer. Die Strelizen hatten sich allmählich zu einer Art Kaste ausgewachsen, trieben im Frieden Handel und Gewerbe und wurden mehr und mehr Prätorianer. In ihnen verkörperte sich vielfach der Geist des alten Moskowitertums, sie hielten es mit den Gegnern Nikons und blickten voll Unwillen auf die von Ausländern geführten, nach abendländischer Weise geschulten „Soldaten“- und „Reiter“-Regimenter.

Auch mit ihnen gewann Sophie Fühlung. Sie waren zurzeit sehr unzufrieden, denn ihre Obersten unterschlugen den Sold und zwangen die Strelizen, für sie private Arbeiten zu verrichten.

Die Thronfolge war fraglich. Sophiens leiblicher Bruder, der sechzehnjährige Iwan, war regierungsunfähig, ein Idiot, der kaum die schweren Augenlider heben konnte, der Stiefbruder Peter dagegen ein kerngesunder, lebhafter, zehnjähriger Knabe. Sophie wollte trotzdem Iwan Zar werden sehen, aber ihre Minierarbeit war noch

nicht zum Ziel gelangt, als Feodor starb. Zunächst wurde Peter Zar, seine Mutter Regentin.

Die Naryschkins riefen nun Matwejew zurück und suchten die Strelitzen dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen die Obersten preisgaben; aber ihr Übermut wurde dadurch nur verstärkt, und Sophie hegte unter der Hand. Sie berief auch eine Notablenversammlung und verlangte, Iwan solle mit Peter zusammen regieren. Als sie nicht durchdrang, ließ sie unter den Strelitzen die Nachricht verbreiten, die Naryschkins hätten Iwan ermordet. Am 15. Mai zogen sie tumultuarisch vor den Palast und verlangten, obgleich Natalie mit Iwan und Peter auf die Rote Treppe traten, die Auslieferung von Iwan Naryschkin, der angeblich nach der Zarenkrone trachtete. Als Matwejew und der Fürst Dolgoruki, ihr Chef, ihnen ihr Beginnen verwiesen, wurden sie ermordet. Dann drangen die Strelitzen in den Palast und töteten auch noch andere ihnen mißliebige Bojaren. Iwan Naryschkin wurde eine Weile versteckt, dann aber von Sophie preisgegeben und ermordet. Dann wurden Iwan und Peter zu Zaren, Natalie und Sophie zu Regentinnen ernannt. Sophie wurde nun auch als solche im Titel der Zaren genannt, während Natalie und Peter ihren Wohnsitz im Dorfe Preobraschenskoje nahmen. Wassili Golizyn wurde nun Chef der Verwaltung, der Bojar Chowsanski Kommandeur der Strelitzen.

Die graufigen Szenen, die diesen Wandel bewirkten, machten auf Peter einen furchtbaren Eindruck. Er war bisher ein schöner, sehr kräftiger Knabe gewesen, bräunlich von Angesicht, ungemein lebhaften Temperaments. Engelbert Kämpfer, der ihn 1683 sah, hielt den Elfjährigen für sechzehnjährig und sagt von den beiden Brüdern: „Der Älteste saß ohne sondere Bewegung mit niedergeschlagenen Augen und dieselben mit heruntergezogener Mühe mehrentheils bedeckt. Der Jüngere mit aufgerichtetem freiem Gesicht ließ seine wundere Schönheit durch angenehme Geberden mit dem Purpur des Geblüts, der ihm bei Anrede stets unter die Augen lief, bei allen Umb- und Vorstehenden dermaßen verhaften, daß, wenn sie eine gemeine Jungfrau und nicht Kaiserliche Persohn vor sich hätten gehabt, sie sich alle verliebt bekannt hätten.“

Die Ermordung seiner Verwandten erschütterte die Gesundheit Peters dauernd. Er blieb zwar ein kräftiger Knabe und wurde ein bärenstarker Mann, aber er behielt sein Lebenlang ein nervöses Zucken im Gesicht, und ein starkes unerwartetes Geräusch zog ihm

einen Anfall zu, der ihn für kurze Zeit seiner Vernunft beraubte. Und auch seine Seele erlitt bleibenden Schaden, denn er haßte fortan die Stätte seiner Väter, die Sitten seines Volkes und vor allem die Strelitzen, in denen sie sich ihm zu verkörpern schienen. Und er war von nun an eine schüchterne Natur, so sehr er auch zugleich ein Gewaltmensch war. Diese Schüchternheit überkam ihn manchmal ganz plötzlich und erklärt vielfach sein absonderliches Benehmen.

Die Mutter überließ den Knaben in schwer verständlicher Weise ganz sich selbst. Er verkehrte mit Vorliebe mit den Stalljungen und bildete sich zunächst aus ihnen eine Truppe, mit der er Soldaten spielte. Aber er fand auch noch anderen, für einen jungen Zaren unerhörten Verkehr.

Preobraschenskoje grenzte fast an die deutsche Slobode, eine Vorstadt, in der ursprünglich die deutschen Kriegsgefangenen des Schrecklichen gelebt hatten und in der nun alle Ausländer wohnten. Sie hatten hier zwei lutherische und eine reformierte Kirche und hausten in steinernen Häusern, die von freundlichen Gärten umgeben waren. Sie waren keineswegs nur Deutsche; die Aristokratie der Kolonie bildeten vielmehr jetzt die Schotten, die infolge der Wirren, die ihr Vaterland erschütterten, in immer größerer Zahl nach Rußland kamen. Es waren unter ihnen Angehörige der vornehmsten Geschlechter: Hamiltons und Gordons, Ogilvies und Leslies. Unter den Bürgerlichen überwogen die Holländer. Alle Bewohner der Slobode hielten meist getreulich zusammen und lebten sehr gesellig.

Peter hatte von klein auf ein reges Interesse für alles, was mit Mechanik zusammenhing, und überhaupt den Trieb, alles Handwerksmäßige selbst zu erlernen und auszuüben. Nun hatte er ein Astrolabium bekommen, wußte aber damit nichts anzufangen, bis man ihn an den Holländer Timmermann verwies, der in der Slobode lebte. Dieser unterrichtete ihn nun in der Mathematik, und so kam er in die Slobode. Hier tat sich ihm eine neue Welt auf. Er lernte abendländische Ordnung und Sauberkeit kennen, sah ungeschminkte Frauen unbefangen mit Männern verkehren und wurde Zeuge einer durch geistige Interessen belebten Geselligkeit. Aber ein merkwürdiger Charakterzug Peters tritt schon hier zutage: die Vorliebe für den Verkehr mit den unteren Volksklassen. Die Timmermanns sind ihm sympathischer als die Hamiltons. Auch das bleibt so, so lange er lebt, sehr zu seinem und Rußlands Schaden. Peter behält immer eine Vorliebe für die Kneipe und die in ihr herrschenden Sitten.

In dieser Zeit äußert sich auch schon noch ein anderer Trieb, der Peter ganz beherrschen sollte: die Freude am Wasser, an der Schifffahrt. Im Dorf Ismailowo fand er ein altes, halbverfaultes Boot, das einmal seinem Großonkel Nikita Romanow gehört hatte und von dem es hieß, man habe mit ihm auch gegen den Wind segeln können. Peter ruhte nicht, bis er zwei holländische Zimmerleute auftrieb, die es wieder instand setzten. Auf ihren Rat wurde das Boot auf den See von Perejaslawl geschafft, und nun konnte Peter sich nicht genug tun im Segeln. Auch in diesem Fall eignet er sich gleich wieder die Technik an, zimmert in eigener Person Boote.

Noch ist alles Spiel, das Erzerzieren seiner Vergnügungstruppe wie das Segeln, aber aus den Stallungen werden die ersten Garderegimenter Rußlands, das Preobraschensksche, das Ssemenowsche, das Ismailowsche hervorgehen und aus den Booten auf dem See von Perejaslawl die Flotten, die die Ostsee beherrschen werden. In diesen Spielen waltet ein Genius, der seinen Weg sucht.

Sophie hatte zunächst freie Hand; aber sie sah sich bald in der Lage des Zauberlehrlings: die Strelitzen, die sie rief, ward sie nicht wieder los. Sie wollten zunächst den Sieg der Altgläubigen über die Ordnungen Nikons durchsetzen. Der Priester Nikita Pustoswät war ihr Führer; Chowanski sympathisierte mit ihm. Sie verlangten eine öffentliche Disputation mit dem Patriarchen und setzten durch, daß eine solche in der Granowitaja Palata stattfand. Sophie, mehrere ihrer Schwestern, der Patriarch, sieben Metropolitnen, ebensoviele Erzbischöfe und Bischöfe waren anwesend. Es kam zu einem argen Tumult, und die Verhandlungen mußten abgebrochen werden. Sophie aber schritt nun energisch ein, ließ Pustoswät hinrichten; andere ihm anhängende Priester wurden in entfernte Klöster gesteckt.

Die Strelitzen fügten sich, aber blieben unruhig und auffässig.

Iwan Chowanski, der in seinem Herzen „altgläubige“, der Vertreter des alten Moskowitertums, und Wassili Golizyn konnten unmöglich lange zusammen regieren. Und Chowanskis Ehrgeiz war groß. Er plante, seinen Sohn mit der Großfürstin Katharina zu vermählen, und er hegte vielleicht auch noch weitergehende Pläne, denn Iwan war ein Idiot, Peter lebte ganz seinen Spielen, und Sophie war ein Weib. Warum sollten schließlich nicht die Chowanskis an die Stelle der Romanows treten können?

Aber Sophie handelte entschlossen. Sie begab sich nach Wosdwi-

schensk und berief das Adelsaufgebot in das Troizkikloster. Dann lockte sie die beiden Chowanski zu sich und ließ beide hinrichten. Ihres Führers beraubt, unterwarfen sich die Strelitzen und erhielten in der Person des Dumadjaken Seodor Schaklowitz einen Sophie ganz ergebenen Kommandeur.

Sophie sagte sich, daß ihre und ihres Günstlings Stellung sich nur behaupten ließ, wenn er sich kriegerische Lorbeeren errang. Es kam ihr daher das Anerbieten Kaiser Leopolds und Johann Sobieskis, gemeinsam mit den Russen die Türkei anzugreifen, sehr gelegen. Die Österreicher sollten in Ungarn, die Polen gegen den Dnjestr hin, die Russen gegen die Krim vorgehen. Aber Golizyn war kein Feldherr und wußte das, er weigerte sich daher, das Kommando über das Heer zu übernehmen. Seine Feinde zwangen ihn aber moralisch dazu, und so zog er denn im Frühling 1687 mit einem großen Heer in die Ukraine, wo die Kosaken unter Ssamoilowitsch zu ihm stießen. Man war zu spät aufgebrochen; die Pferde der Reiterei, der Artillerie und des Troffes ließen sich in den Steppen, in denen das Gras schon vertrocknet und von den Tataren verbrannt war, nicht mehr ernähren. Die Russen mußten umkehren, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben.

Man suchte nach einem Sündenbock und fand ihn in Ssamoilowitsch.

Seine rechte Hand war Mazeppa, dem er ganz und gar vertraute und der ihn jetzt, um an seine Stelle treten zu können, in der tückischsten Weise verriet. Er behauptete, Ssamoilowitsch plane den Abfall von Rußland und die Errichtung eines selbständigen Kosakenreichs. Daraufhin wurden Ssamoilowitsch und sein Sohn verhaftet und nach Sibirien verbannt, Mazeppa aber zum Hetmann ernannt.

Jedermann kennt die Sage, wie Mazeppa angeblich unter die Kosaken gekommen sein soll. Ein polnischer Edelmann, mit dessen Frau er ein Verhältnis hatte, ließ ihn auf ein wildes Pferd binden, und dieses trug ihn zu den Kosaken. Der Handel verlief etwas weniger romantisch. Passsek, der allerdings ein geschworener Feind Mazeppas war und mit ihm am Hofe Johann Kasimirs ärgerliche Händel hatte, erzählt, Mazeppa, den er einen frisch geadelten Kosaken nennt, habe in Wolhynien ein Dörfchen besessen, das neben dem Herrensitz eines Magnaten Salibowski lag. Er hatte mit dessen Frau ein Verhältnis, von dem Salibowski erfuhr. Salibowski

lauerte ihm auf, ließ ihn nackt rittlings auf sein eigenes sehr wildes Pferd binden und setzte es dann in Freiheit. Das Tier jagte nun durch den dichten Wald nach Hause. „Mazeppa, der fast umgekommen war, verließ Polen aus Scham“ (1663).

Sophie tat, als kehrte das Heer nach einem glänzenden Siege nach Hause zurück. Sie überhäufte Offiziere und Soldaten mit Ehrenzeichen und die Generale mit Verleihung von Gütern. Golizyn bekam eine besondere Denkmünze und tausend Bauernhöfe. Aber Golizyn selbst fühlte, daß die Scharte ausgewetzt werden mußte, und zog nach großen Vorbereitungen 1689 wieder ins Feld. Man kam bis vor Perekop, dem Zugang zur Krim, mußte aber wieder umkehren, ohne es genommen zu haben. Als Sophie auch jetzt die Komödie von 1687 wiederholen wollte, protestierte Peter energisch.

Peter war nun schon 17 Jahre alt, und aus der Kindertruppe in Preobraschenskoje waren zwei ernsthaftige Regimenter geworden, die durch ein besonderes Bureau angeworben wurden. Und in ihnen dienten schon junge Leute aus den vornehmsten Familien und zwar hauptsächlich aus konservativen, im Gegensatz zu Golizyn stehenden. Gerade sie erhofften von Peter Schutz der alten Ordnungen. Eine seltsame Täuschung.

Natalie, die nun doch durch das ungewöhnliche Treiben ihres Sohnes beunruhigt wurde, hatte ihn im Januar 1689 mit Eudogia Lapuchin, der Tochter eines reichen Bojaren, verheiratet. Er wurde sichtlich zum Manne.

Sophie erkannte, daß die Entscheidung jetzt fallen mußte. Sie hielt an ihrem Plan fest, Golizyns Frau sollte ins Kloster gesteckt und er Sophiens Gemahl werden. Dann sollten beide gemeinsam regieren. Zu diesem Zweck wurde eine weit ausschauende Intrige gesponnen. Iwan sollte verheiratet und seiner Frau irgendwie zu einem Sohn verholfen werden. Dann konnte man Peter beseitigen. Sophie wollte nun dem Papst eine Vereinigung der russischen mit der römisch-katholischen Kirche vorschlagen und ihn dadurch bewegen, Iwans Kinder für unehelich zu erklären.

So unsinnig das alles war, so trug sich Sophie doch eine Weile mit solchen Phantasien. Sie scheint aber schließlich ihrem Ziel auf kürzerem Wege zugestremt zu haben. In der Nacht vom 7. zum 8. August 1689 sollte eine Truppe unter Schaklowity Peter in Preobraschenskoje überfallen. Peter wurde aber rechtzeitig gewarnt und floh ins Troizkikloster, wo sich bald auch seine Mutter und

seine Frau einfanden. Es kam darauf an, wie sich die ausländischen Offiziere entschieden. Als sie zu Peter hielten, war Sophie verloren.

Über sie wurde Klosterhaft verhängt, Schaklowitz gefoltert und hingerichtet, Wassili Golizyn mit Rücksicht auf einen Peter nahe-
stehenden Vetter Boris Golizyn mit seiner Familie nur nach Kargopol verbannt, wo er bis 1715 lebte. Iwan aber blieb bis zu seinem Tode (1697) in der Stellung, in der er war, ein offiziell mit Peter gleichberechtigter Zar. Er wurde später mit einer Sfaltikow vermählt, die ihm drei Töchter gebar, Katharina, später Herzogin von Mecklenburg, Anna, später Herzogin von Kurland und Kaiserin von Rußland, und die unverheiratet gebliebene Praskomja.

Peter kümmerte sich zunächst auch jetzt nicht um die Verwaltung, die er Boris Golizyn und den Narjtschkins überließ. Die nächsten Jahre über lebte er in einem Strudel von Vergnügungen, meist in der Slobode, wo ihm Lefort als Führer und Freund diente. Lefort, der aus Genf stammte, war 1675 nach Moskau gekommen, wo er 1678 eine reiche Witwe heiratete und nun ein großes Haus machte. Er war ein ausgesprochener Lebemann, und Peter gewann ihn, sobald er ihn kennen gelernt hatte, schnell lieb. Das blieb auch so bis zu Leforts Tode (1699), obgleich dieser sich weder als Soldat noch als Staatsmann bewährte. Er war aber ein schöner, in allen körperlichen Übungen gewandter Mann, ein nicht zu ermüdender Zecher und ein vorzüglicher Gesellschafter. Peter ließ ihm einen steinernen Palast errichten und gab gewissermaßen durch ihn die eigenen Feste. So hielt er es auch später mit Menschitschikow.

Im Palaste Leforts jagte nun ein Fest das andere; man tanzte, erfreute sich an Maskeraden und brannte Feuerwerke ab, an denen Peter sein Lebenlang besonderes Gefallen fand. Zugleich wurde aber auch in Preobraschenskoje fleißig manövriert. Peter hatte dort ein kleines Fort errichtet, das er „Preßburg“ nannte und abwechselnd erstürmte und verteidigte.

In allem, was Peter trieb, herrschte überhaupt ein grotesker Humor vor. Es konnte nie laut und bunt genug um ihn hergehen, und es war ihm gerade recht, wenn alle Genossen der Tafelrunde betrunken waren. Er selbst konnte ungeheure Massen Alkohol vertragen und nahm sie zu sich. Im Sommer zimmerte er am See von Perejaslawl eigenhändig Boote und segelte nach Herzenslust. Um die Frau kümmerte er sich gar nicht, um die Mutter wenig.

Peter verlebte gewissermaßen in Saus und Braus seine Studenten-

jahre. Im Jahre 1693 reiste er nach Archangel und lernte die See kennen. Hier wurde der Kiel zum ersten russischen Handelsschiff gelegt und manche verwegene Fahrt unternommen. Im folgenden Sommer war er wieder da, mit den Gefühlen einer jungen Ente, die endlich ihr natürliches Element erreicht hat.

Aber Peter wurde dieses Treiben überdrüssig wie jeder tüchtige junge Mann, und er entschloß sich, den Kampf gegen die Türkei wieder aufzunehmen. Der Feldzug sollte diesmal Asow gelten und den Russen den Zugang zum Schwarzen Meer öffnen. In Woronesch war eine Schiffswerft angelegt und die auf ihr erbauten Schiffe sollten den Don abwärts fahren. Peter selbst zog (1695) mit 100 000 Mann vor die Festung, konnte sie aber zunächst nicht einnehmen. Erst als ihm auf seine Bitte der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg und Holland Ingenieure geschickt hatten, gelang in einem zweiten Feldzuge (1696) die Eroberung der Stadt. Es war ein schöner Erfolg.

Peter beschloß jetzt, sich selbst in das Abendland zu begeben und die Wunder seiner Kultur an Ort und Stelle kennen zu lernen. Eine Verschwörung gegen sein Leben wurde noch rechtzeitig entdeckt.

Die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit vertraute Peter dem Fürsten Feodor Romodanowski an, Kommandant von Moskau wurden Schein als Generalissimus und Patrik Gordon, die schon Führer in den Feldzügen gegen Asow gewesen waren. In der Ukraine befehligte Jakob Dolgoruki; die Grenzwaht gegen Litauen hielt Michail Romodanowski mit vier Strelizenregimentern. So glaubte Peter das Reich während seiner Abwesenheit gut behütet.

Offiziell ging eine Gesandtschaft an die westeuropäischen Höfe. An ihrer Spitze stand der General und Admiral Lefort; zweiter Gesandter war Feodor Golowin, Dumadjak Prokop Wosnizin. Peter selbst wahrte sein Inkognito und hieß nur Unteroffizier Peter Michailow. Die Gesandtschaft bestand aus 270 Personen: Edel-leuten, Kanzlisten, Dolmetschern, Offizieren, Soldaten, Narren, Zwergen und vornehmen jungen Leuten, die im Auslande studieren sollten.

Die Reise, die am 10. März 1697 begann, ging zunächst nach Riga. Der Kommandant der Stadt, Graf Dahlberg, geriet in einige Verlegenheit, wie er sich der Gesandtschaft gegenüber verhalten sollte; denn es verlautete zwar, daß der Zar sich unter dem Gefolge befand, man wußte aber nichts Bestimmtes. Er nahm sie daher mit allen

äußeren Ehren auf und „befahl auch allen Obristen und anderen vornehmen Kriegesbedienten, daß sie täglich denen Ambassadeuren wechselseitig aufwarteten und sie zu erlustigen suchen sollten, welches auch die ganze Zeit über geschah“, machte ihnen aber selbst keinen Besuch, sondern beschränkte sich darauf, „selber alle Tage durch besondere Abgeordnete nach der Ambassadeuren Zustand und Zufriedenheit zu fragen und seine Dienstgeflissenheit ihnen anzubieten. Da auch unterschiedliche von ihrer Suite so kühn waren, daß sie um die Stadt ritten und auf allen Höhen dieselbe nicht allein durch Perspektiven genau besichtigten, sondern auch beide Festungen mit der Situation des Ortes abzeichneten und der Graben Tiefe zu messen sucheten, auch sonst auf den Wällen und Außenwerken alles in Augenschein zu nehmen auf und ab gingen, begehrte der Generalgouverneur von dem Generale Lefort mit aller Bescheidenheit, daß ihnen solches möchte verboten werden, weil ihm als einem großen Generale nicht könnte unbekannt sein, daß solches bei keiner Festung in Europa geduldet und zugelassen würde; wie denn auch mehrgedachter Ambassadeur sich hierauf sehr höflich entschuldigte, daß solches ohne sein Vorwissen geschehen wäre, mit der Versicherung, daß er solches hinfüro seinen tölpischen Russen (dieses waren seine eigenen Worte) wohl verbieten wollte.“ So berichtet Kelsch. Nun war es aber gerade Peter Michailow gewesen, der seine Wißbegierde so naiv befriedigte, und der Zar Peter vergaß die diesem widerfahrene Demütigung nie, ja motivierte später seine Kriegserklärung durch sie.

Der Herzog von Kurland und der Kurfürst von Brandenburg nahmen die Gesandtschaft in Mitau resp. Königsberg mit allen Ehren auf und feierten auch den Unteroffizier Peter Michailow gebührend. Dieser war kein leicht zu behandelnder Gast, denn er gab sich je nach seiner Laune bald als Unteroffizier, bald als Zar. In beiden Fällen war er nicht selten betrunken und benahm sich entsprechend. Im übrigen befriedigte er rastlos seine alles umfassende Wißbegierde, und der Kurfürst ließ ihn klug gewähren.

Die Gesandtschaft ging nun über Berlin nach Hannover, und Peter besuchte in Koppelnbrügge die Kurfürstin Sophie Charlotte, die den fürstlichen jungen Wilden mit lebhaftem Interesse kennen lernte. Sie und ihre Mutter, die Kurfürstin Sophie, urteilen nicht ungünstig über ihn, obgleich er sich wunderlich genug benahm und mit Europens übertünchter Höflichkeit wenig vertraut erschien.

Peter begab sich von Koppenbrügge nach Saardam, das wegen seiner Werften bekannt war, und arbeitete dort kurze Zeit als Zimmermann. Die Holländer, die in lebhaften Handelsbeziehungen zu Rußland standen, boten alles auf, ihm den Aufenthalt in ihrem Lande angenehm zu machen, und sparten keine Kosten. Der Bürgermeister von Amsterdam Witsen war selbst in Rußland gewesen und stand schon seit geraumer Zeit in regem Briefwechsel mit Peter. Er ging ihm nun in jeder Weise zur Hand. Und Peter war rastlos bemüht zu lernen, ohne gerade zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden. So erlernte er z. B. auch das Zählziehen, eine Kunstfertigkeit, die für einen Fürsten immerhin entbehrlich ist. Peter nahm hier eine große Anzahl Sachleute jeder Art in seinen Dienst und schickte sie nach Rußland.

Wilhelm III. empfing ihn im Haag und forderte ihn auf, nach England zu kommen. Peter folgte der Einladung und trieb es in England wie in Holland. Er war drei Monate dort und verbrachte die Hälfte der Zeit in Deptford, wo er auf den Werften arbeitete. Auch hier wurden wieder Sachleute aller Art zur Übersiedelung nach Rußland veranlaßt.

Am April 1698 begab sich Peter nach Wien, wo Leopold I. ihn ehrenvoll aufnahm, sein Inkognito aber respektierte. Von Wien aus wollte er nach Venedig, mußte aber diese Reise aufgeben, weil er aus Rußland höchst beunruhigende Nachrichten erhielt. Die an der litauischen Grenze stehenden Strelitzen hatten sich empört und zogen auf Moskau. Peter eilte nun heimwärts, erfuhr aber schon in Krakau, daß die Strelitzen besiegt wären, und verbrachte nun noch drei vergnügte Tage mit dem zum König von Polen gewordenen August dem Starken in Rawa. August der Starke war ein Mann nach dem Herzen Peters und verstand sich darauf, einen Mann seines Schlages zu unterhalten. Es wurden hier aber auch politische Fragen besprochen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Das Treiben Peters mußte unter den Russen die äußerste Erbitterung erregen, denn sie standen ihm völlig verständnislos gegenüber. Sie waren gewohnt, den Zaren nur bei feierlichen Gelegenheiten zu sehen. Dann schritt er, rechts und links von Bojaren gestützt, wie ein Märchenkönig einher, die Krone auf dem Haupt, in von Edelsteinen glitzerndem Gewande aus Goldbrokat. War er zu Hause, so verbrachte er den größten Teil seiner Zeit, wie sie wußten, vor den Heiligenbildern in den Kirchen. War er gezwungen,

Ausländer in Audienzen zu empfangen und sie zum Handkuß zuzulassen, so standen neben dem Thron Waschkrug und Handtuch, um die verunreinigte Hand des Zaren gleich zu säubern.

Nun aber schritt der Zar im abendländischen Gewande oder gar, wie in Archangel, in ausländischer Schiffertracht durch die Straßen, zimmerte eigenhändig Boote oder handhabte die Schaufel beim Schanzenbauen. In den wilden Kriegsspielen in Preobraschenskoje, bei denen gar nicht selten Menschen umkamen, brachte er seine geheiligte Person in Gefahr. Er zechte in der Slobode mit den Ausländern, tanzte — er, ein Zar — mit ihren Frauen und trieb in „Preßburg“ den ausgelassensten Unfug, bei dem ein Narrenmetropolit eine große Rolle spielte. Er schickte zahlreiche junge Russen ins Ausland und setzte dadurch ihre Rechtgläubigkeit den größten Gefahren aus und er verführte die Söhne der ältesten Geschlechter, es zu treiben wie er. Konnte er wirklich ein Sohn des frommen Alexei sein? Es lief das Gerücht um, sein Vater wäre ein holländischer Schiffer gewesen.

Und nun hatte Peter alles Bisherige übertroffen und war ins Ausland gereist. Doch gewiß nur, um auch dort sein schandbares Treiben fortzusetzen. Nun sollte er, so flüsterte man sich zu, mit einem Heer von Ausländern heranziehen, um den Russen die abendländische Tracht aufzuzwingen, ihnen die Bärte zu nehmen und sie zu Rauchern zu machen.

Befonders erbittert waren die Strelitzen, die ja größtenteils Altgläubige waren. Sie sahen sich überall hinter den europäisch ausgebildeten Truppen zurückgesetzt und wußten, daß der Zar sie haßte. Auch unterhielt Sophie von ihrem Kloster aus geheime Verbindungen mit ihnen. Boten gingen zwischen den verschiedenen Garnisonen hin und her, und man verabredete, die Anhänger Peters und die Ausländer zu töten und den Zarewitsch Alexei, den Eudogia ihrem Gatten geboren hatte, zum Zaren auszurufen.

Die an der litauischen Grenze stehenden Strelitzen meuterten, jagten ihre Offiziere fort, wählten sich aus ihrer Mitte andere und zogen 8000 Mann stark gegen Moskau. Schein und Gordon konnten ihnen nur 3000 Mann Infanterie und das Aufgebot des Moskauer Adels entgegensetzen, aber sie verfügten über eine starke Artillerie. Bei dem einst von Nikon gegründeten Kloster Jerusalem, 50 Kilometer von Moskau, begegneten sie den Strelitzen. Vergeblich suchte Gordon sie zur Unterwerfung zu bereden; es kam zum Kampf, und

die Strelitzen wurden schnell besiegt. Die Gefangenen — es waren ihrer 4500 — wurden nach Moskau gebracht und sollten von Peter gerichtet werden.

Peter war in furchtbarer Stimmung und entschlossen, mit den Strelitzen ein- für allemal aufzuräumen. Sie wurden gefoltert, gehängt, geköpft, die für schuldig befundenen Frauen bis zur Brust lebendig in die Erde gegraben und dem Hungertode preisgegeben. Eine Abbildung bei Korb zeigt uns, wie es bei diesem Strafgericht herging. Peter beteiligte sich persönlich an diesen Hinrichtungen, zwang auch die Bojaren, es zu tun, und soll gekränkt gewesen sein, als die abendländischen Gesandten die Zumutung zurückwiesen, auch zu köpfen. Die Strelitzen als solche wurden aufgehoben, sie, ihre Frauen und Kinder dem äußersten Elend überliefert.

Und nun begann Peter mit den Reformen in seiner gewalt- samen burlesken Weise. Als sich die Bojaren ihm nach seiner Rückkehr vorstellten, wurden ihnen die Bärte abgeschnitten. Nur der Patriarch und der greise Fürst Tscherkaski wurden verschont. Am Neujahrstage (1. September) wurde die Prozedur wiederholt. Als der Patriarch mit einem Heiligenbilde zum Zaren kam und für die Strelitzen Fürbitte tat, fuhr Peter ihn an: „Wozu kommst du mit dem Bilde hierher? Und inwiefern zwingt dich dein Beruf, hier zu erscheinen? Mach, daß du fortkommst, und hänge das Bild da auf, wo man ihm mit den gebührenden Ehren begegnen wird. Wisse, daß ich Gott und die heilige Jungfrau vielleicht mehr ehre als du.“ Die Palmsonntagprozession, bei der der Zar das Pferd des Patriarchen am Zügel führte, unterblieb wie die Festszühung am Neujahrstage, bei der Patriarch und Zar auf Thronen saßen. Bei Hofe aber wurde in tollem Mummenschanz die Geistlichkeit in jeder Weise verhöhnt. Es gab da einen Narrenpatriarchen, Narrenmetropolit, Popen, Diakone. In 80 Schlitten fuhr diese Maskerade durch die Stadt in die Slobode, Peter im Gewande eines Diakons. Am 21. Februar fand im neuerbauten Palaß Leforts ein „Bachusfest“ statt, das eine feierliche Prozession des Narrenpatriarchen und seines Gefolges eröffnete. Seine Mitra zeigte den nackten Bacchus. Den Patriarchenstab krönten Amor und Venus. Sein Gefolge trug Krüge voll Wein, Bier, Met und Branntwein. Den Weihrauch vertrat glimmender Tabak. Der Segen wurde mit gekreuzten Tabakspfeifen erteilt.

Am 1. März fand wieder ein Fest statt, zu dem alle Gesandten

und der ganze Hof geladen war. Sobald der Narrenpatriarch einen Toast ausbrachte, mußte jedermann vor ihm niederknien und sich von ihm mit zwei Pfeifenrohren segnen lassen. Er eröffnete auch den Tanz. Und dieser Orgie wohnten im Nebenzimmer die Lieblingschwester Peters, Natalie, sein Söhnchen Alejei und die Hofdamen der Prinzessin bei und sahen ihr durch eine Spalte im Türvorhang zu. Schon weiter vorgeschrittene vornehme Damen aber saßen bereits unter den Zechenden.

Diese Feste wurden gefeiert, während alle Plätze angefüllt waren mit den Leichen der hingerichteten Strelizen und drei von diesen noch vor dem Fenster Sophiens hingen, der mittlere mit einer Bittschrift in der Hand. Und wie ging es bei diesen Festen her! Einmal wollte der trunkene Zar den Generalissimus Schein, den er im Verdacht hatte, Offizierspatente für Geld vergeben zu haben, erstechen. Lefort und Menschitschikow verhinderten das mit eigener Lebensgefahr. Ein anderes Mal wurde Lefort von Peter zu Boden geworfen und mit Füßen getreten.

Dabei währte der Türkenkrieg fort, und die in Woronesch erbauten Kriegsschiffe verschlangen große Summen. Zu den alten Steuern gesellten sich neue, die Peter im Auslande kennen gelernt hatte, z. B. eine Stempelsteuer. Und immer neue Projekte beschäftigten den rastlosen Geist des Zaren. Der englische Ingenieur Perrin sollte die Wolga und den Don durch einen Kanal verbinden und nahm das Werk auch in Angriff. Es scheiterte aber daran, daß der Fürst Dolgoruki, der die Arbeiter zu liefern hatte, ihm feindlich gesinnt war. Er hielt es für gottlos, den Wasserläufen einen anderen Weg zu weisen, als Gott es getan hatte.

Aber alle diese Widerstrebenden riß die Energie Peters mit sich fort. Unzähliges Begonnene blieb unvollendet liegen; unzählige Menschen verdarben darüber; aber aus dem alten asiatischen Moskowien wurde doch ein europäisches Reich, wenn auch zunächst nur ein sehr barbarisches.

So roh Peter auch war, so war er doch fähig, eine starke Zuneigung zu empfinden. Er zerfloß in Tränen, als Lefort starb (12. März 1699) und wurde auch durch den Tod Patrik Gordons tief erschüttert.

Der Türkenkrieg fand im Dezember 1698 durch einen zweijährigen Waffenstillstand ein vorläufiges Ende; aber Peter trug sich jetzt mit einem Plan, dessen Ausführung noch ungleich größere An-

forderungen stellte als der Kampf gegen die Türkei. Er hoffte, sich einen Zugang zur Ostsee schaffen zu können.

Livland gehörte nun schon seit lange zu Schweden, und das Land konnte im allgemeinen mit der schwedischen Herrschaft zufrieden sein. Wohl hatten die Schweden wie vorher die Polen und nachher die Russen die natürliche Tendenz, Livland auch national enger mit Schweden zu verbinden als den Livländern lieb war, und wohl bestand ein Gegensatz in der Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses, indem die Schweden Livland als Provinz, die Livländer aber ihr Land als einen an Schweden angegliederten Landesstaat betrachteten; aber unter günstigen Verhältnissen ließ sich hier immerhin ein Ausgleich der Interessen finden. Leider gestalteten sich aber die Verhältnisse denkbar ungünstig.

Schweden wurde durch die Kriege Karl X. Gustavs (1654 bis 1660) und Karls XI. (1660—1695) finanziell vollständig zerrüttet, und das Regiment Christinens hatte insofern schon den Grund dazu gelegt, als unter ihm ein großer Teil der Domänen, die eine Haupteinnahmequelle bildeten, an die Geschlechter des hohen Adels verpfändet oder verpfändet worden war. Die Ländereien waren als Mannlehn vergeben worden, ihre neuen Besitzer hatten sie aber vielfach als Allode aufgekauft und verkauft oder verpfändet wie freies Eigentum.

Unter diesen Umständen hatten schon auf dem Reichstage von 1650 die Geistlichkeit, der Bürger- und der Bauernstand beantragt, alle dem Staat entfremdeten Domänen wieder einzuziehen. Auf dem Reichstag von 1655 wiederholten sie den Antrag. Die „Reduktion“, so nannte man die geplante Operation, sollte bis zum Reichstagschluß von Norköping zurückgreifen. Der Adel setzte indessen durch, daß sie nur bis zum Todestage Gustav Adolfs 6./16. November 1632 sich erstrecken sollte. Wer seit der Zeit sich auf unredliche Weise in den Besitz von Krongütern gesetzt hatte, sollte sie zurückgeben. War das durch Scheinkauf geschehen, so war Schadenersatz zu leisten. Die als Allode behandelten Lehngüter sollten wieder als solche angesehen werden.

Es war das eine harte Maßregel, aber sie ließ sich durch die verzweifelte Lage, in der sich der Staat befand, immerhin rechtfertigen und wenn sie besonnen und maßvoll ausgeführt wurde, auch ertragen. Daran fehlte es aber sehr, man dehnte später die

Reduktion mehr und mehr aus und schuf schließlich eine ganz unleidliche Unsicherheit der ländlichen Eigentumsverhältnisse.

Es entstand die Frage, ob die Reduktion auch in Est- und Livland stattfinden sollte. Auch hier waren für die schwedischen Großen ausgedehnte Herrschaften geschaffen worden, aber Est- und Livland waren im schwedischen Reichstage nicht vertreten und lebten nach eigenem durch Privilegien geschützten Recht. Der Reichstag von 1655 hatte deshalb auch die Frage dem König zur Entscheidung überwiesen. Als der Generalgouverneur sie im livländischen Landtag zur Sprache brachte (1662), lehnte dieser die Reduktion ab.

In Schweden trat nach dem Tode Karl Gustavs eine vormundtschaftliche Regierung ein, die bis 1672 währte und die Reduktion zunächst zurückstellte.

Die unglücklichen Kriege Schwedens, die zur Schlacht bei Fehrbellin, zum Verlust von Stettin und dem Zuge des Großen Kurfürsten über das Haff führten, hatten die Finanzen Schwedens wieder völlig zerrüttet. Hatten sie doch an 50 Millionen Taler beansprucht. Unter diesen Umständen gelang es Karl XI., die Macht der Stände zu brechen und absoluter König zu werden (1680).

Zwei Jahre früher, 1678, hatte Karl den Livländern durch drei Resolutionen die Versicherung gegeben, daß bei einer Reduktion in Livland die Privilegien des Adels beachtet werden sollten. Gesah das, so konnte sie sich nur auf die schwedischen Herrschaften im Lande beziehen.

Nun nahm aber die Reduktion in Schweden einen immer größeren Umfang an. Im Jahre 1680 wurden 10 Grafschaften, 70 Freiherrnschaften eingezogen. Alle Lehngüter und selbst die Allodialschenkungen wurden der Reduktion unterworfen und diese auch zeitlich ganz willkürlich ausgedehnt. „Nicht nur verlehene, sondern auch von der Krone verkaufte, vertauschte und verpfändete Güter wurden wieder eingelöst. Gegen Rentenzahlung und unfruchtbare Kapitalien oder zum Ersatz von Gehalt veräußerte Güter wurden ohne Entschädigung eingezogen, wenn die Besitzer sich durch den Ertrag bezahlt gemacht hatten; desgleichen Güter, bei deren Verkauf oder Tausch die Krone übervorteilt worden war. Bei den verpfändeten Gütern wurde im Jahre 1686 der von der Krone bis dahin mit 8% gezahlte Zins auf 5% reduziert und die übrigen 3% als Amortisation angesehen und von der zurückzuzahlenden

Geschichte.

Pfandsumme abgezogen, so daß sie bisweilen ganz hinschwand.“
(Richter: Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen.)

In dieser Weise ausgeführt, wurde die Reduktion zu einer Ungeheuerlichkeit. Man denke sich eine deutsche Regierung, die Friedrichsruhe und Kreisau kurzerhand für Domänen erklärte.

Und in dieser Weise sollte nun auch in Est- und Livland vorgegangen werden. Von der Reduktion sollten nur die Güter ausgenommen werden, die schon zu herrmeisterlichen Zeiten, also vor 1561, Privateigentum gewesen waren. Nun vergegenwärtige man sich, wie diese Länder seit 1561 von Polen, Schweden, Russen verheert und abwechselnd besessen worden waren. Wie unzählige Urkunden waren in dieser Zeit vernichtet worden, wie wenige Familien konnten den Nachweis führen, daß sie ihre Güter schon in der herrmeisterlichen Zeit besessen hatten. Der ganze Besitzstand wurde in Frage gestellt. Man begreift, daß die Est- und Livländer protestierten, aber die Regierung blieb fest. Sie verfuhr aber immerhin humaner als in Schweden, indem sie die früheren Besitzer Pächter der Güter werden ließ.

Die Estländer fügten sich in das unvermeidlich Erscheinende; die Livländer aber beriefen sich auf ihre Privilegien und die Resolutionen von 1678. Sie erreichten auch, daß den nunmehrigen Pächtern ihrer Güter ein Drittel der Pachtsumme erlassen wurde, aber der König erklärte, die Resolutionen hätten sich nur auf den Reichstagsbeschuß von 1655 bezogen, mit dem Livland verschont bleiben sollte. Fünf Sechstel der adligen Güter in Livland wurden nach und nach eingezogen und dabei mit äußerster Willkür verfahren. Zugleich wurde die Ritterschaft aufgefordert, ihre Privilegien durch zwei Deputierte, die ihre Entstehung und Bedeutung erläutern sollten, nach Stockholm zu schicken.

Bei dieser Gelegenheit trat zum ersten Male der Mann als Vertreter der Ritterschaft auf, der so unsägliches Unheil über Livland bringen sollte: Johann Reinhold von Patkul.

Die Familie Patkul, die ihrer Familientradition nach aus Westfalen stammte und dort Patdorf hieß, war schon im 15. Jahrhundert in Livland ansässig. Reinholds Vater, Friedrich Wilhelm, besaß einen Güterkomplex im Kirchspiel Papendorf, dessen Mittelpunkt das seit 1453 im Besitz der Familie befindliche Kegelstein war. Die Güter waren aber, während Polen und Schweden um den Besitz von Livland kämpften, vielfach von ersterem an andere vergeben worden,

und es bedurfte endloser Prozesse seitens Patkuls, der zu Schweden hielt, um sie wieder zu erlangen. Er fand darüber Gefallen am Prozessieren und betrieb es sein Leben lang eifrig, war aber trotzdem ein sehr angesehenener Mann. Er war in zweiter Ehe mit Gertrud Holstfer verheiratet, einer Frau, die in ihren Witwenjahren der Schrecken ihrer Nachbarn wurde. Ihrem Pächter, einem Tiefenhäusen, rückte sie, mit dem Degen an der Seite und Pistolen im Halfter, zugleich mit fünf polnischen Dienern auf den Hof und schoß mit Pistolen, drohte ihm auch, „ihm eine Kugel durch die Haut zu jagen, da er am sichersten wäre“. Ihren Pastor überfiel sie, richtete ihn, seine Frau und sein Gesinde mit Prügeln erbärmlich zu und nahm Flinten, silberne Löffel usw. mit. Der Vormund ihrer Kinder, ein Dietinghoff, schrieb über sie in einer Beschwerde, ihre Natur, ihr Wandel vor und nach ihres Mannes Tode wäre der Welt zwar nicht unbekannt gewesen, ihr wahrhaftes inneres und äußeres Bild hätte aber ihr eigener Sohn Johann Reinhold gemalt, wenn er in einem Briefe an ihn darüber klage, daß das Fluchen, Schwören und Maladeien bei ihr kein Ende nehme, und daß sie ihren Kindern den Teufel und allen dessen Anhang samt Galgen und Rad wünsche“. (Anton Buchholz.)

Mit dieser Frau und acht Kindern floh Sr. W. Patkul 1657 beim Einfall der Polen unter Gonsiewski nach Wolmar. Die Stadt kapitulierte Ende Oktober, und Patkul, dem sämtliche Kinder an der Pest starben, war in Gefahr, seine Güter zu verlieren, wenn er nicht Polen den Treueid leistete. Er ließ sich unter dem Drang der Umstände dazu bewegen, wurde aber insolgedessen, als Wolmar 1658 wieder von den Schweden erobert wurde, als Hochverräter verhaftet und nach Stockholm gebracht. Die Untersuchung zog sich durch mehrere Jahre, und der Frieden von Oliva brachte ihm die Freiheit wieder. Während seiner Gefangenschaft hatte ihm seine Frau Johann Reinhold geboren (27. Juli 1660 getauft).

Sr. Wilh. Patkul starb 1666 und hinterließ sehr verwickelte Vermögensverhältnisse, die zu den heftigsten Kämpfen zwischen dem Vormund Dietinghoff und der Witwe führten. Diese gab übrigens ihren Kindern eine sehr sorgfältige Erziehung. Sie vermählte sich 1675 zum zweiten Male mit dem Rittmeister Möller.

Johann Reinhold besuchte 1677 die Universität Kiel. Ob er auch noch auf anderen Hochschulen studierte, hat Buchholz nicht ermitteln können. Im Oktober 1680 kehrte er nach Livland zurück

und brachte gründliche juristische Kenntnisse und eine ungewöhnliche allgemeine Bildung mit.

Es begannen nun gleich hartnäckige Prozesse mit Dietinghoff, die die vom Vater ererbte Anlage zum Prozessieren nur zu sehr nährten, und an die sich bald auch eben so leidenschaftlich geführte Prozesse mit dem Bruder Karl schlossen. Sie führten Johann Reinhold mehrfach nach Stockholm, wo er die Verhältnisse und die schwedische Sprache gründlich kennen lernte, und verstrickten ihn in eine sich stetig vermehrende Schuldenlast. Er wurde aber durch diese Prozesse mit allen rabulistischen Künsten wohl vertraut und verfuhr überdies gelegentlich mit einer Gewalttätigkeit, die bei dem Sohn seiner Mutter nicht überraschen kann, die aber durch die Roheit der Zeit nur zum Teil entschuldigt wird.

Im Mai 1687 trat Patkul als Kapitän in das in Riga liegende estnische Infanterieregiment, und schon im folgenden Jahr reichte die ganze Kompanie eine Beschwerde gegen ihn ein.

Wieder ein Jahr später klagte Patkul über seinen Kommandeur Obrist von Campenhausen. Wo der Mann hinkommt, gibt es sofort die ärgerlichsten Händel. Seinen Hauptgläubiger, einen mit Recht hochangesehenen Großkaufmann in Riga, dem Patkul viel Dank schuldig war, ergreift er nach einem Diner in Gegenwart von Damen „hinterrücks und unvermutet“ bei den Haaren und wirft ihn zu Boden.

Trotzdem will ihn die livländische Ritterschaft 1690 zum Landmarschall wählen, wohl auf Grund seiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen in Stockholm und seiner Übung im Prozessieren. Patkul lehnte die Wahl ab, erbot sich aber, als Delegierter nach Schweden zu gehen, und begab sich zugleich mit Baron Gustav Mengden als solcher im Oktober 1690 nach Stockholm.

Die Delegierten vertraten anfangs vor dem König den Standpunkt, daß Livland nur durch Personalunion mit Schweden verbunden sei, die Reduktion daher in ihm nur mit Zustimmung der Livländer durchgeführt werden könne. Später protestierten sie nur gegen ihre Ausdehnung auf die polnischen und herrmeisterlichen Zeiten. Der König aber nahm das Recht in Anspruch, die Privilegien nur so weit für geltend anzuerkennen, als ihm gut schien. Die absolute Königsgewalt und die sich auf die erhaltenen Privilegien stützenden Stände standen sich hier scharf gegenüber. Die Delegierten kehrten unverrichteter Dinge nach Livland zurück, und der Gegensatz

zwischen dem Generalgouverneur Haffter und der Ritterschaft spitzte sich immer mehr zu.

Auf dem Landtag in Wenden (1692) wurde eine Bittschrift an den König verfaßt, die sich in sehr scharfen Ausdrücken gegen die Regierung wandte. Haffter nahm an, sie sei von Patkul verfaßt und sah in ihm den Urheber aller sich der Regierung entgegenstellenden Widerstände. Da kam es ihm denn sehr gelegen, daß die Kapitäne des Regiments, in dem Patkul diente, geschlossen über ihren Kommandeur, den Obristleutnant von Helmersen, klagten.

Ein Kriegsgericht trat zusammen, Patkul aber weigerte sich, ohne Zusicherung sicheren Geleits vor ihm zu erscheinen, und entfloh nach Kurland. Alle Kapitäne wurden nun zu sechs Monaten Gefängnis und zum Verlust des Gehaltes für drei Monate, Patkul außerdem zu 100 Talern und zu öffentlicher Abbitte verurteilt.

Der Generalgouverneur Haffter löste nun den Landtag auf und erwirkte einen königlichen Befehl, nach dem der Landmarschall, zwei Landräte, Baron Mengden und Patkul nach Stockholm kommen sollten, um sich dort wegen der Bittschrift zu verantworten. Patkul erhielt dazu freies Geleit.

Ende März 1694 begannen in Stockholm die Verhandlungen, die am 12. Dezember 1694 dahin führten, daß Patkul zum Verlust der rechten Hand, von Ehre, Leib und Gut verurteilt wurde. Über drei Landräte wurde das Todesurteil ausgesprochen, sie wurden aber zu sechs Jahren Gefängnis begnadigt.

Patkul war schon am 31. Oktober nach Kurland geflohen.

Das Stockholmer Urteil war ein überaus hartes, auch wenn man festhält, daß Patkul die Seele des Widerstandes der Ritterschaft war; daß er ein schwedischer Offizier war; daß er sich als solcher dem Kriegsgericht gegenüber höchst auffällig benommen hatte und daß er auch jetzt wieder vor Ausgang des Prozesses entflohen war.

Patkul begab sich von Kurland aus in die Schweiz und lebte dort unter dem Namen Dischering. Er hoffte noch lange, schließlich von Karl XI. begnadigt zu werden, aber dieser verzieh ihm auch auf dem Totenbette nicht, obgleich seine Mutter bei ihm damals die Begnadigung der drei Landräte durchsetzte. Nach des Königs Tode wandte sich Patkul an den jungen Karl XII. Er gelobte, wenn er begnadigt würde, aller Politik zu entsagen und in Deutschland zu leben. Er bat auch hier vergeblich.

Jetzt erst, als jede Aussicht auf eine Begnadigung schwand,

wurde Patkul zu dem verhängnisvollen politischen Abenteurer, als der er in der Geschichte fortlebt. Das beweist doch, daß er nicht von Heimatliebe geleitet wurde, sondern ausschließlich von verzehrendem Haß gegen Schweden.

Im Mai 1698 lernte Patkul den Günstling Augusts des Starken, den Grafen Flemming, kennen und wußte ihn ganz für sich einzunehmen.

Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August II., der Starke, war nach dem Tode Sobieskis im Juni 1697, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, zum König von Polen gewählt worden. Prachtliebend und ehrgeizig, suchte der siebenundzwanzigjährige Fürst unruhig nach einer Gelegenheit, seine Hausmacht zu erweitern, und glaubte in Peter von Rußland einen Bundesgenossen zu finden, der ihm dabei behilflich war. Er und Peter mochten wohl schon bei der Zusammenkunft in Rawa ihre Augen nach Schweden gerichtet haben, wo nach dem Tode Karls XI. 1697 der sechzehnjährige Karl XII. zur Regierung gekommen war. Peter hatte sich davon überzeugt, daß mit seiner auf den Werften von Woroneß erbauten Flotte nicht viel anzufangen war. Er besaß am Schwarzen Meer keinen Kriegshafen, und die Türken sperrten überdies den Ausgang dieses Meeres. Da wandte er denn seine Hoffnungen wieder der Ostsee zu, dem so heiß ersehnten Ziel seiner Vorfahren.

An Friedrich August trat nun durch die Vermittelung Flemmings Patkul mit seinen weit aussehenden Plänen heran. Karls XII. Schwester war mit dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt, und der Herzog lag mit dem König von Dänemark in hartem Kampf um die Souveränität in Schleswig. Es ließ sich annehmen, daß Dänemark sich auch einer Koalition gegen Schweden anschließen würde.

August der Starke sollte erblicher Fürst einer in Livland zu gründenden Adelsrepublik werden, für die der livländische Adel nach Patkuls Behauptung einzutreten bereit war. Peter sollte Ingermannland und dadurch den Zugang zum Meer erhalten.

Patkul irrte, wenn er meinte, daß der livländische Adel bereit war, sich im Interesse der geplanten Adelsrepublik von Schweden loszureißen. So sehr sich die Livländer auch durch die Reduktion und die Aufhebung ihres Landesstaates gekränkt fühlten, dienten sie doch auch dem ungnädigen Fürsten mit deutscher Treue und waren weit davon entfernt, sich zum Landesverrat berechtigt zu glauben, weil der König ihre Privilegien nicht mehr anerkannte. Wer von ihnen auch nur einigermaßen politisch geschult war, mußte auch er-

kennen, daß die livländische Adelsrepublik Patkuls ein Phantom war. Patkul mochte als ihr Vorbild Kurland vorsehweben; aber Kurland, zu dessen Häfen keine Düna oder Nawa aus Rußland führte, war für dieses ein toter Winkel, an dem ihm nichts lag. Livland aber war ihm der wünschenswerteste Besitz. War Schwedens Macht gebrochen, so konnte sich die livländische Adelsrepublik auch nicht ein Jahr lang selbständig behaupten. Der Beistand Friedrich Augusts konnte daran gar nichts ändern, denn ohne Polen vermochte er das Land auch nicht gegen Rußland zu behaupten. Polen aber konnte wenig geneigt sein, einen Krieg zu führen, damit sein König ein Scheinfürstentum in Livland gewann.

So lagen die Dinge. Aber Patkuls Pläne fanden bei Friedrich August die freudigste Aufnahme.

Auch Peter hatte für sie ein offenes Ohr. Die Koalition wurde nun in tiefstem Geheimnis, aber mit allem Eifer betrieben. Am 25. November 1699 schloß Sachsen mit Dänemark ein Offensiv- und Defensivbündnis, am 21. Friedrich August mit Rußland. Die schwedischen Gesandten in Dresden wie in Moskau wurden vollständig getäuscht und ahnten nichts von dem Unwetter, das sich zusammenzog. Eine besondere schwedische Gesandtschaft wurde von Peter höchst ehrenvoll aufgenommen und erhielt die freundlichsten Zusicherungen.

Als Funke ins Pulverfaß sollte ein Anschlag auf Riga dienen, den Patkul für Ende Dezember plante. Er hatte in der Tat in Livland Freunde, die bereit waren, ihm bei seinen Anschlägen behilflich zu sein, aber sie waren wenig zahlreich, und ein Teil von ihnen versagte wohl auch in der entscheidenden Stunde. Der Anschlag aber sollte so ins Werk gesetzt werden, daß 7000 Mann an der Südgrenze Kurlands in Litauen in Garnison gelegt wurden. Generalleutnant Flemming, General Paikull, ein Livländer in sächsischen Diensten, und Patkul sollten sie führen. Der schwedische Generalgouverneur sollte möglichst in Sicherheit gewiegt und dann die Armee möglichst schnell auf Riga vorgeschoben werden. Ein Vortrab in Bauernkleidung sollte sich eines Tores bemächtigen und die Stadt so eingenommen werden. Patkul kannte ja hier aus seiner Dienstzeit jeden Weg und Steg. War aber Riga gewonnen, so würde, wie er hoffte, der ganze Adel sich gegen Schweden erheben. Polen gegenüber aber war damit eine Tatsache geschaffen, mit der es wohl oder übel rechnen mußte.

Der Nordische Krieg und Peters Ausgang.

Der Anschlag auf Riga mißglückte. Generalgouverneur war noch immer der greise Graf Dahlberg, und er ließ sich durch die tückischen Freundschaftsversicherungen der sächsischen Offiziere nicht täuschen. Der Versuch, Riga durch als Bauern verkleidete Soldaten einzunehmen, mußte infolge strenger Kälte aufgegeben werden, und als die Sachsen vor der Stadt erschienen, war alles zu ihrem Empfange bereit.

Patkul, der zugleich mit dem General von Karlowitz in Moskau gewesen war, hatte am 24. August 1699 mit König August als angeblicher Bevollmächtigter der livländischen Stände in Warschau eine Kapitulation abgeschlossen, nach der die livländische Ritterschaft das Land von Polen als Lehn empfangen sollte. Auch Riga sollte ihr unterworfen sein, und die dieser Stadt verliehenen Privilegien sollten auf die Ritterschaft übergehen. Patkul und Flemming unternahmen jetzt, Mitte Februar 1700, einen Streifzug ins Land hinein, und es mußte sich nun zeigen, ob die Ritterschaft in der Tat hinter Patkul stand. Es erwies sich, daß der weitaus größte Teil der Herren von ihm nichts wissen wollte.

Die Sachsen nahmen zwar Dünamünde, es rückten aber auch schwedische Truppen aus Finnland zum Entsatz Rigas heran. Auf Dahlbergs Betrieb sagte sich Riga ohne weiteres öffentlich von Patkul los, und auch die Ritterschaft entschloß sich dazu, wenn auch mit einigem durch die Freunde Patkuls wachgerufenen Widerstreben.

Im Juni erschien auf Patkuls Betreiben der König selbst vor Riga, aber man war in ihm guten Mutes. Bald erhielt man die Nachricht, daß Karl XII. nach Seeland übergesetzt war und am 8./18. August von den Dänen den Frieden von Travendahl erzwungen hatte. Nun mußte er bald selbst nach Livland kommen.

König August ging aber nach Warschau, seine Truppen bezogen Winterquartiere in Kurland und Litauen.

Peter war es unterdessen gelungen, mit der Türkei einen dreißigjährigen Frieden zu schließen, der ihm Asow ließ. Er warf nun die Maske ab und erklärte am 20./30. August 1700 Schweden den Krieg. Schon Ende September stand er selbst mit einem auserlesenen Heer von 40 000 Mann vor Narwa, in dem Oberst Horn noch nicht 2000 Mann Besatzung hatte.

Aber auch Karl XII. eilte nun nach Livland und landete am 6. Oktober in Pernau. Obgleich er nur 5000 Mann Infanterie und 3300 Reiter gegen die Russen führen konnte, eilte er doch in Gewaltmärschen nach Narwa. Auf die Nachricht vom Anmarsch der Schweden verlor Peter den Kopf. Er ernannte den Herzog von Cron, der eben erst im Lager eingetroffen war und kein Wort Russisch verstand, zum Höchstkommmandierenden und eilte selbst unter dem Vorwand, frische Truppen herbeizuführen, nach Nowgorod. Am 20./30. November griffen die Schweden an und schlugen die Russen aufs Haupt. Nun fielen diese über ihre ausländischen Offiziere her, so daß sie sich zum Teil, um Schutz vor den eigenen Leuten zu finden, den Schweden ergeben mußten.

Als Peter die Nachricht von der Niederlage der russischen Truppen erhielt, war er wieder ganz gefaßt. „Ich weiß wohl,“ sagte er, „daß uns die Schweden noch manchmal schlagen werden; aber endlich werden wir auch sie schlagen lernen.“ (Alexander Gordon.)

Und Karl XII. ließ den Russen Zeit, diese Schule durchzumachen. Er gab nicht nur 18 000 russische Kriegsgefangene frei, sondern beschloß auch, statt auf Nowgorod vorzustößen, sich im Frühling gegen die Sachsen in Litauen zu wenden. Der Ausgang der Schlacht bei Narwa hatte ihn zu seinem Unglück mit einer maßlosen Verachtung der Russen erfüllt. In König August erkannte er aber den Urheber der gegen ihn gerichteten Koalition, und ihn haßte er mit der ganzen Kraft seiner leidenschaftlichen Seele.

Im Februar 1701 trafen Peter und König August in Birsen — an der kurländischen Grenze in Litauen — zusammen, und Patkul bot alles auf, sie zu kühnen Entschlüssen zu bewegen. Peter ließ 20 000 Mann zu den Sachsen unter Steinau, die bei Kokenhusen standen, stoßen; diesmal sollte Riga den Verbündeten nicht entgehen. Aber am 9./20. Juli ging Karl angesichts der Feinde, die auf dem Riga gegenüberliegenden Ufer lagerten, über die Düna und schlug

sie aufs Haupt. Dann nahm er Kurland und rückte in Litauen ein, wo sich die Sapiehas und die Oginskis in wilder Fehde gegenüber standen. Er verlangte von den Polen offen die Absetzung Augusts.

Das verletzte aber das Nationalgefühl der Polen, und sie scharten sich um den an sich ihnen höchst unsympathischen König. Dieser blieb indessen ein Spielball der Parteien, und Patkul, der von ihm nichts mehr erwartete, setzte seine Hoffnungen nun ganz auf den Zaren und hoffte seine livländische Adelsrepublik mit Hilfe des Selbstherrschers aller Reußen durchsetzen zu können.

Man war schließlich in Warschau bereit, Schweden in jeder Weise entgegenzukommen, und Karl XII. hätte einen sehr vorteilhaften Frieden schließen können, aber er war kein Staatsmann, sondern ein Wikinger, der kämpfte, um zu kämpfen. August sollte am Boden liegen und die polnische Krone verlieren, nur dieser Gedanke beherrschte den Schweden. Dieses Ziel verfolgte er sieben Jahre lang und ließ darüber Peter die Zeit, seine Russen lernen zu lassen, wie man die Schweden schlägt und Ingermannland, Estland und Livland einzunehmen.

Karl besetzte Warschau und schlug die sächsisch-polnische Armee bei Klissow (Juli 1702), dann die Sachsen bei Pultusk (Mai 1703) und nahm Thorn und Elbing. Nun erklärte eine vom Primas nach Warschau einberufene Versammlung August für abgesetzt (Januar 1704), und in einer anderen wurde — ebenfalls in Warschau — Stanislaus Leszczyński zum König gewählt (12. Juli).

Im November schlug Karl die Sachsen bei Puniz in der Nähe von Posen. Patkul, der als russischer Generalleutnant die russischen Hilfstruppen kommandierte, führte sie, da ihm der Rückzug nach Rußland verperrt war, in die Laufitz, wo sie die Winterquartiere bezogen.

Patkul war seit dem April 1703 „Generalkommissar“ Peters für Deutschland. Er engagierte die für Rußland gewonnenen ausländischen Offiziere, er hatte an allen Höfen seine Korrespondenten, er vertrat das russische Interesse am Hofe Augusts und den Polen gegenüber. Unermüdt spannte er seine Ränke, bestach die Minister oder stürzte sie, spielte den König von Polen gegen Polen, Polen gegen seinen König aus. So schreibt er an Peter: „Übrigens weiß ich nicht, ob nicht das wahre Interesse J. Zar Maj. erfordere, die Mißhelligkeiten in Polen nicht ganz, sondern nur einigermaßen bei-

zulegen, damit die Republik in Zucht erhalten, der König aber genötigt werde, sich an Thro Zar. Maj. zu hängen, denn sobald derselbe außer Gefahr ist, sind ihm auch Ihre Zar. Maj. nicht mehr necessair.“

Dem König gegenüber führte Patkul mitunter die kränkendste Sprache, und an dessen Hof war jedermann sein erbitterter Feind. Er brachte aber im Oktober 1703 in Warschau ein Bündnis zwischen Peter und August als König von Polen, nicht mehr nur als Kurfürst von Sachsen zustande. Nach diesem Vertrage stellte Rußland August 12000 Mann Hilfstruppen, die aber in sächsischen Winterquartieren verpflegt werden sollten und zahlte ihm 300000 Rubel Subsidien. Patkul aber schrieb: „Mein ganzes Absehn geht dahin, die Zahlung der Subsidien an eine solche Bedingung zu knüpfen, welcher die Polen nie nachkommen können; inzwischen aber werden wir jedenfalls durch ein solches Bündnis der Republik uns mehr versichern und den Hauptzweck, worauf man, solange der Krieg währt, bedacht sein muß, erreicht haben, d. h. wir würden, ohne viel Hilfe von den Polen zu erwarten, durch dieses Bündnis uns einen ansehnlichen Schein geben und unvermerkt die Polen außerstand setzen, wieder zu Kräften zu kommen, was wahrhaftig J. Zar. Maj. und dem König selbst höchst nachtheilig und gefährlich sein würde.“

Patkul machte die Zahlung der Subsidien davon abhängig, daß die polnischen Truppen „wohl regliert und wohl mundiert“ wären. Um das unmöglich zu machen, „ist der König mit mir übereingekommen, unter der Hand in Deutschland und in Holland zu verhindern, daß die Polen kein Gewehr, insonderheit für die Infanterie bekommen sollen, welches Alles aber ein Geheimnis bleiben muß.“ Patkul war bemüht, auch Preußen wider Schweden unter die Waffen zu bringen und stellte in Berlin vor, Rußland, Dänemark, Polen und Preußen könnten sich ja, nachdem Schweden besiegt war, in Polen, Livland, Pommern und Holstein teilen. Preußen aber war zunächst für diese Pläne noch nicht zu gewinnen.

Patkul drang beim König immer wieder darauf, seine „korrupte“ sächsische Verwaltung zu ändern, und zog sich dadurch den wildesten Haß des sächsischen Geheimkonseils zu, meinte aber als russischer Gesandter es nicht weiter fürchten zu müssen. Er irrte. Die Herren glaubten Patkul in den Augen Peters so diskreditiert zu haben, daß sie den entscheidenden Schlag gegen den verhaßten Mann führen

durften. Die Gelegenheit dazu bot sich ihnen aber, als Patkul für die russischen Hilfstruppen bessere Quartiere verlangte und sie, als sein Drängen keinen Erfolg hatte, in die Dienste des Kaisers treten ließ, wozu er von Peter bevollmächtigt war.

Nun war Patkul zwar russischer Gesandter, als Kommandeur der russischen Truppen aber militärisch dem sächsischen Höchstkommandierenden von Steinau unterstellt. Wenn er nun ohne Steinaus Einwilligung die Truppen in den Dienst des Kaisers treten ließ, so glaubte das geheime Conseil daraus einen Akt von Hochverrat machen zu können und faßte den verwegenen Entschluß, ihn daraufhin verhaften zu lassen. Des abwesenden Königs glaubte man sicher zu sein. Und so wurde denn Patkul wirklich gegen alle Grundsätze des Völkerrechts verhaftet und auf den Sonnenstein gebracht (19. Dezember 1705).

Es war eine Handlung von äußerster Willkür, aber August „approbierte“ sie und versprach, die Tat vor dem Zaren zu vertreten.

Vergeblich protestierte der russische Gesandte in Dresden dagegen, daß man einen „publicuen russischen Minister und Plenipotentiarus in ganz Deutschland“ wie einen Dieb in der Nacht aus seinem Bett gerissen und auf die Festung gesetzt. Vergeblich verlangte Peter, daß Patkul ihm ausgeliefert und die Mitglieder des geheimen Conseils bestraft würden, da beide hohe Alliierte sonst völlig brouilliert und er zu Repressalien veranlaßt würde, Patkul blieb gefangen und wurde, als Karl nun in Sachsen einfiel und den Frieden von Altranstädt erzwang (24. September), an Karl ausgeliefert.

Er hatte von Karl keine Gnade zu erwarten. Karl hatte schon Paikull, als er in seine Hände fiel, in Stockholm hinrichten lassen, obgleich dieser schon in der Jugend fremde Kriegsdienste genommen hatte; an Patkul sollte nun erst recht ein schreckeneinflößendes Beispiel geschaffen werden. Er wurde verurteilt, lebendig gerädert zu werden, und dieses Urteil wurde in Kasimiers bei Kalisch vollstreckt (10. Oktober 1707).

Das Ungeschied des Henkers machte die Hinrichtung noch schrecklicher, als sie ohnehin sein mußte; der unselige Mann wurde förmlich abgeschlachtet.

Die Schrecken seiner Todesstunde sind dem Andenken Patkuls ebenso sehr zustatten gekommen wie die Willkür Augusts, der er schließlich zum Opfer fiel. Den Geschichtsschreibern seiner Heimat

gilt er noch heute für einen großen Mann, für den selbst- und furchtlosen Vertreter ihrer Rechte gegen schnöde Willkür der Könige von Schweden. Mit Unrecht. Er war gewiß ein sehr begabter Mann, aber in keinem Sinn ein großer, und sein litauischer Patriotismus hätte ihm erlaubt, ohne weiteres auf die Vertretung des Landes zu verzichten, wenn die schwedischen Könige ihn begnadigt hätten. Was ihn leitete, war Rachsucht, und wie furchtbar seine Heimat unter den Folgen dieser Rachsucht litt, werden wir sehen, wenn wir uns jetzt den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz an der Ostsee zuwenden.

Als Karl in Litauen eindrang, ließ er den Generalmajor von Schlippenbach mit nur 7000 Mann zurück, mit denen er sich gegen 40 000 Russen unter Scheremetjew behaupten sollte. Alexander Gordon sagt von diesem bei Gelegenheit der Schlacht bei Narwa: „Dieser Mann war wirklich tapfer, er verstand aber wenig oder nichts von der Kriegsdisciplin, bis ihn seine Kämpfe gegen die Schweden sie kennen lehrten.“ Scheremetjew nun schlug Schlippenbach bei Errastfer (Dezember 1701) und bei Hummelshof (Juli 1702) und verwüstete das Land weithin. Im Oktober wurde auch Nöteborg am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee genommen, und Peter nannte es Schlüsselburg. Er meinte, mit ihm den Schlüssel zur Ostsee gewonnen zu haben.

Kurze Zeit vorher war auch Marienburg in die Hände der Russen gefallen.

Unter den von den Russen Gefangenen befand sich auch eine Magd des Propstes Glück, Martha, die natürliche Tochter eines litauischen Edelmannes von einer litauischen Magd. Ein russischer Offizier nahm die derbe Blondine zu sich, sie ging dann von Hand zu Hand, und endlich sah sie Menschitschikow und machte sie zu seiner Beischläferin. Dieses Weib wurde später als Katharina — diesen Namen erhielt sie aus Anlaß ihres Übertritts zur griechischen Kirche — Peters Gemahlin und nach seinem Tode Kaiserin von Rußland.

Bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über Menschitschikow. Er stammte, wie es scheint, aus einer verarmten Smolensker Adelsfamilie und vertrieb als Knabe in den Straßen Moskaus Pusteten. Seine Schönheit und Munterkeit fielen Lefort auf, der ihn in seinen Haushalt aufnahm und in jeder Weise förderte. Menschitschikow machte die große Gesandtschaftsreise mit und wurde nach Leforts Tode der

ausgesprochene Liebling Peters. Verschlagen, furchtlos und von unverwundlicher Gesundheit wußte er sich Peter ganz unentbehrlich zu machen. Obgleich er das Vertrauen seines fürstlichen Freundes immer wieder täuschte, sich von jedermann bestechen ließ und jedes ihm zugängliche Geld unterschlug, das er ungestraft unterschlagen zu können meinte, erhielt er sich mit Hilfe Katharinas bis zum Tode Peters in dessen Gunst, wenn auch allerdings nur um den Preis, daß der Zar ihn gelegentlich persönlich durchprügelte oder auch öffentlich in jeder Weise demütigte. Er besaß aber im höchsten Grade die Gabe, sich Peter immer wieder anzupassen und ihn dadurch zu versöhnen.

Peter errichtete bei Schlüsselburg sofort eine Schiffswerft und suchte sich der Newamündung zu bemächtigen. In dieser lag eine kleine Insel „Lusteiland“, und auf ihr legte der Zar, nachdem er das schwedische Fort Nyenschanz erobert hatte, am 16./27. Mai 1703 den Grundstein zu einer Festung Petersburg. Um sie sollte die neue Hauptstadt Rußlands entstehen.

Es war eine Tat von unerhörter Verwegenheit. Das Land war noch schwedisch, und die Russen hatten zwar schon gelernt, wo sie drei oder mindestens zwei gegen einen waren, den Schweden, aber noch keineswegs Karl XII. zu widerstehen. Peter wagte auch noch gar nicht zu hoffen, daß ihm auch Est- und Livland zufallen würden, er mußte sich daher sagen, daß Karl den letzten Mann opfern würde, um zu verhindern, daß sich russischer Besitz zwischen Finnland und Estland schob. Die Holländer und Engländer wünschten auch keineswegs, daß Rußland einen anderen Zugang zum Meer gewann als bei Archangel und etwa dazu kam, den Handel mit dem Abendlande selbst in die Hand zu nehmen.

Dazu kam, daß die Landschaft selbst ein trostloser Sumpf mit dem schrecklichsten Klima war. Wenn der Südweststurm die See in die Newamündung trieb, überflutete sie das ganze Delta, und bis tief in den Sommer hinein fuhren eisige Winde zwischen dem Ladoga-see und dem finnischen Meerbusen hin und her.

Aber das alles schreckte Peter nicht. Der Mann, der sich hier eine Türe nach Europa durchbrach, war selbst ein Asiate mit der ganzen Rücksichtslosigkeit asiatischer Großkönige. Was lag ihm daran, daß die Balken, die man als Koft in den Sumpf trieb, in ihm verschwanden — ungezählte Arbeitercharen brachten neue und immer neue Balken herbei, bis man die Fundamente der Bauten

legen konnte. Sie starben dabei, aber andere traten an ihre Stelle. Kaufleute aus allen Theilen des Reiches mußten nach Petersburg übersiedeln, die Edelleute sich hier Häuser bauen. Am Ausgang des Delta entstand Kronstadt, auf den Werften von Olonez und Schlüsselburg erbaute Kriegsschiffe kamen die Newa herab; alle Versuche der Schweden, sich der Stadt zu bemächtigen, wurden erfolgreich abgewiesen. Noch steht das Häuschen, in dem Peter wohnte, wenn er in seinem „Paradies“ weilte, wo er jubelte, als das erste holländische Schiff die Newa heraufkam. Er war fest entschlossen, sich von hier um keinen Preis der Welt wieder vertreiben zu lassen. An diesem Entschluß scheiterten alle Versuche, einen Frieden zwischen Rußland und Schweden zu vermitteln. Peter erkannte mit der Einsicht des Genies, daß Rußland nur europäisch wurde, wenn seine Fürsten nicht wieder in den Kreml zurückkehrten.

Auf den Erwerb von Est- und Livland rechnete Peter zunächst nicht, darum beschloß er, diese Landschaften, so viel an ihm lag, in eine Wüste zu verwandeln. Im Juli 1704 nahm er Dorpat, im August Narwa. Livland sollte nach dem Vertrage mit Polen diesem übergeben werden, aber Peter machte dazu keine Anstalten. Riga war ja auch ebensowenig wie Reval schon erobert. Das flache Land aber wurde auf das fürchtbarste verheert.

Nach dem Frieden von Altranstädt mußte Peter darauf rechnen, daß Karl XII. sich nun gegen ihn wenden würde. Er war mit gutem Grunde in großer Sorge. Er hatte schon vorher nach dem Siege der Schweden bei Fraustadt sein Heer auf Smolensk zurückgehen lassen und war entschlossen, falls Karl auf Moskau vorstieß, alles Land in eine Wüste zu verwandeln.

Karl aber ließ ihm unbegreiflich lange Zeit, sich zum Widerstand zu rüsten. Erst im Januar 1708 erreichte er Grodno und blieb dort lange unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Es lag nahe, daß er auf Polozk marschierte und von dort aus auf Moskau. Er hatte dann Livland im Rücken und konnte von dem dort kommandierenden Löwenhaupt unterstützt werden. Aber Karl faßte einen anderen Entschluß.

Wir sahen schon, wie Mazepa sich durch Verrat an Sfamoiilowitsch zum Hetmann der Kosaken gemacht hatte. Es war ihm auch später gelungen, sich das unbedingte Vertrauen Peters zu gewinnen und zu erhalten, obgleich er immer Fühlung mit Polen behielt. Mehrere seiner Gegner waren ihm von Peter preisgegeben worden.

Aber Mazeppa sah mit steigender Sorge, daß Menschitschikow nach der Hetmannswürde strebte. Und die Kosaken fühlten sich durch die großen Anforderungen, die Peter stellte, bedrückt, durch das Treiben der russischen Beamten immer mehr gekränkt. Sie dachten daran, sich ihre wilde Freiheit von einst mit dem Säbel in der Hand wiederzugewinnen. Wie, wenn Mazeppa das benutzte und sich zwischen Polen und Rußland ein eigenes Kosakenreich schuf. Stanislaus Leszcinski knüpfte durch eine Fürstin Dolski mit ihm Beziehungen an und vermittelte solche mit Karl. Mazeppa versprach diesem, mit seinen Kosaken zu ihm zu stoßen und ihm Ssewerien einzuräumen. Die Ukraine sollte wieder polnisch werden, Mazeppa wollte sich mit Witebsk und Polozk als Herzogtum in der Weise Kurlands begnügen.

Karl entschloß sich nun, sich zunächst südwärts zu wenden und dann mit den Kosaken Mazeppas auf Moskau zu marschieren. Er wartete nicht einmal das Eintreffen Löwenhaupts, der ihm aus Kurland 11000 Mann zuführte, ab, was zur Folge hatte, daß dieser bei Lisna alle mitgeführten Vorräte verlor. Karl XII. selbst erreichte schließlich Tschernigow, vor dessen Mauern Mazeppa sich ihm anschloß. Aber nicht, wie er versprochen hatte, mit 30000 Kosaken, sondern mit kaum 50. Die Kosaken hatten sich geweigert, ihm zu folgen, und blieben Peter treu.

Karl suchte nun Poltawa einzunehmen, aber seine Lage war furchtbar. Der Winter war unerhört streng, Lebensmittel ließen sich kaum beschaffen.

Peter beeilte sich keineswegs, die Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Jede neue Woche mußte ja die Lage der Schweden verschlechtern. Er ging zunächst nach Asow, das mittlerweile von einem Aufstand der Kosaken bedroht worden war, auf den wir noch zurückkommen, und traf dort Vorbereitungen für den Fall, daß die Türken es angriffen. Erst am 4. Juni 1709 war er beim Heer vor Poltawa.

Die Schweden standen in einem stark verschanzten Lager vor der Stadt, die sich kaum länger halten konnte; ihnen gegenüber die besten russischen Truppen. Die schwedischen Generale waren in Verzweiflung, denn es ließ sich gar nicht mehr erkennen, was Karl eigentlich nach der Einnahme der Stadt plante. Er war verschlossener und verschwiegener denn je. Vielleicht suchte er den Tod, als er scheinbar zwecklos vor den feindlichen Verschanzungen auf

und ab ritt. Aber eine russische Kugel traf nur seinen Fuß, nicht sein Herz. Immerhin konnte er nun nur noch von einer Sänfte aus kommandieren, als Peter am 27. Juni angriff. Die Schweden fochten mit der alten Tapferkeit, aber sie wurden geschlagen, ein großer Teil von ihnen gefangen. Karl selbst floh mit dem Rest der Armee westwärts und kam zugleich mit Mazepa persönlich über den Dnjepr, aber seine Truppen mußten sich am 30. Juni den Reitern Menschitschikows ergeben. Im ganzen gerieten 1200 Offiziere und 17 000 Gemeine in russische Gefangenschaft.

Peter hatte persönlich mitgefochten. Er über sah sogleich die ganze Tragweite dieses Sieges. Voll Jubel schrieb er an Apragin: „Erst jetzt ist der Grundstein Petersburgs mit Gottes Hilfe endgültig gelegt.“ Er ernannte sich selbst zum Generalleutnant, Menschitschikow zum Feldmarschall. In Moskau wurden eine Woche lang alle Glocken geläutet.

Peter hatte die Generalleutnantswürde ehrlich verdient, denn bis zuletzt hatte er auch noch die hartnäckigsten Kämpfe mit den eigenen Untertanen führen müssen.

Seine so gewalttätig eingeführten Reformen hatten weite Volkskreise im Innersten erregt und infolge der völligen Unbildung der Bauern waren die seltsamsten Mißverständnisse entstanden. Seit 1700 war der Jahresanfang vom 1. September auf den 1. Januar verlegt. Nun glaubte man, Peter bete einen neuen Gott „Janus“ an. Von den Stöcken, auf die die ausländischen Offiziere nachts ihre Perücken hingen, hieß es, sie seien ihre Götzenbilder. Peter selbst sollte der Antichrist sein.

In Astrachan gab es 1705 einen furchtbaren Aufstand, der von Scheremetjew in Strömen von Blut erstickt werden mußte. Im Oktober 1707 erhoben sich die Kosaken unter dem Hetmann Bulawin und bedrohten Asow. Erst 1708 gelang es hier, die Ruhe wieder herzustellen.

Trotz alledem hatte Peter es erreicht, Karl schließlich zu besiegen und damit Rußland endgültig in die Reihe der europäischen Staaten einzuführen. Es lag nun nicht mehr außerhalb Europas; jeder Staat des Weltteils mußte künftig mit ihm rechnen und rechnete mit ihm.

Im August kam Peter mit August II. in Thorn zusammen, und beide Fürsten kamen überein, den Kampf gegen Schweden gemeinsam fortzusetzen. Peter rechnete auch jetzt noch nicht auf den Erwerb

Livlands, das August als Kurfürst von Sachsen erhalten sollte. Auch Dänemark schloß sich dem Bunde an.

Peter führte den Krieg an der Ostsee mit der äußersten Energie. Am 4. Juli 1710 nahm Scheremetjew Riga, im September fiel Reval. In Finnland wurde im Juni Wiborg erobert, die russische Flotte schlug die schwedische bei Hangöudd.

Aber während Peter hier immer neue Erfolge errang, drohte eine neue Gefahr im Südwesten. Karl XII., der seinen Wohnsitz in Bender genommen hatte, bot in Konstantinopel alles auf, um die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, und da sein Vertreter Poniatowsky über größere Mittel zu Bestechungszwecken verfügte als der russische Gesandte Tolstoi, wurde im November 1710 von der Türkei der Krieg erklärt.

Peter tat jetzt alles, um die unter der türkischen Herrschaft stehenden griechisch-orthodoxen Christen zum Aufstand gegen die Türken zu bewegen und gewann auch den Hospodar der Moldau Kantemir. Scheremetjew marschierte 1711 mit einem Heer auf Jassy, wo Peter selbst mit der Hauptarmee sich mit ihm vereinigte. Das Heer hatte einen großen Troß mit sich, auch Katharina und viele Offiziersfrauen begleiteten es. Die Krimtataren wehrten nun jede Zufuhr aus Rußland her ab, so daß im russischen Heer bald große Not entstand. Als Peter dann weiter vordrang, wurde er am Pruth durch die Türken von allen Seiten eingeschlossen. Er war, wie es scheint, verloren, wenn sie Ernst machten; aber es gelang dem russischen Unterhändler Schafirow, den Dezier zu bestechen. Am 12. Juli wurde ein Vertrag geschlossen, nach dem die Russen Asow abtreten, die Befestigungen von Taganrog schleifen und auf jede Einmischung in die polnischen Angelegenheiten verzichten sollten.

Peter war nicht wenig froh, so davon gekommen zu sein. Ein Franzose im russischen Lager meinte, wenn jemand am Morgen des 12. Juli gesagt hätte, daß unter diesen Bedingungen Frieden geschlossen werden würde, so hätte man ihn für verrückt gehalten.

Katharina soll damals zuerst den Rat gegeben haben, einen Bestechungsversuch zu machen, und ihre Juwelen für diesen Zweck dargeboten haben. Das wird heute vielfach bezweifelt, aber, wie es scheint, mit Unrecht.

Im Juni 1713 wurde, zur Verzweiflung Karls, in Adrianopel der definitive Frieden geschlossen.

Peter eilte nun sofort wieder nach Norden und traf, während

Russen, Sachsen und Dänen Stralsund belagerten, den König von Dänemark in Krossen. Im Juni 1712 war er selbst im Lager vor Stralsund, das aber nicht genommen wurde, Anfang 1713 in Holstein, wo er die Schweden schlug. Im September kapitulierte Stettin, das nun Preußen in „Sequester“ nahm, wogegen es Peter den Besitz von Karelien und Ingrien garantierte (Mai 1714).

Karl kehrte 1715 endlich aus der Türkei zurück, konnte aber den Fall von Stralsund (1715) und Wismar (1716) nicht verhindern.

Im Jahre 1716 beging Peter in Danzig die Hochzeit seiner Nichte Katharina mit dem Herzog von Mecklenburg und traf dann in Stettin mit Friedrich Wilhelm von Preußen, in Altona mit dem König von Dänemark zusammen. Er war nun fest entschlossen, auch Livland nicht wieder herauszugeben. Aber das herrische Auftreten Peters wie seiner Generale und Diplomaten und die uferlosen Eroberungspläne, die man ihm zutraute, erregten die äußerste Besorgnis im ganzen Westen.

Peter begab sich über Holland nach Paris, wo man ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Frankreich, Rußland und Preußen schlossen am 4. August einen Vertrag, in dem Frankreich versprach, nur friedlich zwischen Schweden und Rußland vermitteln zu wollen.

Selbst Karl XII. dachte jetzt an den Frieden, und im Mai 1718 begannen Friedensverhandlungen auf den Ålandsinseln, aber sie führten zu keinem Resultat. Auch nicht, als Karl am 10. Dezember vor Frederikshall erschossen wurde und seine Schwester Ulrike Eleonore, die mit Friedrich von Hessen-Kassel vermählt war, ihm folgte.

Peter aber ging jetzt mit aller Energie gegen das eigentliche Schweden vor. Im Juli 1719 landete eine große russische Flotte in Schweden Truppen, die zwar nicht viel ausrichteten, aber doch große Furcht einflößten. Im folgenden Jahre landeten wieder Russen in Schweden und verheerten das Land. Auch berief Peter den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, einen Neffen Karls, nach Petersburg und machte ihm Aussicht auf den Thron von Schweden und die Hand seiner ältesten Tochter Anna.

Darüber wurde man in Schweden müde. Im Frieden von Nijstadt (30. August 1721) erhielt Rußland Wiborg, Ingermannland, Est- und Livland, mehr als Peter zu erreichen irgend gehofft hatte. Da schrieb er an Aprazin: „Alle Schüler beenden ihre Schule in der Regel in sieben Jahren; unsere Schule hat dreimal so lange gewährt, aber

ein so gutes Ende genommen, daß es nicht besser sein konnte.“ Er beging das Friedensfest in seinem „Paradies“ Petersburg mit endlosen Gelagen. Er entschloß sich jetzt auch, den ihm vom Senat angetragenen Titel „Kaiser“ anzunehmen.

Peter war weit davon entfernt, nun auf den wohlverdienten Lorbeeren auszuruhen. Im Jahre 1721 unternahm er einen Feldzug nach Persien und gewann Derbent und Baku.

Aber während Peter in seinen Beziehungen zum Auslande unerhörte Erfolge hatte, entstanden in seiner Familie die schwersten Konflikte. Seine Gemahlin hatte ihm am 19. Februar 1690 einen Sohn Alexei geboren und war dann von ihm gezwungen worden, Nonne zu werden. Alexei wurde zunächst der Obhut der Lieblichschwester Peters, Natalie, anvertraut, und Peter fand wenig Zeit, sich um ihn zu kümmern. Er war nicht unbegabt, aber aus demselben Holz geschnitten wie sein Onkel Feodor und der Sohn des Schrecklichen; er hatte eine angeborene Vorliebe für die kirchlichen Zeremonien und theologische Untersuchungen. Hundert Jahre früher geboren, hätte er einen Zaren abgegeben, den man seiner Frömmigkeit wegen pries und für den eine Bojarenklique regierte. Aber sein Unglück wollte es, daß er der Sohn eines Vaters war, der nichts so haßte wie Leute von seiner Art.

Alexei war neun Jahre alt, als seine Mutter ins Kloster gesperrt wurde. Seine Erzieher: der Russe Wjasemski, der Deutsche Neugebauer, Baron Hunsen wechselten schnell, dann wurde Menschitschikow mit seiner Erziehung betraut, kümmerte sich aber wenig um ihn. Alexei verbrachte seine Tage mit durch die Reformen Peters erbitterten Geistlichen und mit jungen Trunkenbolden, die Menschitschikow ihm, wie Alexei später annahm, absichtlich zugesellte.

Peter verlangte von seinem Sohn vor allem, daß er mit Neigung Soldat sein sollte, und gerade das war Alexei ganz unmöglich. Er tat, als er in Smolensk das Proviantwesen leiten und später Moskau besetzen sollte, was nötig war, aber ungern. Einer Erkältung wegen konnte er auch an der Schlacht bei Poltawa nicht teilnehmen. Peter schickte ihn nun nach Dresden und sah sich zugleich für ihn nach einer abendländischen Prinzessin als Frau um. Was Michail Feodorowitsch und Alexei Michailowitsch vergeblich erstrebt hatten, die Verbindung mit den alten Fürstenhäusern des Abendlandes, wurde dem Sieger von Poltawa nicht verweigert. Im Jahre 1710 hatte der Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland die Nichte Peters,

Anna Iwanowna, geheiratet; jetzt war ein Welfe, der Herzog von Braunschweig, bereit, seine zweite Tochter Charlotte mit Alexei zu vermählen. Ihre ältere Schwester war schon die Gemahlin Kaiser Karls VI., Alexei trat also in den erlauchtesten Verwandtenkreis.

Die erst dreizehnjährige Charlotte war die erste jener zahlreichen deutschen Prinzessinnen, die in Rußland einem traurigen Schicksal oder sittlicher Verwilderung entgegen gingen. Im Oktober 1711 fand in Torgau die Vermählung statt, bei der die Prinzessin lutherisch bleiben durfte.

Das sanfte, liebevolle Mädchen fühlte sich bald an der Seite ihres rohen Gatten totunglücklich.

Im Juli 1714 gebar sie eine Tochter Natalie, im Oktober 1715 einen Sohn Peter. Zehn Tage später starb sie mit Hinterlassung eines rührenden Testaments, in dem sie den Gatten mit keinem Wort erwähnt.

Alexei hatte keinerlei Verständnis für ihre Eigenart gehabt, und seine Anhänger sahen in der Lutheranerin auch nur eine Vertreterin des verhaßten kezerischen Westens. Er selbst lebte mit einem Weibe von gemeiner Herkunft, Euphrosyne, der früheren Leibeigenen Wjasemskis.

Die Geburt des eigenen Sohnes war für Alexei insofern ein Unglück, als nun, wenn der ihm so feindliche Vater ihn enterbte, ein anderer legitimer Thronerbe vorhanden war. Aber neben diesem Kinde wurde in diesen Tagen auch noch ein anderer Thronkandidat geboren, ein Sohn Katharinas.

Nachdem Peter seinerzeit die Mätresse Menschitschikows zu sich genommen hatte, wußte sie sich ihm unentbehrlich zu machen. Zwei Söhne, die sie ihm gebar, starben bald wieder, aber zwei Töchter, Katharina und Elisabeth, blieben am Leben und waren von großer Schönheit. Schließlich entschloß sich Peter, die ehemalige Soldatendirne zu heiraten und führte diese Absicht am 18. Februar 1712 aus. Am 19. wurde Katharina dem Hof als Gattin des Kaisers vorgestellt.

Peter selbst motivierte diese Verbindung später bei Gelegenheit der Krönung Katharinas mit dem Ratsschlag, den sie am Pruth gegeben haben sollte, aber er betrachtete sie schon vorher als seine rechtmäßige Ehefrau.

Da Peters erste Gemahlin noch lebte und von ihm nicht geschieden war, so war die Ehe mit Katharina kirchlich und gesetzlich

null und nichtig; aber der Zar Peter stand über der Kirche wie über dem Gesetz. Und so konnte der Sohn Katharinas, der auch Peter hieß, als legitim gelten.

Peter richtete jetzt ein äußerst energisches Schreiben an Alexei, in dem er ihm die Wahl stellte, entweder mehr Eifer und Fleiß zu zeigen oder gewärtig zu sein, enterbt zu werden.

Man begreift, daß Alexei ein erbitterter Gegner seines Vaters war. Sein Temperament widerstrebte der Tätigkeit, die sein Vater von ihm verlangte; die unruhigen, hastenden, kezerischen Abendländer, die diesen umgaben, waren ihm verhaßt. Er sah seine Mutter im Kloster und eine ehemalige Dirne ihre Stelle einnehmen. Er glaubte die ihm so werthen Heiligtümer bedroht, sah die alten Sitten der Väter verhöhnt. Und der Vater galt für hochgradig epileptisch und konnte, wie jedermann glaubte, infolge seiner zuchtlosen Lebensweise jederzeit sterben.

Da träumte denn Alexei davon, sobald er Zar geworden sein würde, dem abendländischen Spuk ein schleuniges Ende zu bereiten, alle Ausländer fortzujagen, Petersburg wieder zum Sumpf werden zu lassen und zurückzukehren in den Kreml und zu den Überlieferungen, die ihn erfüllten. Er gab diesen Träumen im Kreise seiner Vertrauten auch Ausdruck, und Peter war zu gut bedient, um nicht auch von ihnen zu erfahren. Er sah durch sie seine ganze Lebensarbeit bedroht.

Zunächst berieten die Freunde Alexeis ihn gut. Er antwortete demütig, er finde selbst, daß er nicht geeignet sei, Kaiser zu werden, und bäte nur, in aller Stille standesgemäß auf dem Lande leben zu dürfen. Das entwaffnete Peter zunächst, aber im Januar 1716 verlangte er wieder, Alexei solle sich ändern oder Mönch werden. Alexei entschied sich, lieber Mönch zu werden; denn seine Freunde meinten, „die Kopfbedeckung der Mönche würde ja am Schädel nicht angenagelt“. Peter wich zunächst wieder zurück und reiste, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben, ins Ausland, schrieb aber von dort aus im August an den Sohn, er möge entweder zu ihm ins Feldlager kommen oder wirklich Mönch werden.

Nun drangen die Anhänger Alexeis in ihn, zu fliehen. Er sollte unter dem Vorwande, dem Vater entgegenzureisen, die Grenze überschreiten und dann bei seinem kaiserlichen Schwager in Wien eine Zuflucht suchen. Alexei befolgte diesen Rat und entkam in Begleitung von der als Page verkleideten Euphrosyne nach Wien,

wo er im November 1716 eintraf. Der Kaiser geriet durch diesen Besuch in nicht geringe Verlegenheit und beschloß, Alexei zu verstecken, bis es ihm gelungen war, ihn mit Peter auszusöhnen. Man verbarg ihn zunächst in Ehrenberg am Lech, dann in St. Elmo in Neapel.

Peter schäumte vor Zorn und war fest entschlossen, Alexei unter allen Umständen wieder in seine Gewalt zu bringen. Seine Agenten hatten den Aufenthalt des Prinzen bald entdeckt und verlangten kategorisch seine Auslieferung. Der Kaiser riet, man solle doch Alexei bewegen, freiwillig nach Rußland zurückzukehren. Die Vertreter Peters, Rumjanzow und Peter Tolstoi, begaben sich nun nach Neapel und steckten sich hinter Euphrosyne. Sie bewog denn auch Alexei, gegen das Versprechen, ruhig auf dem Lande leben und Euphrosyne heiraten zu können, nach Rußland zurückzukehren.

Wie wenig kannte der Tor seinen Vater. Sobald er in Moskau eingetroffen war, mußte er vor einer Notablenversammlung allen Ansprüchen auf den Thron entsagen und sie auf seinen Bruder Peter übertragen. Er mußte ferner seine Freunde angeben und erleben, daß sie unter Knute und Rad zugrunde gingen. Im Laufe der Untersuchung stellte sich heraus, daß Alexeis Mutter mit dem ihr attachierten Major Glebow ein Liebesverhältnis unterhalten hatte. Die Zarin bekam die Knute, Glebow wurde gepfählt, fast alle Inassen des Klosters wurden entseßlich gemartert. Alexei wurde dann nach Petersburg gebracht und dort von einem Gerichtshof, der aus den höchsten Beamten zusammengesetzt war, zum Tode verurteilt. Er wurde dann noch, um neue Mitschuldige anzugeben, geknütet und starb am 26. Juni 1718 unter Knutenhieben oder unter dem Beil des Henkers.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Alexei sich nie an einer Verschwörung gegen Peter beteiligt hat. Er wurde ein Opfer des unüberbrückbaren politischen Gegensatzes zu seinem Vater. Peter vernichtete ihn, weil er annahm, daß Alexei oder die Reform zugrunde gehen mußte.

Am 16. April 1719 starb der Sohn Peters von Katharina, Peter, und der Sohn Alexeis, Peter, blieb der einzige männliche Nachkomme des Kaisers.

Die letzten Lebensjahre Peters gestalteten sich trübe. Infolge seiner unsinnigen Lebensführung kränkelte er beständig; er litt am Stein und an eiternden Beulen. Nicht weniger mag er unter der

Erkenntnis gelitten haben, daß ihn im Grunde niemand liebte, er niemand vertrauen konnte. Er hatte Katharina im Mai 1724 in Moskau feierlich zur Kaiserin krönen lassen, glaubte aber dann zu entdecken, daß sie mit dem Kammerherrn William Mons ein Liebesverhältnis unterhielt. Peter ließ Mons wegen angeblicher Unterschlagungen hinrichten und zwang Katharina, mit ihm die Richtstätte zu besuchen, aber er konnte sich doch nicht entschließen, gegen sie vorzugehen, ja er verzieh ihr sogar (16. Januar 1725). Er hatte diese Frau doch sehr lieb gehabt, was zum Teil darauf zurückgeführt wurde, daß ihre Gegenwart seine Anfälle linderte. Sie war ja aber auch sonst seine unzertrennliche Gefährtin gewesen, hatte ihm elf Kinder geboren und hatte durch unersprochenes Eintreten auch manche wilde Tat verhindert.

Auch mit Menschitschikow war Peter zerfallen. Er entthob ihn schließlich der Präsidentenwürde im Kriegskollegium.

Obgleich schon schwer krank, setzte Peter seine wüsten Gelage fort. Schließlich erlag seine eiserne Natur, er beichtete, nahm das Abendmahl und empfing die letzte Ölung. Er verzieh auch noch Menschitschikow und verschied dann in der Nacht zum ^{28. Januar} 8. Februar 1725.

Er hatte über die Thronfolge keinerlei Bestimmung getroffen.

Am Hof nahm man vielfach an, daß Katharina und Menschitschikow Peter vergiftet hätten; aber dieses Gerücht erscheint ganz unbegründet.

Peter hat die Verwaltung des Staates im Laufe seiner Regierung vollständig verändert. Er ließ zwar die Bojarenduma noch bis 1700 fortvegetieren, aber er ernannte niemand mehr zum Okolnitschi oder Bojaren. Er ordnete zunächst alles selbst an und holte sich die ausführenden Kräfte aus allen Volksklassen. Sie waren Dilettanten wie er selbst, aber sie lernten mit ihm. Neben den vornehmen Scheremetjews, Romodanowskis, Golowins, Dolgorukis und Apragins standen die Menschitschikow, Kurbatow, Jaguschinski.

Aus ihnen bildete er ein „Kabinet“, das ihn überallhin begleitete, und dessen Sekretär Makarow hieß. An die Stelle der Bojarenduma trat als oberste Verwaltungsbehörde die „Kanzlei“. Im Februar 1711 aber entstand der „Senat“, ein Kollegium, das in allem an Stelle des Kaisers selbst verwalten und richten sollte. Es hatte ferner die Tätigkeit aller Behörden zu überwachen, wozu ihm besondere Fiskale beigegeben wurden. Den Senat selbst aber sollte wieder ein „Revisor“ beaufsichtigen. Im Jahre 1718 ent-

standen dann neun „Kollegien“, Ministerien kollegialer Natur. Die Präsidenten waren Russen, die Vizepräsidenten, die die wirkliche Arbeit verrichteten, meist Ausländer. Auch die Verwaltung der Provinzen und Städte wurde überall kollegialen Körperschaften anvertraut. Peter hoffte dadurch Willkür und Bestechlichkeit zu steuern. Es entstand ferner die „Tabelle der Rangstufen“. Jeder Staatsdiener sollte ausnahmslos durch diese 14 Rangstufen gehen, ehe er zu den höchsten Würden gelangte. Ihnen entsprechend hatte er seinen Rang, Tschin. Diese Rangstufen bestehen noch heute, und sie gingen und gehen im Zivil- und Militärdienst so nebeneinander her, daß immer ein Tschin einer militärischen Stellung entspricht.

Peter gab sich alle Mühe, die Beamtenerschaft mit seinem Geist zu erfüllen und sie zu treuen Dienern des Staates zu machen; aber die Staatsräte waren nicht weniger geldgierig und willkürlich als da sie noch Djaks hießen, und die Unterbjaks wurden durch den Titel Hofrat nicht anders und nicht besser. Willkür, Bestechlichkeit und Fiskalismus beherrschten nach wie vor die Beamten, die nun Tschinowniks hießen. Vergeblich schritt Peter gelegentlich mit rücksichtslosester Strenge ein, ließ hängen und rädern, auch seine nächsten Vertrauten unterschlugen und ließen sich bestechen. Als er einmal dem Generalprokureur am Senat — so hießen zuletzt die Revisoren — Jaguschinski die Ausarbeitung eines Gesetzes befahl, das auf jede Bestechung die Todesstrafe setzte, soll er die Antwort erhalten haben: „Wollen Ew. Majestät allein im Staat bleiben?“ Die Anekdote ist jedenfalls gut erdacht.

So viel nun die neue Staatsmaschine auch noch zu wünschen übrig ließ, gegenüber der alten Ordnung der Dinge war sie doch ein Fortschritt.

Die ungeheueren Summen, die die Reformen und mehr noch die ewigen Kriege verschlangen, konnten nur durch immer neue Steuern beschafft werden. Solche zu ersinnen, gab es besondere Beamte, die Pribjischtschiki (Gewinnbringer) hießen. Diese Männer fanden immer neue Steuerobjekte. Man besteuerte nicht nur Salz usw., sondern auch Bärte, Säрге, Badestuben. Und diese Steuern wurden mit der größten Härte eingefordert.

Zugleich wurde die Leibeigenschaft immer weiter verbreitet, immer drückender. Während früher das Land das Steuerobjekt war, werden es jetzt mehr und mehr die das Land bebauenden Personen. In dem reglementierten Staate ist für den freien Mann

kein Platz; jeder muß einem Stande angehören und die diesem zugewiesenen Aufgaben an seinem Teil erfüllen. Der Edelmann hat, so lange er arbeitsfähig ist, im Heer oder in den Kanzleien zu dienen; der Geistliche die Bräuche der Kirche zu vollziehen; der Kaufmann Handel zu treiben und der Handwerker sein Handwerk auszuüben. Der Bauer aber ist dazu da, entweder das Land zu bebauen oder im Heer zu dienen. Im ersteren Fall unter der Aufsicht des Gutsherrn oder des Beamten. Der noch freie Bauer wird ohne weiteres einem Gutsherrn zugeschrieben, ebenso der Freigelassene, sofern er sich zum Militärdienst nicht eignet. Ist er für diesen kräftig genug, so wird er unter die Soldaten gesteckt. Die Fabrikbesitzer dürfen sich Leibeigene kaufen und mit ihnen nach Gefallen schalten und walten; zum Bau der Kanäle oder von Städten werden die Domänenbauern zu vielen Tausenden zusammengetrieben. Das Interesse des Staates entschuldigt alles, ihm gegenüber gibt es kein Recht. Im Jahre 1718 wird eine Zählung angeordnet — eine Revision —, und der Unterhalt des Heeres wird auf die ermittelten — männlichen — „Seelen“ verteilt. Eine Kopfsteuer hat ihn aufzubringen. Die Heße hinter den Läuflingen hört nie auf. Jeder Bauer, der sich vom Gut entfernte, mußte einen Paß haben, laut Plakat von 1724, eine Ordnung, die sich bis in unsere Tage erhielt.

Alle zur Kopfsteuer Angeschriebenen waren zum Kriegsdienst verpflichtet, je 20—50 Höfe stellten einen Rekruten. Die Dienstzeit war unbegrenzt, der dienstuntauglich gewordene Soldat mußte von seinem früheren Herrn unterhalten werden oder erhielt seinen Unterhalt aus den Klostereinkünften. Eine eiserne Disziplin hielt die Leute zusammen. Die jungen Edelleute traten zunächst als Gemeine in die Garde und avancierten dann erst, standen aber um zwei Grade höher als die gleichen Chargen in der Linie.

Peter schaffte das Patriarchat dadurch ab, daß er nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1700) den Patriarchenstuhl unbesetzt ließ. Im Jahre 1721 schuf er dann ein Kollegium, den „höchsteiligen Synod“, dem alle geistlichen Angelegenheiten unterstellt wurden.

Es gab kein Gebiet staatlichen Lebens, dem Peter nicht seine Aufmerksamkeit zuwandte und in das er nicht reformierend eingriff. Seine Absicht war immer die allerbeste, aber es fehlte ihm jeder historische Sinn; darum trugen die von ihm getroffenen Maßregeln oft einen durchaus sprunghaften Charakter und führten zu ganz anderen Resultaten, als er erwartete. Es war ein großes Unglück

für Rußland, daß Peter so gar kein Verständnis für den Begriff des Rechtes hatte, so ganz Nützlichkeitsmensch war. Diese Vorstellung durchdrang nun das ganze Beamtentum, machte auf anderthalb Jahrhunderte die Bildung eines Rechtsstaates unmöglich. Rußland wird nun noch mehr Polizeistaat als vorher; denn gerade Peter schafft ein Spionagesystem schlimmster Art aus dem Wunsche heraus, selbst alles zu erfahren, um alles nach seinem Wunsche ordnen zu können.

Welch eine seltsame Erscheinung ist überhaupt dieser große Mann! Tritt man ihm näher, so wird man zunächst durch seine geradezu unerträgliche Roheit auf das äußerste abgestoßen. Er hat eine unerhörte Art, auch alles Ernste, jedes Heilige mit seinen brutalen Späßen zu durchsehen. Lassen wir uns durch den Augenzeugen Bergholz berichten, wie Peter den Instadter Friedensschluß erst in Petersburg, dann in Moskau festlich beging.

Dom 10.—18. September 1721 fand in Petersburg ein öffentliches Maskenfest statt, dessen Mittelpunkt die Hochzeit des Fürst-Papstes mit der Witwe seines Vorgängers war. Dieser Fürst-Papst — ein Mann aus dem vornehmen Hause Buturlin — war der Vorsteher einer Rotte von Trunkenbolden und hatte ein Gefolge von Stotternden. Die Braut war 60 Jahre alt. Die Trauung fand im Beisein des Hofes in der Kirche statt; der Zar war in der Tracht eines holländischen Bootsmannes, die Zarin in der einer holländischen Bauernfrau. An 1000 Masken jeder Art umgaben sie. „Die sonderbarsten Masken waren der Fürst-Papst mit dem Kollegium der Kardinäle, welche in ihrer vollkommenen Pontifikalkleidung gingen. Dieses Kollegium hat seine eigenen Statuta und muß sich in Bier, Brandtwein und Wein alle Tage vollsaufen.“ Beim Diner saß der Bräutigam mit dem Zar und den Kardinälen, die Braut mit der Zarin zu Tisch. Beide wurden völlig betrunken gemacht und dann unter den unwürdigsten und rohsten Scherzen in eine Pyramide vor dem Senatsgebäude als Brautkammer eingeschlossen. Am folgenden Tage gab es einen Wasserkorso auf der Newa. Über einem aus leeren Biertonnen hergestellten Floß stand eine mit Bier gefüllte Kufe, und in dieser schwamm eine hölzerne Schale, auf der der Fürst-Papst saß. Als das Floß landete, wurde der unglückliche Mensch immer wieder in das Bier getaucht. Und das alles geschah unter Mithilfe des Hofes angesichts aller Bewohner der Residenz.

In Moskau wurde das Fest durch dreitägige Umzüge gefeiert, bei denen alle Beteiligten in auf Schlitten gelegten Booten saßen. Der erste Festzug begann um 5 Uhr morgens und währte bis 5 Uhr nachmittags. Ihn eröffnete wieder der Fürst-Papst, dem zu Füßen ein Bacchus saß. Die Kardinäle ritten auf gesattelten Ochsen. Danach kamen „vier scheckigte mittelmäßige Schweine, welche einen gar kleinen Schlitten zogen, auf dem ein feiner Herr saß“. Es folgten dann Masken in der Tracht von abendländischen Geistlichen, Hamburger Ratsherren, altrussischen Bojaren usw. Peter selbst war Steuermann einer auf Schlitten gesetzten vollgetakelten Fregatte, deren Segel Knaben nach seinen Befehlen stellten. Diesen Umzug machten auch die fremden Gesandten mit, obgleich sie „zuerst sich etwas disgustiret gefunden hatten“.

Bei Hof mußten Männer und Frauen sich immer wieder betrinken, und Peter war darin unerbittlich.

Eine vornehme Dame, eine geborene Deutsche, die hoch in Umständen war, rief Katharinas Fürbitte an; aber Peter meinte, die russischen Damen würden es übelnehmen, wenn die Deutsche vom Trinkzwang befreit würde, und die unglückliche Frau bezahlte diese Rücksichtnahme mit einer Fehlgeburt. Bei einem Fest im Sommergarten wurden die Gäste gezwungen, von einem Kornbranntwein zu trinken, den man auf 100 Schritt riechen konnte. Bei der Hochzeit einer Golowin, der Peter beiwohnte, sperrte Peter dem Brautvater mit den Fingern den Mund auseinander und goß ihm ein Glas Gelee in den Hals. „Der arme Vorscheider bei der Kaiserin Tisch hatte auch seine Not; denn so oft die Kaiserin unvermerkt einen Wink seiner Schwester gab, fing sie an, ihn unter dem Hals zu kitzeln, wornach er brüllte wie ein Kalb, dem die Gurgel abgeschnitten wird; worüber dann die anderen ihre Freude hatten.“

Wie gesagt, der erste Eindruck von diesem Hof erweckt den äußersten Ekel; aber sieht man näher zu, so entschuldigt die Zeit immerhin vieles. Unser Gewährsmann, der Oberkammerherr des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp war, unterscheidet sich noch nicht allzusehr von Hans von Schweinichen. Auch er ging ungern ohne „eine volle Ladung“ zu Bett und nahm an vielem, was uns empört, kaum Anstoß. Auch das Gefolge des Herzogs trank nach unseren Begriffen unmenschlich.

Es handelt sich ja um die Zeit, in der ein Gundling Präsident

der Preußischen Akademie wurde, die Zeit der Tabakskollegien und der zuchtlosen Feste an den Höfen der deutschen Kurfürsten.

Peter war bis zuletzt erfüllt von jener Heiterkeit, die so oft die Schwester des Genies ist, und er gab ihr in den Formen Ausdruck, die seiner Zeit und seinem überlebhaften Temperament entsprachen. Stellt man sich auf diesen Standpunkt, so erscheint sein Treiben einigermaßen begreiflich. Er ist gegen sich selbst unglaublich hart und kann sich deshalb in zarter organisierte Menschen gar nicht hineinversetzen. Der ganze Mann ist Tätigkeit: er zimmert selbst Boote, gräbt Kanäle, schüttet Schanzen auf. So muß er auch bei seinen Festen umherspringen wie ein Knabe, und seine Heiterkeit verlangt ein lautes Echo von seiner Umgebung. Sein Wille ist immer der allerbeste, und die Wildheit, mit der er Strafen verhängt, erklärt sich aus seiner Empörung darüber, daß seine Werkzeuge seinen Idealismus nicht teilen können. Ein Mann von solcher Initiative kann nicht billig denken, die Berechtigung des Widerstandes, den er findet, nicht anerkennen. Ihm erscheint der Widerstrebende als ein todeswürdiger Verbrecher und er vernichtet ihn ohne jedes Bedenken. Peter ist ein geborener Pädagoge. Wenn er eine Reform in die Wege leitet, schickt er ihr eine eingehende Erklärung voraus, die das erstrebte Ziel erläutern soll, und wenn er Dinge verhöhnt, die seinen Untertanen heilig sind, ihm aber als Aberglaube erscheinen, so leitet ihn dabei ein erzieherisches Interesse. Je näher wir Peter treten, um so mehr geht uns das Verständnis für seine wilde Größe auf, für die Reinheit seiner Absichten, für die Furchtlosigkeit und Energie, mit der er sie verwirklichte, für die Hingabe, mit der er sein ganzes Leben in ihren Dienst stellte. Er verdiente in der Tat den Beinamen „der Große“.

Es ist viel darüber gestritten worden und wird wohl immer viel darüber gestritten werden, ob Peters Reformen Rußland zum Heil oder Unheil gereichten. Seine Gegner meinen, daß Rußland schon vor ihm auf dem Wege zu gesunden und organischen Reformen war. Es fehlte, sagen sie, keineswegs an maßgebenden Männern, die den Wert abendländischer Bildung zu schätzen wußten und sie dem Volk zugänglich machen wollten. Hätte man sie gewähren lassen, so wäre Rußland zwar viel langsamer, aber doch auch wieder viel gründlicher europäisch geworden als durch die ungestümen Neuerungen Peters. Diese haben in Rußland das kostbarste Gut, die Einheitlichkeit des Volkes, zerstört. Den Bojaren in langem

Bart und Kaftan verband mit dem Muschik und dem Cholopp (dem Sklaven) das gleiche religiöse und nationale Empfinden, während zwischen dem freigeistigen Magnaten in der Allongeperücke und französischen Modegewande und Bauer und Knecht nichts Gemeinsames mehr bestand. Die vornehme Welt spannte die Pferde vom Staatswagen, schwang sich auf sie und jagte davon, ohne sich um dessen Insassen weiter zu kümmern. Peter gewöhnte ferner die herrschenden Klassen daran, Rußland ganz unnützerweise in die Händel des Abendlandes zu verstricken, wodurch ihre Aufmerksamkeit immer wieder von den inneren Zuständen abgelenkt wurde.

Diesen Anschauungen liegt eine große Überschätzung der Reformneigung in der Zeit vor Peter zugrunde. Ordyn-Naschtschokin, Matwejew, Wassili Golizyn waren recht eigentlich weiße Raben; die große Mehrzahl der Bojaren wollte von irgendwelchen Reformen so wenig wissen wie die Geistlichkeit. Die Anhänger des jungen Peter stießen zu ihm, weil sie von ihm Hilfe gegen Golizyns abendländische Neigungen erwarteten, und der Vorgänger Adrians auf dem Patriarchenstuhl beschwor Peter, alle kezerischen Ausländer aus dem Lande zu treiben. Von welchem Geist die Strelitzen beseelt waren, haben wir gesehen. Gerade darin liegt die Größe Peters, daß er ganz ohne Anleitung an sein Riesenwerk ging, sich alle seine Gehilfen selbst suchen, sich gegen den geschlossensten passiven Widerstand durchsetzen mußte. Ansätze zu wirklichen Fortschritten waren vor ihm überhaupt nicht vorhanden, denn man zog die Ausländer doch nur zu rein praktischen Zwecken heran. Die Männer waren fast ganz so roh und unwissend, die Frauen fast ganz so abgeschlossen wie vor hundert Jahren; alle waren gleich sehr vom Dünkel der Unwissenheit erfüllt.

Es war gar nicht daran zu denken, daß dieses Rußland einen Karl XII. besiegte. Peter verfuhr zweifellos äußerst gewaltsam und barbarisch, aber er öffnete doch den Männern die Augen für die Kultur des Abendlandes und riß die Fenster des Terems auf, daß frische Luft in die Frauen- und die Kinderzimmer drang. Die Bildung verbreitet sich immer von oben nach unten, waren die vornehmen Kreise für die Reformen gewonnen, so konnte man hoffen, daß sie die ihnen zugänglich und liebgewordenen geistigen Güter mit der Zeit auch den unteren Klassen übermitteln würden.

Peter ließ sich in der Tat auf politische Abenteuer ein, denen er nicht gewachsen war, und jagte Utopien, wie z. B. der Erwerbung

von Mecklenburg, nach; aber er hat doch schließlich den Traum der Zaren erfüllt, die Nema- und die Dünamündung an Rußland gebracht und es in den Stand gesetzt, früher oder später auch das russische Litauen zu gewinnen und mit dem letzten Rest der Goldenen Horde, den Krimtataren, aufzuräumen. Sand er seiner nur einigermaßen würdige Nachfolger, so konnte Rußland mit Erfolg und Recht in den Kreis der europäischen Staaten eintreten und sich in jedem Sinn in ihm behaupten.

Katharina I. – Peter II. – Anna Iwanowna.

Peter der Große hatte in einem Manifest vom Jahre 1722 das Recht in Anspruch genommen, seinen Nachfolger zu ernennen, und seine Untertanen hatten schwören müssen, dem von ihm Ernannten treu und gehorsam zu sein. Er hatte sich aber bis zu seinem Tode nicht entschließen können, festzustellen, wer dieser Nachfolger sein sollte, und die Verhältnisse lagen in dieser Beziehung sehr kompliziert. Peters älterer Bruder Iwan hatte drei Töchter hinterlassen: Katharina, die Herzogin von Mecklenburg; Anna, die Herzogin-Witwe von Kurland, und die ledige Praskowja. Von Peters Nachkommen lebten zwei Kinder Alexeis, Natalie und Peter, und seine eigenen beiden Töchter von Katharina, Anna und Elisabeth. Von diesen war Anna mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, auf den wir noch zurückkommen werden, verlobt. Elisabeth war noch ledig.

Nun war der Ahnherr der Romanows, Michail Seodorowitsch, zum Zaren gewählt worden. Sein Sohn Alexei und dessen ältester Sohn Seodor waren ohne weiteres ihren Vätern gefolgt, aber Peter war auf gewaltsame Weise erst an die Stelle Iwans getreten, dann sein Mitregent geworden. Es gab also keine durch Gesetz oder auch nur durch den Brauch feststehende Thronfolgeordnung. Immerhin hatte in Rußland noch nie eine Frau regiert; der zehnjährige Peter Alexejewitsch mußte daher als der legitime Thronfolger angesehen werden. Ließ man aber doch eine weibliche Thronfolge zu, so gehörte die Krone Katharina Iwanowna, der Herzogin von Mecklenburg.

Alles, was im Lande konservativ war, setzte indessen seine Hoffnungen auf den Sohn Alexeis, Peter.

Er konnte, so nahm man an, unmöglich ein Freund der Ge-

nossen Peters des Großen und der von diesem geschaffenen Reformen werden, er mußte vielmehr bestrebt sein, seinen Vater an den Richtern, die ihn zum Tode verurteilt hatten, zu rächen; er mußte ferner seine Großmutter wieder in ihre Ehren einsetzen, mußte für immer zurückkehren in den Kreml. Dann würden alle die verhaßten Ausländer aus dem Lande weichen müssen und die guten alten Zeiten wiederkehren, in denen die vornehmen Geschlechter das Reich in alter Weise regierten.

Aber eben diese Hoffnungen sagten den Genossen Peters des Großen, was sie zu erwarten hatten, wenn der kleine Peter Nachfolger seines Großvaters wurde. Die Russen unter ihnen wußten, welch' eine Summe von Haß sie als Peters Werkzeuge auf sich geladen hatten; die Ausländer sahen ihre ganze Existenz, ja ihr Leben bedroht, wenn die Abneigung gegen sie in der Staatsgewalt Ausdruck finden konnte. Und die „Abler Peters“ wie die Ausländer befanden sich noch im Besitz aller wichtigen Ämter und sahen die Witwe Peters in ihrem Lager. Auch Katharina konnte nicht wünschen, daß der Sohn Alexeis Kaiser wurde. Sie hatte fast bis zu ihres Gatten Tode ihre natürlichen Instinkte gebändigt, wollte aber nun ihr Leben in ihrer Weise genießen und wußte sehr wohl, welches Schicksal sie erwartete, wenn die Bojarengeschlechter wieder das Heft in die Hand bekamen. Und ihre Lage war keine verzweifelte. Sie war bei der Garde im höchsten Grade beliebt, und ihr alter Genosse Menschitschikow stand ihr zur Seite. So zuchtlos, dünkelhaft, ehrgeizig und habgierig er auch war, wenn es darauf ankam, wußte er furcht- und rücksichtslos zu handeln.

Und er war jetzt entschlossen, seine alte Freundin zur Kaiserin zu machen. Peter hatte keinen Nachfolger ernannt, weil er ja Katharina dadurch, daß er sie als Kaiserin krönen ließ, schon als seine Nachfolgerin bezeichnet hatte. Unter dieser Losung nahmen Menschitschikow und Katharina den Kampf auf.

Sobald sich am Morgen des 28. Januar a. St. 1725 die Kunde vom Tode Peters verbreitet hatte, eilten die Mitglieder des Senats, des Synods, der Generalität und alle sonstigen Würdenträger in das Palais.

Ein Fürst Golizyn schlug vor, Peter als unter der Regentschaft Katharinas und des Senats stehend zum Kaiser auszurufen, Peter Tolstoi aber widersprach und trat für Katharina als designierte Nachfolgerin ihres Gemahls ein. Als sich Widerspruch erhob, winkte der

Kommandeur der Garden Buturlin am Fenster, worauf die Truppen, die den Palast mittlerweile umstellt hatten, das Spiel rührten. Nun folgte alles dem Admiral Apragin, als er die Versammlung auf-forderte, mit ihm Katharina als Kaiserin zu huldigen.

Und so wurde das uneheliche Kind einer litauischen Leibeigenen, die Kindermagd des Propstes Glück in Marienburg, die Lager-genossin so vieler russischer Subalternoffiziere, das Liebchen Menschitschikows und seines Herrn Selbstherrscherin aller Reußen. Es war ein unerhörter Vorgang, der sich aber in Rußland im Laufe der nächsten sieben Jahrzehnte unter wechselnden Formen wiederholen sollte. Die Entscheidung über die Thronfolge lag von jetzt an bei den russischen Garderegimentern. Das von Peter so gewaltsam europäisch gemachte Rußland wurde zunächst wieder das alte Byzanz mit seinen Palastintrigen, seinen Militärrevolutionen, seinen jäh zur Macht gelangenden und ebenso jäh wieder gestürzten Günstlingen, seinem Weiberregiment. Hart neben dem üppigen Schlafgemach dieser gekrönten Weiber lag die Folterkammer; wer am Abend als allmächtiger Günstling zu Bett ging, konnte sich am Morgen unterwegs nach den Eiswüsten Sibiriens finden.

Die Gehilfen, die sich Peter aus allen Ständen zusammen-gesucht, die ausländischen Abenteurer, die er ins Land gerufen und die seine stählerne Faust gebändigt und in den Dienst seiner Pläne gezwungen hatte, verfolgten nun ihre eigenen ränkevollen Pläne, erhoben einander und stürzten einander. Abwechselnd waren die Russen oder die Ausländer am Ruder, aber diese wie jene waren gleich gewissenlos und selbstsüchtig. Auf dem Thron folgten auf die Witwe Peters sein Enkel, dann seine Nichte, dann ein Enkel seines Bruders, dann seine Tochter, dann wieder ein Enkel von ihm, den schließlich eine Frau ablöste, die weder mit seinem Bruder noch mit ihm irgend etwas zu tun hatte, eine landfremde Prinzessin aus einem kleinen deutschen Fürstenhause. Und erst mit ihrem Sohn Paul hörte dieses Tohuwabohu auf, wurde die Thronfolge wieder eine geregelte.

Darinnen pflegen die Gutmütigkeit der Erschlaffung zu haben. Das traf auch für Katharina zu. Sie war eine ganz ungebildete Person geblieben, verstand weder zu lesen noch zu schreiben und schätzte an ihrer neuen Würde nur, daß sie ihr die Feinde vom Leibe hielt und ihr die Freiheit gab, ihren Instinkten die Zügel schießen zu lassen. Sie war immer mehr oder weniger betrunken.

Es entstand nun die Frage, wer denn an ihrer Statt wirklich regieren würde. Der Mann ihres Vertrauens war Menschitschikow, aber sie hatte anfangs auch eine große Zuneigung für den Bräutigam ihrer ältesten Tochter, den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp.

Karl XI. von Schweden hatte außer Karl XII. noch zwei Töchter hinterlassen, Hedwig Sophie und Ulrike Eleonore. Hedwig Sophie war die Gemahlin Herzog Friedrichs IV. von Holstein-Gottorp geworden, der 1702 bei Kliffow fiel. Ihr Sohn war Karl Friedrich. Er war nach dem Tode seiner Mutter (1708) am schwedischen Hof erzogen worden, wo auch seine mit Friedrich von Hessen-Kassel vermählte Tante Ulrike Eleonore lebte.

Die Tante konnte Karl Friedrich nicht leiden und sie standen sich ja auch als Nebenbuhler gegenseitig im Wege. Es hatte sich in dem durch die Kriege und die Mißregierung Karls XII. völlig verarmten Schweden eine starke Partei gebildet, die alles Heil von der Rückkehr zur Stände-herrschaft erwartete und meinte, ihre Absicht besser durchsetzen zu können, wenn eine Frau Königin wurde. Ihr Thronkandidat war darum Ulrike Eleonore. Die Anhänger des Absolutismus setzten dagegen ihre Hoffnung auf Karl Friedrich.

Karl XII. hatte, als er vor Fredrikshall fiel, zur Thronfolgefrage noch keine Stellung genommen. Dürfen wir Bassewitz glauben, so verlor Karl Friedrich die Aussicht auf die schwedische Krone nur durch seine Unentschlossenheit im entscheidenden Augenblick. „Der König,“ so erzählt Bassewitz, „hatte ihn während des ganzen harten Feldzuges stets neben sich gehabt, um ihn den Krieg zu lehren. Auf das Gerücht von seinem Tode zog sich der junge Prinz erschüttert in sein Zelt zurück. Seine Anhänger unter den Generalen verlangten vergeblich ihn zu sprechen. Dücker beschwor seinen Günstling Rolpstorff, ihn dazu zu bewegen, daß er sich der Armee zeigte, und versicherte, daß er sofort zum König ausgerufen werden würde.“ Der Augenblick wurde nicht benutzt und der Senat entschied sich für Ulrike Eleonore, nachdem sie die ihr vorgeschriebenen Bedingungen, durch die die königliche Macht sehr eingeschränkt wurde, angenommen hatte. Karl Friedrich mußte nun das Land verlassen und folgte schließlich einer Einladung Peters, der ihm, wie er hoffte, auf den schwedischen Thron verhelfen sollte. Das geschah nicht, aber Peter machte ihm Aussicht auf die Hand seiner ältesten Tochter Anna. Katharina war ihm besonders freundlich gesinnt und hoffte durch

ihn ihre Tochter, ein schönes, wie es scheint, sehr begabtes Mädchen, glücklich zu machen. Aber der Herzog verkam in der leichtlebigen Luft der deutschen Slobode Moskaus, knüpfte dort ein Verhältnis mit der Frau eines Zollbeamten an und scheute sich nicht, die Person mit sich nach Petersburg zu nehmen. Er entließ sie auch nicht, als er die Prinzessin geheiratet hatte (Mai 1725) und verdarb sein junges Weib in kurzer Zeit völlig. Es erwies sich bald, daß er für die Geschäfte nicht zu brauchen war. Diese blieben ganz in Menschtschikows Händen; aber er stieß bei den Überresten der alten Bojarengeschlechter im Senat, die man jetzt „Snat“ nannte, bei den Dolgorukis und Golizyns, auf Widerstand.

Man plante in diesen Kreisen eine Beschränkung der kaiserlichen Allmacht durch die Aristokratie und war wenig geneigt, sich dem brutalen Emporkömmling ganz zu unterwerfen. Diese Partei setzte durch, daß durch Ukas vom 3. Februar 1726 ein aus 9 Mitgliedern bestehender Oberster Geheimer Rat — Werchowni tainy ſowjet — die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Er sollte auch über dem Senat stehen und ein Gegengewicht gegen Menschtschikow bilden. Ihm gehörte auch der Herzog von Holstein an, dessen Position damals dadurch verstärkt wurde, daß ein Vetter von ihm, der Herzog Karl August von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, sich mit Elisabeth verlobte. Dieser Prinz starb aber, tief betrauert von seiner Braut, noch vor der Vermählung.

Menschtschikow hoffte seine Stellung auch für die Zukunft behaupten zu können, wenn es ihm gelang den Großfürsten Peter, der Katharinas Nachfolger werden sollte, mit einer seiner Töchter zu vermählen. Er selbst wollte Herzog von Kurland werden und meinte, die Tochter eines solchen sei nicht zu gering, um als ebenbürtige Gemahlin des Kaisers von Rußland zu gelten.

Wir sahen schon, daß Peter im Jahre 1710 seine Nichte Anna mit dem jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland vermählt hatte (November) und daß der Herzog bald darauf (19. Januar 1711) einer Alkoholvergiftung erlag, die er sich während der Hochzeitsfeierlichkeiten zugezogen hatte. Dieser junge Herr war erst sechs Jahre alt gewesen, als sein Vater starb, und um die Vormundschaft hatten seine Mutter, sein Onkel Ferdinand und der Adel des Landes miteinander gerungen. Herzog Ferdinand war 1698 als Vormund bestätigt worden, war aber im Lande sehr unbeliebt und zog es deshalb vor, in Danzig zu leben. Nach dem

Ableben seines Neffen mußte er ohne Zweifel als Herzog anerkannt werden: es gab aber in Polen eine starke Partei, die die trüben Verhältnisse benutzen wollte, um das kleine Land Polen einzuverleiben. Dem widerstrebten nicht nur die Kurländer, sondern auch Rußland.

Es tauchten nun eine ganze Menge deutscher Prinzen — zum Teil Nachkommen der Kettlers in weiblicher Linie — auf, die Herzog von Kurland werden wollten, aber keiner konnte den Widerstand bald der Polen, bald der Russen überwinden, und darüber beschloß Menschtschikow selbst diese Würde an sich zu reißen. Da die Herzogin-Witwe in Mitau residierte, hatte die russische Regierung durch den ihr beigeordneten Bestuschew-Rjumin hier festen Fuß gefaßt, und Menschtschikow glaubte seiner Sache sicher zu sein. Der kurländische Adel hatte aber keine Lust, sich unter das Joch des brutalen Emporkömmlings zu beugen, und neigte sich einem Kandidaten zu, der eben damals auf der Bildfläche erschien, dem Grafen Moritz von Sachsen, dem natürlichen Sohn König Augusts und der Gräfin Aurora von Königsmark. Der neunundzwanzigjährige schöne junge Mann, von dessen Liebesabenteuern in Paris an allen Höfen die Rede war, erschien der Herzogin Anna sehr anziehend, und auch sein Vater hätte ihn gern so gut versorgt gesehen, aber die Polen wollten keineswegs Moritz zuliebe auf die Einverleibung Kurlands verzichten und Menschtschikow war auch nicht geneigt, vor ihm zurückzuweichen.

Moritz eilte zwar gegen den Befehl seines Vaters nach Mitau und wurde dort trotz eines Inhibitoriums des Königs von Polen und des Protestes Bestuschew-Rjumins zum Herzog gewählt (29. Juni 1726), aber Menschtschikow, der nun selbst herbeieilte, erkannte die Wahl nicht an. Er verwechselte indessen Mitau mit Pensa und schlug einen Ton an, der den Medems und Kenferlingsks, den Hahns und Henkings gegenüber nicht angebracht war.

Diese Familien waren mit Drohungen nicht einzuschüchtern und wußten auch, daß in Petersburg eine mächtige Partei gegen Menschtschikow arbeitete. Da auch die Herzogin Anna, die Menschtschikow brutal behandelte, bei der Kaiserin über ihn klagte, mußte er auf den Herzogshut verzichten und sich darauf beschränken, sich an einigen seiner Petersburger Gegner, seinem Schwager Devier, Peter Tolstoi u. a. grausam zu rächen.

Moritz erreichte sein Ziel nicht. Er konnte den Widerstand in

Polen nicht überwinden, und sein Leichtfinn verstrickte ihn überdies in ein Liebesverhältnis, das ihm die Sympathie der Herzogin Anna kostete. So mußte er 1727 aus dem Lande weichen.

Menschtshikow aber verfolgte seinen kühnen Plan weiter. Nachdem er Devier und Tolstoi gestürzt hatte, war er im Obersten Geheimen Rat allmächtig. Der Kaiser hatte ihn zum Herzog von Tosel ernannt und damit in die Zahl der Reichsfürsten aufgenommen. Nun verlobte er seine Tochter Marie mit dem zwölfjährigen Peter, dem ein Testament Katharinas die Krone zuwies. Nach diesem sollte er mit 16 Jahren volljährig werden und bis dahin unter der Vormundschaft des Obersten Geheimen Rates stehen.

Jede der Töchter Katharinas sollte dann 1500000 Rubel erhalten. Sollte Peter unbeerbt sterben, so sollte ihm Anna Petrowna resp. ihre Erben folgen, diesen Elisabeth und ihre Erben.

Am 6. Mai a. St. 1727 starb Katharina. Die Berichte aller Gesandten an ihrem Hof stimmen darin überein, daß ihre Regierung einen fast vollständigen Stillstand aller Geschäfte bedeutete. So schreibt der sächsische, Lefort: „Es gibt kein Mittel, das Benehmen dieses Hofes zu beschreiben. Man macht aus dem Tage die Nacht. Alles bleibt liegen, nichts geschieht. Niemand will etwas beantworten; überall Stillstand. Allgemeine Unzufriedenheit mit einer Regierung, die für nichts als ihre Vergnügungen sorgt. Der unzugängliche Palaß ist der Sitz von Intrigen und Ausschweifungen (Juli 1725).“

„Ich muß fürchten für einen Lügner gehalten zu werden, wenn ich das Leben des Hofes schildere, wie es ist. Wer kann glauben, daß in wüsten Gelagen der Tag zur Nacht gemacht wird. Von Geschäften ist nicht die Rede. Alles bleibt liegen und verkommt (Mai 1726).“

„Die Kassen sind erschöpft, die Münzen werden nicht mehr genommen, niemand hat sein Gehalt bekommen. Ich verfüge nicht über die erforderlichen Farben, um dieses Chaos zu schildern (März 1727).“

In einem Bericht an den kaiserlichen Hof in Wien vom 28. September 1725 heißt es: „Der Zarin größte Politik besteht hierinnen, daß sie alles auf den Fuß, wie es der Zar hinterlassen, unterhält, mehr und mehr Fremde zu ihrer Sicherheit in das Land zieht, jedoch selbige nicht zu den höchsten Emplois, um den Russen keine Jalousie zu geben, erhebt, die Tiroländer und Kosaken sehr

menagiert und bei ihren Privilegiis maintainiert, sich gegen jedermann, auch diejenigen, die ihr zuwider gewesen, gnädig bezeigt, Mißtrauen unter den Großen zu unterhalten und zu vermehren sucht, dem Senat in Kleinigkeiten freie Hand läßt und ihm nicht so genau, als der Zar es getan, recht auf die Finger sieht, wenn die Senatoren gleich einigen Unterschleif machen und ihre Landgüter von den publikten oneribus befreien, andere aber überladen, ihnen auch die freie Disposition über die geringeren Chargen läßt, hingegen maßet sie sich allein aller Autorität in Kriegs- und Staatsfachen an.“

Unter Katharina trat übrigens als Hinterlassenschaft Peters die Akademie der Wissenschaft ins Leben. Ihr erster Präsident war Blumentrost.

* * *

Peter II. war erst zwölf Jahre alt, als er Kaiser wurde. Er war ursprünglich ein sehr kräftiges aufgewecktes und temperamentvolles Kind, mit einer ausgesprochenen Neigung für körperliche Übungen. (Das veränderte Rußland.) Katharina hatte ihm in der Person Ostermanns einen weisen Erzieher gegeben, und seine ältere Schwester Natalie, ein ungewöhnlich früh entwickeltes, reich begabtes Mädchen von vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens wurde von ihm heiß geliebt und übte den besten Einfluß auf ihn. Die Russen sahen in dem Knaben ihren legitimen Herrscher und kamen ihm mit dem besten Vorurteil entgegen. Es kam jetzt alles darauf an, ob der kaiserliche Knabe die Gefahren überwinden konnte, die ihm von seiner verderbten Umgebung drohten.

Der Oberste Geheime Rat bestand aus Menschitschikow, dem Großadmiral Apragin, dem Großkanzler Graf Golowkin, dem Vizekanzler Baron Ostermann, den Geheimräten Fürst Dmitri Golizyn und Fürst Wassili Dolgoruki.

Wir müssen bei Ostermann etwas verweilen. Er war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bochum in Westfalen, hatte in Jena studiert und kam 1704 als Sekretär des Vizeadmirals Cruys, eines Holländers, nach Rußland. Dieser empfahl Ostermann, der schnell das Russische erlernt hatte, Peter, der ihn nun in seiner Weise schnell avancieren ließ. Ostermann war der geborene Diplomat jener Zeit: klug, verschwiegen, unerschöpflich im Ersinnen neuer

Kombinationen und Hilfsmittel, ein ausgezeichnete Menschenkenner. Er eignete sich die Technik der Diplomatie schnell an und machte sich bald Peter unentbehrlich. Am Pruth machte er sein Gesellen-, in Nystadt sein Meisterstück. Er verletzte niemand, er war niemand im Wege. Galt es in kritischen Tagen Zeit zu gewinnen, so wurde er regelmäßig krank. Im übrigen war er seinem neuen Vaterlande aufrichtig ergeben und unter den ausländischen Abenteurern am russischen Hof zweifellos einer der besten.

Osternmann war der einzige, den auch Menschitschikow respektierte. Er folgte aber sonst nur blind seinem zügellosen Ehrgeiz und seiner unersättlichen Habgier. Er trat dem Herzog von Holstein gegenüber so herrisch auf, daß er und seine Gemahlin sich nach Kiel zurückzogen; die Prinzessinnen wurden in ihren Bezügen stark verkürzt.

Menschitschikow verlobte den jungen Kaiser nicht nur mit seiner Tochter, sondern nahm ihn auch noch in sein eigenes Palais auf. Die hervorragendsten Staatsmänner aus den Tagen Peters des Großen wurden unter Vorwänden in die Provinzen geschickt, der Dünkel des Emporkömmlings hatte keine Grenzen mehr.

Und doch hing seine ganze Macht von dem Willen eines Knaben ab, den er sich in seiner Torheit immer mehr zum Feinde machte. Peter selbst sah sich mit steigendem Unwillen von oben herab behandelt und wollte von seiner Braut nichts wissen; die Prinzessin Natalie eilte aus dem Zimmer, sobald Menschitschikow sich näherte; die Prinzessin Elisabeth, die der kaiserliche Knabe liebte, haßte ihn, wie alle Welt ihn haßte. Er hieß in den Hofkreisen „der Leviathan“, „der Goliath“. Von allen Seiten wurde das Feuer geschürt. Als Menschitschikow dann erkrankte und für kurze Zeit dem Hof fern blieb, entschloß man sich, ihn zu beseitigen. Der junge Peter begab sich nach Peterhof und ließ Menschitschikow nicht mehr vor sich. Am 8. September a. St. 1727 wurde über den Fürsten Hausarrest verfügt und am 10. September mußte er mit seiner ganzen Familie Petersburg verlassen, um sich auf sein hinter Moskau im Gouvernement Rjasan liegendes Gut Oranienburg zu begeben.

Es geschah das zunächst noch in einem hochfürstlichen Aufzug, in 4 sechsspännigen Karossen, 250 anderen Wagen, die 147 Dienstboten bargen; aber schon in Twer wurden die meisten Dienstboten zurückgeschickt und in Oranienburg erfuhr Menschitschikow, daß er nach Beresow an der Sfoswa, kurz vor ihrem Einfluß in den Ob, verbannt sei.

Seine Frau, eine vortreffliche Dame, starb unterwegs, er selbst aber lebte noch zwei Jahre an dem trostlosen Ort und blieb aufrecht. Einen Monat nach ihm starb auch die einstige Braut Peters. Eine andere Tochter Menschitschikows und sein Sohn durften später nach Rußland zurückkehren.

Die ungeheuren Schätze, die Menschitschikow durch seine schamlosen Unterschlagungen und Gewalttaten aufgehäuft hatte, wurden eingezogen. In Petersburg glaubte man, daß 8 Millionen in Dukaten, 30 Millionen in Silbermünzen, 3 Millionen in Edelsteinen, 200 000 Rubel in Silbergeschirr beschlagnahmt wurden.

Osternmann atmete auf, als er seinen kaiserlichen Zögling von dem Einfluß Menschikows befreit sah, aber schon drängten sich Männer an den Knaben, die nicht besser waren als er. Großen Einfluß gewann der Oberhofmeister der Großfürstin Natalie, Fürst Alexei Dolgoruki, größeren sein Sohn, der Kammerherr Iwan Dolgoruki. Die Dolgorukis und die Golizyns bekämpften sich nun am Hof wie nur je einst die Schuiskis und die Bielskis. Man war ja auch wieder in Moskau, wohin sich der Hof behufs der Kaiserkrönung begeben hatte.

„Der Kaiser,“ berichtet Lefort, „hat keine andere Beschäftigung, als bei Tag und Nacht mit der Prinzessin Elisabeth und seiner Schwester die Straßen zu durchstreifen und die Kammerherren, Pagen, Köche und Gott weiß wen zu besuchen.“ Nach ihm erinnerte Peter sehr an den Großvater, „er liebt keine Einwendungen und tut, wenn er Rat verlangt hat, was er will“. Der junge Herr liebte in der That gute Gesellschaft nicht und verkehrte mit Vorliebe mit Leuten, die ihm blindlings gehorchten.

Osternmann und Natalie hatten viel von dem Einfluß der Großmutter Peters, Eudogia, erhofft, die jetzt wieder in alle Ehren eingesetzt war, aber Peter und selbst Natalie fühlten sich zu der alten Dame, die aus einer so ganz anderen Welt war, nicht hingezogen. Um so besser gefiel Peter die Gesellschaft der Dolgorukis, und über ihr entfremdete er sich auch mehr und mehr der Schwester. Den ganzen Herbst über war der Kaiser auf Jagden, die meist abends mit Gelagen im altmoskowitzischen Stil abschlossen. Um die Regierung kümmerte sich niemand, die Landarmee und die Beamten bekamen keinen Gehalt, die Schiffe verkamen.

Die Großfürstin Natalie hatte ihrem Bruder zuliebe an seinem wilden Treiben teilgenommen, büßte das aber mit einem frühen

Tode (3. Dezember 1727), und die Dolgorukis hatten nun ganz freie Hand. Auf ihrem Landsitz Gorenki fand der Kaiser Freuden vollauf. Die älteste Tochter des Hausherrn, Katharina, war ein bildschönes temperamentvolles Mädchen, das im Hause ihres Großvaters in Warschau erzogen war und alle Reize einer vornehmen Polin zu entfalten wußte.

Elisabeth wurde darüber ganz vernachlässigt und tröstete sich durch Wallfahrten in Klöster, bei denen sie aber von einem Buturlin begleitet wurde. Die Freude an der Verbindung solcher Andachtsübungen mit Liebesgenüssen hat sie später durch ihr ganzes Leben begleitet.

Im Herbst 1728 jagte der Kaiser wieder mit einem Train von 200 Wind- und 400 Hasenhunden. Man erlegte 4000 Hasen, 50 Füchse, 5 Wölfe und 3 Bären. Aber schon machte sich bei dem dreizehnjährigen Kaiser eine gewisse Blasiertheit geltend. Als man ihm zum Erfolge der Jagd gratulierte, antwortete er: „Ich habe mehr getan als drei Bären erlegt; ich führe vier zweibeinige Hunde mit mir.“ Er meinte Alexei Dolgoruki und seine drei Töchter. Es ist, als ob man den jungen Iwan den Schrecklichen schreien hörte. Trotzdem verlobte sich Peter an seinem vierzehnten Geburtstage mit Katharina Dolgoruki (22. Oktober 1729), obgleich er sie nicht liebte und daraus kein Geheimnis machte.

An sich entsprach es ja durchaus den Überlieferungen Moskaus, daß der Zar die Tochter eines Untertanen heiratete, aber diese Überlieferungen hatte Peter der Große wie andere bekämpft, und die Anhänger der Reform, die Russen sowohl wie die Ausländer, sahen in dieser Heirat ein sehr beunruhigendes Symptom. Schon waren die Kollegien nach Moskau übersiedelt, und anonyme in den Straßen ausgestreute Proklamationen bedrohten jeden mit „Knete ohne Barmherzigkeit“, der eine Rückkehr des Hofes nach Petersburg verlangen würde. Der Ton der Golizyns und Dolgorukis wurde immer hochfahrender; es sah aus, als ob die Tage der Schuiskis wiederkehren sollten.

Der Oberste Geheime Rat hieß russisch „Werchowny tainy sowjet“. Danach nannte man die Oligarchen Werchowniks, d. h. die Obersten, und gegen sie lehnten sich schließlich auch die anderen Bojarengeschlechter auf.

Lefort verglich den russischen Staat der Zeit mit einem vom Sturm bedrohten Schiff, dessen Steuermann und Mannschaft trunken

oder eingeschlafen sind. In einem anderen Gesandtschaftsbericht heißt es: „Alles geht schlecht, der Kaiser widmet sich nicht den Geschäften, niemand wird bezahlt, und Gott weiß, was aus den Finanzen werden wird. Jedermann stiehlt, so viel er kann. Alle Glieder des Obersten Geheimen Rates sind krank, und deshalb tritt diese Behörde, die Seele der Regierung, nicht zusammen. . . . Ich glaube, alles ist reif für eine Revolution.“

So lagen die Dinge, als der Kaiser Anfang Januar 1730 an den Blattern erkrankte und die Krankheit von vornherein einen gefährlichen Charakter annahm. Die Dolgorukis waren auf das äußerste bestürzt, und in einem Familienrat wurden die abenteuerlichsten Vorschläge gemacht. Die Braut des Kaisers sollte auf Grund eines gefälschten Testamentes oder auch ohne ein solches zur Kaiserin ausgerufen werden. Aber Ostermann wich nicht vom Lager des kranken Kaisers und war zweifellos für eine Fälschung nicht zu haben, und die Garden ließen sich gewiß nicht dazu bewegen, die Braut auf den Kaiserthron zu erheben. So mußte man den Dingen ihren Lauf lassen. In der Nacht vom 18. zum 19. Januar a. St. 1730 starb Peter II.

Katharina I. hatte in ihrem Testament bestimmt, daß, falls Peter unbeerbt starb, die Herzogin von Holstein seine Nachfolgerin werden sollte. Aber die Werchowniki wollten von den Kindern Katharinas, die in ihren Augen unehelich geboren waren, nichts wissen und hatten Elisabeth das sehr fühlen lassen, so daß sie sich noch in den letzten Tagen Peters II. bei ihm bitter beklagt hatte. Schieden die Töchter Peters des Großen aus, so kam zunächst die älteste Tochter Iwans, die Herzogin Katharina von Mecklenburg, als Thronerbin in Frage. Aber ihr Mann war allgemein verhaßt. Da entschieden sich denn die Werchowniki für die Herzogin Anna Iwanowna von Kurland.

Der Oberste Geheime Rat bestand, als Peter starb, aus dem Kanzler Graf Golowkin, dem Vizekanzler Ostermann, den Fürsten Alexei und Feldmarschall Wassili Dolgoruki und dem Feldmarschall Dmitri Golizyn. Die Herren kooptierten noch den Gouverneur von Sibirien, Michail Dolgoruki. Feldmarschall Trubezkoi, der Oberprokureur des Senats Jaguschinski und andere Große sowie die Geistlichkeit wurden nicht zugezogen.

In diesem Komitee wurde beschloffen, Anna zur Krone zu verhelfen, falls sie einwilligte, die absolute Macht zugunsten der

Aristokratie zu beschränken. Man einigte sich über folgende Bedingungen: Die Kaiserin sollte versprechen, sich nicht wieder zu verheiraten und auch keinen Thronfolger zu ernennen. Ein Oberster Geheimer Rat, der aus acht Personen bestand, sollte ihr zur Seite stehen, und sie sollte nur mit seiner Einwilligung über Krieg und Frieden entscheiden; neue Steuern einführen; Stellen, die über die eines Obersten hinausgingen, vergeben; Todesstrafen und Gütereinziehungen über Edelleute verhängen; Domänen verschenken; Hofbeamte ernennen; Staatsmittel für persönliche Zwecke verwenden.

Man sieht, die Werchowniki machten reinen Tisch. Sie wagten es zwar nicht, diese Bedingungen dem Senat und dem Synod mitzuteilen, schrieben aber trotzdem Anna, sie gäben das Verlangen der ganzen Beamtenwelt, der weltlichen wie der geistlichen, wieder.

Die Gegner der Werchowniki sorgten dafür, daß Anna in Mitau rechtzeitig über die Sachlage unterrichtet wurde. Sie nahm zunächst die Bedingungen an und traf im Februar in Moskau ein. Hier überzeugte sie sich bald davon, daß der gesamte niedere Adel, die Geistlichkeit, die die Werchowniki törichterweise ganz hatten links liegen lassen, die Gardeoffiziere, alle Ausländer, viele Angehörige der vornehmen Geschlechter, wie die Trubezkoi, Tscherkaski, Barjatinski, von den Werchowniki nichts wissen wollten, Ostermann ihr Treiben nur widerwillig mitmachte. Die Offiziere baten in einer Petition die Kaiserin, sich doch für absolut zu erklären, umringten ihr Palais und schwuren, die Gegner der Selbstherrschaft in Stücke zu hauen. Da ließ sich Anna in der Sitzung des Geheimen Conseils die „Bedingungen“ bringen und zerriß sie. Auch dieser Versuch der Aristokratie, sich Teilnahme am Regiment zu erringen, war gescheitert.

Und er hatte überdies die verhängnisvolle Folge, daß Anna sich nun ganz auf die Ausländer und insbesondere auf die Deutschen stützte.

Anna und ihre Schwester galten für Kinder der Gemahlin Zwans, Praskowja Saltzkow, und ihres Kämmerers Wassili Juschkow. Anna war von einem älteren Bruder des Dizekanzlers Ostermann unterrichtet worden, ohne gerade viel bei ihm zu lernen. Mit 17 Jahren heiratete sie, wurde nach ein paar Wochen Witwe und lebte als solche in Mitau, wo sie eine verhältnismäßig prächtige, aber pekuniär schlecht fundierte Hofhaltung führte, an deren Spitze Bestuschew-Rjumin stand. Wir sahen schon,

wie sie von allen Seiten umworben wurde und wie sie unter der Roheit Menschtschikows zu leiden hatte. Man wird sich nicht wundern, wenn die junge Herzogin unter diesen Umständen bald sittlich verwilderte wie mehr oder weniger alle Frauen der russischen Gesellschaft in jenem Übergangszeitalter, in dem die alten sittlichen Vorstellungen erschüttert waren, die neuen noch nicht Wurzel gefaßt hatten. Die Herzogin war von hohem Wuchs und korpulent, hatte aber anmutige Bewegungen, schöne Augen und schöne Hände. Bergholz sagt von ihr 1724: „Sie ist eine belebte und angenehme Prinzessin, wohl gebauet, siehet gut aus und trägt sich so, daß man Respekt vor ihr haben muß.“ Anna war eine echte Russin, in der das Bedürfnis nach wilder Bewegung — sie war eine leidenschaftliche Reiterin — mit dem vorherrschenden nach träger Ruhe abwechselte. Sie war keineswegs dumm, aber ohne jede Initiative, und stets geneigt, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gingen. Sie war von Natur großmütig, konnte aber, wenn sie in Zorn geriet, die ganze Herzenshärte der asiatischen Herrscherin zeigen. Sie hatte auch die Freude Peters des Großen an grotesken Scherzen und den ihm eigenen Zug zum Verkehr mit den untersten Volksklassen. Ganz ohne Ehrgeiz sah sie, als sie wider alles Erwarten Kaiserin wurde, in ihrer Stellung als Monarchin nur die Berechtigung, ganz nach ihrer Neigung zu leben.

So kam alles darauf an, wie die Männer sein würden, die sie berieten und für sie regierten.

Während Anna in Mitau lebte, gab es in Kurland mehrere adlige Familien, die von den zu einer Matrikel zusammengeschlossenen adligen Geschlechtern nicht in ihren Kreis aufgenommen wurden, meist, weil sie es früher mehr mit den Herzögen als mit ihren Standesgenossen gehalten hatten. Zu ihnen gehörten auch die Bühren. Karl von Bühren, der polnische Kriegsdienste genommen hatte, war Pächter der Domäne Kalnzeem an der Sengaller Aa, und sein zweiter Sohn Ernst Johann (geb. 1690) hatte in Königsberg studiert und dann angeblich versucht, in Petersburg am Hofe der Großfürstin Alezei unterzukommen. In Kurland glückte es ihm besser, er wurde Sekretär Bestuschew-Rjumins und lenkte als solcher die Aufmerksamkeit Annas auf sich, die den schönen, aalglatten Mann schnell lieb gewann. Er heiratete ihre Hofdame Benigna Trotta von Trenden, und Anna hing ihr Leben lang mit solcher Liebe an dieser Familie, von der sie sich nie trennte, daß in Hofkreisen allgemein angenommen

wurde, die Kinder Bührens, der sich jetzt Biron nannte und von dem gleichnamigen französischen großen Hause abzustammen behauptete, seien nicht von Benigna, sondern von Anna geboren.

Als Anna nach Moskau berufen wurde, hatten die Dolgorukis verlangt, daß Biron ihr nicht folgte; sobald sie aber die „Bedingungen“ vernichtet hatte, berief sie ihn zu sich, ernannte ihn zum Oberkammerherrn und ließ ihn und seine Familie bis zu ihrem Tode in ihrem Palast wohnen, wie sie schon in Mitau mit ihr zusammen gewohnt hatten. Ohne eine Stellung im Staatsdienst einzunehmen, war Biron während der Regierung Annas tatsächlich allmächtig. Als Herzog Ferdinand 1737 starb, wählte der kurländische Adel Biron zum Herzog; er blieb aber in Petersburg und regierte sein Herzogtum von dort aus. Auch Polen erkannte ihn als solchen an.

In der russischen Geschichte lebt Biron als ein wahres Ungeheuer an Grausamkeit und Habgier fort. Man nennt die Zeit seiner Macht die Bironowschina und tut, als ob Rußland nie eine so greuelvolle Zeit erlebt hätte wie diese Jahre. Sieht man aber näher zu, so gewahrt man bald, daß der Biron gewidmete Haß im Grunde dem Ausländer, dem Deutschen, gilt, und daß sein Andenken auszubaden hat, was alle die deutschen Abenteuerler jener Zeit in Rußland verschuldeten. Biron machte ohne jeden Zweifel von seiner Macht einen viel maßvolleren Gebrauch als Menschitschikow oder Potemkin, und die Regierung der Kaiserin Anna war gewiß eine viel mildere als die vielfach so gefeierte Elisabeths. Man versteht es, daß die Russen nur mit lebhaftem Unwillen an die Zeit zurückdenken können, in der die Biron, Münnich, Ostermann und Löwenwolde miteinander um die Herrschaft über Rußland rangen, aber sie sollten darüber nicht vergessen, daß diese Männer doch nur zu so großer Macht gelangten, weil eben keine Russen da waren, die die Pläne Peters des Großen fortsetzen konnten.

Biron war keineswegs ohne staatsmännische Einsicht, wie seine Regierung Kurlands beweist, und er hätte gewiß auch in Rußland mehr geleistet, wenn seine Stellung dort nicht eine so unsichere und bedrohte gewesen wäre. Der Ehrgeiz dieser deutschen Abenteuerler war ein ungemessener, keiner wollte einen anderen über sich, ja nur neben sich dulden. Biron war ganz und gar abhängig von Annas Gunst. Da ist es begreiflich, daß er sich für alle Fälle zu sichern suchte, Geld zusammenraffte, wo und wie er konnte, und es

zum Ankauf von Gütern in Kurland und Deutschland verwendete. Der Jude Liebmann ging ihm dabei hilfreich zur Hand.

Ungleich mehr Ärger als durch diese Mächenschaften erregte Biron durch seinen Hochmut und seine offen zur Schau getragene Verachtung der Russen. Sein Hochmut scheint in der That ganz und gar parvenuehaft und unerträglich gewesen zu sein.

Neben Biron und Ostermann, den wir schon kennen, spielte noch ein deutscher Abenteurer eine maßgebende Rolle am Hofe Annas, Burchard Christoph von Münnich. Sein Vater, ein dänischer Oberstleutnant, war Reichgraf im Oldenburgischen, er selbst 1683 geboren. Nach einem Aufenthalt in Frankreich trat Münnich in hessen-darmstädtische Dienste, dann in hessen-kasselsche, focht bei Malplaquet und geriet in französische Gefangenschaft. Im Jahre 1716 nahm er polnische Kriegsdienste, 1720 russische. Peter übertrug ihm den Bau des Ladogakanals, Peter II. ernannte ihn zum General en chef und zum Grafen. Nach Annas Regierungsantritt glaubten Ostermann und Biron in ihm einen sicheren Verbündeten zu finden, täuschten sich aber in dieser Annahme, denn der Ehrgeiz dieses Mannes war nicht weniger groß wie der ihrige. Sie sahen sich bald gezwungen, ihn möglichst viel von Petersburg fernzuhalten, und waren froh, als der Krieg mit der Türkei ihnen dazu Gelegenheit bot.

Münnich war ein wenig sympathischer Mann. Ein zwar völlig rücksichtsloser, aber immerhin tüchtiger Soldat, entbehrte er aller Eigenschaften eines Staatsmannes, hielt sich aber trotzdem für einen solchen. Er war schrankenlos ehrgeizig, völlig treulos, im höchsten Grade habgierig, rachsüchtig und nachtragend.

Das Regiment dieser Männer hat, obgleich es für Rußland nicht verderblich war, einen unauslöschlichen Eindruck auf die Russen gemacht. Die tiefe Abneigung gegen die Deutschen, die bis auf den heutigen Tag in allen Klassen des russischen Volkes herrscht, ist zum guten Teil auf die Erinnerung an diese drei zurückzuführen, die eine tendenziöse Geschichtschreibung immer wieder wach erhält.

Eine der ersten Regierungshandlungen Annas war die Abschaffung des Obersten Geheimen Rats und die Wiedereinsetzung des „regierenden Senats“ in seine alten Rechte. Aber es erwies sich bald, daß diese aus 21 Personen bestehende Körperschaft zu schwerfällig war, um die laufenden Geschäfte zu erledigen. Es entstand daher eine neue Behörde, die das „Kabinet“ hieß, und der

die Oberaufsicht über alle anderen anvertraut wurde. Ein von drei Kabinetministern unterschriebener Erlaß hatte die Bedeutung wie ein von der Kaiserin ausgehender. Mitglieder des „Kabinetts“ waren der Kanzler Golowkin, Fürst Tscherkaski und Ostermann. Münnich war ihm zunächst nur beigeordnet. Die wirkliche Macht lag aber in den Händen Ostermanns und Biron's.

Die Dolgorukis wurden zunächst noch verhältnismäßig milde behandelt, obgleich sie ihre Machtstellung dazu mißbraucht hatten, den Schatz der Krone gründlich zu leeren. Die älteren wurden als Gouverneure in entfernte Provinzen geschickt, Fürst Alexei auf seine Güter verwiesen. Iwan Dolgoruki freilich wurde nach Beresow verbannt, genoß dort aber eine relative Freiheit, bis er sich durch leichtfertige Reden ins Unglück stürzte. Er prahlte mit seinen Beziehungen zu Elisabeth und plauderte auch die Verhandlungen aus, die seine Familie in der Todesstunde Peters II. geführt hatte. Da nun gleichzeitig eine Verschwörung der Familie wirklich oder angeblich entdeckt wurde, brach ein fürchtbares Strafgericht über die noch lebenden Dolgorukis herein; Iwan wurde gerädert, drei seiner Verwandten wurden hingerichtet (1739).

Das Treiben der geheimen Polizei war der schwärzeste Punkt in der Zeit, in der Biron die Staatsgeschäfte tatsächlich leitete. Er und die anderen deutschen Abenteurer fühlten sehr wohl, daß ihre Herrschaft stets bedroht war, und waren deshalb voll Mißtrauen gegen jedermann. Nun hatte ja schon Peter der Große die geheime Polizei im größten Stil organisiert, und diese Behörde, die Preobraschenski Prikas hieß, übte unter Biron's Einfluß eine fürchtbare Macht. Die Verdächtigen wurden wohl, nachdem sie gefoltert waren, mit einer leinenen Kappe, die nur die Augen offen ließ, auf den Markt geführt und bezeichneten dort wirkliche oder vermeintliche Mitschuldige. Erschienen sie — man nannte das „slowo-djelo“ —, so stob alles entsezt auseinander. Dieser geheimen Polizei sollen unter Anna an 7000 Menschen zum Opfer gefallen sein.

Sonst war die Regierungszeit Annas keineswegs eine für Rußland besonders harte. Peter der Große hatte die Güter zu Majoraten gemacht, eine dem slawischen Geist durchaus widerstrebende Ordnung. Sie wurde jetzt abgeschafft. Ferner wurden die Zivilgerichte von den Kriminalgerichten getrennt, und man versuchte in die Verwaltung mehr Ordnung zu bringen.

Auf Münnich's Betrieb erhielten in der Armee die russischen

Offiziere denselben Sold wie die ausländischen, und im Jahre 1736 wurde den Edelleuten erlaubt, einen Sohn nicht in das Heer treten zu lassen. Sie mußten ja sonst „dienen“, solange sie irgend wehrfähig waren. Man wollte ihnen durch die Bestimmung helfen, daß sie nach 25 Jahren Dienst ihren Abschied nehmen durften, mußte sie aber schleunigst zurücknehmen, weil auf sie hin das halbe Offizierkorps verabschiedet sein wollte. War es doch Sitte, daß man schon als Säugling in die Listen eines Regiments eingetragen wurde.

Für die Kinder der Edelleute wurden Schulen geschaffen, die sie, allerdings sehr mangelhaft, für den Dienst vorbereiteten. Unter den gemeinen Soldaten war und blieb das Desertieren im höchsten Grade im Schwange, und die Deserteure taten sich oft zu sehr gefährlichen Räuberbanden zusammen. Bei dem im Grunde unkriegerischen Sinn des Russen blieb ihm der Militärdienst im höchsten Grade verhaßt.

Im Februar 1733 starb August II. von Polen. Sein gleichnamiger Sohn sicherte sich durch Unterzeichnung der pragmatischen Sanktion die Unterstützung des Kaisers und gewann Biron durch die Aussicht auf den Herzogsstuhl in Kurland. Mit Hilfe dieser Verbündeten setzte er es durch, daß ein Teil des Adels ihn zum König wählte, während sich ein anderer unter französischem Einfluß für den Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leszinski, der noch einmal sein Glück versuchte, entschied. Leszinski wurde von einem russischen Heer unter Münnich in Danzig belagert und mußte, als die Stadt sich nicht länger halten konnte, entfliehen (Juni 1734). Die Franzosen reizten aber nun die Türken zum Kriege gegen Rußland, und diesem war das nicht unwillkommen, weil die Perser damals in einem siegreichen Kriege gegen die Türken in Asien Eroberungen machten. So konnte man hoffen, Asow wiederzugewinnen und die Krimtataren, die sich wieder durch Einfälle lästig machten, auf lange hinaus zu bändigen.

Ein erster Vorstoß Münnichs gegen die Krim scheiterte an der Ungunst der Witterung (1735), aber im folgenden Jahre erstürmte seine Armee die den Zugang zur Krim deckende Festung Perekop, nahm die Residenz des Khans, Bachtschissarej, und verwüstete die Halbinsel weit und breit. Gleichzeitig eroberte General Lacy Asow (Juni 1736).

Im Jahre 1737 wurde unter furchtbaren Verlusten Otschakow erobert, im nächsten Jahre die Krim noch einmal verheert, im Jahre

1739 ein großes türkisches Heer bei Stawutschane aufs Haupt geschlagen. Jassy wurde genommen, und Münnich marschierte auf Bender, als er erfuhr, daß die mit den Russen verbündeten Österreicher in Belgrad einen Separatfrieden mit den Türken geschlossen hatten. Rußland mußte nun diesem Beispiel folgen. Es behielt zwar das geschleifte Asow, aber das Schwarze Meer blieb seinen Schiffen verschlossen. Der Ertrag dieses Krieges entsprach in keiner Weise den ungeheuren Opfern an Menschen und Geld, die er erfordert hatte. Trotzdem trug sich Münnichs Ehrgeiz mit den abenteuerlichsten Hoffnungen. Er hatte gemeint, die Moldau als Herzogtum zu erhalten und erstrebte nun wenigstens den Titel eines Herzogs der Ukraine. Daß Anna nichts davon wissen wollte, hat er Biron nie vergessen.

Man hatte von Frankreich aus alles aufgeboten, um auch Schweden zum Kampf gegen Rußland aufzureizen. In Schweden herrschte jetzt im Grunde der Reichstag, und in ihm bekämpften sich die Frankreich zuneigende kriegerische Adelspartei der Hüte auf das heftigste mit der friedlichen der (Schlaf-)Mützen. Die letzteren unterlagen aber erst im Reichstage von 1738—1739, und nun erst schloß Schweden mit Frankreich einen zehnjährigen Vertrag. Diese Wendung war zum Teil dadurch herbeigeführt worden, daß der Major Sinclair, der mit wichtigen Papieren nach Konstantinopel geschickt worden war, auf der Rückreise in Schlesien von zwei russischen Offizieren ermordet und seiner Papiere beraubt worden war. Ostermann leugnete zwar, daß seine Regierung mit der Angelegenheit etwas zu tun hatte, ihre Beteiligung an dem Morde unterlag aber keinem Zweifel und erregte in Schweden die äußerste Entrüstung. Man war im Begriff, von Finnland aus gegen Petersburg vorzugehen, als die Nachricht von dem Friedensschluß zwischen der Türkei, mit der man ein Bündnis geschlossen hatte, und Rußland eintraf. So wurde zwar der Frieden erhalten, aber die Beziehungen zwischen Schweden und Rußland blieben sehr gespannte.

In die letzten Regierungsjahre Annas fällt der Versuch eines Nationalrussen, sich an die Stelle der Günstlinge Annas zu setzen. Man hat ihn daraufhin als russischen Patrioten gefeiert, aber kein Mann war weniger geeignet als Vertreter seines Volkes geehrt zu werden als Fürst Artemon Wolinski, der an Brutalität, Habgier und Gewissenlosigkeit kaum zu übertreffen war. Da seine Mutter, eine Naryschkin, mit dem kaiserlichen Hause verwandt war, war er

schnell avanciert und schon in jungen Jahren Gouverneur von Astrachan geworden. Er wütete hier wie ein Mongolenkhan. Einen Kaufmann, der von seiner Frau Übles gesprochen haben sollte, ließ er nackt mit rohen Fleischstücken behängen und gab ihn dann seinen Jagdhunden preis. Einem Kloster raubte er ein kostbares Ornat und verdächtigte einen armen Geistlichen es gestohlen zu haben. Wolinski ging dann als Gesandter nach Persien, wo sein Dünkel jedermann beleidigte, und von wo aus er Peter den Großen denkbar schlecht informierte. Nach Peters Tode wurde er Gouverneur von Kasan und erlaubte sich auch dort jede Art von Bedrückungen. Trotzdem wußte er die Gunst Biron's zu gewinnen und wurde 1738 sogar Mitglied des Kabinet's. Jaguschinski, der den Mann kannte, hatte schon 1736 gesagt, daß Wolinski es zwar durch Schmeicheleien und Intrigen bis zum Minister bringen werde, daß man ihn aber nach zwei Jahren gewiß werde hängen müssen. So ähnlich kam es denn auch. Wolinski versuchte zunächst Ostermann durch die unwürdigsten Intrigen zu stürzen, wandte sich aber auch gegen Golowin und Kurakin. Er plante, sich mit Hilfe der Volksmassen, deren nationale Instinkte er anrufen wollte, der Regierung zu bemächtigen, die deutschen Gewalthaber zu beseitigen und Anna, oder falls diese sich weigerte, Elisabeth zu heiraten. Eventuell sollten Anna wie Elisabeth ins Kloster gesteckt werden.

So phantastisch diese Pläne erscheinen, so konnten sie in dem Kopf dieses ebenso ehrgeizigen wie unwissenden Mannes immerhin entstehen.

Er rechnete eben mit der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regiment. Als aber Biron sich gezwungen sah, gegen ihn vorzugehen und ihn verhaften ließ, trat nur allgemeiner Haß gegen Wolinski zutage, und er büßte seinen Übermut auf dem Schafott (Juni 1740).

Wie dieser Mann auch mit seinen Volksgenossen verfuhr, mag uns der russische Dichter Trediakowski erzählen, ein bescheidener Mann, der gewürdigt wurde, die Hoffeste gelegentlich durch seine Verse verherrlichen zu dürfen. Im Februar 1740 fand die bekannte Hochzeit des Hofnarren Fürsten Golizyn statt, für die der oft geschilderte Eispalast auf der Newa errichtet wurde, und Wolinski wünschte, daß Trediakowski für dieses Fest seine Muse in Bewegung setzte. Er ließ ihn deshalb durch einen Kadetten zu sich bringen, um ihm seine Wünsche persönlich mitzuteilen. Der Kadett sagte

dem Dichter anfangs, er würde ihn in das kaiserliche Kabinet führen, und der dadurch sehr erschreckte Trebiakowski machte ihm darüber Vorwürfe, als er das eigentliche Ziel der Fahrt erfuhr. Als beide nun vor dem Fürsten standen, beklagte sich der Dichter über den Kadetten. „Seine Exzellenz fing da an, ohne mich ausreden zu lassen, mich öffentlich unbarmherzig von beiden Seiten zu ohrfeigen und beschimpfte mich auf jede Weise, worüber mir das rechte Ohr zufiel und das linke Auge anschwell. Darauf befahl seine Exzellenz auch dem Kadetten mich zu ohrfeigen.“ Als der Dichter sich am anderen Tage bei Biron beklagen wollte, wollte es der Zufall, daß er im Vorfaal Wolinski begegnete. Dieser ließ ihn sofort verhaften, auf die Wache bringen und ihm 70 Stockhiebe auf den bloßen Rücken geben. Er mußte nun auf dem Fest seine Verse hersagen, bekam dann noch einmal 10 Stockhiebe und wurde endlich unter fürchtbaren Drohungen entlassen.

Wäre Rußland wohl unter der Herrschaft Wolinskis besser gefahren als unter der Birons und Ostermanns?

Anna hatte schon im Jahre 1731 ein Manifest erlassen, in dem sie den künftigen Sohn ihrer Nichte, der Prinzessin Elisabeth Katharina Christine von Mecklenburg, zu ihrem Nachfolger ernannte. Diese Prinzessin war damals erst 13 Jahre alt und unvermählt. Sie erhielt, als sie zwei Jahre später griechisch-katholisch wurde, den Namen Anna Leopoldowna, und es fehlte ihr nicht an Bewerbern. August II. interessierte sich für einen Prinzen von Sachsen-Weißenfels, Prinz Heinrich von Preußen kam in Frage. Schließlich wurde Loewenwolde nach Deutschland geschickt, um einen geeigneten Gatten ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, einen Neffen Karls VI., der denn auch 1733 nach Petersburg kam, aber der Prinzessin Anna entschieden mißfiel. Die Kaiserin gab ihm indessen ein Kürassierregiment, und er hielt sich vor Otschakow ganz brav. Schließlich willigte die Prinzessin auch in die Heirat (Juli 1739), und am 23. August 1740 gebar sie einen Sohn, der den Namen Iwan erhielt. Er war also der Thronfolger, dem die Russen schon 1731 hatten Treue schwören müssen.

Aber wer sollte tatsächlich für ihn regieren, wenn die kränkelnde Kaiserin starb? Seine Mutter war eine gutmütige, aber im höchsten Grade indolente junge Frau, die ihre Tage am liebsten damit verbrachte, auf dem Sofa liegend Romane zu lesen, sein Vater ein

Mann, dessen Gaben allenfalls ausreichten, ein Garderegiment leidlich in Ordnung zu halten. Die Kaiserin liebte überdies die Nichte, seit sie herangewachsen war, nicht mehr, worauf Biron's Abneigung gegen das Paar wohl nicht ohne Einfluß sein mochte. Kamen die Eltern als Regenten nicht in Frage, so blieb Biron als Regent; aber die Kaiserin mochte als Nationalrussin doch fühlen, welchen Gefahren der Mann ihrer zähen Liebe als solcher ausgesetzt war. Er hatte Feinde ringsum, keinen Freund. Man sagte ihm, wie es scheint mit Unrecht, nach, er hätte seinen Sohn mit Anna Leopoldowna verheiraten wollen; wer zu den Braunschweigern hielt, haßte ihn. Auch alle Russen haßten ihn, und die deutschen Genossen beneideten ihn.

Die Kaiserin dachte überdies ungern an den Tod; so ließ sie die Zeit hingehen, ohne eine Entscheidung zu treffen. Aber Anfang Oktober erkrankte sie schwer, und die Frage der Regentschaft wurde brennend.

Biron mochte auch seinerseits erkennen, wie gefährdet er als Regent war; aber es war für ihn nicht minder gefährlich, nicht Regent zu werden. Wer damals in Rußland ein Jahrzehnt lang eine Rolle gespielt hatte wie er, konnte nicht hoffen, nach seinem Rücktritt seine Tage in Ruhe verbringen zu können. Er wurde sicher ein Opfer der Rachsucht seiner Gegner. So spann denn Biron in seiner hinterhältigen Weise seine Ränke. Der Nachfolger Wolinskis im Kabinet, Alexei Bestuschew-Rjumin, hielt zu ihm, das „Orakel“, so nannte man den seit Annas Krönung zum Grafen ernannten Ostermann, nach einigem Schwanken auch. Schließlich wurden auch Münnich und Tscherkaski gewonnen. Ostermann begab sich selbst zur Kaiserin und übergab ihr ein Manifest, das Biron zum Regenten ernannte. Sie unterschrieb es am letzten Tage. „Fürchte dich nicht“, soll sie zu Biron gesagt haben, als sie ihm das unterschriebene Dokument zeigte. Man sieht, beide hatten die Gefahren, die die Regentschaft Biron bringen mußte, miteinander erwogen.

Anna Iwanowna starb am 10. Oktober a. St. 1740.

Lassen wir uns zum Schluß von einem eingeweihten Zeitgenossen ein Bild von dem Hof Anna Iwanownas entwerfen. Manstein schildert ihn in seinen Memoiren so: „Ich sagte schon, daß der Herzog von Kurland ein großer Freund von Luxus und Pracht war; das genügte, um der Kaiserin den Wunsch einzulösen, ihren Hof zum glänzendsten von ganz Europa zu machen, und zu diesem Zweck

die größten Ausgaben nicht zu scheuen. Trotzdem wurde die Absicht Ihrer Majestät nicht gleich erreicht. Zu einem reichen Gewande gesellte sich oft eine schlecht gepflegte Perücke, ein kostbarer Stoff war von einem ungeschickten Schneider verdorben, oder wenn die Kleidung in Ordnung war, ließ die Equipage zu wünschen übrig. Man sah einen prächtig gekleideten Mann in einem von Mähren gezogenen elenden Wagen.

Daselbe galt von dem Meublement und der Sauberkeit der Häuser; man sah verschwenderisch Gold und Silber neben der größten Unreinlichkeit. Neben einer gutgekleideten Dame sah man zehn schlechtgekleidete . . . Diese Gegensätze waren fast allgemein; es gab, zumal in den ersten Jahren, nur wenige Häuser, die ganz in Ordnung waren. Diese machten indessen mit der Zeit Schule. Selbst der Hof und Biron brachten es nicht gleich zu der Ordnung, die man anderwärts findet, kamen aber schließlich doch dahin. Diese Pracht kostete ungeheure Summen; ein Hofmann, der für seine Kleidung 2—3000 Rubel ausgab, war nicht ungewöhnlich. Alle, die am Hof dienten, ruinierten sich. Ein Kaufmann, der auch nur zwei oder drei Jahre in Petersburg Modeartikel vertrieb, wurde ein wohlhabender Mann.

Das Leben der Kaiserin verlief für gewöhnlich sehr regelmäßig. Sie stand um acht Uhr auf und arbeitete um neun mit ihrem Sekretär und ihren Ministern. Zu Mittag aß sie mit der Familie Biron. Öffentlich speiste sie nur bei großen Gelegenheiten und saß dann zwischen den Prinzessinnen Anna und Elisabeth auf einem Thron . . . In den letzten Jahren geschah das nicht mehr. Im Sommer ging die Kaiserin viel spazieren, im Winter spielte sie eifrig Billard. Sie aß abends wenig und ging regelmäßig zwischen elf Uhr und Mitternacht zu Bett.

Die Kaiserin liebte das Spiel nicht und verlor absichtlich immer. Sie hielt dann die Bank, und es durften nur die setzen, die sie dazu aufforderte.

Man zahlte mit Marken, die sie, falls sie gewann, nicht einzulösen ließ. Sie liebte Schauspiele und Musik, zumal italienische. Sie war persönlich mäßig und konnte Betrunkene nicht leiden. Nur der 29. Januar a. St., der Tag der Thronbesteigung, war Bacchus geweiht. An diesem Tage mußte jeder Hofmann, vor der Kaiserin knieend, ein enormes Glas voll Ungarwein leeren . . .

Die Kaiserin hatte fünf Hofnarren: den portugiesischen Juden

La Costa; den Italiener Pedrillo; einen Fürsten Golizyn, der zu dieser Stellung verurteilt war, weil er sich im Auslande zur römischen Kirche bekannt hatte; einen Fürst Wolkonski; Balakrew. Die Art, wie die Kaiserin sich über sie amüsierte, war sehr eigenartig. Manchmal mußten sie sich hart an die Wand des Zimmers stellen, und einer von ihnen brachte dann die anderen durch Fußtritte zu Fall. Oft gerieten sie miteinander in Streit und schlugen sich bis aufs Blut. Ihre Majestät und der ganze Hof starben dann, entzückt über das Schauspiel, am Lachen. Balakrew, der diese Scherze nicht liebte, weigerte sich einmal, sich zu Boden werfen zu lassen. Er dachte nicht daran, daß eine Kaiserin von Rußland Widerspruch nicht versteht. Der arme junge Mann bekam Stockschläge.“

Man sieht, der Hof Annas unterschied sich noch nicht allzusehr von dem Peters des Großen.

Elisabeth.

Aber welch einen seltsamen Anblick bot dieser Hof nach dem Tode Annas! Kaiser war ein Kind in der Wiege, das man Iwan I. nannte, weil Iwan III. und der IV. nur „Zaren“ gewesen waren. Zum Kaiser ernannt hatte ihn eine Frau, die Kaiserin geworden war, weil es den Werchowniki in Moskau für ihre selbstsüchtigen oligarchischen Ziele wünschenswert erschienen war. Iwans Eltern, eine Prinzessin von Mecklenburg und ein Herzog von Braunschweig, waren nicht einmal Regenten geworden. Die Regierung lag tatsächlich in den Händen des Herrn von Bühren aus Kalnzee in Kurland, des Herrn Ostermann aus Bochum in Westfalen und des Herrn von Münnich aus Neu-Huntorf in Oldenburg.

Man muß sich das vergegenwärtigen, um die Stärke und Leidenschaftlichkeit der später einsetzenden Reaktion gegen das Regiment der Ausländer zu verstehen.

Biron haßte und verachtete den Herzog von Braunschweig und war so unklug, daraus kein Geheimnis zu machen. Er demütigte den Herzog vielmehr bei jeder Gelegenheit.

Eines Tages beklagte sich Anna Leopoldowna bei Münnich bitter über den Hochmut Biron. Da schlug er ihr, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, vor, Biron zu stürzen. Münnich sah nicht ein, warum er nicht ebensogut Regent von Rußland sein sollte wie Biron. Anna Leopoldowna ging nach einigem Zögern auf den Vorschlag ein, und Münnich nahm die Sache mit der ihm eigenen rücksichtslosen Entschlossenheit in die Hand. In der Nacht vom 28. zum 29. November 1740 versammelte er die Offiziere des im Palais Annas die Wache habenden Preobraschenskijschen Regiments und fragte sie, ob sie ihm gegen den Regenten folgen wollten. Als sie sich dazu bereit erklärten, ließ Münnich durch Manstein Biron, bei

dem dasselbe Regiment die Wache hatte, im Bett verhaften. Auch der General Gustav Biron und Bestuschew-Rjumin wurden verhaftet. Biron war gestürzt worden, ohne daß ein Schuß fiel.

Ein Manifest erklärte, daß Anna die Regentenschaft für ihren Sohn selbst übernommen habe. Biron wurde nach Pelym in Sibirien verbannt, wo ihm ein Haus nach den Plänen Münnichs erbaut wurde; auch die Brüder Biron wanderten nach Sibirien; im allgemeinen aber verfuhr man gegen die besiegten Gegner mit einer bisher in Rußland unerhörten Milde. Anna Leopoldowna war nicht grausam. Sie hatte, was bei indolenten Frauen wie sie mitunter vorkommt, eine heiße Zuneigung für eine ihrer Hofdamen, Fräulein Julie Mengden, gefaßt und außerdem ein Verhältnis mit dem sächsischen Gesandten Grafen Lymar. Durfte sie der Freundin und dem Freunde, die sie miteinander verlobte, leben, so waren im Grunde ihre Wünsche erfüllt.

Münnich, der Premierminister wurde, hatte angenommen, nach dem Sturz Biron in dessen Machtstellung eintreten zu können, aber er sah sich bitter enttäuscht. Anna traute ihm nicht, und sie hatte sich anderseits überzeugt, daß man auch so mächtige Männer wie Biron und Münnich ohne Gefahr beseitigen könne. Ostermann und Golowkin hezten nach Kräften, und Münnich wurde am 24. März 1741 kurzerhand verabschiedet. Und wieder blieb alles still und nahm die neue Ordnung der Dinge ohne weiteres hin. Statt Biron, statt Münnichs regierte nun tatsächlich Ostermann.

Aber diese Umwälzungen bereiteten einer anderen den Weg, die eine viel tieferegreifende werden sollte.

Die 1709 geborene Tochter Peters des Großen, Elisabeth, hatte sich bisher um die Politik nicht gekümmert. Ihre Mutter hatte gewünscht, daß sie die Gemahlin Ludwigs XV. oder des Herzogs von Orleans würde; sie war dann die Braut des Bischofs von Lübeck geworden, der aber als Bräutigam starb, und man hatte ihr schließlich alle möglichen Prinzen zugebracht, unter ihnen auch den späteren Friedrich den Großen und einen Portugiesen, ohne daß es zu einer Heirat kam.

Das war erklärlich, denn die Prinzessin war früh auf Abwege geraten. Sie glich dem Vater, hatte seine großen offenen Augen, seinen stattlichen unverwüthlichen Körper und sein Bedürfnis, sich rastlos zu bewegen. Das schöne Mädchen mit der feinen Gesichtsfarbe war überaus lebhaften Temperamentes und ursprünglich gut

geartet. Unter günstigeren Verhältnissen hätte Elisabeth eine nicht unbedeutende Frau werden können, aber in dem sittlichen Morast, in dem sie lebte, konnten sich in ihr nur Sinnlichkeit und Vergnügungssucht entwickeln, und auch sie nur in einer besonders unsympathischen Richtung. Sie hatte von ihrem Vater auch den Zug zu den unteren Volksklassen geerbt. In ihnen suchte und fand sie denn auch ihre Liebhaber.

Es war niemand da, der ein Interesse daran hatte, sie vor diesen Ausschreitungen zu bewahren. Elisabeth war eine Zeitlang bei Peter II. sehr beliebt gewesen und hatte an seinem wilden Treiben mit Vergnügen teilgenommen; aber schon die Dolgorukis hatten sie so vernachlässigt, daß sie sich über sie bei dem Neffen bitter beklagen mußte. Da ihr damaliger Liebling Schubin nach des jungen Kaisers Tode in ihrem Interesse agitierte, ließ ihn Anna Iwanowna nach Kamtschatka verschicken, wo man ihn nach Elisabeths Regierungsantritt erst Jahre lang suchen mußte, bis man ihn auffand und nach Rußland zurückbrachte.

Biron behandelte in der Zeit seiner Macht Elisabeth nicht unfreundlich, was ihm später sehr zustatten kam. Es scheint, daß er daran dachte, sie eventuell mit seinem ältesten Sohn zu verheiraten. Jedenfalls konnte Elisabeth unter Anna Iwanowna treiben, was sie wollte. Ihr Leibarzt war ein deutscher Abenteurer französischer Abstammung, L'Estocq, der Sohn eines Refügies, der sich als Wundarzt in Hannover niedergelassen hatte. Er selbst kam 1713 nach Rußland und wurde Leibarzt Peters des Großen, von diesem aber nach Kasan verbannt. Katharina rief ihn zurück und machte ihn zum Arzt Elisabeths. Sie erwies damit ihrer Tochter den denkbar schlechtesten Dienst, denn L'Estocq war völlig sittenlos und tat das Seinige, um die Prinzessin auf Abwege zu bringen. Der eitle, geschwähzige Mann war dabei voll Ehrgeiz und von äußerster Verwegenheit. Pezold nennt ihn einen „seiner Natur nach unruhigen, unbesonnenen, gewissenlosen, rachjüchtigen und gewinnjüchtigen Menschen“.

An die Stelle Schubins war bald ein Chorsänger aus Kleinrußland getreten, Alexei Rasumowski, ein Hüne, dessen prachtwoller Baß die Wände erzittern machte. Er hieß Rasumowski, weil sein Vater, ein Kosak, wenn er trunken war, von sich zu sagen pflegte: „Was für einen Geist, ‚Rasum‘, habe ich!“ Der Sohn hatte „Rasum“ genug, sich ganz auf die Pflichten zu beschränken, die er Elisabeth gegenüber zu erfüllen hatte, und es ihr nicht übelzunehmen, wenn

sie gelegentlich Stellvertreter bevorzugte. Er tat übrigens niemand etwas Böses. Elisabeth war wahrscheinlich heimlich mit ihm vermählt, benahm sich jedenfalls ihm gegenüber, solange sie lebte, so, als ob sie seine — allerdings keineswegs treue, aber mütterlich liebevolle — Gattin wäre. Sie war unter allen Umständen entschlossen, keinesfalls mehr eine offizielle Ehe einzugehen, als Anna Leopoldowna auf den unglücklichen Gedanken kam, sie mit einem Bruder ihres Mannes, dem Herzog Ernst Ludwig von Braunschweig, der Herzog von Kurland werden sollte, zu verheiraten. Da blühte denn der Weizen L'Estocqs. Er wies immer wieder darauf hin, wie leicht Biron gestürzt worden war, und reizte Elisabeth, auch ihrerseits entschlossen zu handeln.

Der Frieden mit der Türkei war durch Vermittelung Frankreichs geschlossen worden. Aus diesem Anlaß kam der Marquis de la Chetardie als französischer Gesandter nach Petersburg und sollte dort auch im Interesse des mit Frankreich verbündeten Schweden wirken. Die Schweden hofften, wenn sie Elisabeth auf den Thron verhalfen, wieder in den Besitz von Estland und Livland gelangen zu können, und ihr Gesandter, der Baron Nolken, wirkte in diesem Sinn auf Elisabeth. L'Estocq war mit beiden Herren in Verbindung getreten und vermittelte zwischen ihnen und Elisabeth. Elisabeth war klug genug, um einzusehen, daß ihre Stellung eine ganz unmögliche wurde, wenn sie die Forderung der Schweden erfüllte, aber sie zog sie hin und war nur bemüht, möglichst viel Geld für die Agitation zu erhalten, die sie unter den Garderegimentern betrieb. Sie war bei diesen seit lange sehr beliebt, hatte bei den Kindern nicht nur der Offiziere, sondern auch der Gemeinen Patendienste verrichtet und bei Gelegenheiten an ihren Gelagen teilgenommen. Für die Agitation unter den Soldaten standen ihr zwei sehr geeignete Männer zur Verfügung, Grünstein und Schwarz. Grünstein war ein getaufter Jude aus Sachsen, der in Astrachan kaufmännische Geschäfte getrieben hatte. Als diese scheiterten, trat er als Gemeiner beim Preobrajskischen Regiment ein. Schwarz war ein verunglückter deutscher Musiker, der nach Helbig eine kleine Anstellung bei der Akademie der Wissenschaften hatte, sich aber als ein außerordentlich gewandter Agitator erwies.

Man nahm früher an, daß de la Chetardie Elisabeth mit großen Summen unterstützte. Das war aber keineswegs der Fall, denn er hatte sehr wenig Zutrauen zu dem ganzen Unternehmen. Im Grunde

waren es auch hier wieder deutsche Abenteurer und noch dazu solche niedrigster Art, die Elisabeth zum Thron verhalfen.

Man begreift, daß Elisabeth zögerte, das Wagnis zu unternehmen, das, wenn es scheiterte, ihr sicher die Klosterzelle brachte. Aber die Umstände drängten. Der Wiener Hof hatte von den Umtrieben L'Estocqs Kunde bekommen und warnte Anna Leopoldowna, die das Elisabeth mittheilte. Als diese L'Estocq davon unterrichtete, erklärte er rund heraus, er könne keine Folter ertragen, er würde beim ersten Knutenhieb alles bekennen. Er zeigte Elisabeth auch von ihm entworfene Zeichnungen. Die eine stellte sie in Krone und Purpur dar, die andere als Nonne, umgeben von Marterwerkzeugen. So riß er sie mit sich fort, indem er ihr vorstellte, es sei jetzt die höchste Zeit zu handeln. Die Schweden waren von Finnland aus in Rußland eingefallen, die Garden sollten zum russischen Heer stoßen, das ihnen entgegentrat. Waren sie fort, so war die Gelegenheit unwiederbringlich versäumt.

In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember erschien Elisabeth in den Baracken, in denen das Preobraschenskische Regiment untergebracht war. Der einzige anwesende Offizier schlief und wurde sofort verhaftet. Die Soldaten jubelten Elisabeth zu und folgten ihr in das Winterpalais, wo Anna Leopoldowna und ihr Mann verhaftet wurden. Auch Ostermann und Münnich wurden gefangen genommen. Die benachrichtigten anderen Regimente schlossen sich auch ohne weiteres der neuen Kaiserin an. Wieder einmal war eine Regierung gestürzt worden, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde.

Aber die Thronbesteigung Elisabeths hatte doch einen anderen Charakter als die bisherigen Umwälzungen. Deutsche Abenteurer hatten sie herbeiführen helfen, aber sie war trotzdem ganz und gar gegen die Ausländer gerichtet. Man huldigte Elisabeth bewußt als Russin. Je mehr Peter der Große eine historische Gestalt geworden war, um so mehr war in Vergessenheit geraten, was an ihm mißfiel; man erkannte in ihm den großen Mann, der trotz alledem und alledem ein echter Russe war. Und man wußte, daß seine Tochter sein Andenken in hohen Ehren hielt und sich auch ganz als Russin fühlte. So erhoffte man von ihr eine Regierung, die sich nur auf die Russen stützte.

Es lebte in der That viel von dem Geist ihrer moskowitischen Vorfahren in dieser Tochter Peters des Großen. Sie war erfüllt

von jener altmoskowitzischen Frömmigkeit, die garnichts mit sittlichen Vorstellungen zu tun hatte. Sie lag zwischen einem Gelage und einem Ball gern ein paar Stunden lang vor einem Heiligenbilde und sie pilgerte mit Vorliebe zu Fuß in entfernte Klöster, nahm aber auf diesen Wanderungen immer einen Liebhaber mit. Sie war voll Ehrfurcht vor der Geistlichkeit, auf deren Fürbitte am jüngsten Tage sie wohl rechnete, gab sich aber keinerlei Mühe, ihr geistiges Niveau zu heben. Sie war auch, abgesehen von ihrer Vorliebe für körperliche Bewegung, geistig so faul, wie nur je eine Zarin des alten Moskau. Ihre Minister konnten sie monatelang nicht zu einer Unterschrift bewegen oder sie veranlassen, einem wichtigen Vortrage zu folgen. Sie verbrachte täglich viele Stunden damit, sich von ihren Kammerfrauen herrichten zu lassen, und erfüllte die übrige Zeit mit Reiten, Jagen und Turnen. Sie ging gern in Männerkleidern, und auf den von ihr gegebenen Festen mußten oft die Frauen wie Männer, die Männer wie Frauen gekleidet erscheinen. Meist war sie gegen ihre Umgebung nicht unfreundlich, aber wurde der Zorn über sie Herr, dann brach wohl die ganze altmoskowitzische Roheit in ihr durch. So ohrfeigte sie auf einem Ball eine Schönheit, die durch ihre kleidsame Toilette ihre Eifersucht erregt hatte.

So war die zweiunddreißigjährige junge Frau, die jetzt Kaiserin von Rußland geworden war.

Sie überschüttete zunächst alle mit Wohltaten, die ihr zur Krone verholfen hatten. Die Soldaten, die sie in der Nacht des Staatsstreiches begleitet hatten, wurden alle geadelt und bildeten eine Leibkompanie, in der jeder Gemeine Offiziersrang hatte. Sie erhielten auch alle Teile von den konfiszierten Gütern der Anhänger der gestürzten Regierung. Grünstein bekam so fast tausend Seelen. Er und Schwarz wurden Obersten, L'Estocq wurde wirklicher Staatsrat und oberster Leibarzt mit einem Gehalt von 7000 Rubeln. Auch die anderen Garderegimenter wurden reich belohnt, und diese ganze Soldateska geriet aus Rand und Band. Alle Gesandtschaftsberichte sind voll von Entsetzen über ihr zuchtloses Treiben. Erst als einige Angehörige der Leibkompanie als Gemeine in Feldregimenter gesteckt wurden, gelang es, sie wieder einigermaßen zu bändigen.

Elisabeth hatte anfangs die Absicht, den Herzog von Braunschweig und die Seinigen nur über die Grenze bringen zu lassen, befann sich aber eines anderen und hielt sie erst in Riga, dann in

Cholmogorj an der Dwina gefangen. Anna starb dort 1746, ihr Mann überlebte sie fast 30 Jahre lang († 1775). Der kleine Iwan wurde nach Schlüsselburg, in die russische Bastille, gebracht und vegetierte dort, von allem menschlichen Umgang ferngehalten, bis 1764, da ihn dann seine Wächter, als ein Abenteurer sich seiner zu bemächtigen suchte, ermordeten. Seine Geschwister wurden nach dem Tode des Vaters nach Dänemark gebracht, wo sie in Høriens in Jütland dahinsiechten und starben.

Ostermann, den Elisabeth besonders haßte, Münnich, Löwenwolde, Golowkin wurden zum Tode verurteilt; Ostermann sollte vorher gerädert, Münnich gevierteilt werden. Am 18. Januar a. St. wurden sie auf die Richtstätte geführt. „Als sie,“ so berichtet Pezold, „im Kreise aufgestellt waren, wurde Graf Ostermann von vier Soldaten auf den Esafaut hinaufgetragen“ — er konnte der Gicht wegen nicht gehen —, „auf einen schlechten hölzernen Stuhl niedergesetzt und ihm, nach vorher von ihm entblößtem Haupt von einem Sekretär aus dem Senat sein Urteil vorgelesen. Weil hiesiger Gewohnheit nach kein Delinquent solches eher als auf dem Richtplatz erfährt, so hat man bemerkt, daß er solchem mit einer Gelassenheit und einer Miene, als er jederzeit an sich hatte, auf das aufmerksamste zugehört, und daß er bei ein und anderen Stellen davon, als mit einer Art von Verwunderung, ganz sacht mit dem Kopf hin- und her gewackelt und die Augen gen Himmel aufgehoben. Nach geendigter Ablefung streckten ihn die Soldaten mit dem Gesicht gegen die Erde nieder, die Henker machten ihm den Hals bloß, legten selbigen über den Block herüber, einer hielt den Kopf bei den Haaren fest, und der andere nahm zu gleicher Zeit das Beil aus dem Sack.“

Nun erst erfuhr Ostermann, daß die Kaiserin ihn zur Verbannung nach Beresow begnadigt habe. Auch die anderen Herren erfuhren jetzt, daß ihnen das Leben geschenkt sei. Ostermann, ein um Rußland jedenfalls hochverdienter Staatsmann, starb 1747 im Exil, Münnich lebte bis zum Regierungsantritt Peters III. in Pelm und wußte sich dann auch bei Katharina zu behaupten. Golowkin ging in Sibirien zugrunde.

Biron sollte erst nach Petersburg zurückgerufen werden, blieb aber doch noch lange in Jaroslaw interniert. Wer von den Dolgorukis noch lebte, und alle anderen von der vorigen Regierung Verbannten wurden in Freiheit gesetzt.

An Oftermanns Stelle trat Alegei Bestuschew-Rjumin. Er war ein Sohn von Peter Bestuschew-Rjumin, der Anna in ihrer Witwenzeit in Kurland zur Seite gestanden hatte, und war erst Gesandter am dänischen Hof. Biron rief ihn 1740 nach Rußland zurück und ernannte ihn an Stelle Wolinskis zum Minister. Nach Biron's Sturz wurde er auf kurze Zeit verbannt, gewann aber Fühlung mit L'Estocq und kam nun wieder zu Ehren. Mit Hilfe des Deutschen Brevern und des Italieners Santi führte er die Geschäfte nicht ungeschickt, obgleich er faul und bestechlich war. Der englische Gesandte Dickens sagt von ihm: Seine Abneigung gegen die Geschäfte ist so groß wie die der Kaiserin. Wollte er meinem Rat folgen, so würde er nicht bis zum Nachmittag im Bett liegen, sondern sich um zehn Uhr beim Grafen Rasumowski einfinden, wohin die Kaiserin oft kommt." Infolge seiner Spielleidenschaft lebte er beständig in zerrütteten Verhältnissen. Er war aber ein überaus geschickter Intrigant, was ihm an diesem Hof sehr zuustatten kam. Vizekanzler wurde der junge Michael Woronzow, der Elisabeth in die Kaserne des Regiments Preobraschensk begleitet hatte.

Sobald Elisabeth sich auf ihrem Thron sicher fühlte, berief sie den Sohn ihrer 1728 gestorbenen Schwester Anna, Peter von Holstein-Gottorp, zu sich nach Petersburg. Da auch sein Vater schon tot war († 1739), war er jetzt Herzog von Holstein-Gottorp. Er traf im Februar 1742 mit einem ganzen Hofstaat, an dessen Spitze der Oberhofmarschall von Brümmer stand, in Petersburg ein und erhielt das Palais Biron's angewiesen. Im November trat er dann zur griechischen Kirche über und wurde feierlich zum Thronfolger ernannt. Er war am 21. Februar 1728 geboren, also erst 14 Jahr alt.

In Finnland schlugen Lach und Keith den Schweden Wrangel bei Willmanstrand aufs Haupt und nahmen Fredrikshamn, das die Schweden feige geräumt hatten. Im weiteren Verlauf des Feldzuges mußte die in Helsingfors eingeschlossene schwedische Armee kapitulieren. Die Hoffnungen der „Hüte“ waren kläglich gescheitert. Da die Königin Ulrike Eleonore starb (November 1741), beschloßen sie durch die Wahl Peters von Holstein ihren Frieden mit Rußland zu machen, aber Elisabeth erklärte kurz und bündig, ihr Neffe sei nunmehr Thronfolger von Rußland. Man hoffte nun in Schweden ihr durch die Wahl des Bruders ihres verstorbenen Bräutigams, des Herzogs Adolf Friedrich, schmeicheln zu können und erreichte dadurch auch wirklich verhältnismäßig günstige

Friedensbedingungen. Nachdem ein Aufstand der schwedischen Bauern, die für die Wahl des Kronprinzen von Dänemark eintraten, blutig niedergeschlagen und Adolf Friedrich zum König gewählt worden war, erhielt Schweden im Frieden von Abo (August 1743) Finnland bis auf 109 Quadratmeilen zurück.

Westeuropa stand damals ganz im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Frankreich und England einerseits und Preußen und Österreich andererseits. Beide Parteien, sowohl Frankreich-Preußen wie England-Österreich, waren bemüht, Rußlands Beistand zu gewinnen; die Nationalrussen aber waren größtenteils der Meinung, daß diese Kämpfe sie nichts angingen. Dazu kam, daß die Mittel Rußlands durch die Verschwendung der Kaiserin völlig erschöpft waren. Aber die Intrigen der fremden Gesandten und die von ihnen geübten Bestechungen bewirkten, daß der russische Hof von den westeuropäischen Gegensätzen immer wieder in Mitleidenschaft gezogen wurde.

L'Estocq gewann es nicht über sich, sich der Teilnahme an der Politik zu enthalten, benutzte vielmehr seine Stellung als Leibarzt, um im Interesse Frankreich-Preußens zu wirken, und kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen Bestuschew, der es mit Österreich-England hielt. Auch die Kaiserin neigte anfangs Frankreich-Preußen zu. Sie war Frankreich für die ihr durch de la Chetardie erwiesene Unterstützung dankbar, und sie hatte auch sonst viel Sympathie für das französische Wesen. Da man sich in Rußland bald davon überzeugte, daß man ohne die Hilfe der Ausländer doch nicht auskommen konnte, waren die geschmeidigen Franzosen immerhin willkommener als die durch ihren Hochmut so verhaßt gewordenen Deutschen. Friedrich der Große aber gewann Elisabeth dadurch, daß er seinen Schwager, den Herzog Anton Ulrich, und seine Familie schonungslos preisgab, während Elisabeth fürchtete, daß der Kaiserhof in Wien für sie eintreten würde. Auch mochte Elisabeth im Grunde Bestuschew nicht und duldete ihn nur, weil sie ihn für unentbehrlich hielt.

L'Estocq erfand nun im Jahre 1743 eine Verschwörung, die angeblich von dem österreichischen Gesandten Marquis de Botta ausgegangen war und in die viele der vornehmsten Russen verwickelt sein sollten. Ein Generalleutnant Lapuchin, seine Frau, sein Sohn, eine Schwägerin Bestuschews, ein Fürst Putjatin wurden auf dieses Lügengewebe hin wirklich dazu verurteilt, die Knute zu erhalten

und die Zunge zu verlieren, obgleich ihnen nichts nachgewiesen werden konnte, als daß sie sich mißbilligend über das Treiben der Kaiserin ausgesprochen hatten, aber das Hauptziel, Bestuschew zu stürzen, war nicht erreicht. Immerhin war Elisabeth in ihrer Abneigung gegen Oesterreich bestärkt worden.

Es sei hierzu anknüpfend bemerkt, daß L'Estocq im Kampf gegen Bestuschew schließlich doch unterlag. Im Jahre 1748 wurde er nach Ustjug-Weliki verbannt, wo er Grünstein vorfand, der, nachdem er die Knute erhalten hatte, hier interniert war. Den Genossen Schwarz hatte eine russische Bäuerin, der er Gewalt antun wollte, mit der Heugabel erstochen. Nach dem Regierungsantritt Peters III. kehrte L'Estocq nach Petersburg zurück und starb dort 1767.

Friedrich der Große benutzte die für ihn günstige Sachlage, um sich Rußlands möglichst zu versichern. Elisabeth sah sich für ihren Neffen nach einer Gemahlin um und dachte an eine Schwester Friedrichs. Sie an den Hof Elisabeths zu schicken, konnte er sich nicht entschließen, er empfahl der Kaiserin aber die 1729 geborene Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst, deren Mutter eine Schwester des Bräutigams Elisabeths und deren Vater ein preussischer General war. Es hat etwas Rührendes, wie die Erinnerung an den verstorbenen Prinzen immer wieder auf Elisabeth wirkt; sie mochte wohl fühlen, daß sie an seiner Seite eine andere geworden wäre als sich selbst überlassen. So ließ sie denn die Prinzessin und ihre Mutter im Februar 1744 nach Moskau kommen und nahm sie sehr freundlich auf.

Die Prinzessin Sophie, die später als Katharina II. in Rußland und in der ganzen Welt eine so große Rolle spielen sollte, war sehr einfach erzogen, und ihre Aussteuer war die allerbescheidenste, aber sie brachte eine Fülle außergewöhnlicher Gaben und Neigungen mit sich. Sie war von stählerner Gesundheit. Überaus lebhaften Geistes war sie sehr klug und verschlagen, fähig sich jederzeit zu beherrschen und nach ihrem Interesse zu verstellen. Es lebte in ihr eine große Eitelkeit und ein brennendes Verlangen nach Macht, aber sie war zugleich, so weit ihr Vorteil darunter nicht litt, gutherzig und voll temperamentvoller Heiterkeit.

Der Vetter, dessen Gattin sie in Rußland werden sollte, war so ziemlich in allem das Gegenteil von ihr. Er war als Kind kränklich und wurde nie ein ganz gesunder Mann. Sein Vater

hatte sich, wie so viele kleine deutsche Fürsten jener Zeit, die Tage damit vertrieben, Soldat zu spielen und auch sein Kind dazu angeleitet. Peter kannte sein Leben lang keine größere Freude, als Griffe machen zu lassen und dröhnenden Gleichschritt zu hören. Er mochte wohl schon als Kind viel mit Nichtachtung von den Russen haben sprechen hören und blieb von ihr immer erfüllt. Er war wenig begabt, im höchsten Grade unbesonnen und schwachhaft, furchtsam, verlegen und zu Prahlereien geneigt. Er hatte nach dem Tode des Vaters in Brümmer einen Erzieher gehabt, der ihn überstreng hielt, und diese Erziehung hatte ihn stark beeinflusst. Als er nach Rußland kam, stieß er in kürzester Zeit alle Welt vor den Kopf.

Ganz im Gegensatz zu ihm war Sophie eifrig bemüht, das Russische zu erlernen, bat, als sie erkrankte, um den geistlichen Beistand des russischen Geistlichen, der sie in den Lehren der griechisch-katholischen Religion unterrichtete, und behandelte Elisabeth mit der ihr angeborenen Menschenkenntnis.

Aber alle ihre Klugheit schien infolge der Torheit ihrer Mutter scheitern zu müssen. Diese Prinzessin hielt sich für eine Politikerin und beteiligte sich an den Intrigen des eben nach Rußland zurückgekehrten de la Chetardie, die den Sturz Bestuschew's herbeiführen sollten. Das hatte zur Folge, daß dieser ein Todfeind Peters und zunächst auch Katharinas wurde. Es gelang ihm auch, die Depeschen des Franzosen aufzufangen und zu deschiffrieren, und in ihnen war nicht nur in wenig schmeichelhafter Art von Elisabeth, sondern auch von den Intrigen der Fürstin von Anhalt-Zerbst die Rede. De la Chetardie und die Fürstin mußten Rußland verlassen, aber Sophie, die nun als „orthodoxe“ Christin Katharina hieß, blieb als Peters Braut zurück und wurde seine Gemahlin.

Katharina war, wie sie selbst in ihren Memoiren erzählt, an Peters Person gar nichts, an der Aussicht auf die russische Krone um so mehr gelegen, und da diese Krone nur mit Hilfe des großen Kindes an ihrer Seite zu erreichen war, so bemühte sie sich, es wenigstens vor den größten Thorheiten zu bewahren und ertrug sein albernes Treiben mit Geduld. Es mußte unter allen Umständen verhütet werden, daß Elisabeth den Neffen, mit dem sie im höchsten Grade unzufrieden war, etwa verstiess. So überließ sie ihn seinen Holsteinern, seinen Stallknechten, seinen Hunden und war nur immer bemüht, sich die Gunst der Kaiserin zu erhalten und möglichst alle Nationalrussen am Hof zu gewinnen. Sie suchte sich

ferner durch fleißiges Lesen fortzubilden und erkannte auch bald die Bedeutung, die die französischen Schriftsteller unter dem Einfluß des politischen Übergewichts ihres Landes gewannen. Sie verstand es später meisterhaft, ihren Einfluß ihren Interessen dienstbar zu machen.

Es gelang Katharina schließlich auch, Bestuschew zu gewinnen. Aber er konnte sich bei seinem Haß gegen Peter nur auf ihre Seite stellen, wenn die Ehe des Paares nicht länger kinderlos blieb. Auf seine Veranlassung trat Katharina dem schönen Grafen Ssaltzkow näher und gebar am 1. Oktober 1754 einen Sohn, der den Namen Paul erhielt. Seinem Charakter und seinen geistigen Anlagen nach aber sollte dieser Prinz sich als der rechte Sohn seines Vaters Peter erweisen.

Durch seine Geburt wurde die Lage sehr zu ungunsten Peters, zugunsten Katharinas verschoben. Er war nun eventuell entbehrlich, sie blieb die Mutter des Thronfolgers. Katharina hatte nun nicht mehr das frühere Interesse, Peter vor sich selbst zu schützen, und zog sich mehr und mehr von ihm zurück. Und die Episode mit Ssaltzkow hatte zur Folge, daß sie sich auch nicht mehr für verpflichtet fühlte ihm treu zu bleiben. Da Ssaltzkow ihr durch Missionen im Auslande fern gehalten wurde, wurde sie die Freundin des schönen Polen Poniatowsky.

Es war nicht gelungen, Elisabeth zur Teilnahme an den Westeuropa in dem ersten Jahrzehnt ihrer Regierung erschütternden Kriegen zu bewegen. Nach dem Frieden von Aachen bereitete sich ein neuer Zusammenstoß zwischen England und Frankreich vor und zwar mit gegen bisher veränderten Koalitionen. Das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen lockerte sich, und Friedrich glaubte den Frieden besser zu wahren, wenn er sich England anschloß (Vertrag von Westminster Januar 1756). England hatte schon im vorhergehenden Jahre von Rußland das Versprechen erreicht, falls Hannover angegriffen würde, ihm mit 55 000 Mann zu Hilfe zu kommen. Dagegen nun schloß Frankreich einen Vertrag mit Osterreich, und der Gesandte Osterreichs in Petersburg erreichte, daß Elisabeth sich weigerte, dem mit Preußen verbündeten England beizustehen. Sie war durch ihr überbrachte Spöttereien Friedrichs, der ja durch Mardefeld über alle pikanten Einzelheiten ihres Lebens eingehend unterrichtet wurde, auf das äußerste erbittert. Sie sagte schon im

November 1745 zu Lord Hyndford: „Der König von Preußen ist

ein schlechter Fürst, der die Furcht Gottes nicht vor Augen hat. Er macht sich über alles Heilige lustig und geht nie in die Kirche. Er ist der Nadir-Schach von Preußen.“ Da auch Sachsen in die Reihe der Gegner Friedrichs trat, sah dieser sich von allen Seiten bedroht.

Es ist bekannt, wie er durch seinen Einbruch in Sachsen den Krieg eröffnete, der sieben Jahre währte und ihm fast den Untergang brachte.

Zu Friedrichs großem Glück fand er in Petersburg zwei Bundesgenossen, die für ihn von größter Bedeutung wurden. Peter verehrte ihn persönlich als Helden, Katharina war durch den englischen Gesandten Williams, der ihr jederzeit mit Geld zur Verfügung stand, ganz für England gewonnen. Und Elisabeth kränkelte, sie hatte Anfälle, die man für epileptische hielt und die ihr zu jeder Zeit den Tod bringen konnten. Starb sie aber, so wurde Peter Kaiser, Katharina Kaiserin. Zu ihnen schielte jetzt alles hinüber und suchte bei ihnen einen Rückhalt. So auch Bestuschew, der überdies von England und Preußen große Summen erhielt.

Und noch eins kam Friedrich zustatten. Die jähren Glückswechsel in Rußland und das hochmütige Auftreten der Nationalrussen hatten viele der ausländischen Offiziere veranlaßt, dem russischen Dienst den Rücken zu kehren. Das machte sich jetzt sehr bemerkbar.

Kommandant des russischen Heeres wurde zunächst Apraxin, den Williams als den faulsten aller Menschen und als Feigling bezeichnet und der jedenfalls keine Lust hatte, es durch Siege über die Preußen mit dem künftigen Kaiser von Rußland zu verderben. Er rückte daher erst im Mai 1757 in Preußen ein und nahm Memel. Er schlug dann Lehwald bei Groß-Jägerndorf, bemächtigte sich dann aber nicht Königsbergs, sondern zog sich auf Memel zurück. Er behauptete, seine Truppen in Preußen nicht erhalten zu können.

Die Ursache seines Verhaltens scheint gewesen zu sein, daß man täglich den Tod Elisabeths erwartete, und daß Bestuschew und Katharina in diesem Fall Paul zum Kaiser und Katharina zur Regentin ausrufen lassen wollten. Für diesen Fall wollten sie Apraxin und sein Heer zur Verfügung haben und gewannen ihn für ihren Plan.

Die Gesandten von Oesterreich und Frankreich schlugen Alarm, und Apraxin wurde verhaftet, man fand aber bei ihm nichts Gravierendes, insbesondere nur harmlose Briefe Katharinas. Er starb während der Untersuchung. Nun wurde auch Bestuschew ver-

haftet, aber auch ihm ließ sich nichts nachweisen. Er wurde zwar zum Tode verurteilt, aber zur Verweisung auf seine Güter begnadigt. Katharina aber kam es zustatten, daß die Günstlinge der Kaiserin, die Schuwalows, mit Rücksicht auf die Zukunft für sie eintraten. Die Tante verzieh auch ihr, gegen die ja keinerlei Beweise vorlagen.

Das russische Heer kommandierte nun Fermor, aber auch er hütete sich wohl, allzuviel Eifer zu zeigen. Immerhin nahm er im Januar 1758 Königsberg und zwang die Bewohner, Elisabeth zu huldigen. Er gewann auch Elbing und Thorn, vermied aber dann lange eine Schlacht und ließ sich endlich im August von Friedrich bei Zorndorf schlagen. Dann ging er nach Ostpreußen zurück. An seine Stelle trat nun Ssaltykow, von dem Prasse berichtete, daß er „eben kein großes Genie habe, alt, stumpf und commode sei. Er habe niemals kommandiert und sei nur Soldat, weil man ihn vor 15 Jahren, wo er Kammerherr war, entfernen wollte“. In Wahrheit kommandierte auch unter ihm Fermor, und diesem Umstande verdankte Friedrich die Niederlage bei Kunersdorf (August 1759), nach der er selbst seine Sache für verloren hielt. Aber die Russen ließen sich durch kein Drängen der Österreicher bewegen, die Preußen energisch zu verfolgen. Ssaltykow und Fermor wußten, wie Peter sich über den Sieg Friedrichs bei Zorndorf gefreut hatte.

Auch im folgenden Jahre unternahmen die Russen außer der Belagerung Kolbergs, die sich als vergeblich erwies, anfangs nichts Wesentliches. Erst im Oktober nahmen sie und die Österreicher für kurze Zeit Berlin.

Im November 1760 trat an Ssaltykows Stelle Buturlin und vereinigte sich im August 1761 bei Striegau mit den Österreichern, worauf Friedrich sich bei Bunzelwitz verschanzte. Buturlin ging nun wieder nach Polen zurück und ließ nur 20 000 Mann unter Tschernischew bei Laudon. Ein anderes russisches Heer nahm freilich im Dezember Kolberg ein.

Am 25. Dezember a. St. aber starb Elisabeth, und der Verehrer Friedrichs, der Großfürst Peter, wurde Kaiser.

In der zweiten Hälfte der Regierung Elisabeths hatte die Familie Schuwalow großen Einfluß auf sie, wir müssen sie daher näher kennen lernen.

Als Elisabeth den Staatsstreich ausführte, durch den sie Kaiserin wurde, folgte ihr in die Kaserne des Preobraschenskischen Regiments auch ein junger Edelmann aus der Gegend von Kostroma, Peter

Schuwalow. Dieser junge Herr befestigte seine Stellung bei Hofe noch dadurch, daß er eine der „Krazerinnen“ Elisabeths heiratete. Elisabeth fürchtete die Nacht, in der sich so viele Umwälzungen vollzogen hatten, und machte sie deshalb meist zum Tage. „Die Kaiserin richtet es“ — aus Furcht vor Überfällen — „so ein, daß sie bis gegen 5 Uhr des Morgens in Gesellschaft wachet und am Tage über schläft.“ (Pezold im März 1743.) Während sie nun wach im Bett lag, umgaben sie eine Anzahl Damen, die ihr leise die Fußsohlen kratzten. So auch Mawra Gegerowna Schepeljew, die also die Gattin Schuwalows wurde. Sie soll sehr häßlich und ein wahrer Satan von Weib gewesen sein, aber sie hatte großen Einfluß auf Elisabeth. So gewann Schuwalow seit 1751 große Macht und benutzte sie, wie die russischen Günstlinge sie alle benutzten, um sich möglichst zu bereichern. Um sie noch zu verstärken, brachte er bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt der Kaiserin einen Vetter Iwan, einen schönen jungen Mann, an den Hof, und Iwan Schuwalow teilte sich bald mit Rajumowski in die Gunst Elisabeths. Der junge Herr war im Auslande gewesen und hatte aus ihm eine Vorliebe für Frankreich mitgebracht, die auch sein Vetter Peter teilte. Er hatte ferner ein gewisses Verständnis für Bildung im allgemeinen. So wurden auf seinen Betrieb in Moskau die Universität und zwei Gymnasien, in Petersburg die Akademie der Künste und ein russisches Theater eröffnet.

Es gab damals außer zwei für Militärs bestimmten Bildungsstätten nur die Akademie der Wissenschaften, die zugleich Gymnasium, Universität und Akademie sein sollte, aber nur als letztere insofern etwas leistete, als eine Anzahl aus dem Auslande berufener Gelehrter an ihr wirkten. So war denn die Gründung der Moskauer Universität ein sehr verdienstvolles Werk.

Die Russen rechnen es Iwan Schuwalow auch hoch an, daß er seine Hand über Lomonossow hielt, einen der Begründer der russischen Literatur, der von seinen Volksgenossen weit über Gebühr geschätzt wird.

Der Sohn eines Fischers in der Nähe von Cholmogory, hatte er die griechisch-lateinische Akademie in Moskau besucht und war dann zu seiner Ausbildung nach Deutschland geschickt worden, wo er in Jena und Marburg vorzugsweise Naturwissenschaften studierte. Er fand, nach Rußland zurückgekehrt, eine Anstellung an der Akademie der Wissenschaften und wurde später ihr Mitglied. Von

maßlosem Selbstgefühl erfüllt, dem Trunk ergeben und überaus brutal, wurde er darin auf lange hinaus ein Typus russischer Gelehrter, daß er als richtiger Dilettant keine Ahnung davon hatte, was er konnte und was er nicht konnte. Im übrigen war er allerdings eifern fleißig, liebte sein Volk und haßte alles, was deutsch war, von ganzer Seele, obgleich er seine ganze „Wissenschaft“ aus deutschen Quellen hatte. Er verübte aber auch die üblichen höfischen Gelegenheitsgedichte, verfaßte zwei Tragödien, Inschriften in gebundener Rede und Idylle, eine russische Grammatik, eine russische Geschichte. Er leitete eine Fabrik zur Herstellung bunter Gläser für Mosaikbilder, kümmerte sich um Bergbau und Schifffahrt und übersetzte rastlos naturwissenschaftliche Bücher. Nach dem Tode Elisabeths widmete Lomonossow Peter III. und Katharina abwechselnd schwungvolle Oden. Er starb 1765.

Die eigentliche Bedeutung Lomonossows liegt darin, daß er ein vorzügliches Russisch sprach und schrieb. Da er die Sprache des täglichen Lebens ebensogut beherrschte wie die altrussische und die slawische der Bibelübersetzung, schuf er ein Hochrussisch, das für alle Zeit maßgebend wurde.

Als segensreich erwies sich, daß unter Elisabeth alle inneren Zölle aufgehoben wurden. Sonst weist ihre Regierung keine heilsamen Maßregeln auf. Von ihrem Hof aus ergriff ein maßloser Luxus die obersten Schichten des Volkes, und das von ihr gegebene Beispiel entfittlichte sie. Im Jahre 1757 meinte der Amerikaner du Swart: „Die Gesellschaft bietet zurzeit in Rußland ein erschreckendes Bild von Zügellosigkeit, Unordnung und Auflösung aller die bürgerliche Welt verbindenden Bande. Die Kaiserin hört und sieht nur die Schuwalows; sie kümmert sich um nichts und fährt fort, in der gewohnten Art zu leben; sie überläßt das Reich buchstäblich der Plünderung. Nie lagen die Dinge in Rußland ungeordneter, gefährlicher und beklagenswerter. Es blieb kein Hauch von Treue und Glauben, Ehre, Verlässlichkeit, Scham und Gerechtigkeit.“

Der Engländer Finch hatte schon 1742 geschrieben: „Ich kenne hier niemand, der in einem anderen Lande für einen halbwegs anständigen Mann gelten würde.“

Elisabeth hob die Kontrolle, die Peter der Große über die Güter der Klöster durch Laien üben ließ, auf und begünstigte die Geistlichkeit in jeder Weise, aber sie tat nichts, um sie zu bilden.

Auch für die Bildung des Volkes geschah nichts, und das Joch der Leibeigenschaft wurde unter ihr nur noch härter. Es wurde so hart, daß, als sich unter dem Volk die Meinung verbreitete, man könne ihr entgehen, wenn man Soldat würde, die jungen Leute massenhaft den Fahnen einer Armee zuströmten, in der man sein Leben lang diente und in der, sozusagen, Spießruten das tägliche Brot waren. Die Gutsbesitzer beschwerten sich, und Elisabeth befahl im Juni 1742, alle diese Bewerber mit der Knute zu bestrafen und die Urheber des Gerüchts zu ewiger Zwangsarbeit nach Sibirien zu schicken.

Im Jahre 1742 fand eine zweite Seelenrevision statt. „Alle, die nicht zu den gesetzlichen Ständen: Adel, Beamte, Geistliche, Kaufleute, Bauern gehören und die als Rasnotschinzen bezeichnet werden, z. B. uneheliche Kinder, Freigelassene und überhaupt alle Freie, welche niemand zum Gutsherrn haben, soll man nach ihrem Wunsch zu Flecken als Handwerker anschreiben und die übrigen, wenn sie tauglich sind, zu Soldaten und dem Kriegskollegium zusenden.“

Als Elisabeth starb, waren alle Kassen leer, war das Land auf das äußerste erschöpft. Das war der einzige Ertrag ihrer Einmischung in die Händel des westlichen Europa.

Peter III. — Katharina II.

Peter III. war, als er am 5. Januar 1762 Kaiser von Rußland wurde, schon seit 1745 souveräner Herzog von Holstein. Schleswig hatten die Dänen schon bei Lebzeiten seines Großvaters an sich gerissen (1713) und waren nicht zu bewegen gewesen, es wieder herzugeben. Damit hatte die Kaiserin Elisabeth sich abgefunden und dem Neffen nur den Besitz von Holstein garantiert; Peter selbst aber empfand den Verlust von Schleswig als Ehrenkränkung, und alle Versuche der Dänen, ihn zu versöhnen, scheiterten. Man schlug ihm vor, Holstein gegen Oldenburg, das ein Herzogtum werden sollte, auszutauschen, und die holsteinischen Minister fanden, daß dieser Tausch vorteilhaft war, aber Peter blieb unbeugsam, und Elisabeth ließ ihn gewähren.

Peter hatte ja seine eigene Regierung, in die sie sich nicht mischte. Es interessierte Peter aber nur das Militär, das er sich, zum Teil ohne Wissen der Kaiserin, nach Oranienbaum kommen ließ und auf preußische Weise kleidete und drillte. In Regierungssachen war er kaum dazu zu bewegen, die Berichte der Minister zu lesen und die wichtigsten Papiere zu unterschreiben. Er überließ das schließlich Katharina, die auf diese Weise einen Kursus in der Regierungskunst durchmachte. Im übrigen war und blieb Peter ein großes, außerordentlich törichtes Kind. Er konnte die Russen nicht leiden und machte aus dieser Abneigung gar kein Hehl. Schon in einer im Mai 1746 entworfenen „Instruktion“ Bestuschew-Rjumins wurde ihm vorgeworfen, daß er sich in der Kirche und auch sonst gegen die Geistlichkeit höchst unschicklich benehme. Aber auch sonst war sein Verhalten ein äußerst kindisches. Er las nie und vertrieb sich die Zeit damit, Hunde zu dressieren und wie ein Knabe mit aus Papier hergestellten Festungen und Soldatenpuppen zu spielen.

An die Stelle der letzteren traten später die Soldaten aus Holstein. Peter wurde dann mehr und mehr von einer ganz maßlosen Verehrung für Friedrich den Großen ergriffen und korrespondierte heimlich mit ihm, während die russischen Heere mit den preussischen kämpften. Wir sahen schon, welchen Einfluß diese Stellungnahme des künftigen Kaisers auf den Gang der Ereignisse übte.

Peter war immer sehr verliebter Natur gewesen, aber seine Neigungen hatten lange einen rein platonischen Charakter getragen. Als das anders werden konnte, wurde eine Nichte des Reichskanzlers Woronzow, eine wenig begabte, sehr unschöne junge Dame, seine erklärte Mätresse und die Teilnehmerin der rohen Gelage, die er mit seinen holsteinischen Offizieren und seinen russischen Schmeichlern abhielt.

Als Katharina als fünfzehnjähriges Mädchen an den verschwenderischen und lasterhaften Hof Elisabeths kam, hatte sie, deren Ausstattung die ärmlichste war, von Geld und Geldeswert keine Vorstellung und geriet bald in Schulden, die sie vor Elisabeth verheimlichen mußte. Sie wurde aber auch durch das Treiben des Kindes, das ihr Mann geworden war, gezwungen, sich an allerlei Heimlichkeiten zu gewöhnen. Sie sollte streng überwacht werden, aber die ihr zugeordneten Personen sahen ihr nicht nur durch die Finger, sondern unterstützten sie bei den jugendlichen Torheiten, zu denen ihr lebhaftes Temperament und ihre jungen Jahre sie verleiteten. Wir sahen schon, wie sie ferner im Interesse des Staates geradezu veranlaßt wurde, ihrem Gemahl untreu zu werden. Als sie den Großfürsten Paul geboren hatte, wurde ihr das Kind unmittelbar nach der Geburt genommen, und man kümmerte sich so wenig um die Wöchnerin, daß sie kaum mit dem Leben davonkam. Sie war und blieb ganz einsam und hatte an ihrem Mann keinerlei Stütze. Auch ihre Freuden, Reiten und Jagen, mußten zum Teil heimlich betrieben werden; ihr Hofstaat wurde immer wieder gewechselt. Als sie älter wurde, unterhielt sie jahrelang ein Verhältnis mit Poniatowsky, und Peter ließ sie darin gewähren. Sie näherte sich dann Bestuschew und spann mit ihm die gefährlichen Ränke, die sie an den Rand des Abgrunds brachten.

So verlebte sie lange Jahre, die entscheidenden Jugendjahre, in Verstellung. — Darüber wurde sie Meisterin in dieser Kunst und zugleich ihre Dienerin. Sie wurde und blieb von einer Unwahrhaftigkeit ohnegleichen.

Das sie beherrschende Gefühl wurde mehr und mehr der Wille zur Macht. Sie wollte herrschen, regieren, und sie glaubte sich befähigt, das russische Volk zu beherrschen und zu regieren. Sie hatte, seit sie in Rußland war, eifrig und mit Erfolg Russisch gelernt, und der stete Wechsel ihrer Umgebung hatte sie mit vielen und verschiedenen Russen zusammengeführt. Sie hatte früh erkannt, welche Bedeutung die Kirche in Rußland hatte, und sie wurde ihren Forderungen peinlich gerecht. Sie wollte ganz als Russin gelten und galt als solche. Aber sie konnte auf den Thron von Rußland nur durch ihren Mann gelangen und sie überzeugte sich mehr und mehr davon, daß dieser, selbst wenn er Kaiser wurde, gewiß nicht lange Kaiser bleiben würde. Die Russen konnten keinen Kaiser ertragen, der sie und ihre Kirche offenkundig verachtete und alle maßgebenden Kreise gegen sich aufbrachte. Aber war Peter wirklich unentbehrlich? War Katharina nicht die Mutter des Thronfolgers, und konnte nicht Paul als Kind Kaiser, seine Mutter Regentin werden? Wie leicht es in Rußland war, einen unbeliebten Fürsten zu stürzen, hatte die Erfahrung hinlänglich gelehrt. Die Garden haßten Peter. Konnte man sie nicht zu einem Staatsstreich benutzen, wie einst Elisabeth sie benutzt hatte?

In der Schlacht bei Zorndorf war ein Graf Schwerin, ein Adjutant Friedrichs des Großen, gefangen genommen worden und wurde nach Petersburg gebracht. Ihm wurde ein junger Leutnant Gregor Orlow attachiert, ein bildschöner, bärenstarker und verwegener Mensch, der bald durch seine Liebesabenteuer viel von sich reden machte. Er wurde nach kurzer Zeit auch der Liebhaber Katharinas, und sie erwartete ein Kind von ihm. Nun aber war Peter längst nicht mehr der nachsichtige Gatte von einst, er haßte jetzt Katharina und dachte daran, sie zu beseitigen und die Woronzow zu heiraten.

Es gab fünf Brüder Orlow, alle gleich leichtlebig und verwegen. Der begabteste war der dritte, Aleroi, aber auch der roheste. Gregor war Zahlmeister der Artillerie, die anderen Brüder hatten viele Freunde in den Offizierkorps der Garderegimenter. Und diese wußten, daß Peter sie haßte.

Erzieher des Großfürsten Paul war Nikita Panin, ein feingebildeter Mann und Schüler Bestuschew-Rjumins. Er war vorher Gesandter in Stockholm gewesen und 42 Jahre alt. Auch er erkannte klar, daß Peter sich nicht würde auf dem Throne behaupten

können und suchte Fühlung mit Katharina zu gewinnen. Sie sollte nach Peters Sturz Regentin für den Kaiser Paul werden.

So lagen die Dinge, als Elisabeth starb. Es bestand noch keine Verschwörung gegen Peter, aber alle Elemente für eine solche waren vorhanden. Und Peter tat alles, damit sie sich zusammenfanden.

Sechs Wochen lang wurde die Leiche Elisabeths ausgestellt. Peter benahm sich denkbar pietätlos, Katharina aber betete täglich, in Trauergewänder gehüllt, stundenlang am Sarge der Verstorbenen.

Peter war kaum Kaiser geworden, als er seiner Verehrung für Friedrich blindlings die Zügel schießen ließ. Er schloß nicht nur sofort ein Bündnis mit ihm, sondern zwang auch dem russischen Heer die knappen preussischen Uniformen auf und den ihnen ungewohnten Drill. Die famose „Leibkompanie“ wurde aufgehoben, die Gardes sollten die Wachtparade ausführen wie die Grenadiere in Potsdam. Graf Brühl erzählt in seiner Denkschrift, Peter habe auf jeden Wunsch des preussischen Gesandten von der Goltz geantwortet: „Ja Brüderchen.“ Aber er schlug trotzdem die Ratschläge Friedrichs des Großen, bei seinen Reformen nicht so ungestüm vorzugehen, leichtsinnig in den Wind.

Peter rief alle während der vorigen Regierung Verbannten, bis auf Bestuschew, den er haßte, zurück. An 20 000 Personen soll diese Amnestie zustatten gekommen sein.

Auch Münnich und Biron gehörten zu ihnen, ohne indessen weiter verwendet zu werden.

Man kann übrigens nicht anders, als die Anordnungen, die Peter in seiner kurzen Regierungszeit traf, und die Gesetze, die er erließ, ganz verständlich zu finden, sie wurden nur unter ungeeigneten Umständen getroffen resp. erlassen. Katharina ließ es ja auch später bei ihnen bewenden oder erneuerte sie, nachdem sie sie zunächst außer Kraft gesetzt hatte. Die Gardes bedurften in der Tat einer strengen Disziplinierung; ein Gesetz Peters, das dem Adel freistellte, in den Staatsdienst zu treten oder nicht und nach Belieben zu reisen, entsprach den Anforderungen der Zeit. Ein anderes Gesetz, durch das der ungeheure Grundbesitz der Geistlichkeit einer staatlichen Behörde, dem Ökonomie-Kollegium, übergeben wurde, das aus seinen Einkünften Geistlichkeit und Kirche erhalten sollte, ebenfalls. Aber das alles durfte nicht von einem Monarchen in Angriff genommen werden, der, wie alle Welt wußte, die Russen

nicht liebte und die Geistlichen verachtete. Wer es mit der Geistlichkeit aufnahm, über dessen „Rechtgläubigkeit“ durfte kein Zweifel bestehen, und wer die zuchtlosen Garden bändigen wollte, der mußte selbst als ein nationaler Held erscheinen.

Die Gegensätze spitzten sich schnell zu. Als am 10. Mai der Friedensschluß gefeiert wurde, bedauerte Peter trunkenen Mutes, seine Tante nicht durch einen Handstreich gefangen und des Thrones beraubt zu haben. Bei einer anderen Gelegenheit rühmte er sich öffentlich, Friedrich die Pläne des Feldzugs mitgeteilt zu haben, sobald sie entworfen waren. (Brühl.)

Peter haßte jetzt Katharina. Er fühlte, daß sie seine Todfeindin geworden war, und sie stand seinem Plan, die Woronzow, die man kurzweg das (Hof-)Fräulein nannte, zu heiraten, im Wege. Katharina hatte, was Peter aber nicht wußte, im April Orlow einen Sohn geboren, den sie später als Graf Bobrinski anerkannte.

Bei einem Galadiner wurde auf die Gesundheit der kaiserlichen Familie getrunken. Als Katharina nicht trank, ließ Peter sie fragen, warum sie es unterlassen habe. Sie antwortete, weil ja die kaiserliche Familie aus dem Kaiser, ihr selbst und dem Thronfolger bestehe. Da ließ Peter ihr durch seinen Adjutanten sagen, sie sei eine Närrin. Er befahl auch, Katharina zu verhaften und konnte nur mit Mühe davon abgebracht werden.

Zu den Anhängern Katharinas gehörte auch ein Bruder des Günstlings Elisabeths, der Graf Kyrill Rasumowski, der Kommandant des Ismailowschen Garderegiments; ferner eine jüngere Schwester des „Fräuleins“, die neunzehnjährige Fürstin Daschkow geb. Woronzow. Liest man ihre Memoiren, so muß man glauben, daß sie die Seele der Verschwörung war, Katharina stellt das aber in einem sehr interessanten Brief an Poniatowskij energisch in Abrede und gewiß mit Recht.

Peter war im Begriff, zum Heer abzugehen, das sich in Livland sammelte, und mit dem er Schleswig erobern wollte. Er hatte vorher noch alles aufgeboten, um seine Untertanen zu erbittern. Er sprach davon, die Heiligenbilder aus den Kirchen zu entfernen, die Geistlichen zu zwingen, die Tracht der evangelischen Pastoren anzunehmen, im Palais eine protestantische Kirche einzurichten. Die Entrüstung war allgemein.

Katharina und ihre Anhänger erkannten, daß es die höchste Zeit war, zu handeln, ohne doch zu einem rechten Entschluß zu kommen.

Schließlich entschied ein Zufall. Am 27. Juni a. St. wurde einer der Verschworenen, der Leutnant Passsek, verhaftet. Nun begaben sich die meisten Verschworenen in die Ismailowsche Kaserne, während Alerei Orlow und ein Offizier Bibikow die Kaiserin holten. Der Kaiser weilte in Oranienbaum, Katharina in Peterhof. Als Orlow in Katharinas Schlafzimmer trat, war sie sofort bereit, ihm zu folgen. Unterwegs begegneten sie Gregor Orlow, und als sie in die Kaserne des Ismailowschen Regimentes eintraten, jubelten die Soldaten Katharina zu.

Die anderen Garderegimenter eilten auch herbei, und in feierlichem Zuge ging es zur Kasanschen Kathedrale, wo der Erzbischof von Nowgorod die Kaiserin empfing. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs „wie ein Schneeball, den man rollt.“ Katharina wurde nicht Regentin, sondern Selbstherrscherin. Und sie war entschlossen, sich auch sofort mit Peter auseinander zu setzen. Sie zog noch an demselben Abend an der Spitze der Garden nach Oranienbaum, wo Peter mit etwa 2000 Mann Holsteinern weilte. Sie hatte, wie, soweit es möglich war, auch die Garden, die alte von Peter abgeschaffte Uniform angelegt und dadurch die Begeisterung der Leute auf den Gipfel gebracht.

An dem Tage, an dem Katharina nach Petersburg eilte, sollte bei ihr ein großes Diner stattfinden, zu dem sich auch der Kaiser angesagt hatte. Als er mit dem gesamten Hof in Peterhof eintraf, erfuhr er, daß Katharina verschwunden sei. Peter war ganz ratlos. Sein Gefolge bestand zum großen Teil aus Frauen, deren Männer eben Katharina als Kaiserin ausriefen, und niemand wußte überdies, was denn eigentlich geschehen sei. Die Anhänger Katharinas ließen niemand aus Petersburg heraus. Mehrere der Herren im Gefolge des Kaisers, die Grafen Woronzow und Schuwalow, der Fürst Trubezkoi, erboten sich nach Petersburg zu fahren. Peter ließ sie ziehen, und sie kamen nicht wieder, sondern huldigten Katharina.

So verging der Tag. Man riet dem Kaiser, zur Armee in Livland zu fliehen oder sich jedenfalls Kronstadt zu sichern. Letzteres versuchte er schließlich, aber er kam zu spät, auch Kronstadt war schon für die Kaiserin gewonnen und verweigerte Peter, als er sich in einer Barke näherte, den Zutritt. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und unterschrieb dort eine Abdankungsurkunde, die Katharina ihm von Peterhof aus schickte. Man brachte ihn dann zunächst in

ein einsames Lustschloß Ropscha. Später sollte er in Schlüsselburg gefangen gehalten werden. Aber die Orlows glaubten ihres Sieges nur gewiß zu sein, wenn Peter nicht mehr lebte. Er starb am 6. Juli a. St. unter den mörderischen Händen Alexei Orlows und seiner trunkenen Genossen. Der Mörder meldete die Tat Katharina mit folgenden Worten:

„Mütterchen! Gnadenreiche Kaiserin! Wie soll ich aussprechen und beschreiben, was geschehen ist? Du wirst deinem getreuen Sklaven nicht glauben; aber ich werde die Wahrheit sprechen wie vor Gottes Angesicht. Mütterchen, ich bin bereit zu sterben, aber ich weiß selbst nicht, wie das Unglück geschehen ist. Wir sind verloren, wenn du nicht Gnade schenkst. Mütterchen — er ist nicht mehr. Aber niemand hat es gedacht; wie sollten wir daran denken, die Hand gegen den Kaiser zu erheben! Aber, Kaiserin, das Unglück ist geschehen. Er kam bei Tisch in Streit mit dem Fürsten Feodor (Barjatinski), und ehe wir sie auseinander bringen konnten, war er nicht mehr. Wir wissen selbst nicht, was wir getan, aber wir sind alle der Strafe wert. Sei mir gnädig um des Bruders willen. Vergib oder befiehl meinem Leben rasch ein Ende zu machen. Das Licht ist mir verhaßt, wir haben dich erzürnt und unsere Seelen auf ewig ins Verderben gestürzt.“

„Mütterchen“ verzieh, und es schien der Weg ins Ehebett Katharinas für den „Bruder“ geebnet. Man erklärte, Peter sei an Dysenterie gestorben und begrub ihn mit allen Ehren.

Katharina aber überschüttete ihre Anhänger mit Ehrenbezeugungen und Geldbelohnungen. Das war so hergebracht in Petersburg, aber ganz neu war, daß den Genossen Peters kein Leid geschah. Der eine oder der andere wurde auf seine Güter verwiesen; das war alles.

Katharina legte in einem weitläufigen, von Gottseligkeit tiefenden Manifest die Gründe dar, die sie zum Sturz Peters veranlaßt hatten. Das Schwergewicht legte sie auf sein feindseliges Verhalten zur griechisch-katholischen Kirche. Sie schrieb Poniatowsky: „halten Sie fest, daß alles unter dem Einfluß des Fremdenhasses geschieht; daß Peter III. selbst für einen Fremden gilt.“

„Mütterchen“ Katharina sorgte dafür, daß sie selbst als Russin angesehen wurde.

Österreich, Frankreich und Sachsen hofften, daß Katharina nun wieder ganz auf ihre Seite treten würde, aber sie war weit davon entfernt. Es hieß für sie zunächst, sich auf dem Thron zu besettigen. Sie blieb daher neutral.

Ihre Lage war in der Tat schwierig genug. Sie hatte nicht das mindeste Recht auf den Thron, denn in der Person ihres

Sohnes war ein rechtmäßiger Thronerbe Peters vorhanden, und in Schlüsselburg vegetierte noch ein anderer Thronkandidat, der unglückliche Iwan. Auf der anderen Seite verlangten die Orlovs ihre Macht dadurch befestigt zu sehen, daß Katharina Gregor heiratete. Nun erkannte sie ganz klar, daß dieser im Grunde ein hohler, unbedeutender Mann war, und daß schon seine Günstlingsstellung eine Unsumme von Neid und Haß gegen ihn wachgerufen hatte. Wie wäre das erst geworden, wenn sie seine Wünsche erfüllt hätte. So galt es, ihn und die Seinigen hinzuziehen.

Peter III. hatte die Geheimpolizei abgeschafft, Katharina schaffte sie noch einmal ab, in Wahrheit aber blieb sie mächtiger als je und unentbehrlicher als je, denn Katharina schwebte in steter Angst, daß unzufriedene Offiziere sie durch einen Handstreich zugunsten Pauls oder Iwans stürzen könnten, wie sie Peter gestürzt hatte.

Katharina eilte, sobald sie konnte, nach Moskau, um sich dort krönen zu lassen. Sie wußte, welche Bedeutung diese Zeremonie für das russische Volk hatte, sie setzte deshalb die Krönung mit allem erdenkbaren Glanz in Szene. Aber während sie noch in Moskau weilte, wurde eine Verschwörung unter dem Gardeoffizieren entdeckt.

Katharina schlug sie energisch nieder, aber sie mußte sie doch sehr beunruhigen. Sie hatte auch ihre Not mit Panin, der dem Senat eine Stellung einräumen wollte, die die Selbstherrschaft Katharinas beschränkte. Sie lavierte auch hier geschickt, bis sie sich auf dem Thron sicher genug fühlte, um mit diesen Hoffnungen endgültig aufzuräumen.

Besonders schwierig war die Auseinandersetzung mit der Geistlichkeit. Peter III. hatte, wie schon vorher Peter der Große, die Verwaltung der geistlichen Güter einer Laienbehörde übertragen, und die Geistlichkeit sah darin einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte. Vom staatlichen Gesichtspunkt aus war die Bestimmung der beiden Peter dringend wünschenswert, aber Katharina stützte sich ja auf die Geistlichkeit. Sie beriet sich in ihrer Not mit dem alten Bestuschew-Rjumin, den sie zurückberufen hatte, und hob zunächst das Ökonomie-Kollegium auf, berief aber dann eine Kommission ein und befahl dieser ein „glaubwürdiges“ Verzeichnis aller im Besitz der Geistlichkeit befindlichen Liegenschaften anzufertigen. Aus den Einkünften von diesen sollten die Geistlichen und Kloster-

insassen aber auch Schulen und Lehrerseminare und Bibliotheken erhalten und Greise, Invaliden und Krüppel versorgt werden.

Die Geistlichkeit war auf das peinlichste überrascht, und der Bischof Arseni von Rostow machte sich zu ihrem Sprecher. Aber das rechtgläubige Mütterchen Katharina machte wenig Umstände mit ihm. Sie ließ ihn kurzerhand vom heiligen Synod zur Absetzung und Verbannung in ein entferntes Kloster verurteilen, und der unbotmäßige Prälat verbrachte seinen Lebensabend in einem Kloster am Ausfluß der Dwina. Das Ökonomie-Kollegium aber erstand wieder, und die Geistlichkeit fügte sich blindlings.

Es fügte sich auch der Adel, als Katharina die ihm eben erst von Peter III. verliehene Freiheit von der Dienstpflicht wieder einschränkte. Wer in Rußland irgend politisch bewußt lebte, fühlte eben, daß die Frau, die jetzt auf der Kommandobrücke stand, das Staatsschiff ganz nach russischen Interessen lenkte. Katharina war in den Jahren, die sie vor ihrer Thronbesteigung in Rußland verlebte, ganz zur Russin geworden, und ihr unbändiger Wille zur Macht wollte und konnte nur befriedigt werden durch die Größe Rußlands, wie sie sie verstand. Sie hatte eine sehr übertriebene Vorstellung von seiner staatlichen Kraft, und sie wußte sie allen einzulösen, die mit ihr in Beziehung traten. Dieser Optimismus erfüllte bald alle regierenden Kreise.

Katharina war in der ersten Zeit ihrer Regierung durchaus von den Anschauungen erfüllt, die wir heute liberale nennen. Sie hatte die Werke Montesquieus und der anderen Franzosen ihrer Zeit, die die Ideen der Enzyklopädisten entwickelten, gelesen, und ihr Ideal war, als weise, gütige Friedensherrscherin im Inlande wie im Auslande gleich sehr verehrt und bewundert zu werden. Sie war auch politisch zu ungeschult, um gleich zu verstehen, daß die liberalen Grundsätze in dem Rußland ihrer Zeit nur mit äußerster Vorsicht und nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung gebracht werden konnten, aber klug genug, um das an der Hand der Erfahrung sehr schnell einsehen zu können. Sie wandte sich daher bald von den inneren Reformen ab und äußeren Eroberungen zu, bei denen leichter Lorbeeren zu gewinnen waren. Der Ausbruch der französischen Revolution trieb sie dann ganz ins reaktionäre Lager.

Im Kurland hatte nach der Verbannung Birons durch Elisabeth ein Sohn des Königs von Polen, der Herzog Karl von Sachsen

festen Fuß zu fassen gesucht. Katharina aber zwang ihn, das Land zu verlassen, und gab es Biron zurück, der naturgemäß engsten Anschluß an Rußland suchen mußte.

Während Katharina eine Reise durch Est- und Livland machte und auch Biron in Mitau besuchte, spielte sich in nächster Nähe von Petersburg eine Tragödie ab, die in ihrem Ausgang Katharina sehr willkommen sein mußte, ihr aber doch auch zeigte, wie gefährdet ihre Stellung immerhin noch war.

Der unglückliche Iwan wurde in Schlüsselburg, das auf einer Insel am Austritt der Newa aus dem Ladoga-See liegt, in harter Haft gefangen gehalten. Da er seit seinen Knabenjahren niemand sah als seine Wärter und nie ins Freie kam, war er geistig zurückgeblieben, scheint aber gut begabt und von ursprünglich sehr kräftigem Körperbau gewesen zu sein. Katharina hatte ihm als Wächter Kapitän Wlassjew und Leutnant Tschekin beigegeben, und eine von Panin ausgearbeitete Instruktion befahl ihnen, falls ein Befreiungsversuch gemacht würde, den sie nicht abwehren könnten, den „Arrestanten“ zu töten. Da die beiden Offiziere zu einem trostlosen Dasein verurteilt waren, immer wieder vergeblich um Ablösung baten und rohe Leute waren, ließ sich annehmen, daß sie nicht zögern würden, eventuell ihre Pflicht zu tun.

Nun lebte damals in Petersburg ein Leutnant Mirowitsch, ein Kleinrusse, dessen Vorfahren zu den angesehensten Kosakenführern gehört hatten, später aber als Verräter an Rußland ihre Güter verloren hatten. Mirowitsch hatte, wie jedermann, gehört, wie Elisabeth und erlebt, wie Katharina auf den Thron gekommen war. In beiden Fällen waren die beteiligten Gardeoffiziere mit Ehren überschüttet worden. Warum sollte ihm, Mirowitsch, nicht glücken, was den Orlows gelungen war? Er wußte, daß Iwan in Schlüsselburg gefangen gehalten wurde, und das Regiment, in dem er diente, das smolenskische, bezog dort oft die Wache. Mirowitsch vertraute sich noch einem Leutnant Uschakow an, und beide beschloßen, Iwan zu befreien und zum Kaiser zu machen.

Uschakow ertrank vor der Ausführung des Attentates auf einer Dienstreise, Mirowitsch aber beschloß nun, seinen Plan ganz allein auszuführen. Als er wieder in Schlüsselburg die Wache hatte, gewann er eine Anzahl der Soldaten und suchte sich mit ihrer Hilfe der Festung zu bemächtigen. Es kam zum Kampf, und die beiden mit der Bewachung Iwans betrauten Offiziere hielten

sich nun für berechtigt nach ihrer Instruktion zu handeln. Sie durchbohrten den schlafenden Iwan mit ihren Degen. Als der eindringende Mirowitsch die Leiche sah, gab er sein Spiel verloren und ließ sich verhaften (Juli 1764).

Die Untersuchung ergab, daß Mirowitsch und Uschakow geplant hatten, Uschakow solle mit einem gefälschten Ukas zu Wasser nach Schlüsselburg kommen und vom wachhabenden Mirowitsch die Auslieferung Iwans verlangen. Iwan sollte dann in das Artillerielager bei Petersburg gebracht und dort zum Kaiser ausgerufen werden. Da Katharina in Livland weilte, schien ihnen dieser Plan ausführbar. (Der Wenmarnsche Bericht bei Bilbassow Anhang).

Am 15. September wurde Mirowitsch hingerichtet. Er hatte während der Untersuchung alle Schuld auf sich genommen und die von ihm verführten Soldaten in jeder Weise zu entlasten gesucht; er ging auch jetzt mannhaft in den Tod, wie ein Spieler, der eben Unglück gehabt hat. Aber gerade dieses sein Verhalten ließ, neben der unerhörten Verwegenheit des Beginnens, das Gerücht entstehen, als sei hier ein abgekartetes Spiel getrieben worden. Mirowitsch sollte im Auftrage Katharinas gehandelt haben, um den erwünschten Vorwand zur Ermordung Iwans zu schaffen. Man habe ihm versprochen, ihn auf dem Richtplatz zu begnadigen, das Versprechen aber nicht gehalten.

Dieses Gerücht war wohl unbegründet.

Die Ermordung Iwans erregte in ganz Europa ungeheures Aufsehen und weckte auch in Rußland allgemeines Mitleid. Katharina selbst hätte sich Iwans am liebsten dadurch entledigt, daß er Mönch wurde, und seine Wärter hatten den Auftrag, ihn in diesem Sinne zu beeinflussen, fingen das aber, wie es scheint, sehr ungeschickt an und erreichten ihr Ziel nicht.

So peinlich auch Katharina durch die Entrüstung, die die Ermordung Iwans wachrief, berührt wurde, so war sein Tod doch immerhin ein ihr sehr willkommenes Ereignis. Es blieb nun nur noch ein Thronkandidat zu fürchten, Katharinas einziger Sohn, der Großfürst Paul.

Als die Katastrophe in Schlüsselburg sich ereignete, war Katharina ganz durch die polnischen Ereignisse in Anspruch genommen. Im September 1763 starb König August III. von Polen, und wie immer, wenn in Polen ein Thronwechsel eintrat, geriet darüber das ganze östliche Europa in Aufregung. Es gab in Polen eine mächtige

Partei, deren Mittelpunkt die Familie Czartoryski bildete, die einen Polen zum König gewählt sehen wollte und die sich mit der Hoffnung trug, in Anlehnung an Rußland diesem König wieder zu Macht zu verhelfen. Das lag nun allerdings nicht im Interesse Rußlands, aber Katharina ging scheinbar auf die Wünsche der „Familie“ — so nannte man die Czartoryskis — ein, zumal Poniatowski, ihr Thronkandidat, durch seine Mutter der „Familie“ angehörte. Katharina einigte sich mit Friedrich dem Großen zunächst dahin, daß beide nur die Wahl eines Polen zulassen würden. Sie kamen dann auch überein, unter allen Umständen zu verhindern, daß sich ein erbliches Königtum in Polen bildete (31. März 1764). Am 26. August wurde Graf Stanislaus Poniatowski zum König gewählt.

Im ganzen Osten Litauens und in ganz Kleinrußland waren die Bauern griechisch-katholisch geblieben, während der Adel, in erster Reihe durch die Schulen der Jesuiten, römisch-katholisch und damit zugleich polnisch geworden war. Unter dem Einfluß der Jesuiten hatte ferner der römische Katholizismus einen im höchsten Grade unduldsamen Charakter angenommen. Wer nicht römisch-katholisch war, war nicht nur von allen einflussreichen Ämtern ausgeschlossen, sondern sah sich auch allen Beleidigungen und Vergewaltigungen ausgesetzt. Hier nun fanden Katharina und Friedrich der Große eine erwünschte Handhabe, sich in die inneren Angelegenheiten der „Republik“ mit einem König an der Spitze zu mischen. Katharina wußte, daß ihr ganzes Volk hinter ihr stand, wenn sie für die mißhandelten Glaubensgenossen eintrat, und sie tat es ebenso rücksichtslos wie geschickt.

Der russische Gesandte, Fürst Repnin, verlangte kurz und bündig die Gleichstellung der Dissidenten, d. h. der Griechisch-katholischen und der Protestanten mit den römischen Katholiken. Das rief bei diesen unter der Führung des Bischofs von Krakau Soltyn den heftigsten Widerstand hervor. Der König, der persönlich kein Fanatiker war, glaubte immerhin mit der Mehrzahl der Nation rechnen zu müssen und hielt es deshalb mit den Katholiken. Es kam ihm vor allem darauf an, mit dem unseligen liberum veto aufzuräumen, der Bestimmung, daß alle Beschlüsse des Reichstages einstimmig gefaßt werden mußten. Er hoffte, wenn er jetzt in bezug auf die Dissidenten fest blieb, durchzusetzen, daß die Abgaben auf Grund von Majoritätsbeschlüssen erhoben werden könnten. Aber

er stieß dabei auf energischen Widerstand, den Repnin und der preussische Gesandte unterstützten. Unter dem Schutze der russischen Truppen entstanden nun überall Konföderationen der Dissidenten, die sich schließlich zu zwei großen, der von Sluck — Griechisch-katholische — und von Thorn — Protestanten — zusammenballten.

In der Konföderation von Radom sammelte sich dann alles, was in Polen russisch gesinnt war, und beschloß, künftig die Gesetze Polens unter die Garantie Rußlands zu stellen. Während der Reichstag von 1767 tagte, wurden die Führer der Katholiken, die Bischöfe von Krakau und Kiew, und ihre vornehmsten Anhänger verhaftet und nach Kaluga gebracht. Der von den Russen völlig eingeschüchterte Reichstag bewilligte dann den Dissidenten volle Gleichberechtigung. Beschlüsse über ökonomische Fragen sollte der Reichstag künftig durch Mehrheitsbeschlüsse fassen dürfen, für alle staatlichen blieb aber die Einstimmigkeit erforderlich.

Die römisch-katholische Partei antwortete auf diesen Beschluß durch die Konföderation von Bar, und es begann nun ein erbitterter Kampf gegen die Russen.

Die Konföderierten hofften auf den Beistand der Türkei, die auch von Österreich und Frankreich beschworen wurde, die Russen nicht zu Herren von Polen werden zu lassen. Sie waren auf diesen Beistand um so mehr angewiesen, als sich die Bauern in Podolien gegen sie erhoben und alle Edelleute, die in ihre Hände fielen, erschlugen. Ganz Polen war wieder einmal von den wildesten Parteikämpfen erfüllt.

In Konstantinopel siegte schließlich der Einfluß Österreichs und Frankreichs über den Rußlands und Preußens. Die Pforte erklärte Rußland auf Grund von Grenzverletzungen durch die russischen Truppen den Krieg (Oktober 1768).

Katharina war der Krieg willkommen, und sie betrieb die Vorbereitungen zu ihm mit der ihr eigenen Energie. Ein russisches Heer unter Rumjanzow drang im Herbst 1769 bis Jassy vor, und zugleich bearbeiteten russische Agenten wie einst unter Peter dem Großen die griechisch-katholischen Untertanen der Pforte, die Griechen, die Montenegriner, die Serben, die Bulgaren, um sie zum Aufstand gegen die Türkei aufzureizen. Eine starke russische Flotte ging unter Alexei Orlow ins Mittelmeer. Sie konnte zwar durch die Unterstützung des Aufstandes der Griechen auf Morea noch nicht viel ausrichten, schlug aber die türkische Flotte bei Chios und vernichtete

sie bei Tschesme (Juni 1770). Zu Lande aber schlug Rumjanzow die Türken am 7. Juli bei Larga, am 21. Juli bei Kagul. Ackermann und Bender wurden genommen, die Krim wurde fürchtbar verheert. Aber das folgende Jahr brachte weniger Erfolge, und obgleich die Russen schließlich bis über die Donau vordrangen, brachte der Frieden von Kutschuk-Kainardsche (Juli 1774) Rußland nicht die von Katharina erhofften Erfolge. Immerhin erreichte es freie Handelschiffahrt auf dem Schwarzen Meer, Kertsch, Jenikale, die Steppe zwischen Bug und Dnjestr. Noch wichtiger war, daß der Khan der Krim von der Türkei für unabhängig erklärt und damit im Grunde Rußland preisgegeben wurde.

Aber Katharina hatte, während noch der türkische Krieg im Gange war, in Polen ungleich größere Erfolge erreicht. Der anarchische Zustand Polens hatte schon mehrfach bei seinen Nachbarn die Idee einer Teilung des Landes angeregt. Jetzt entstand sie, als Prinz Heinrich von Preußen 1770 in Petersburg weilte, abermals. Katharina sah ein, daß sie die mittelbare Herrschaft über Polen wider den Willen Friedrichs nicht aufrecht erhalten konnte, und sie wußte, daß der Löwenanteil der Teilung doch Rußland zufallen mußte. So trat sie denn dem Plan näher, und man gewann auch die ihm widerstrebende Maria Theresia für ihn. Am 5. August 1772 fand die erste Teilung Polens statt, bei der Rußland das ganze östliche Litauen, 1775 Quadratmeilen mit 1 800 000 Einwohnern, gewann. Von den alten drei Aufgaben, die die Natur der Dinge dem sich zu Rußland erweiternden Großfürstentum Moskau gestellt hatte: an die Ostsee vorzudringen; die an Litauen gekommenen russischen Landschaften wieder zu gewinnen und mit den Resten der Tataren aufzuräumen, waren die beiden ersten nun gelöst.

Wir müssen jetzt um ein Jahrzehnt zurückgreifen, um Katharinas Regierung, soweit sie sich auf das Innere des Reiches bezog, zu verfolgen.

Katharina hatte sich während der letzten einsamen und sorgenvollen Jahre, die sie als Großfürstin verlebte, mit den Schriften der Franzosen der Aufklärungszeit bekannt gemacht, und sie war entschlossen, eine Regentin nach ihrem Herzen zu werden. Diese Schriftsteller machten damals die öffentliche Meinung Europas; Katharina konnte daher mit Sicherheit annehmen, daß sie auch ihr Lob in allen Tonarten singen würden. Und so ging sie denn ent-

schlossen mit dem Mut der Dilettantin ans Werk, ihr Rußland kurzerhand in einen Kulturstaat nach den neuesten Anforderungen der französischen Philosophen umzuwandeln. Es sollte wieder ein Semski Sjobor zusammentreten und durch eine neue Gesetzgebung die große Umwandlung vornehmen. Für diese Versammlung arbeitete sie zunächst allerhöchst selbst eine „Instruktion“ aus, in der sie fleißig Montesquieu und Beccaria ausschrieb und eigene humane Sentenzen allgemeiner Art hinzufügte. Sie las diese Instruktion stückweise ihren Ministern vor und erschreckte dadurch diese Herren, die zwar auch nicht viel, aber doch mehr als Katharina von dem Stand der Dinge wußten, nicht wenig. Es gelang ihnen denn auch mancherlei, was ihnen besonders gefährlich erschien, zu unterdrücken, die Instruktion enthielt aber immer noch 653 Paragraphen, die von allem und noch anderem handelten und von denen Panin sagte: „Das sind Axiome, die Mauern umwerfen können.“ Katharina selbst schrieb an Friedrich den Großen: „Sie werden sehen, daß ich es gemacht habe wie der Rabe in der Fabel, der sich mit Pfauenfedern schmückte. Nur die Anordnung ist von mir und hier und da eine Zeile oder ein Wort; zusammen vielleicht zwei oder drei Bogen, schwerlich mehr.“

Auf Grund dieser Instruktion, die noch heute liberalen Volksrednern als eine Fundgrube für ihre Weisheit dienen kann, sollte die Versammlung beraten.

Sie sollte aus 150 Vertretern des Adels, 200 der Städte, 50 der freien Bauern, 50 der „Inorodzn“, d. h. der Fremdstämmigen, also Kirgisen, Tataren usw., und 70 Vertretern der Grenzbezirke bestehen. Die Wähler sollten den Abgeordneten ihrerseits Instruktionen mitgeben, in denen sie ihre Wünsche zum Ausdruck brachten.

Die Beteiligung an den Wahlen war eine sehr geringe, und die Ausarbeitung der Instruktion machte den Wählern viel Kopfschmerzen. Die des Adels von Murom lautet kurz und bündig: „Wir haben keinen Grund über irgendwelche Bedrückungen Klage zu führen oder irgendwelche Bedürfnisse zu verlautbaren.“ Andere Versammlungen waren allerdings weniger bescheiden. Es kamen schließlich 1500 Instruktionen zusammen, von denen ein Abgeordneter allein 195 mit auf den Weg bekommen hatte.

Im August 1767 trat die Versammlung, der auch alle hohen Beamten angehörten, in Moskau zusammen und wurde mit großem

Pomp eröffnet. Es war für sie keinerlei Geschäftsordnung vorgeesehen, als daß eine Anzahl Kommissionen — 19 — gewählt werden sollten, deren Zusammensetzung aber Katharina kontrollierte. Sie ernannte auch ein aus drei hohen Beamten bestehendes Bureau, das die Verhandlungen leiten sollte. Diese selbst waren merkwürdig genug. Man beriet nämlich nicht etwa über einen Gesetzentwurf bis zu seiner Erledigung, sondern äußerte sich gruppenweise gutachtlich zu ihm, wenn man sich eben eine Ansicht gebildet hatte. Während z. B. über die Rechte der Kaufleute beraten wurde, verlas plötzlich ein Herr ein Gutachten über einen ganz anderen Gegenstand, der acht Tage vorher diskutiert worden war.

Die Versammlung wurde mit der Verlesung der Instruktion Katharinas und sämtlicher Instruktionen, die die Abgeordneten mitgebracht hatten, begonnen. Man kann sich denken, wie interessant das war. Man beschloß dann Katharina die Titel: die „Große, die Weise, die Mutter des Vaterlandes“ zu verleihen. Katharina beschränkte sich darauf, „Mutter des Vaterlandes“ zu heißen. Der englische Gesandte urteilte über dieses Parlament also:

„Um Ihnen eine richtige Idee von dieser Deputiertenversammlung zu geben, bitte ich Sie, eine Anzahl der unwissendsten unserer kleinen Kaufleute und Krämer aus Großbritannien und Irland, ferner einige Vertreter der amerikanischen Völker, welche Seiner Majestät untertan sind, und endlich einige Herren versammelt zu denken, denen die allgemeinen Grundsätze, die die Basis jeder gut organisierten Regierung bilden, völlig fremd sind, dann haben Sie vielleicht noch eine zu günstige Kopie des Originals, in dessen Besitz sich Rußland gegenwärtig befindet.“ (Bei Brückner.)

Katharina war zu klug, um nicht sehr bald zu erkennen, daß sich mit dieser „Gesetzgebenden Kommission“ — so hieß die Versammlung — praktisch nichts anfangen ließ. Sie ließ sie daher allmählich ihre Beratungen immer seltener halten und hob sie beim Ausbruch des Krieges gegen die Türken ganz auf. Sie hatte insofern ihr Werk getan, als sie alle Freunde der Aufklärung in Westeuropa für Katharina begeistert hatte.

Der eigentliche Krebschaden, unter dem Rußland während Katharinas Herrschaft und bis zu Alexander II. litt, war die Leibeigenschaft. Katharina sah das sehr wohl ein, sie mußte sich aber bald überzeugen, daß gerade sie nicht daran denken konnte, sie aufzuheben. Sie war durch den Adel auf den Thron gekommen und behauptete sich durch den Adel auf ihm. Aus Rücksicht auf ihn mußte sie das Joch der Leibeigenschaft, so sehr sie sie theoretisch

verurteilte, immer härter machen. Die Gutsherren erhielten das Recht, ihre Leibeigenen zu Zwangsarbeit in Sibirien zu verurteilen (1765); schon das Einreichen von Klagen gegen sie wurde mit der Knute bestraft.

Eine Gräfin Sjaltnkow hatte 138 ihrer Leibeigenen so mißhandeln lassen, daß sie unter den Händen ihrer Peiniger starben. Die Henker wurden dafür nach Sibirien geschickt, die Gräfin aber kam nur ins Kloster. Die Lage der Bauern war entsetzlich, sie wurden ganz willkürlich verkauft wie Tiere, und ihre Herren konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Katharina aber vermehrte die Zahl der Leibeigenen noch beständig, indem sie die freien Bauern zu Tausenden an ihre Günstlinge verschenkte. Es war üblich, daß jeder ihrer Liebhaber, wenn sie ihn entließ, mindestens 6000 Seelen, d. h. ebensoviel männliche Bauern mit ihrem Anhang bekam.

Im Jahre 1773 brach an der unteren Wolga unter der Führung des Kosaken Pugatschew ein Bauernaufstand aus, der sich bis in die Nähe von Moskau verbreitete und die größten Greuel zeitigte. Pugatschew gab sich für Peter III. aus und erklärte, seine Genossen seien die vornehmen Herren in Petersburg. Es bedurfte der größten Anstrengungen, bis es Graf Peter Panin, einem Bruder des Reichskanzlers, und seinen Gehilfen gelang, den Aufstand zu dämpfen. Pugatschew wurde 1775 in Moskau hingerichtet.

Der Krieg gegen die Türkei und noch mehr der Aufstand Pugatschews hatten Katharina bewiesen, daß die Organisation der Verwaltungsbehörden dringend einer Reform bedurfte und sie fand in dem Gouverneur von Nowgorod, zu dessen Bezirk damals auch noch die heutigen Gouvernements Twer, Pskow, Olonez und das westliche Archangel gehörten, Joh. Jak. Sievers, einen guten Berater. Es wurde beschloffen, die Verfassung von Est- und Livland zum Muster zu nehmen, und Katharina ließ sich zu diesem Zweck den estländischen Landrat von Ulrich kommen.

Rußland wurde in 50 Gouvernements geteilt, die ihrerseits wieder in Kreise zerfielen. Mehrere Gouvernements wurden wohl auch einem Statthalter oder Generalgouverneur unterstellt. Mittelpunkt des Gouvernements wurde die Gouvernementshauptstadt, in der der Gouverneur residierte; in jedem Kreise entstand, meist rein vom administrativen Gesichtspunkt aus, eine Kreisstadt. In den Gouvernements wie in den Städten suchte man nun auch korporative Bildungen zu schaffen. Während der Adel bisher nur eine örtlich

nicht begrenzte Bevölkerungsschicht gebildet hatte, gab es nun Kreisadelsmarschälle und je einen Gouvernementsadelsmarschall. Der Adel jedes Gouvernements durfte alle 3 Jahre zusammentreten und Beisitzer für die Gerichte sowie die Landräte wählen. Er wurde von der Verpflichtung zum Staatsdienst, der Kopfsteuer und von Körperstrafen befreit. Nur Edelleute durften künftig Leibeigene haben.

Die Bevölkerung der Städte zerfiel in Kaufleute, die je nach ihrem Vermögen drei Gilden zugeteilt wurden, Bürger (Meschtschane) und Handwerker, die Zünften angehörten. Sie wählten das Stadthaupt und sechs Ratsherren. Für den Eingang der Staatssteuern haftete die ganze Gemeinde.

Diese auf Grund der „Verordnungen über die Gouvernements“ (1775, 1780, 1785) entstandene Verfassung erhielt sich im wesentlichen bis in die Zeit Alexanders II., obgleich sie das Ziel, das Katharina vorschwebte, nicht erreichte. Solange noch jeder höhere Offizier und Beamte den erblichen Adel erhielt, konnte von der Bildung einer wirklichen landständigen Aristokratie keine Rede sein, und die dem Abendlande entlehnte Organisation der Bürgerchaften konnte ebenfalls in Rußland nicht Wurzel fassen. Das Zunftwesen, das eine Spezialisierung der Arbeit zur Voraussetzung hat, widersprach den Neigungen der Russen durchaus, und auch der russische Kaufmann brachte es nicht zu dem Lokalpatriotismus des deutschen. Nirgends bildete sich organisch gegliedertes Leben auf lokaler Grundlage. Ein solches setzt eine Freiheit voraus, die es in dem absolut regierten Rußland nicht gab.

Eine im Jahre 1782 zusammentretende „Kommission zur Gründung von Volksschulen“ sollte die Eröffnung von Elementarschulen in den Kreisstädten und von Mittelschulen in den Gouvernementsstädten durchsetzen, erreichte aber dieses Ziel nur in sehr beschränktem Maße. Auch der Plan, noch mehrere Hochschulen zu gründen, blieb unausgeführt. Wohl aber gefüllten sich zu den schon bestehenden Kadettenanstalten für Armee und Marine noch eine Artillerie- und eine Ingenieurschule. Als Erziehungsanstalt für die Töchter der Aristokratie entstand das Smolnische Institut in Petersburg.

Katharina war in allen diesen Dingen voll Initiative, aber es fehlte ihr an jener zähen Ausdauer, die im damaligen Rußland allein bleibende Erfolge verbürgte. Sie hat aber immerhin vielfach Saaten ausgestreut, die früher oder später aufgingen.

Die Krim war seit dem Frieden mit der Türkei ein selbständiges Reich geworden, aber ein viel zu schwaches, um sich Rußland gegenüber behaupten zu können. Nach heftigen Partekämpfen zwischen den Anhängern der Türkei und Rußlands mußte der russisch gesinnte Khan Schagin-Girei nach Taganrog fliehen und ein russisches Heer eroberte die Krim (1782.) Damit war die letzte tatarische Herrschaft in Europa gebrochen, der Räuberstaat, der durch drei Jahrhunderte so unsägliches Unheil über Rußland und Polen gebracht hatte, vernichtet.

Aber Katharina war weit davon entfernt, sich mit diesem Erfolg zu begnügen. Seit 1774 stand sie ganz unter dem Einfluß Potemkins, und er wußte ihre Phantasie mit den abenteuerlichsten Bildern zu erfüllen. Konstantinopel sollte die Hauptstadt eines griechischen Vasallenstaates werden, mit einem Enkel Katharinas als Kaiser an der Spitze; Rußlands Herrschaft sollte sich über Rumänen, Bulgaren und Serben bis an den Balkan ausdehnen. Die sonst so zielbewußte, nüchterne Katharina stand ganz im Bann Potemkins.

Katharina schloß sich, da sie wohl einsah, daß ihre abenteuerlichen Pläne bei Friedrich dem Großen auf Widerstand stoßen würden, an Kaiser Joseph II. Joseph kam nach Mohilew (1781), und man beschloß, Oesterreich solle für seinen Beistand gegen die Türken venetianisches Gebiet und die nordwestliche Türkei erhalten. Zunächst wurde, wie wir schon sahen, die Krim erobert und als „Taurien“ Rußland einverleibt. Katharina unternahm dann 1787 die Reise in die Krim, bei der ihr die berühmten „Potemkinschen Dörfer“ vorgeführt wurden. Der allmächtige Günstling sorgte dafür, daß Katharina ein ganz falsches Bild von den wirklichen Zuständen gezeigt wurde, und Katharina ließ sich gern täuschen. Zu vielen Tausenden wurden die Leibeigenen aus weiter Ferne herbeigetrieben, zugleich mit Vieh- und Schafherden, in Festgewänder gesteckt und als Dekoration der Landschaft verwendet. Girlanden verdeckten die elende Beschaffenheit der Wohnstätten, und eine ununterbrochene Reihe von Festen ließ Katharina und ihr zahlreiches Gefolge nicht zur ruhigen Betrachtung kommen. Im folgenden Jahre brach dann der zweite Krieg gegen die Türken aus. Die Oesterreicher verzettelten ihre Streitkräfte und erreichten darüber keine Erfolge, die Russen aber gingen in zwei Heersäulen vor. Rumjanzow operierte in der Moldau, Potemkin belagerte Otschakow, wo die russischen Galeeren die

türkische Flotte vernichteten. Im Dezember 1788 wurde dann auch die Stadt, wenn auch unter furchtbaren Verlusten, erobert.

Während die Streitkräfte Rußlands so im fernen Süden engagiert waren, machte Gustav III. von Schweden den Versuch, die Schweden durch Peter den Großen entrissenen Provinzen wiederzuerobern. Aber der Versuch schlug kläglich fehl. Katharina bewies jetzt eine bewunderungswürdige Tatkraft und Entschlossenheit, obgleich sie nur über wenig Truppen verfügte.

Und das Glück kam ihr zu Hilfe.

Eine Seeschlacht bei Hogland blieb unentschieden, aber Gustav wurde durch eine vor Fredrikshamn ausbrechende Verschwörung seiner Offiziere verhindert, diese Festung zu nehmen. Die Offiziere schlossen den Bund von Anjala und verlangten die Einberufung eines Reichstages. Nun schlugen auch die Dänen los und fielen in Schweden ein. Aber jetzt traten England und Preußen für Gustav ein und zwangen Dänemark, neutral zu bleiben. Es gelang dann Gustav, auf dem Reichstag von 1789 die Opposition niederzuzwingen, aber Katharina hatte sich unterdessen für den weiteren Kampf rüsten können. Eine Seeschlacht zwischen Bornholm und Gothland (Juli 1789) blieb unentschieden, die schwedische Scheerenflotte aber wurde (im August) bei Fredrikshamn geschlagen, und in Finnland richteten die Schweden nichts aus. Im folgenden Jahre (1790) siegten sie zwar zur See bei Swenskasund, aber Gustav sah doch ein, daß an bleibende Erfolge nicht zu denken war, und entschloß sich zum Frieden von Werelä (August 1790), der alles beim alten ließ.

Unterdessen wütete der Kampf gegen die Türkei fort. Sjuworow schlug die Türken bei Fokschani (August 1789) und am Rymnik (September 1789), die Österreicher nahmen im Oktober Belgrad. Im Dezember 1790 fiel Ismail, Repnin siegte bei Matschin. Da Potemkin im Oktober 1791 starb, kam es zum Frieden von Jassy (Januar 1792). Die Türkei erkannte die Eroberung der Krim durch die Russen an und trat die Steppen um den Bug ab, aber im ganzen entsprachen die Erfolge des Krieges keineswegs Katharinas Hoffnungen und den ungeheuren Opfern, die er Rußland an Menschen und Geld gekostet hatte.

Um so größere Erfolge winkten Katharina in Polen.

Wer in Polen politisch zu denken fähig war, mußte nach der ersten Teilung Polens einsehen, daß das Land hart vor seinem Untergang stand. Das Wahlkönigtum hatte die Magnaten daran

gewöhnt, sich vom Auslande bestechen zu lassen; die Forderung, daß jeder Beschluß des Reichstages einstimmig gefaßt werden mußte, machte einschneidende Reformen unmöglich. Wollte man die nationalen Kräfte zusammenfassen, so mußte der Adel den Städtern Konzessionen machen.

Es schien nicht unmöglich, dieses Programm durchzusetzen, denn die Freundschaft zwischen Rußland und Preußen hatte sich seit dem Beginn des Krieges mit den Türken gelockert. Man meinte in Berlin auf friedlichem Wege in den Besitz von Thorn und Danzig gelangen zu können und glaubte unter dieser Voraussetzung an dem Fortbestehen Polens interessiert zu sein.

Es gelang, auch den König Stanislaus für die Reform zu gewinnen, und am 3. Mai 1791 wurde dem Reichstag der Entwurf einer neuen Verfassung vorgelegt. Die Monarchie wurde nach ihm eine erbliche. Die Krone ging nach dem Tode des kinderlosen Königs auf den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen über, dessen einzige Tochter einen polnischen Magnaten heiraten sollte. Das liberum veto wurde abgeschafft, ebenso das Recht, Konföderationen zu bilden. Die Städte sollten 24 Abgeordnete in den Reichstag schicken, die Dissidenten alle bürgerlichen Rechte genießen.

Man benutzte die Abwesenheit vieler Reichstagsmitglieder, um die Annahme des Entwurfes durchzusetzen, aber ein Teil der Sendboten protestierte und erklärte den Akt für ungesetzlich. Mittlerweile hatten sich Preußen und Rußland wieder genähert, und Katharina hatte den Krieg mit der Türkei beendet. Ihre Truppen umgaben Polen von allen Seiten, und ihr Geld wurde nicht gespart.

Am 11. Mai 1792 traten alle Anhänger der alten Monarchie zur Konföderation von Targowicz zusammen, um die polnische „Freiheit“ wieder zu erlangen, und riefen die Hilfe Katharinas an. Sie wurde gern gewährt. Von allen Seiten rückten russische Truppen in Polen ein und schlugen den bewaffneten Widerstand bei Dubienca nieder (Juli 1792). Die Preußen aber nahmen Danzig und besetzten das westliche Polen. Nun ließ auch der König die Reformer im Stich und trat sogar der Konföderation von Targowicz bei. Auf dem Reichstage in Grodno trat Polen Wolhynien und Minsk, 4500 Quadratmeilen an Rußland, Danzig, Thorn, Posen, Gnesen und Kalisch — 1000 Quadratmeilen — an Preußen ab (1793). Kaum ein Drittel des Landes blieb noch selbständig und auch das nur auf kurze Zeit.

Als sich die polnischen Patrioten im März 1794 in Krakau erhoben und die Russen auch aus Warschau vertrieben, rückten Russen und Preußen ein. Führer der Polen war Thaddäus Kosciuszko, der das Kriegshandwerk in Nordamerika gelernt hatte, aber kein Feldherrntalent besaß. Immerhin wußte der edel geartete Mann seine Landsleute mit Begeisterung zu erfüllen. So fochten sie mit dem Mute der Verzweiflung, wenn auch ohne Erfolg. Kosciuszko selbst fiel bei Macziejowice schwer verwundet in die Hände der Russen (Oktober 1794), am 4. November erstürmte Szuworow Praga, die Vorstadt Warschaus. Stanislaus August mußte nun die Krone niederlegen und bis zu seinem Tode (1798) in Petersburg leben. Polen aber wurde nun endgültig verteilt, indem Österreich 700 Quadratmeilen, Preußen 1000 — das Land westlich der Weichsel mit Warschau —, Rußland alles übrige erhielt. Auch der letzte Herzog von Kurland, Peter Biron, dankte nun zugunsten Rußlands ab.

Rußland war jetzt weit über das altrussische Programm hinaus nach Westen vorgeedrungen, indem es sich auch den größten Teil des katholischen Polens einverleibt hatte. Nicht zu seinem Glück, denn Polen blieb eine ewig eiternde Wunde an seinem Leibe.

Katharina besaß in höchstem Maße das Mitteilungsbedürfnis, das für die Menschen des XVIII. Jahrhunderts so charakteristisch ist. Sie korrespondierte rastlos mit jedermann, der mit ihr in Berührung kam, mit Voltaire und den französischen Enzyklopädisten, mit ihrem Agenten Grimm in Paris, mit ihren Ministern und Generälen, ihren Freunden und Freundinnen. Sie benutzte diese Korrespondenzen, soweit sie mit Ausländern geführt wurden, sehr geschickt zu politischen Zwecken und verleugnete oder entstellte, wenn es ihr wünschenswert erschien, die Wahrheit mit einer unglaublichen Keckheit. Alles, was sie beschäftigte, fand einen schriftlichen Niederschlag; die „Instruktionen“, die sie den von ihr ernannten Kommissionen mit auf den Weg gab, waren immer literarische Abhandlungen. Sie verfaßte auch ihre Memoiren und schrieb für sich nieder, was ihr durch den Kopf ging. Aber das alles genügte ihrem literarischen Tatendrang noch nicht. In ihrer liberalen Zeit war sie eine eifrige Mitarbeiterin an dem von ihr ins Leben gerufenen Blatt: *Wszakaja Wsjatschina* (Allerlei) und machte in ihm Propaganda für ihre Ideen, indem sie die Reaktionäre und die Hypermodernen verspottete. Sie verfaßte aber auch 14 Lust- und Schauspiele, neun Opern und sieben sogenannte Sprichwörter, d. h. Dramatisierungen von solchen. Da

Katharina keine Dichterin war, sind die von ihr auf die Bühne gebrachten Personen nicht Typen, sondern nur Träger gewisser Fehler oder Vorzüge ohne individuelle Färbung. Einige der Stücke sind aus der fernsten russischen Vergangenheit geschöpft und bringen Rurik oder Helden der russischen Volks Sage im Gewande des XVIII. Jahrhunderts auf die Bühne. Katharina hatte die Fürstin Daschkow zur Präsidentin der Akademie gemacht und hatte auch eine russische Akademie gegründet. Auch an der von dieser herausgegebenen Zeitschrift arbeitete sie eifrig mit.

Ein streng geregelter Tagesverlauf machte es Katharina möglich, diese umfassende Tätigkeit zu entfalten. Sie stand um 7 Uhr auf, machte im Sommer einen kurzen Spaziergang im Garten und trank dann Tee. Sie arbeitete von 9—1, aß zu Mittag und blieb bis 6 wieder allein. Der Abend gehörte geselligen Freuden, bei denen Katharina alle Welt zu entzücken wußte.

Seltsam geregelt und in ein System gebracht waren auch die Ausschreitungen dieser merkwürdigen Frau. Der intime Umgang mit Männern war ihr unentbehrlich. Zehn Jahre lang stand ihr Gregor Orlow zur Seite, dann aber löste ihn eine lange Reihe von Günstlingen ab, die größtenteils nur solche waren. Selbst Potemkin mußte sich darin finden, diese Leute gewähren zu lassen. Es gab ihrer nach und nach neun. Sie waren alle Russen, und sie gehörten alle dem kleinen Adel an; insofern sprach bei ihrer Wahl die Politik mit, während sonst nur das bestechende Äußere entschied. War die Wahl auf einen Leutnant gefallen, so hatten erst ein englischer Leibarzt und die Gräfin Bruce ein Gutachten über den Kandidaten abzugeben. Biel es günstig aus, so bezog der neue Favorit die für ihn bestimmten Gemächer im Palais und Katharina erschien abends an seinem Arm in der Hofgesellschaft, die nun Bescheid wußte. Wurde er später verabschiedet, so überhäufte ihn Katharina mit Geschenken, verlieh ihm mindestens 6000 Seelen, d. h. männliche Leib eigene und große Geldsummen. Leo Engelhardt schildert in seinen Memoiren das Treiben des Favoriten Soritsch, der 1777 bis 1778 Favorit war, nach dessen Entlassung so:

„Soritsch erhielt das Städtchen Schklow mit 13000 Seelen. Das Schloß war immer voll von Leuten jeden Standes, jeden Berufs und jeder Nation. Diese waren Verwandte oder frühere Kameraden von Soritsch und lebten ganz auf seine Kosten; ferner waren da entlassene Offiziere, die sonst keine Unterkunft fanden, Spieler, Abenteurer jeder Art, Ausländer von jeder Nation, der Auswurf und Abhub aller Völker. Soritsch nahm alle freundlich auf, für alle

war der Tisch gedeckt. An seinem Namenstage strömten von allen Seiten Fremde herbei, ebenso zu den zwei Jahrmärkten, die immer zwei Wochen lang und länger gefeiert wurden. Es gab dann Liebhaberopern und Schauspiele, Bälle, Maskeraden, Karusselle, Feuerwerke. Die Kadetten des von Soritsch gegründeten Kadettenkorps führten militärische Evolutionen vor oder leiteten Bootpartien. Mit einem Wort, es gab keinen Genuß, den dieser Wirt seinen Gästen nicht bot, und viele gewannen im Spiel ein Vermögen."

Aber was waren die Schätze von Soritsch gegen die Unsummen, die Orlow, die Potemkin erhielt! Potemkin bekam im Laufe der Zeit gegen 50 Millionen Rubel; die den Favoriten geschenkten Summen wurden zusammen auf an die 100 Millionen geschätzt. Ein unsinniger Luxus erfüllte die russischen Hofkreise und drang von ihnen aus auch in weitere Schichten des Volkes.

Wie blasiert die Favoriten schließlich waren, davon ein Beispiel. Nach einem fröhlichen Souper verfiel Potemkin in Nachdenken und hielt folgendes Selbstgespräch:

„Kann ein Mensch glücklicher sein als ich? Alle meine Wünsche haben sich wie durch Zauber erfüllt: mich verlangte nach einem hohen Amt — ich habe es; nach Orden — ich besitze sie. Ich spielte gern — und ich habe unzählbare Summen verspielen können; ich gab gern Feste, und ich konnte prachtvolle Veranstaltungen; ich kaufte gern Güter — und konnte sie erwerben; ich baute gern Häuser — und ich konnte Paläste errichten; ich liebte teure Dinge — und ich besitze so viele und so seltene wie keine andere Privatperson; mit einem Wort, ich konnte allen meinen Begierden in vollem Maße nachgehen."

Als Potemkin das gesagt hatte, sprang er auf, zerschmetterte seinen Teller auf dem Fußboden, ging in sein Schlafzimmer und verschloß die Tür.

Die ungeheuren Summen, die die Hofhaltung Katharinas und die von ihr geführten Kriege verschlangen, wurden hauptsächlich durch die Ausgabe von Papiergeld beschafft. Schließlich aber war das Land auf das äußerste verarmt und kaum noch imstande, die für den Staatshaushalt erforderlichen Summen aufzubringen.

Es sind uns von Katharina viele Bilder erhalten. Sie muß nach ihnen sehr reizvoll ausgesehen haben, und das stimmt auch mit den Berichten der Zeitgenossen überein. Rülhière schildert sie so:

„Sie ist von angenehmer und vornehmer Gestalt, ihr Gang ist stolz, ihre Haltung von Anmut erfüllt. Sie hat das Aussehen einer Fürstin, alle ihre Züge verkünden einen großzügigen Charakter. Der Halsansatz ist sehr schön, die Stirn breit und offen, die Nase fast eine Adlernase; der frische Mund hat schöne Zähne; das Kinn ist etwas zu groß und ein Doppelkinn, obgleich Katharina nicht fett ist. Die sehr schönen Haare sind kastanienbraun, die Brauen braun, die Augen braun und sehr schön. Sie erscheinen manchmal durch Lichtreflexe blau."

Die Vigée-Lebrun beschreibt die schon alternde Kaiserin so:

„Ich war anfangs sehr erstaunt, sie sehr klein zu finden; ich hatte sie mir von wunderbarer Größe gedacht, so groß wie ihr Ruf. Sie war sehr stark, hatte aber noch ein schönes Gesicht, das ihre weißen Haare wunderbar umrahmten. Das Genie schien auf ihrer breiten und hohen Stirn zu thronen, die Augen waren sanft und fein, die Nase war ganz griechisch, die Hautfarbe sehr belebt, der Gesichtsausdruck lebhaft.“ (Bei Wallizewski.)

Katharina war von ungemein heiterem Temperament und von großer natürlicher Gutmütigkeit, die aber allerdings sofort zurücktrat, sobald ihr Interesse in Frage kam oder ihre Eitelkeit verletzt wurde. Neben dem Willen zur Macht war die Eitelkeit die sie ganz beherrschende Leidenschaft. Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß auch die plumpste Schmeichelei ihr willkommen war.

Für die Kunst hatte Katharina keinerlei Verständnis. Von unseren deutschen Schriftstellern fesselten sie Nicolai und Thümmel.

Sie hatte Deutschland keinerlei Anhänglichkeit bewahrt und hatte auch nur wenig Familiensinn. Sie hatte eine große Abneigung gegen ihren Sohn Paul und nur ein mäßiges Interesse an ihrem Sohn Bobrinski. Um ihre anderen natürlichen Kinder kümmerte sie sich kaum.

In religiöser Beziehung war sie ganz indifferent, beobachtete aber alle Bräuche der Kirche sorgfältig.

Katharina starb am 6./17. November 1796.

Die Regierung Katharinas brachte der russischen Literatur einen großen Aufschwung. Ihre geistvolle Persönlichkeit, ihre liberalen bildungsfreundlichen Anschauungen während der ersten Hälfte ihrer Regierung, ihr Beispiel, der Glanz ihres Hofes und ihre Erfolge nach außen — das alles wirkte zusammen, um nach allen Richtungen hin anregend zu wirken. Wir sahen schon, wie Katharinas „Instruktionen“ zu moralischen Abhandlungen wurden, wie sie selbst Stücke schrieb und sich journalistisch betätigte. Ihrem Beispiel folgten bald eine ganze Anzahl von Männern, die sich je nach ihren Anlagen auf verschiedenen Gebieten der Literatur versuchten. Die einen pflegten nach dem Beispiel der französischen Pseudoklassiker das hohe Drama; andere geißelten in Lustspielen die Schwächen ihrer Zeit; die dritten besangen in langen Epen die russische Vergangenheit, wie sie sie verstanden. Da nur der Adel in der Lage war, seinen Kindern wenigstens die Elemente der Bildung mit auf den Lebensweg zu geben, gehörten alle diese

Schriftsteller ihm an, und weist ihr Lebensweg viel Gemeinsames auf. Sie wurden schon als Kinder in den Listen eines Garderegiments geführt, besuchten eine der Moskauer mittleren Lehranstalten und traten dann bei ihrem Regiment ein, um früher oder später in den Zivildienst überzugehen. Nicht minder gemeinsam war die Richtung ihrer Tätigkeit: sie fühlten sich als Pädagogen, als Erzieher ihres Volkes, und als bestes Erziehungsmittel erschien ihnen die Satire. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein pädagogisches Zeitalter. Man nahm mit Rousseau an, daß der Mensch als unbeschriebenes Blatt auf die Welt komme und bemühte sich, dieses Blatt mit den edelsten Schriftzügen zu bedecken. Die Verirrungen der Menschen aber glaubte man am besten mit Spott zu bekämpfen.

Die russischen Zustände unter Katharina forderten aber noch ganz besonders zur Satire heraus; denn es standen sich zwei feindliche Welten schroff gegenüber: das alte selbstzufriedene, bildungsfeindliche moskowitische und das neue angriffslustige, bildungsfrohe Rußland der neuen Zeit. Die Reformer, die sich in ihrem Streben mit Katharina eins wußten, wurden wie diese nicht müde, die Unbildung und Trägheit des Adels, die Habgier und Bestechlichkeit der Richter und Beamten zu verspotten. Aber auch der Übereifer, mit dem man die äußeren Formen der abendländischen Kultur vielfach annahm, rief die Satire wach. Und endlich: die liberale Schriftstellerin auf dem Thron war doch immerhin Selbstherrscherin, und ihre sich ablösenden Liebhaber waren zum Teil sehr gewalttätige Naturen. Da ließ sich denn im Gewande der Satire manches sagen, was, positiv ausgedrückt, leicht schlimme Folgen nach sich ziehen konnte.

Auch unter einem liberalen und natürlich erst recht unter einem konservativen absoluten Regiment ist für Mannesmut und Mannes-zorn der Untertanen kein Platz; darum nahm die russische Literatur von Anfang an eine negative Richtung und blieb in ihr, zu großem Schaden des Volkes, bis heute. Sie war und blieb immer im Grunde eine Literatur der Anklage, stand immer im Gegensatz zu den bestehenden Verhältnissen und bekämpfte sie mit mehr oder weniger verstecktem Hohn. Viele Schriftsteller büßten das durch harte ihnen auferlegte Strafen; wer sich immer so geschickt auszudrücken wußte, daß er ihnen entging, litt doch schweren Schaden an seinem Charakter. So haben die vielen Talente, die Rußland auf diesem Gebiet hervorbrachte, sich meist nicht ganz ausgeben können, so war das Leben vieler reich begabter Schriftsteller ein tragisch verlaufendes.

Es gab schon unter Elisabeth, deren Lebens- und Vergnügungslust unerfättlich waren, in Petersburg ein französisches Theater und italienische Opernvorstellungen. Der Sohn eines Kaufmanns in Jaroslawl, Feodor Wolkow, hatte diese Vorstellungen besucht, war von einer Leidenschaft für das Theater ergriffen worden und hatte in Jaroslawl eine Truppe zusammengebracht und ein stehendes Theater errichtet. Sie siedelte auf Wunsch der Kaiserin 1752 nach Petersburg über, und zu ihrem Direktor wurde Ssumarokow ernannt.

Alexander Ssumarokow (1717—1777) war von vornehmer Familie und im „Adlichen Kadettenkorps“ erzogen worden. In diesem herrschte ein auffallend reges geistiges Leben. Die Kadetten versuchten sich gern als Dichter und traten auch in dem intimen Hoftheater als Schauspieler auf. Als Adjutant Kasumowskis schrieb Ssumarokow 1747 seine erste Tragödie „Chorew“ und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Kaiserin. Er hat dann noch Tragödien und Komödien nach dem Muster der Franzosen verfaßt, die zwar vielfach in Rußland spielen, aber ganz unrußsisch empfunden sind. Außerdem dichtete er Idylle, Eklogen, Oden ohne Zahl, die aber alle auch nur Nachahmungen sind. Persönlich war Ssumarokow wie die meisten rußsischen Poeten seiner Zeit von maßlosem Selbstgefühl und wenig verträglicher Gemütsart. Das tritt besonders in seinen Epigrammen und Fabeln hervor. Katharina war ihm anfangs freundlich gesinnt, er brachte sich aber bald durch sein persönliches Treiben um ihre Sympathie.

Ungleich talentvoller als Ssumarokow war Denis Fon-Wisjin (1744—1792). Er war der Sohn eines angesehenen Landadelmannes, studierte in Moskau, diente im Ssemenowschen Garderegiment und war dann dem Kabinetminister Jelagin attachiert. Später war der Graf Nikita Panin sein Gönner. Von den Werken Fon-Wisjins sind außer seinen Memoiren zwei wirklich bedeutend: der Schwank „Der Brigadier“ und das Lustspiel „Nedorosl“.

In „Der Brigadier“ geißelt Fon-Wisjin mit ausgelassener Lustigkeit die Unbildung, in „Nedorosl“ mit ernstem Hintergrunde die schlechte Erziehung seiner Zeit- und Standesgenossen. Obgleich in beiden Stücken noch Tugend und Laster sich, in den Personen verkörpert, symmetrisch gegenüberstehen, ist in diesen Arbeiten doch schon ungleich mehr persönliches Leben als in den Stücken Katharinas, Ssumarokows und anderer. Im „Nedorosl“ stört das dick auf-

getragene Lob einer Vergangenheit, die angeblich besser gewesen sein sollte als die Gegenwart.

Der eigentliche Sänger Katharinas und ihres Ruhmes war Gabriel Derſchawin (1743–1816). Auch er hat in interessanten Memoiren seine Jugend geschildert. Von vornehmer Geburt erwuchs er in ärmlichen Verhältnissen, diente dann im Preobraschenskschen Regiment und brachte es später im Zivildienst bis zum Justizminister. Wie er sich auf dem Wege zu dieser Höhe zwischen den Rivalen Potemkin und Subow geschickt durchzuschlängeln wußte, erzählt er selbst naiv genug. Seine Ode „Seliza“ erregte die Bewunderung der geschmeichelten Katharina, und die Oden, in denen er die ruhmvollen Tage ihrer Regierung verherrlichte, blieben immer seine besten Dichtungen. Er war wesentlich positiv gerichtet. Außer seinen Oden und anderen Inrischen Dichtungen hat er auch Tragödien und Operntexte verfaßt.

Als „russischer Homer“ wurde der Verfasser des Epos: „Rossiade“, der als Mensch höchst achtungswerte Michail Cheraskow (1733 bis 1807) von den Zeitgenossen sehr gefeiert, obgleich er sich als Mäzen größere Verdienste erwarb, als als Dichter dieses die Eroberung Kafans durch Iwan den Schrecklichen verherrlichenden sehr langweiligen Epos.

Unter den Journalisten der Zeit war Nikolai Nowikow (1744 bis 1818) der bedeutendste, ein geistreicher Schriftsteller und aufopfernder Patriot, der leider schließlich dem Mißtrauen der alternen Katharina zum Opfer fiel und in Schlüsselburg gefangen gehalten wurde, bis der Regierungsantritt Pauls den Gebrochenen befreite. Er hatte als Freimaurer das Schicksal seiner Bundesgenossen geteilt. Nowikow ist eine der interessantesten Persönlichkeiten dieser Zeit, begeistert von ihren Ideen, und von einer bei den Russen des 18. Jahrhunderts sehr seltenen Ausdauer im Kampf um sie und um ihre Verbreitung.

Kaiser Paul.

Paul gehörte zu den Menschen, die zum Unglück geboren sind. Sobald er zur Welt gekommen war (20. September 1754), nahm ihn Elisabeth seiner Mutter fort und überließ ihn der Pflege alter russischer Frauen, die den Zarewitsch in Zobelfelle hüllten und in jeder Weise verzärtelten.

Katharina sah ihr Kind zu Ostern 1755 zum dritten Male. Sie hatte keine Neigung, es zu lieben, denn sein Vater, der ihr mehr und mehr verhaßt wurde, schwankte, ob er es als das seine anerkennen sollte. Als sie dann den Gatten stürzte, stand dieses Kind zwischen ihr und dem Thron. Indem sie ihn an Pauls Statt bestieg, wurde ihre Herrschaft eine durchaus illegitime. Der Erzieher Pauls, Graf Nikita Panin, war für seine Rechte eingetreten, hatte sich dann gefügt, aber blieb, da Katharina seine Dienste als Reichskanzler nicht entbehren konnte, immerhin in einer Stellung, die ihr Besorgnis einflößte. Von ihm konnte jederzeit eine Revolution zugunsten seines Zöglings ausgehen. So blieb Paul für Katharina immer der Gegenstand nicht nur der Abneigung, sondern auch eines unausrottbaren Mißtrauens.

Paul war, wohl in Folge der Verzärtelung durch Elisabeth, ein kränkliches, nervöses Kind. Er war acht Jahre alt, als die Revolution erfolgte, die seine Mutter auf den Thron brachte und seinem Vater das Leben kostete. Was mag an jenem Tage durch seine Seele gegangen sein! Er war ein begabter, zunächst gut aussehender Knabe, der scharf beobachten konnte, und er mag, während seine Mutter, gefolgt von der Soldateska, sich dem Winterpalais näherte, große Furcht empfunden haben. Er blieb denn auch furchtsam und mißtrauisch sein Leben lang. Nach der Aussage eines seiner Lehrer war er als Knabe ferner immer von einer rastlosen Ungeduld erfüllt.

Seine Zuneigung, die sich stürmisch äußerte, war leicht zu gewinnen, aber schwer zu erhalten.

Panin, der in Paul eine Art Geißel sah, gestattete nicht, daß sein Zögling ohne ihn den Palast verließ, und da er als Reichskanzler sehr in Anspruch genommen war, so kam Paul selten an die Luft. Panin speiste aber gern mit ihm zusammen und sprach dann mit den zum Hofstaat gehörenden Herren über Dinge, die nicht für einen Knaben bestimmt waren. Er ließ auch Paul wahllos französische Romane lesen, so wahllos, daß das Kind wohl einmal selbst von ihrem Schmutz angeekelt wurde.

Paul war als Sohn seines Vaters noch Herzog von Holstein. Das erregte das Mißtrauen Katharinas. Sie ging daher für den noch unmündigen Sohn auf den immer wiederholten Vorschlag der Dänen ein und veranlaßte den dreizehnjährigen Paul, darin zu willigen, daß Holstein gegen Oldenburg ausgetauscht wurde. Das erhielt dann einen Prinzen aus dem Hause Gottorp als Regenten.

In die Staatsgeschäfte sollte Paul von einer der schlimmsten Kreaturen Katharinas, Teplow, eingeführt werden. Er erteilte diesen Unterricht absichtlich so langweilig, daß Paul auf lange hinaus einen Abscheu vor allen Akten bekam.

Paul war neunzehn Jahre alt, als Katharina ihn mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, die nach ihrem Übertritt Natalie Alexejewna hieß, verheiratete. Er begegnete ihr zuerst in Berlin, wo er von Friedrich dem Großen in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen wurde und Eindrücke empfing, die sich nie wieder verwischten. Wie einst sein Vater, so blieb auch er nun sein Leben lang ein eifriger Verehrer preussischen Wesens, aber wie jener, so haßte auch er mehr an seiner äußeren Erscheinung als an seinem Kern. Das, was beiden imponierte, war weniger das eiserne Pflichtgefühl, das sich in Preußen ausgebildet hatte, als der Drill, der barsche Befehl, der blinde Gehorsam.

Die junge Großfürstin scheint aus ähnlichem Holz geschnitzt gewesen zu sein wie Katharina, aber sie verfügte nicht über deren bezaubernde Lebenswürdigkeit und Heiterkeit.

Eine verschlossene Natur war sie von brennendem Ehrgeiz erfüllt, und sie hätte wohl bei längerem Leben noch viel Unheil über Paul gebracht, der sie sehr liebte. Katharina wurde bald mißtrauisch gegen diese Schwiegertochter und trauerte nicht, als sie im ersten Wochenbett starb (15. April 1776). Paul aber erfuhr nach

ihrem Tode, daß sie ihn mit seinem liebsten Freunde, dem Grafen Rasumowski, hintergangen hatte.

Katharina wollte noch einen Thronerben haben, eine Geißel gegen etwaige Throngelüste Pauls und drang deshalb darauf, daß er sich sofort wieder verheiratete. Noch im September desselben Jahres wurde die Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg, die in Rußland Maria Feodorowna hieß, seine zweite Frau. Sie war ein vortrefflicher Charakter, grundgütig und sanft, und sie wurde für eine Reihe von Jahren Pauls guter Engel, aber auch sie konnte ihn nicht vor den Folgen der Verhältnisse schützen, unter denen er lebte.

Sobald dem jungen Paar ein Sohn geboren war, der Großfürst Alexander (12. Dezember 1777) nahm Katharina ihn zu sich und behielt ihn ständig an ihrer Seite. Und so verfuhr sie mit allen Kindern Pauls. Sie ließ diesen selbst in keiner Weise teilnehmen an den Staatsgeschäften und verurteilte ihn zu absolutem Müßiggang. Während ihre sich ablösenden Favoriten in asiatischem Luxus schwelgten, konnte der legitime Thronerbe kaum die Kosten seiner Hofhaltung bestreiten.

Katharina gab, wie wir schon sahen, als sie dem abenteuerlichen Plan faßte, ein byzantinisches Reich zu begründen, die Hinnéigung zu Preußen auf und wandte sich Österreich zu. Um nun auch Paul für Österreich zu gewinnen, sollte er in Gesellschaft seiner Frau nach Wien gehen und zugleich eine größere Reise an die europäischen Höfe unternehmen. Nur Berlin durfte das junge Paar nicht besuchen.

Als Graf und Gräfin von Norden gingen nun Paul und seine Gemahlin zunächst nach Wien, dann nach Neapel und schließlich nach Paris (September 1781 bis November 1782). Sie wurden überall glänzend aufgenommen, aber Katharinas Absicht wurde nicht erreicht, Paul behielt seine Vorliebe für Preußen bei. Die immerhin frohen Eindrücke, die die Reise gewährt hatte, ließen aber die Verhältnisse, in die Paul zurückkehrte, nur noch trostloser erscheinen. Der Großfürst blieb auch jetzt ganz unbeschäftigt und mußte das Treiben seiner Mutter, deren Favoriten ihn auf das nichtachtendste behandelten, zähneknirschend mit ansehen. Katharina hatte ihm Gatschina, ein Lustschloß, das früher Orlow gehörte, geschenkt, und hier hielt Paul den größten Teil des Jahres über einen trübsinnigen Hof. Vergeblich bat er um die Erlaubnis, den Krieg

gegen die Türkei mitmachen zu dürfen. Als der Krieg mit Schweden ausbrach, durfte er zwar zur Armee abgehen, aber er erhielt kein Kommando und durfte auch nur kurze Zeit auf dem Kriegsschauplatz verweilen.

In der Langweile Gatschinas beschloß Paul an einer kleinen Truppe die Reformen, die er für das russische Heer plante, auszuprobieren. Katharina ließ ihn hierin gewähren, weil sie mit Bestimmtheit annahm, daß der Plan auf eine Spielerei herauskommen würde wie einst bei seinem Vater in Oranienbaum. Und so geschah es auch. Nach und nach wuchsen die Truppen von Gatschina heran zu 4 Bataillonen Infanterie (zirka 1700 Mann), 4 Regimentern Kavallerie (zirka 600 Mann) und einigen Batterien Artillerie. Paul kleidete sie in Uniformen nach dem Muster der Truppen Friedrich Wilhelms I. und drillte sie vom Morgen bis zum Abend.

Voll Verachtung und Spott sahen die Gardeoffiziere Katharinas auf diese neuen Kameraden, voll Verwunderung betrachtete sie in ihren ungewohnten Uniformen das Volk, wenn sie sich in Petersburg sehen ließen. Katharina amüsierte sich königlich, wenn ihr Enkel Konstantin die steifen Manieren seines Vaters nachmachte, und der Hof empfand nicht anders, wenn Paul sich unter das ausgelassene Treiben um die Kaiserin begeben mußte. Als Paul einmal an der Hofstafel einer von dem letzten Favoriten Katharinas, Platon Subow, einem zwanzigjährigen Sant, ausgesprochenen Meinung zustimmte, fragte der Freche: „Habe ich denn eine Dummheit gesagt?“

In dem langjährigen Müßiggang hatte sich Pauls Phantasie nur zu sehr entfalten können. Er hatte schon als junger Mensch Visionen, glaubte einmal, daß Peter der Große neben ihm herging und zu ihm sprach: „Armer Paul, ich nehme Anteil an deinem Schicksal und wünsche, daß du dich nicht zu sehr ans Leben hängst, der du es nicht lange behalten wirst. Lebe aber gerecht, und dein Ende wird ein ruhiges sein. Fürchte Gewissensbisse, sie sind die schwerste Strafe einer edlen Seele.“ Er suchte auch Trost in der Religion, vertiefte sich in Thomas a Kempis und Arnolds „Wahres Christentum“, aber zugleich bildeten sich in ihm gewisse Ideen zu Manien aus. Das zügellose Treiben, das infolge von Katharinas Nachsicht nachgerade das ganze Staatsleben durchdrang, ließ ihm eine absolute Zentralisation der Regierung als Ideal erscheinen. Der Wille des Selbstherrschers sollte den Staat ganz durchdringen, ihn allein leiten.

Alle Beamten sollten nur blindlings gehorchende Werkzeuge des Kaisers sein. Pauls Selbstgefühl als künftiger Monarch war ins Maßlose gesteigert. Aber zugleich machte sich auch der Charakterzug bemerklich, der schon beim Knaben Paul zutage getreten war, er blieb wetterwendisch und launenhaft. Mehr und mehr glich er Peter III. Er war auch äußerlich sehr unschön geworden, und seine früher gefälligen Manieren waren jetzt rauh und abstoßend. Es war seinen Günstlingen auch gelungen, ihm seine hingebende Frau zu entfremden, indem sie ihm vorstellten, es sei seiner unwürdig, sich von ihr beherrschen zu lassen. Aus dieser Vorstellung heraus machte er dem Hoffräulein Nelidow, einer ebenso häßlichen wie klugen, jungen Dame; ostentativ den Hof, zum bittersten Kummer seiner trefflichen Gemahlin und zum äußersten Vergnügen der spottlustigen Höflinge von Zarskoje Sselo. Die Gegensätze zwischen Katharina und der „ernsthafte Bagage“, wie sie in einem Brief an Grimm die Gatschinaer nannte, hatten sich so zugespitzt, daß jeder seine Karriere schwer gefährdete, der sich überhaupt in Gatschina sehen ließ. Es war, als ob die Tage von Oranienbaum wiedergekehrt waren: Paul exerzierte in Gatschina zwar nicht Holsteiner, sondern Russen, aber Russen, die ihren eigenen Volksgenossen wie verkleidete Preußen erschienen, und auch „das Fräulein“ von damals, die Woronzow, war, wie man fälschlich annahm, durch die Nelidow vertreten. Die Garden haßten Paul, wie sie früher Peter III. gehaßt hatten; das Volk, das Paul einst und noch lange sehr freundlich gesinnt gewesen war, wurde durch die Gerüchte über sein Treiben in Gatschina, seine Vorliebe für Preußen mehr und mehr verstimmt. Und auch Katharina war nicht abgeneigt, die Vorgänge von 1762 zeitgemäß wieder eintreten zu lassen. Sie liebte ihren schönen und reich begabten Enkel Alexander über alles und hatte ihn schon mit 15 Jahren mit der Prinzessin Luise Auguste von Baden, die russisch Elisabeth Alexejewna hieß, vermählt. Sie plante nun, ihn mit Übergehung Pauls zu ihrem Nachfolger zu ernennen, was sie ja nach dem Vorbilde Peter des Großen tun konnte. Aber sie kam, wie es scheint, weil sie bei Alexander auf Widerstand stieß, doch nicht dazu, diesen Plan zu verwirklichen, und Paul bestieg nach ihrem unerwarteten Tode anstandslos den Thron.

Paul hatte in den langen einsamen Jahren in Gatschina Zeit genug gehabt, die Reformen, die er vornehmen wollte, zu über-

denken. Er brachte daher eine Fülle von Plänen mit auf den Thron, und er führte sie mit jener Hast aus, die für ihn seit seinen Kinderjahren charakteristisch war. Die unpraktischen, dem Klima in keiner Weise entsprechenden preussischen Uniformen der Truppen von Gatschina mußten nun von der ganzen Armee getragen werden, und auch die Garde wurde gezwungen, Zopf und gepuderte Locken zu tragen. Die Offiziere von Gatschina, meist Leute von niedriger Herkunft und mit der Bildung und Gesinnung von dienstwütigen Unteroffizieren, wurden in die Garderegimenter versetzt, und Paul selbst brachte ihnen die Disziplin bei, indem er sie täglich vor dem Winterpalais exerzierte. Voll Unwillen sahen die vornehmen Offiziere, die bisher mehr Höflinge als Soldaten gewesen waren, den Kaiser in eigener Person Helme zurechtrücken und an Gürteln zerren. Wer irgend dazu in der Lage war, nahm seinen Abschied.

Noch mehr Ärgernis erregte die Bestimmung, daß auch die Zivilisten nicht mehr die neue französische Mode mitmachen sollten. Soldaten rissen den Herren auf der Straße die runden Hüte, die Paul als Symbole des Jakobinertums erschienen, vom Kopf und zerlegten ihnen Frack und Weste.

Ein Befehl ordnete an, daß, wer immer, Mann oder Frau, dem Kaiser oder der Kaiserin begegnete, aus dem Wagen steigen und niederknien mußte.

Peter III. war, weil er nicht gekrönt war, nicht, wie sonst die russischen Kaiser, in der Festungskirche von Petersburg, sondern im Alexander-Newski-Kloster begraben worden. Paul ließ nun seinen Sarg in feierlichem Zuge, in dem auch Alexei Orlow einherschreiten mußte, ins Winterpalais bringen, dort neben der Leiche Katharinas ausstellen und dann mit dieser zugleich in die Kaisergruft überführen.

Katharina hatte die Führer der letzten polnischen Erhebung: Kosciuszko, Ignaz Potocki, Niemcewicz, Kollontaj u. a., in denen sie Rebellen sah, in zum Teil harter Gefangenschaft gehalten. Paul begab sich, begleitet von seinen beiden ältesten Söhnen, persönlich in das Orlowische Palais zu Kosciuszko und übergab ihm gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Rußland zu dienen, seinen Degen. Kosciuszko und Niemcewicz, der bis dahin in der Festung geschmachtet hatte, erhielten noch 1500 resp. 1000 Seelen. Niemcewicz aber meint, dieses Geschenk hätten die Polen am russischen Hof nur durchgesetzt, damit die Belohnungen, die sie für den am Vaterlande geübten Verrat erhielten, weniger auffielen. (*Ma captivité.*) Er

begleitete Kosciuszko nach Amerika. Der Eroberer Warschaus aber, Szworow, der sich über die neuen Uniformen lustig gemacht hatte, wurde auf sein kleines Landgut verwiesen.

Der letzte Favorit, Platon Subow, wurde anfangs nicht unfreundlich behandelt, dann aber ebenso wie seine Brüder aus Petersburg verbannt. Auf seinen Betrieb hatte Katharina noch in ihrem letzten Lebensjahr einen Krieg mit Persien begonnen, der Valerian Subow Gelegenheit bieten sollte, seine Feldherrntalente zu entfalten. Paul machte diesem kriegerischen Abenteuer sofort ein unrühmliches Ende.

Der neue Kaiser war von einem wilden Haß gegen die französische Revolution erfüllt und war bemüht, ihre Ideen seinem Reich fernzuhalten. Alle Franzosen, die nicht durch einen Paß Ludwigs XVIII. als loyal legitimiert waren, wurden ausgewiesen; alle russischen Untertanen, die auf ausländischen Hochschulen studierten, wurden zurückgerufen. In den Residenzen, in Riga und Odessa wurden aus je einem Geistlichen und zwei Laien bestehende Zensurbehörden errichtet. Alle Privatdruckereien wurden aufgehoben, weil die offiziellen „ausreichten, um nützliche und nötige Bücher zu drucken“ (Ukas vom September 1796).

Auch Edelleute und Geistliche sollten künftig wieder, falls sie wegen Verbrechen verurteilt wurden, körperlich gestraft werden können, was Katharina, um den Ehrbegriff dieser Klassen zu heben, verboten hatte.

Es galt überhaupt bald die Losung, alles anders zu machen, als Katharina angeordnet hatte.

Während der größte Teil der von Paul getroffenen Maßregeln töricht und schädlich war, erwarb er sich durch die von ihm aus Anlaß seiner Krönung erlassene Thronfolgeordnung ein großes bleibendes Verdienst. Er hatte sie schon als Großfürst, ehe er in den schwedischen Krieg zog, sorgfältig ausgearbeitet und veröffentlichte sie im April 1797. Sie wird von jedem russischen Kaiser bei seiner Krönung beschworen und gilt als ein Grundgesetz. Nach ihr erbt die Krone nach dem Gesetz der Primogenitur unter den Männern des Hauses Holstein-Gottorp fort und geht erst nach ihrem Aussterben auf die Frauen über. Der Kaiser muß als oberster Bischof der Landeskirche immer ihr angehören, ebenso seine Gemahlin. Sehr eingehend sind auch alle Verhältnisse der kaiserlichen Familie geregelt.

So war denn jeder Unsicherheit in bezug auf die Thronfolge für die Zukunft vorgebeugt und damit die Ära der Palastrevolutionen, die so viel Unglück über Rußland gebracht hatten, geschlossen.

Es war, wie wir schon sahen, der Kaiserin leider nicht gelungen, ihren Einfluß auf Paul zu bewahren, obgleich sie in Gatschina nicht davor zurückschreckte, ihn während seiner Manöver bei jedem Wetter zu begleiten und tagelang in Regen und Kälte bei ihm auszuhalten (Masson). Paul entfremdete sich ihr, nachdem er den Thron bestiegen hatte, unter dem Einfluß seiner Günstlinge mehr und mehr und schrak schließlich nicht davor zurück, sich in der Person eines Fräulein Lapuchin eine offizielle Mätresse zu schaffen. Seine Söhne, die Regimenter kommandierten, wurden von ihm mit steigender Härte behandelt und entfremdeten sich ihm noch mehr als schon vorher. Paul fühlte das, und sein Mißtrauen gegen alle Welt wuchs von Jahr zu Jahr. Da niemand vor diesem sicher war und Pauls Unbeständigkeit jeden seiner Diener bedrohte, fand er auch keine Treue, selbst nicht bei seinen Günstlingen, dem verschlagenen Rostoptschin, dem Gamaschenoffizier Araktschejew und dem von ihm vom Kammerdiener zu den höchsten Würden beförderten Türken Kutaischow.

Katharina hatte es meisterhaft verstanden, Österreich und Preußen durch die Kriege gegen Frankreich so zu beschäftigen, daß sie die polnische Beute, nur mäßig verkürzt, in ihre Scheunen bringen konnte. Nachdem ihr das gelungen, war sie geneigt gewesen, auch ihrerseits den verhassten Republikanern in Frankreich zu Leibe zu gehen, war aber darüber gestorben. Paul, der erkannte, wie sehr die ewigen Kriege Katharinas das Land erschöpft hatten, wollte sich anfangs von allen kriegerischen Abenteuern fernhalten, ließ sich aber von den zahlreichen Emigranten, die bei ihm Schutz suchten und fanden, bald bewegen, vom diesem verständigen Grundsatz abzugehen. Er nahm es besonders übel, daß das Direktorium polnische Legionen schuf und überhaupt an eine Wiederherstellung Polens dachte. Er wies nun Ludwig XVIII. das Schloß in Mitau als Residenz an und duldete es, daß der Prinz von Condé in Wolhynien ein Heer aus französischen Emigranten bildete. Als nun gar Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten Malta einnahm und die Malteserritter Paul zu ihrem Großmeister wählten, der Papst vertrieben, der Kirchenstaat zur Republik erklärt und die Schweiz von den Franzosen besetzt wurde, schloß der Kaiser sich dem Bündnis

an, das England, Österreich, Neapel und die Türkei verband. Eine russisch-türkische Flotte nahm nun die von Franzosen besetzten Ionischen Inseln, und ein russisches Heer unter Rosenberg stieß zu den Österreichern. Bald darauf übernahm der wieder zu Ehren kommende Ssuworow das Kommando über die verbündeten Heere im nördlichen Italien, während andere russische Truppen zugleich mit Engländern in Holland landeten, und noch andere unter Erzherzog Karl am Rhein fochten.

Ssuworow schlug bei Cassano (April 1799) Moreau, nahm Mailand und belagerte Mantua und Turin. Er schlug im Juni den aus dem südlichen Italien herbeieilenden Macdonald an der Trebbia und trieb die Franzosen in die Alpen zurück. Als sie aus diesen unter Joubert wieder hervorbrachen, schlug Ssuworow sie bei Novi (15. August). Italien war für die Franzosen verloren.

Unterdessen war es Erzherzog Karl und dem die Russen kommandierenden Korsjakow nicht gelungen, die Franzosen unter Massena aus der Schweiz zu verdrängen. Massena hielt die Höhen des Ulliberges über Zürich und das Reufltal bis zum St. Gotthard. Nun erhielt Ssuworow den Auftrag, zu Korsjakow zu stoßen. Er führte ihn zwar unter ungeheuren Anstrengungen und Verlusten aus, kam aber zu spät, da Massena mittlerweile die Österreicher und Russen in der zweiten Schlacht bei Zürich (September 1799) geschlagen hatte, und ging nun über Graubünden nach Osten. Das Verhältnis zwischen den Russen und Österreichern war immer ein schlechtes gewesen und löste sich nun ganz auf. Ssuworow wurde von Paul ungnädig empfangen und starb bald darauf.

In Holland richteten die verbündeten Engländer und Russen unter dem Herzog von York und dem General Hermann auch nichts aus. Sie siegten zwar bei Alkmar, unterlagen aber bei Castricum und trennten sich auch hier in gegenseitiger Erbitterung.

Unterdessen war Bonaparte aus Ägypten nach Frankreich zurückgekehrt und erster Konsul geworden (9. November 1799). Er benutzte geschickt die Verstimmung Pauls gegen Österreich und England. Er erklärte sich bereit, den Kirchenstaat dem Papst, Malta den Maltesern, Piemont dem König wieder zurückzugeben und schickte die russischen Gefangenen, neu eingekleidet, ohne Lösegeld nach Rußland. Dadurch wurde Paul vollständig gewonnen. Und das um so mehr, da England in der Tat in Holland die russischen Bundesgenossen schändlich gelassen hatte und Malta besetzt behielt.

Paul träumte nun davon, ihnen Malta zu entreißen und von Georgien aus einen Vorstoß nach Indien zu machen. Die Gegenätze spitzten sich schnell zu. Paul befahl Ludwig XVIII., schleunigt Mitau zu verlassen und ließ alle englischen Schiffe und Waren in den russischen Häfen mit Beschlag belegen. Eine englische Flotte erschien in der Ostsee. Da machte der jähe Tod Pauls allen neuen Verwicklungen ein Ende.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Paul in den beiden letzten Lebensjahren geisteskrank war. Eine Unrast ohnegleichen veranlaßte ihn, heute wieder aufzuheben, was er gestern befohlen hatte, und sein Mißtrauen kannte keine Grenzen. Jeder Widerspruch versetzte ihn in Raserei, und seine Besorgnis, ganz unabhängig zu bleiben, bewirkte, daß er sich gegen jeden kehrte, von dem irgend jemand behauptete, er beeinflusse den Kaiser. Die edle Kaiserin und Fräulein Nelidow, die jetzt mit ihr eng befreundet war, wurden absichtlich zurückgesetzt und verlegt, die Großfürsten Alexander und Konstantin hart behandelt, die Beamten, die Offiziere, von den höchsten bis zu den subalternsten herab, ohne Ende versetzt und durcheinandergewirbelt. Kein Mensch fand sich mehr in den immer neuen Verordnungen und Reglements zurecht (Engelhardt beschreibt das sehr anschaulich bei Gelegenheit des Lagers von Kasan); ein unvorsichtiges Wort konnte jedem die Stellung kosten, ja ihn der Freiheit berauben. In lichten Augenblicken kam dann die ursprüngliche Herzensgüte des Monarchen wieder zutage, und seine Reue veranlaßte ihn dann zu ebenso übertriebenen Handlungen wie vorher sein Zorn oder sein Mißtrauen. Er überhäufte dann seine Opfer mit Geschenken und ließ wieder viele Tausende von „Seelen“ in die Leibeigenschaft übergehen, indem er sie verschenkte. Seine Günstlinge waren entweder ganz ungebildete, rohe Männer, wie Kutaischow, Lindner und Araktschjew, oder gewissenlose Schmeichler, wie Rostoptschin. Wie dieser Günstling wurde, lohnt erzählt zu werden. Er hatte in Berlin mit einem alten Major gespielt und von ihm eine Summe gewonnen, die der Major nicht bar bezahlen konnte. Er bot nun Rostoptschin statt des Geldes eine große Sammlung von ihm angefertigter Modelle der Waffen und militärischen Trachten aller Völker und Zeiten an. Rostoptschin brachte sie nach Gatschina, behauptete, sie selbst zusammengebracht resp. angefertigt zu haben und gewann dadurch Pauls Herz.

Paul hatte sich im Süden des Sommergartens eine Art Burg

erbauen lassen, ein durch den Erzengel Michael geweihtes, von Gräben, über die Zugbrücken führten, umgebenes Palais mit einem Labyrinth von Gängen im Innern. Hier wähnte er vor Nachstellungen sicher zu sein, aber diese Umgebung mußte die Macht der finsternen Gedanken, die mehr und mehr Herr über ihn wurden, noch steigern.

Ein Neffe des Erziehers Pauls, des Grafen Nikita Panin, der wie sein Onkel hieß und Vizekanzler war, war der erste, der bei Alexander auf den Busch klopfte, ob der Großfürst wohl seine Einwilligung dazu geben würde, den kranken Vater seiner Macht zu berauben und Alexander zum Regenten zu ernennen. Es scheint, daß schon Katharina ähnlich verfuhr, aber von ihrem Vorhaben abstand, als sie auf Widerspruch stieß. Jetzt aber trat der junge Großfürst der Frage doch näher. Niemand wußte besser als er, daß der Kaiser immer kränker wurde. Alexander war kurzsichtig und hörte nicht gut, da konnte er denn, so viel Mühe er sich auch gab, beim Exerzieren nicht immer Pauls Anforderungen gerecht werden. Dann erlitt er die härteste Behandlung. Alexander sah ferner, wie seiner Mutter täglich nichtachtend begegnet wurde, wie die äußerste Entrüstung immer weitere Kreise ergriff, eine Katastrophe unvermeidlich schien. Paul hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für einen vierzehnjährigen Neffen seiner Gemahlin, den Prinzen Eugen von Württemberg, gefaßt und spielte mit dem Gedanken, ihn zum Thronfolger zu ernennen. Man begreift, daß Alexander Panins Ausführungen Verständnis entgegenbrag. Paul sollte nicht etwa nach Schlüsselburg gebracht werden, sondern in seinem neuen Palais bleiben und eine durchaus würdige Stellung einnehmen, auf die Regierung aber verzichten müssen.

Einer der mächtigsten und einflußreichsten Männer am Hofe Pauls war damals der Graf Pahlen, ein Mann, glatt und biegsam, aber auch zäh und schneidig wie eine orientalische Klinge. Paul hatte ihn zu den höchsten Ehren erhoben, ihn zum Generalgouverneur von Liv- und Kurland, dann von Petersburg gemacht; aber Pahlen sah sich, je höher er stieg, um so mehr von der Gefahr bedroht, infolge einer Laune Pauls wieder ins Nichts herabzusinken. Erlebte er doch eben erst, daß Rostoptschin, Araktschejew und Lindner vom Hof verbannt wurden.

Pahlen erschien nun geeignet, auszuführen, was Panin plante, und ging mit Eifer auf dessen Absichten ein, obgleich er sich keinerlei Illusionen darüber machte, daß man Paul nicht absetzen konnte

wie einst seinen Vater, und ihn nur der Krone berauben konnte, indem man ihn tötete.

Auch Panin wurde nach Moskau verbannt, aber Pahlen handelte nun auf eigene Hand und mit großer Tücke. Er bewog Paul, die von ihm aus dem Dienst ausgeschlossenen Offiziere zurückzurufen. Sie mußten aber alle nach Petersburg kommen, was für sie zum Teil mit großen Beschwerden verbunden war. Da sie nun hier vielfach nicht wieder angestellt wurden, waren sie dem äußersten Elend preisgegeben. Pahlen aber erreichte, daß eine Anzahl Männer in die Residenz zurückkehrten, die Paul haßten, und deren er zu seinem Vorhaben bedurfte. Da waren zunächst die drei Brüder Subow: Platon, der letzte Favorit Katharinas, Valerian und Nikolai; da war ferner der Hannoveraner General von Bennigsen; da waren noch andere, deren Herz von Erbitterung gegen Paul erfüllt war. Sie wurden von Pahlen schnell gewonnen. Pahlen erzählte später Langeron, er habe Alexander sein Wort gegeben, das Leben des Kaisers zu schonen, obgleich er sehr gut wußte, daß er das nicht tun würde.

Pahlen erfuhr, daß Paul in aller Stille Araktschejew und Lindner zurückberief und beschloß zu handeln, ehe sie in Petersburg eintrafen. Alexander wußte darum. Er wußte auch, daß Paul seiner Mätresse gegenüber sehr gefährliche Drohungen gegen die Kaiserin und die beiden Großfürsten ausgesprochen hatte.

Über den Verlauf des Staatsstreiches gibt es eine Anzahl sich zum Teil widersprechender Nachrichten. Er verlief etwa so:

Am Abend des 11. März a. St. 1801 versammelten mehrere der Verschworenen die Eingeweihten zu Soupers um sich. So Pahlen, Talysin, die Subows, Oboljaninow. Man trank den jungen Herren fleißig zu und begab sich dann zu Pahlen. Bennigsen hatte ein Manifest mitgebracht, in dem Paul Alexander zum Mitregenten ernannte. Das zu unterschreiben sollte der Kaiser gezwungen werden. Als ein junger Herr fragte, was denn geschehen würde, falls Paul seine Unterschrift verweigerte, antwortete Pahlen: „Wenn man ein Omelett machen will, muß man die Eier zerbrechen.“

Das Palais des Kaisers wurde in der verhängnisvollen Nacht so bewacht: im Hof stand eine Kompagnie des Ssemenowischen Regiments, die von den Verschworenen gewonnen worden war. Im Schloß selbst hielten Grenadiere vom Regiment Preobraschensk unter

dem zu den Verschworenen gehörenden Leutnant Marin die Wache. Vor dem Schlafzimmer standen 24 Kürassiere unter Sfablukow, der nach seinen Memoiren nicht in die Verschwörung eingeweiht war. Um 10 Uhr abends kam der Kaiser nach ihm ins Vorzimmer, behauptete, das Regiment bestünde aus Jakobinern, und schickte die Wache fort. Er teilte zugleich Sfablukow mit, daß das Regiment künftig auf die Dörfer in der Umgebung Petersburgs verlegt werden würde.

Mitten in der Nacht näherten sich die Verschworenen vom Sommergarten her dem Palais. Auch die Preobraschensker wurden schnell gewonnen, der Zugang zu Paul war damit erreicht. Vor dem Schlafzimmer wachten zwei Kammerhusaren, von denen der eine Widerstand leistete. Man schlug ihn nieder und drang in das Schlafzimmer ein. Von diesem aus führte eine Thür zu den Gemächern der Kaiserin, aber Paul hatte sie aus Mißtrauen vermauern oder nach anderen nur verschließen lassen.

Der Kaiser war erwacht und hatte sich hinter einen Bettschirm geflüchtet. Bennigsen und Subow teilten ihm mit, daß er zugunsten Alexanders abdanken müsse. Paul weigerte sich und suchte seinen Degen zu ergreifen. Darüber kam es zu einem Handgemenge mit den trunkenen Offizieren wie einst in Kopscha, und Paul wurde mit einer Offizierschärpe erwürgt.

Die Leiche wurde nun angekleidet und geschminkt. Paul sollte einem Schlagfluß erlegen sein.

Als Alexander den Tod seines Vaters erfuhr, war er außer sich, denn er hatte durchaus geglaubt, Paul würde nur der Krone beraubt werden. Er mußte aber wohl oder übel mit dem Geschehenen rechnen und im Winterpalais die Huldigungen seiner Untertanen entgegennehmen.

Ein Teil der Verschworenen hat es so dargestellt, als ob Pauls Witwe daran gedacht habe, sich zur Regentin erklären zu lassen. Es ist das im höchsten Grade unwahrscheinlich. Es widerspricht nicht nur dem echt weiblichen, sanften Charakter der Kaiserin, sondern erscheint auch unter den gegebenen Umständen fast unmöglich. Alexander war ein verheirateter Mann und sehr beliebt, woraufhin sollte seine Mutter da Regentin werden? Aber dieses Märchen wurde schon damals vielfach geglaubt, obgleich ihm nichts anders zugrunde zu liegen scheint, als daß die Dame unter dem Ein-

druck, daß Alexander schon vorher von dem geplanten Attentat wußte, sich vielleicht zu harten Worten über ihn hinreißen ließ.

Am andern Morgen leistete alle Welt Alexander den Treueid.

Die Nachricht vom Tode des unglücklichen Kaiser Paul erregte in den Residenzen wie im ganzen Reich lauten Jubel. „Nie hat ein Thronwechsel allgemeineres Entzücken hervorgerufen,“ heißt es bei Herking.

Peter der Große hatte nur zu viel Grund gehabt, in der Vision dem Unglücklichen zuzurufen: „Armer Paul! Armer Paul!“

Alexander I.

Alexander war der ausgesprochene Liebling Katharinas gewesen. Sie hatte ihn Alexander Newski zu Ehren so nennen lassen, und sie wird nicht müde, der Freude, die ihr seine Entwicklung einflößte, Ausdruck zu geben. Als der Knabe sieben Jahre alt war, schrieb sie an Grimm:

„Alexander ist in Hinsicht auf Größe, Kraft, Intelligenz, Liebenswürdigkeit und Kenntnisse seinem Alter weit voraus; er wird meiner Meinung nach ein ganz ausgezeichneter Mann werden, falls seine Eltern (Katharina braucht hier für sie den Ausdruck „la secondaterie“) seine Fortschritte nicht hemmen.“

Katharina hatte für seine Erziehung eine besondere Instruktion ausgearbeitet und ihm in Laharpe einen Erzieher gegeben. Er lernte Deutsch, Französisch, Englisch und als Beschäftigung in den Mußestunden das Drechslerhandwerk. Mit echt großmütterlicher Freude wurden dem Freunde auch Anekdoten aus der Kinderstube des kleinen Prinzen mitgeteilt.

Alexander war 13 Jahre alt, als Katharina ihn so schildert:

„Er ist dem Körper wie dem Herzen und dem Geist nach eine Person von seltener Schönheit, Güte und Verständnis; er ist lebhaft und gründlich, zuverlässig und nachdenklich; seine Ideen sind tief, und alles, was er tut, geht ihm seltsam leicht von der Hand, so daß man meinen könnte, er habe nie etwas anderes getrieben; er ist für sein Alter groß und stark, aber zugleich slink und beweglich; mit einem Wort, er vereinigt in sich viel Widersprechendes, was bewirkt, daß er von seiner Umgebung heiß geliebt wird. Seine Altersgenossen folgen gern seinen Ratschlägen. Ich fürchte nur, daß die Frauen ihm gefährlich werden könnten. Das kann gar nicht anders sein, denn sein Äußeres ist hinreichend.“

Wohl aus dieser Besorgnis heraus verheiratete Katharina, wie wir schon sahen, den Enkel bereits mit 15 Jahren.

Am 14. August 1792 verfällt sie in ihrem Brief an Grimm vor Entzücken sogar ins Deutsche:

„Das ist unser Herzblatt, und er weiß es und geht seinen Weg; der Kopf gehet ein wenig voraus, der Kopf ist schön; man vergißt, wenn man den Kopf sieht, daß der Herr nicht so ganz den Kopf steif hält und ihn ein wenig vorbeugt; dieses hat man ihm öfters reprochirt, aber wenn er tanzt oder reitet und den Kopf aufrichtet auf die Schultern, ja, da wird der Apollo von Belvedere gleich in die Gedanken kommen allen denen, die die Ehre haben, diesen zu kennen; das Majestätische von diesem ist da ganz und gar; das ist denn doch auch zu fett für 14 Jahre.“

Am 7. April 1795 heißt es ferner:

„Elisabeth (Aleganders Frau) ist eine Sirene. Sie hat eine Stimme, die ins Herz dringt und hat das meine ganz und gar gewonnen. Ihr Mann hat sich von der Wiege ab immer an mich geklammert und hat, als er klein war, mir nie nahe genug sein können. Nun veranlaßt er seine Frau, sich so eng wie möglich an mich zu schmiegen und weiß sie nirgends besser aufgehoben. Er trägt dazu nicht wenig bei, „denn er ist denn doch das wirkliche Herzblatt“. (Der Schlußsatz wieder deutsch.)

Die allzu frühe Heirat war kein Glück für Alexander, der durch sie zu einer Freiheit gelangte, die seiner Reife noch nicht entsprach. Die Lehrer, deren Unterricht er auch noch als Gatte genießen sollte, waren über die Veränderung, die mit ihrem Zögling vorging, sehr unzufrieden. Die Hofmeisterin der jungen Großfürstin, eine Gräfin Schuwalow, übte überdies einen nachtheiligen Einfluß auf den Prinzen aus.

Gerade die entscheidenden Jugendjahre gestalteten sich für Alexander trotz aller Liebe der Großmutter ungünstig. Er mußte es aus Rücksicht für sie ertragen, daß ihr letzter Favorit es wagte, seiner Frau nachzustellen, und er mußte, als er älter wurde, von Zeit zu Zeit das frohe Zarskoje Sselo verlassen, um unter der Aufsicht des erbitterten Vaters in Gatschina Soldaten zu drillen. Darüber entwickelten sich in ihm die Neigung zu Verstellung und ein inneres Mißtrauen, dem die vom Vater ererbte Anlage nur zu sehr Vorschub leistete. Er blieb sein Leben lang verschlossen, mißtrauisch und ohne jede dauernde Anhänglichkeit. Auch diesen Charakterzug hatte er vom Vater. Je älter er wurde, um so mehr entwickelte sich auch in ihm der Sinn für äußere Ordnung, für den militärischen Drill.

Alexander hatte es unter der Regierung seines Vaters unendlich schwer. Laharpe hatte noch vor seinem Scheiden von seinem Zögling vergeblich versucht, Paul zu veranlassen, die ältesten Söhne nicht so hart anzufassen; der Kaiser brachte sie durch seine militärischen Grillen zur Verzweiflung und flößte ihnen eine tödliche

Sucht vor sich ein. Hatten doch Alexander wie Konstantin noch am Tage vor Pauls Tode Arrest!

Alexander war durch Saharpe mit liberalen Ideen erfüllt worden. Da mußte ihm das gewalttätige Treiben seines Vaters besonderen Abscheu einflößen; aber trotzdem konnte die Katastrophe, der Paul zum Opfer fiel, nur einen furchtbaren Eindruck auf ihn machen. Er ist ihn nie wieder los geworden und sie hat sein Leben höchst ungünstig beeinflusst. Sagte doch selbst der ungleich derber und rauher organisierte Konstantin zu Sjablukow nach der Katastrophe: „Mein Bruder mag, wenn er will, regieren. Ich würde, falls mir der Thron zufiele, auf ihn verzichten.“ Und er hat in der Tat viele Jahre später auf ihn verzichtet.

Die Mörder blieben unbestraft; ja die beiden ältesten Subows und Pahlen fanden sogar Aufnahme in das von Alexander wieder ins Leben gerufene „Geheime Conseil“. Auch Panin wurde wieder Minister. Aber Pahlen, den die Witwe Pauls aus gutem Grunde haßte, mußte bald seinen Abschied nehmen, und auch Panin wurde in nicht zu langer Zeit definitiv entlassen. Nur Bennigsen blieb dauernd in der Gunst Alexanders, was schwer zu verstehen ist.

Alexander setzte sofort alle Engländer in Freiheit und verzichtete auf die Großmeisterchaft der Malteserritter. Die „Geheime Kanzlei“, d. h. die Geheimpolizei, wurde wieder einmal abgeschafft, und alle von Paul Verbannten wurden zurückberufen. Das war schon so üblich geworden.

Als Alexander zur Regierung kam, standen ihm zunächst drei junge Leute nahe, der Graf P. A. Stroganow, Nowossilzew und der polnische Fürst A. Czartoryski. Sie hießen das „Triumvirat“. Die eigentliche Arbeit bei Ausführung der von Alexander geplanten Reformen leistete aber Speranski. Sohn eines Geistlichen im Wladimirschen Gouvernement, war er ursprünglich Professor am Geistlichen Seminar in Petersburg, trat aber dann in die Kanzlei des Senats über und erregte später als Chef der Kanzlei des Reichsrats die Aufmerksamkeit des Kaisers, der ihm großes Vertrauen erwies. Er war ein klarer, systematischer Geist und ein unermüdlicher Arbeiter, rechtschaffen und zuverlässig und mit den wirklichen Bedürfnissen des Reiches natürlich ungleich vertrauter als die vornehmen jungen Herren des Triumvirats. Speranski war ein ausgesprochener Freund Frankreichs.

Die erste Reform Alexanders bestand darin, daß er die Kollegien

durch acht Ministerien ersetzt. Das aus den Ministern bestehende „Ministerkomitee“ sollte unter ihnen die erforderliche Einheit herstellen. Ein aus vier Departements bestehender Reichsrat, dem alle Minister angehörten, und dessen Mitglieder vom Kaiser ernannt wurden, sollte die Gesetze vorbereiten und redigieren.

Alexander hätte auch gern die Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkt, aber sein Wille war nicht stark genug, um den geschlossenen Widerstand des Adels zu brechen. So beschränkte er sich darauf, allen Untertanen (d. h. auch den Staatsbauern und Freigelassenen) mit Ausnahme derer, die den Besitzungen der Gutsherren zugezählt waren, das Recht zu verleihen, Grundeigentum ohne Bauern zu erwerben. Die Edelleute erhielten ferner das Recht, Bauern freizulassen und gleichzeitig mit Land auszustatten. Klagen der Leibeigenen über erfahrene Mißhandlungen wurden nun wenigstens angenommen und die Peiniger bestraft, wenn auch meist nur dadurch, daß die schuldig befundenen Gutsherren unter Kuratel gestellt wurden. Sonst aber blieb die Leibeigenschaft im Inneren in ihrer ganzen Furchtbarkeit bestehen. Nur in den drei Ostseeprovinzen Est-, Liv- und Kurland wurde sie aufgehoben (1816—1819).

Die Verwaltung blieb auch unter Alexander in hohem Grade willkürlich, die Justiz bestechlich. Da alle Versuche, das Recht zu kodifizieren, gescheitert waren, lag ein ungeheurer Wust von seit der Uloshenije von 1649 erlassenen Gesetzen und Verordnungen vor, in denen sich kein Mensch zurechtfindet, und aus denen sich alles und jedes begründen ließ. An die Reinigung dieses Augiasstalles zu gehen, konnte sich Alexander nicht entschließen, obgleich der trostlose Zustand der Rechtsverhältnisse am dringendsten einer Reform bedurfte.

Für das Bildungswesen wurden immerhin Grundlagen gelegt, die nicht ganz ohne Folgen blieben. Der Plan, in jeder Pfarodie eine Volksschule errichtet zu sehen, kam zwar nicht zur Ausführung, wohl aber entstanden neben der deutschen Hochschule in Dorpat (1801) und der polnischen in Wilna noch russische in Petersburg, Charkow und Kasan, die sich zu der in Moskau gesellten. Die Zahl der Kreis Schulen in den Kreisstädten wurde vermehrt, jede Gouvernementsstadt erhielt ein Gymnasium. So viel die Gymnasien und Universitäten auch noch zu wünschen übrig ließen, sie waren doch immerhin Bildungsstätten. Nur machte sich bald ein Übelstand bemerklich, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat. Infolge der sozialen Kluft, die die verschiedenen Stände trennte, konnte sich

der Adel nicht entschließen, seine Söhne den öffentlichen Lehranstalten dieser Art anzuvertrauen; sie erhielten ihr Schülermaterial daher größtenteils aus den weniger gebildeten Schichten, die auf den Einfluß der höher gebildeten verzichten mußten. Die jungen Edelleute wurden entweder in einem Kadettenkorps resp. dem Pagenkorps erzogen oder erwachsen zunächst unter dem Regiment von Hauslehrern, die vielfach aus französischen oder deutschen Abenteurern bestanden, deren Bildung völlig ungenügend war. Aus ihren Händen gingen sie dann in geschlossene Lehranstalten, die Lyzeen über, in denen sie nur eine Sachdressur erhielten. Auf lange hinaus wurde die Beherrschung fremder Sprachen und äußerer Formen als Ziel aller Bildung angesehen.

Alexander hatte sein Leben lang den Plan, Rußland eine Verfassung zu gewähren, und sowohl Speranski (1809) wie Nowossilzew (c. 1820) haben eine solche für ihn ausgearbeitet. Speranski wollte ihr Wolosttage zugrunde legen, über die sich Kreis- und Gouvernementstage und schließlich ein Reichstag erheben sollten. Die Initiative zu Gesetzen sollte allein dem Kaiser zustehen, sie sollten aber erst in Kraft treten, nachdem Reichstag und Reichsrat zugestimmt hatten. Die Wolosttage sollten alle drei Jahre stattfinden, die Angelegenheiten (der eine Anzahl Dörfer umfassenden) Wolost beraten und Vertreter zum Kreistag wählen, der auch alle drei Jahre zusammentreten, die Interessen des Kreises wahrzunehmen und Deputierte zum Gouvernementstag zu wählen haben sollte. Aus den Gouvernementstagen erwuchs dann der Reichstag, der in jedem Herbst für eine gewisse Zeit zusammentrat. Er wählte Kommissionen, die die Arbeit verrichteten. Beratungen im Plenum durften nicht stattfinden.

Der Verfassungsentwurf Nowossilzew's sah ein Zweikammersystem vor. Der Senat war als Oberhaus gedacht; die zweite Kammer sollte teils gewählt, teils ernannt werden. Der Reichstag hatte nur eine beratende Bedeutung, durfte aber im Plenum beraten und abstimmen.

Beiden Verfassungsentwürfen gemeinsam war, daß sie gewisse Grundrechte aussprachen, die den einzelnen freien Untertan vor der Willkür der Beamten schützen sollten. (Schiemann.)

Die Kriege, die die erste Hälfte der Regierungszeit Alexanders ausfüllten und die Veränderung seiner Anschauungen, die in der

zweiten Hälfte eintraten, ließen es nicht dazu kommen, daß eine russische Verfassung ins Leben trat.

Paul hatte vor seinem Tode ganz ernsthaft den Plan gefaßt, ein Heer nach Indien zu schicken, um England aus ihm zu verdrängen. Davon wollte Alexander natürlich nichts wissen und er kam den Engländern auch darin entgegen, daß er sich von dem Neutralitätsbunde los sagte, der ihre unbedingte Herrschaft über die Meere einschränken sollte. Er näherte sich aber zugleich doch auch Frankreich und vereinbarte mit Napoleon, daß die mit Alexander verwandten deutschen Fürstenhäuser und der König von Sardinien für die ihnen zugefügten Verluste entschädigt werden und die ionischen Inseln unabhängig bleiben sollten. Aber Napoleon verletzte Alexander immer wieder, indem er Piemont annektierte, Neapel und Hannover besetzte. Die Ermordung des Herzogs von Enghien erregte in Petersburg die äußerste Entrüstung, und der Plan Napoleons, vom Lager von Boulogne aus nach England überzusetzen, stellte ein unerträgliches Übergewicht Frankreichs in Aussicht. So entschloß sich denn Alexander, zugleich mit England, Österreich, Schweden und Neapel Napoleon entgegenzutreten. Es ist bekannt, wie willkommen das diesem, der sich in Boulogne festgerannt hatte, war. Er wandte sich nun nach Osten. Am 20. Oktober 1805 kapitulierte Mack in Ulm, am 2. Dezember schlug Napoleon die Russen und Österreicher unter dem persönlichen Kommando ihrer Kaiser bei Austerlitz. Die Russen ließen 21 000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfelde, Franz II. aber schloß schleunigst den Frieden von Preßburg (26. Dezember). Ihm war am 15. Dezember der Allianzvertrag von Schönbrunn vorausgegangen, in dem die übertölpelten preussischen Diplomaten darin willigten, daß Preußen gegen den Gewinn von Hannover Neuchâtel und seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich, Ansbach an Bayern abtrat. Bayern und Württemberg wurden nun von Napoleons Gnaden Königreiche, Baden ein Großherzogtum. Es entstanden das Großherzogtum Berg, das Fürstentum Würzburg. Napoleon schaltete in Deutschland, wie er wollte.

Der Zusammenstoß zwischen ihm und Preußen war jetzt unvermeidlich geworden und Alexander entschlossen, noch einmal das Waffenglück zu versuchen; aber Preußen erlag in der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806), noch ehe die russischen Truppen den deutschen Boden betreten hatten. Nur 14 000 Preußen unter L'Estocq konnten sich den russischen Heeren unter Burghövden und Bennigsen

anschließen. Bennigsen mußte nach der Schlacht bei Pultusk (26. Dezember) Polen räumen und konnte auch in dem furchtbaren Kampf-
gewühl von Pr. Eylau (7./8. Februar 1807) keinen Sieg erkämpfen, obgleich Napoleon zum erstenmal nicht voller Sieger wurde. Die Schlacht bei Friedland (14. Juni) entschied dann den Feldzug doch zu seinen Gunsten. Da auch die Türkei auf Napoleons Antrieb Rußland den Krieg erklärte, glaubte Alexander den Kampf nicht fortsetzen zu können, und entschloß sich zum Frieden von Tilsit (25. Juni). Rußland willigte darin ein, daß Preußen alle seine westlichen und die polnischen Provinzen verlor, und daß das Großherzogtum Warschau unter dem König von Sachsen als Großherzog entstand. Es erkannte die von Napoleon geschaffene Ordnung der Dinge, die Vasallenstaaten Neapel, Holland, Westfalen, den Rheinbund usw. an, gab die ionischen Inseln preis und erklärte sich bereit, England den Krieg zu erklären, falls es nicht seinen Frieden mit Frankreich schloß. Dafür erhielt es den bisher preußischen Bezirk von Bialystok und die Aussicht, mit Hilfe Frankreichs die Balkanhalbinsel mit Ausnahme Konstantinopels und Rumeliens von den Türken zu säubern und Finnland erobern zu dürfen.

Die Russen waren mit Recht über diesen Frieden empört, und ihre Entrüstung steigerte sich noch, als Alexander nun Ludwig XVIII., der wieder ein Asyl in Mitau gefunden hatte, abermals auswies, und als bekannt wurde, wie schändlich Napoleon mit der spanischen Königsfamilie umging.

Unter diesen Umständen konnte auch das Zusammentreffen in Erfurt die öffentliche Meinung nicht versöhnen. Man war dort übereingekommen, daß Rußland Finnland, die Moldau und die Walachei erobern sollte, während es Frankreich alle seine Besitzungen und Joseph Spanien und Westindien garantierte. Sollte Frankreich mit Österreich in einen Krieg geraten, so sollte Rußland ihm beistehen. Beide Kaiser wollten England zum Frieden mahnen und ihm ihre Häfen verschließen, wenn diese Mahnung keinen Erfolg hatte.

Die Eroberung Finnlands vollzog sich schnell, und als Gustav IV., der durch seinen unsinnigen Haß gegen Napoleon diesen Krieg herbeigeführt hatte, durch eine Revolution gestürzt worden war, trat Karl XIII. im Frieden von Fredrikshamn (September 1809) das Land an Rußland ab. Als aber der Krieg zwischen Österreich und Frankreich im Frühling 1809 ausbrach, leistete Rußland letzterem

nur scheinbar Hülfe, gewann aber trotzdem Ostgalizien, während Westgalizien an das Herzogtum Warschau fiel. (Im Frieden von Wien, 14. Oktober 1809.)

In Finnland ließ Alexander die bisherige Verfassung bestehen, nach der der Landtag aus vier Kammern: der des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern, bestand. Die Verwaltung hatte an der Spitze einen Generalgouverneur, dem ein aus zwei Departements bestehender Senat zur Seite stand. Ein Staatssekretär für Finnland und ein Komitee für finnländische Angelegenheiten vertraten das Interesse des Landes, dem nun auch der schon bisher russische Landesteil angegliedert wurde, in Petersburg. Finnland wurde nicht eine russische Provinz, sondern ein selbständiges Land, dessen Großfürst der Kaiser von Rußland war, und in dem allerdings russische Truppen neben einer kleinen eigenen Armee in Garnison lagen.

Alexander eröffnete den ersten Landtag selbst und war sehr gnädig gegen die Finnländer, wie er denn überhaupt den Grenzmarken ihre Eigenart ließ und nirgends russifizierte.

In dem sechs Jahre währenden Kriege mit der Türkei konnte die Eroberung der Moldau und der Walachei nicht erreicht werden. Als auch Österreich schließlich für die Integrität der Türkei eintrat, entschloß sich Alexander angesichts des drohenden Bruches mit Frankreich zum Frieden von Bukarest (28. Mai n. St. 1812), der die russische Grenze bis zum Pruth und der Kiliamündung vorrückte, die Fürstentümer aber der Türkei ließ. Ihre Hospodare wurden auf sieben Jahre ernannt und durften ohne Rußlands Zustimmung nicht abgesetzt werden. Nur Rumänen und Griechen durften in ihnen Ämter bekleiden, Türken sich nicht dauernd in ihnen aufhalten. Alle eroberten Landschaften sollten beiderseits zurückgegeben werden. Diesen Punkt legten die Russen so aus, daß sie Mingrelien und Grusien, die sich ihnen freiwillig unterworfen hatten, nicht zurückzugeben brauchten. So hatte Rußland auch an der asiatischen Grenze der Türkei festen Fuß gefaßt, was zur Eroberung des Kaukasus und später zur Unterwerfung der zentralasiatischen Khanate führen mußte. Wo immer ein Kulturstaat an räuberische Barbarenstämme grenzt, wird er durch die Natur der Dinge gezwungen, sie zu unterwerfen, da er nicht dulden kann, daß sie auf Kosten seiner Bürger leben.

Es war hoch an der Zeit, daß die unter Kutusow gegen die Türken kämpfenden russischen Heere frei wurden, denn der Zu-

sammenstoß mit Frankreich ließ sich nicht länger vermeiden. Als eifrigster Freund dieses Landes galt am russischen Hof Speranski, der sich überdies noch durch sein freimütiges Wesen Alexander mißliebig gemacht hatte. So wurde er denn im März 1812 entlassen. An seiner Stelle wurde Alegei Araktschejew (geb. 1769) Günstling des Kaisers.

Er war als Artillerieoffizier nach Gatschina gekommen und hatte sich durch seinen Sinn für Drill und Gamaschendienst schnell Pauls Anerkennung erworben. Paul ernannte ihn zum Grafen und verließ ihm große Güter.

Araktschejew vergalt ihm das mit hingebendster Treue, und das Attentat Pahlens hätte vielleicht nie zur Ausführung kommen können, wenn Paul ihn nicht vorher verbannt hätte. Araktschejew war auch im Gegensatz zu andern russischen Günstlingen uneigennützig und unbestechlich. Im übrigen aber war er ein beschränkter, brutaler Mensch, der in einem strengen Polizeiregiment die einzige Aufgabe des Staates sah.

„Er verachtete“, sagt Göthe, „die Menschen im allgemeinen und die Beamten insbesondere. Nichts schien ihm mehr Vergnügen zu machen, als die Menschen erniedrigend zu behandeln, sie recht zu demütigen und ihnen Unannehmlichkeiten zu erregen. Seine unglücklichen Bauern betrachtete er als ihm gehöriges Arbeitsvieh, und er bedrückte sie mit Fronen, Abgaben und Strafen. Seine persönliche Bedienung regalirte er, wenn sie auch nichts verbrodhen hatte, in übler Laune mit Ohrfeigen und Stockschlägen. Auf seinem Landgut Grusino standen immer Fässer mit Salzwasser, in welchen Ruten und Stöcke weichten zur Bestrafung des geringsten Versehens seiner Hofleute.“

Alexander hatte den Mann anfangs nicht gemocht; je mehr aber das Mißtrauen Herr über ihn wurde, um so mehr schenkte er ihm Vertrauen, und er machte ihn schließlich zu seinem ausgesprochenen Günstling, so daß man diese Periode in Rußland, nach Analogie der Bironowtschina, die Araktschejewtschina nannte. Von diesem „Wremenschtschik“ ging eine Fülle von Roheit aus und setzte sich in den Offizierkorps und der Beamtenwelt immer mehr fest. Er wurde der böse Geist Alexanders.

Alexander befand sich doch in einer fürchtbaren Lage, als sich die „Große Armee“ Napoleons gegen ihn in Bewegung setzte. Sie bestand aus 680 000 Mann, und fast alle Völker Europas hatten ihr Truppen einverleiben müssen. Wir wissen heute, daß dieses ungeheure Heer in keiner Weise den Armeen gleich, mit denen Napoleon früher seine Erfolge errang; daß die Disziplin in ihm erschüttert

und in manchem Kontingent kaum vorhanden war; daß auch die Offiziere nur widerwillig einen Feldzug mitmachten, der ihnen keinerlei Beute in Aussicht stellte und sie nur wieder von ihrem Vaterlande entfernte; daß die Intendantur vollständig versagte. Das wissen wir, aber das konnten die Russen damals noch nicht wissen. Wenn sie trotzdem den Kampf aufnahmen und mit einer Hingebung und Opferwilligkeit ohnegleichen durchfochten, so kann ihr Patriotismus nicht genug bewundert werden.

Der Verlauf des Feldzuges ist bekannt. Während es auf den Flügeln zu keiner entscheidenden Schlacht kam, drang die Hauptarmee auf der alten großen Heerstraße gegen Moskau vor, schlug die Russen, die anfangs Barclay de Tolly, später Kutusow kommandierte, bei Smolensk (14. August) und Borodino und nahm Moskau ein. Aber Napoleon hoffte vergeblich, daß Alexander nun Frieden schließen würde. Man zog ihn nur hin und verlegte ihm dann durch die Schlachten bei Tarutino und Malojaroslawez den Weg nach Süden. So mußte Napoleon, dessen Truppen in dem verbrannten Moskau völlig verwildert waren, den Rückzug statt über Rjasan und Kaluga wieder über Smolensk nehmen, und ein ungewöhnlich harter Winter sowie der Guerillakrieg der Bauern taten das übrige.

Saß die ganze Armee ging in Rußland zugrunde, und ihre Reste verdankten ihre Rettung nur den Polen, die den Übergang über die Beresina ermöglichten.

Es gab im russischen Lager eine starke Partei, die meinte, man solle sich mit diesem Erfolge zufrieden geben, aber Alexander beurteilte den Charakter Napoleons zu richtig, um zu verkennen, daß der Korse die Niederlage nicht ungerächt lassen würde. So rückten denn die Russen in Deutschland ein und warfen im Verein mit Preußen und Österreich Napoleon nach manchen Zwischenfällen und Niederlagen (Eützen 2. Mai, Bauzen 20./1. Mai, Dresden 26. und 27. August 1813) durch die Schlacht bei Leipzig (16.—18. Oktober) aus ihm hinaus. Alexander drängte dann auch weiter, den Kampf durchzuführen bis ans Ende, und am 31. März 1814 fiel Paris. Am 11. April dankte Napoleon ab und wurde nach Elba verbannt.

Alexander hatte in dieser ganzen Zeit große Charakterstärke bewiesen, und seine Truppen hatten während der Befreiungskriege nächst den Preußen das Beste getan, um Napoleons Herr zu werden. Sein schönes Äußere und seine bestrickende Liebenswürdigkeit taten

das Ihrige, um ihn neben der bescheidenen, zurückhaltenden Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. und der kalten, unsympathischen des Kaisers von Oesterreich überall in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Er selbst war in der Zeit des Kampfes auf Leben und Tod mit dem furchtbarsten Heerführer der Zeit ein frommer Mann geworden, und seine Frömmigkeit hatte unter dem Eindruck, den der Tod seines Vaters auf ihn gemacht hatte, unwillkürlich eine mystische Färbung angenommen. Die Bekanntschaft mit Frau von Krüdener, Jung-Stilling, Baader, den Herrnhutern und anderen Freunden einer religiösen Hingabe über alle Dogmen und konfessionellen Schranken hinaus hatten diese Neigung nur noch vermehren können. Er glaubte nun die religiösen Anschauungen, die er gewonnen hatte, auch auf die Politik anwenden zu müssen und fühlte sich berufen, als ein auserwähltes Werkzeug Gottes an seinem Teil die politische Welt nach den Grundsätzen der christlichen Lehren zu gestalten.

Auf dem Wiener Kongreß wurde schließlich nach langen, gefährlichen Händeln und unter dem Eindruck der Wiederkehr Napoleons eine vierte Teilung Polens durchgeführt, bei der Posen und Westpreußen bei Preußen, Galizien bei Oesterreich blieben, während das Herzogtum Warschau Rußland zufiel.

An der erneuten Niederwerfung Napoleons beteiligte sich Alexander mit aller Energie, und seine Truppen blieben zum Teil als Okkupationstruppen noch drei Jahre lang in Lothringen und der Champagne — ein Umstand, der wichtige Folgen haben sollte.

Auf dem Wiener Kongreß war festgesetzt worden, „daß die Polen als Untertanen Rußlands, Oesterreichs und Preußens eine Verfassung (une représentation) und nationale Institutionen erhalten sollten, die nach der Art politischer Existenz geregelt wären, die ihnen zu bewilligen die Regierungen für nützlich halten würden, denen sie gehören“. Beides erhielten sie nur in Rußland. Alexander hatte eine große Vorliebe für die Polen, und er wollte, indem er ihnen eine Verfassung gab, sich zugleich davon überzeugen, ob er wohl später auch Rußland eine verleihen könne. Hat er doch von den liberalen Neigungen und Wünschen seiner Jugendjahre nie ganz lassen können.

Die Verfassung vom 27. November 1815 sprach zunächst die ewige Verbindung des „Königreichs Polen“ mit Rußland aus und sicherte die ausübende Gewalt dem jeweiligen Kaiser von Rußland. Der Senat bestand aus den Prinzen des Herrscherhauses, den römisch-

katholischen Bischöfen und ernannten Mitgliedern, deren Zahl nicht größer sein sollte als die Hälfte der Mitglieder der Deputiertenkammer. Diese bestand aus 100 Landboten und 60 Vertretern der Städte. Der Reichstag sollte alle zwei Jahre zu einer 30 Tage währenden Sitzung einberufen werden. Eine Gesetzesinitiative hatte er nicht. Der König und beide Kammern mußten übereinstimmen, damit ein Gesetz zustande kam. Das Budget blieb aber unter allen Umständen in Kraft, bis ein neues beschlossen worden war. Die Verwaltung lag in den Händen des Staatsrates, dem außer den Ministern ein kaiserlicher Kommissar angehörte, der die Interessen Rußlands wahrzunehmen hatte. Das Land zerfiel in acht Palatinat, denen Palatinatsräte vorstanden. In Verwaltung, Gericht und Armee herrschte ausschließlich die polnische Sprache — kein Fremder, auch kein Russe durfte ein Amt bekleiden, falls er nicht länger als fünf Jahre im Lande lebte, Grundeigentum erworben hatte und das Polnische ganz beherrschte. Es gab ferner Garantien für die persönliche Freiheit und Pressfreiheit.

Diese Verfassung war nach den Begriffen jener Zeit eine durchaus liberale, aber sie konnte dem Verlangen der Polen, die ihr Vaterland von Rußland losgelöst und in den Grenzen von 1772 wiederhergestellt sehen wollten, nicht entsprechen, obgleich Alexander ihnen auch in bezug auf das ehemalige Litauen unglaublich weit entgegenkam und es duldete, daß die Polen in Wilna wie in Kiew durch Kirche und Schule, soviel sie irgend konnten, polonisierten.

Statthalter wurde der Großfürst Konstantin, der ein rechter Sohn seines Vaters war: im Grunde wohlwollend, aber launenhaft, jähzornig, tyrannisch und — mehr als der Vater — von seltsam rohen Umgangsformen. Auch er liebte den militärischen Drill über alles, war aber nicht ganz ohne Verständnis für das Innere des Kriegswesens. Im übrigen ging es ihm wie den in Polen lebenden Russen so oft: er ließ sich von der persönlichen Liebenswürdigkeit der Polen umstricken, zumal seit er sich von seiner deutschen Gemahlin hatte scheiden lassen und sich mit einer Gräfin Grudzinska, die den Titel Fürstin von Lowicz erhielt, morganatisch vermählt hatte. So kam er mit den Polen ganz gut aus, und das polnische Heer wurde unter seiner Leitung eine musterhafte Truppe.

Vize-Statthalter wurde nicht der Fürst Czartoryski, sondern der alte General Zajonczek, ein Rußland ergebener, sonst aber ganz unbedeutender Herr. Ungleich bedeutender war der russische Kom-

missar Nowossilzew, der ursprünglich den Polen freundlich gesinnt war, sich aber in der neuen Stellung bald davon überzeugte, daß sie überhaupt nicht zu versöhnen waren und den bestehenden Zustand durchaus als ein Provisorium auffaßten.

Alexander war es ohne Zweifel Herzenssache, daß die von ihm den Polen verliehene Verfassung sich bewährte. Als er 1818 den Reichstag eröffnete, sprach er: „Die liberalen Institutionen, die ich Euch verlieh, sind stets der Gegenstand meiner Fürsorge gewesen, und ich hoffe ihren heilsamen Einfluß mit Gottes Hilfe auf alle Lande auszudehnen, die die Vorsehung meiner Fürsorge anvertraut hat.“

Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Worte in Rußland erregen mußten. Die Konservativen lauschten ihnen mit Schrecken, die Jugend mit Entzücken; beide nahmen an und mußten annehmen, daß in nicht langer Zeit auch Rußland eine Verfassung in der Art der polnischen erhalten würde.

Aber die Hoffnungen, die Alexander an diese Verfassung geknüpft hatte, erwiesen sich nur zu bald als trügerische. Die neue Universität in Warschau, die in Wilna, das Lyzeum in Kremencz — jede neue Bildungsanstalt züchtete den Geist der Unversöhnlichkeit mit Rußland, nährte die Hoffnung auf Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens. Überall bildeten sich geheime Gesellschaften, auch in der Armee. Einige wurden entdeckt, aber damit war wenig gewonnen.

Alexander wurde stutzig. Der dritte Reichstag wurde erst 1825 einberufen und die Öffentlichkeit der Verhandlungen wurde aufgehoben. Der Reichstag verlief zwar ruhig, aber bald nach seinem Schluß kam es in der Festung Samosz zu einem Aufstand, der zwar bald unterdrückt wurde, aber wieder bewies, wie sehr es in der Armee gärte, und wie unsicher die Zustände in Polen im Grunde waren.

In den sorgenvollen Tagen, die dem Einbruch Napoleons in Rußland vorausgingen, hatte Alexander in der Bibel Trost gesucht und gefunden. Als sich dann durch den Einfluß seiner frommen Freunde und Freundinnen sein religiöses Leben noch vertiefte, gewann er sie noch mehr lieb und wünschte sie allen seinen Untertanen zugänglich zu machen. Er sah es daher gern, daß 1814 eine russische Bibelgesellschaft entstand, deren Präsident der Kultusminister und Oberprokureur des Synods Fürst Golizyn, wurde und der alle

Metropoliten und die Präsidenten der evangelischen Konsistorien beitraten. Die Leiter der Gesellschaft beschränkten sich aber bald nicht darauf, die heilige Schrift in guten Übersetzungen zu verbreiten, sondern brachten auch solche theosophischer und mystischer Schriften unter das Volk, ebenso Traktätchen, die von allen Dogmen der Konfessionen absehen. Da konnte denn eine Reaktion nicht ausbleiben. Die Seele derselben war der Archimandrit eines Klosters in Nowgorod, Pphoti. Göthe charakterisiert ihn als „einen unwissenden Mönch, der wegen Kränklichkeit nicht einmal seinen Lehrkursus in der geistlichen Akademie absolviert hatte, dabei ebenso ungebildet wie eingebildet und von einem an Blödsinn streifenden Sanatismus war“. Es gelang Pphoti, Araktschejew zu gewinnen, und dieser führte ihn dem Kaiser zu, der allmählich ein gewisses Gefallen an ihm fand. Auch der Metropolit von Petersburg Seraphim, die Kuratoren der Universität von Kasan, Magnitzki und Petersburg, Runitsch schlossen sich Pphoti an. Pphoti beschwor nun in einer Denkschrift den Kaiser, dem Treiben der Bibelgesellschaft ein Ende zu machen. Er verlangte die Entlassung Golizyns, die Unterordnung des Unterrichts unter die Geistlichkeit, das Verbot der Bibelverbreitung, alles dieses auf Grund einer ihm gewordenen göttlichen Offenbarung. Und Alexander gab wirklich nach (April 1824) und erfüllte die Wünsche Pphotis und Seraphims, der sie in einer ihm gewährten Audienz unterstützte.

Die Sinnesänderung Alexanders erregte in allen liberal gesinnten Kreisen peinliches Aufsehen. Ungleich größere Verstimmung aber rief eine militärische Maßregel hervor, deren Urheber Araktschejew war. Er meinte dem Heer wie dem Lande einen Dienst zu erweisen, wenn er die Truppen nach dem Muster der österreichischen Militärgrenze in Dörfern ansiedelte, wo sie in Friedenszeiten den Acker bestellen sollten. Diese Dörfer sollten dann ausschließlich das Militär liefern, so daß die übrigen Bauern auch während eines Krieges unbehelligt ihre Landwirtschaft betreiben konnten. Zu Militärkolonien sollten ausschließlich von Domänenbauern bewohnte Dörfer werden, und ihre Bewohner sollten keine anderen Lasten als zum Teil die allgemeine Wehrpflicht tragen. In jedem Dorf gab es künftig unbewegliche, d. h. nicht zum Militärdienst verpflichtete Bauern und bewegliche d. h. dienstpflichtige. Alle Kinder männlichen Geschlechtes wurden Kantonisten; wer über 45 Jahre alt wurde, gehörte zu den unbeweglichen. Die

Dörfer wurden zu Regimentern, Brigaden, Divisionen zusammengefügt.

Alexander erwärmte sich für diesen Plan, und Araktschejew ging auf Grund eines Ukases vom 5. August 1816 an seine Ausführung. In seiner Weise, d. h. die Bauern sollten künftig in Uniform und auf militärischen Befehl pflügen und allen ihren Beschäftigungen nachgehen.

Die Unglücklichen gerieten in Verzweiflung und flohen in die Wälder, aber man fing sie wieder ein und bestrafte sie grausam. Die Soldaten waren nicht weniger unglücklich, denn sie sollten neben dem ja fortgehenden militärischen Drill noch als Landwirte tätig sein. Die Offiziere flohen diese Kolonien, wenn sie irgend konnten, nur die ganz armen und ganz rohen hielten es in ihnen aus. Es kam zu verzweifeltsten Aufständen, die Araktschejew mit unmensschlicher Grausamkeit niederschlug.

Die russischen Offiziere hatten während des langen Aufenthaltes in Deutschland und Frankreich Verhältnisse kennen gelernt, die den in Rußland herrschenden in jeder Weise überlegen waren. Voll Entsetzen nahmen sie, als sie in die Heimat zurückgekehrt waren, die überall herrschende rohe Willkür, die Bestechlichkeit der Justiz, die allgemeine Unbildung wahr. In den langen Kriegsjahren hatte sich ferner die Disziplin unwillkürlich gelockert, man war mehr Krieger geworden als Soldat. Nun sollte sich alles wieder dem Drill fügen, der unter dem Einfluß Araktschejews brutale Formen annahm. Jetzt kamen die Exerziermeister oben auf, und ihre Grobheit trat an die Stelle der höflichen Formen, die sich in der russischen Armee ausgebildet hatten. Es kam vor, daß der Großfürst Konstantin vor der Front einen Offizier deutscher Abstammung schlagen wollte und von ihm sehr energisch auf die Folgen einer solchen Ausschreitung aufmerksam gemacht werden mußte; daß der Großfürst Nikolai die Offiziere des finnländischen Garderegimentes beschimpfte und nicht ohne Mühe dazu gebracht wurde, sich später zu entschuldigen. Das Ssemenowsche Garderegiment bekam in der Person eines Obersten Schwarz einen Kommandeur, der die Leute durch seine Pedanterie zur Verzweiflung brachte. Schließlich verweigerte eine Kompanie den Gehorsam (Oktober 1820) und die anderen folgten ihrem Beispiel, alle ließen sich aber gutwillig in die Festung führen und dort gefangen halten. Trotzdem wurden nicht nur die Soldaten, sondern auch die Offiziere in Linienregimentern

gesteckt und verbreiteten in ihnen die Erbitterung über die neuen Ordnungen.

Es bildeten sich nun auch in den russischen Offizierkorps geheime Gesellschaften, die eine Reform der russischen Verhältnisse planten. Natürlich gingen die Meinungen über sie sehr auseinander. Während den einen eine russische Verfassung in der Art der polnischen vorschwebte, dachten die anderen an die Auflösung Rußlands in eine Föderation von Republiken.

Hören wir, wie einer der Verschworenen, Lunin, der im Grodnoschen Husarenregiment diente und ein Liebling Konstantins war, rückblickend über die geheime Gesellschaft der Offiziere urteilte:

„Sie erscheint in der Chronik Rußlands wie Morgenröte, gleich der Magna Charta in der Chronik Englands. Daß sie zehn Jahre lang, von 1816—1826, unentdeckt bleiben konnte trotz des Mißtrauens einer ihr feindlichen Regierung, beweist die Weisheit ihrer Handlungen und die Sympathie, die das Volk für sie hegte. Unter Gefahren und Hindernissen wurde in dieser Zeit die wichtigste Aufgabe erfüllt. Indem sie mit verständiger Kraft auf die Masse des Volkes wirkte, verstand sie es, die Gedanken, die Gefühle, ja die Leidenschaften der verschiedenen Stände für eine Reform der Regierung zu gewinnen. Die wichtigsten Aufgaben einer konstitutionellen Regierung wurden so festgestellt, daß sie sich in einer näheren oder ferneren Zukunft verwirklichen mußten. Die Gesellschaft wurde der Ausdruck der Volksinteressen, indem sie verlangte, daß die Gesetze, die selbst denen unbekannt blieben, die sie anzuwenden berufen waren, verständig kodifiziert würden; daß in allen staatlichen Angelegenheiten die Öffentlichkeit an die Stelle des Kanzleiheimnisses träte, das ihren Verlauf stört, indem es die Ausschreitungen der Beamten vor der Regierung und dem Volke verbirgt; daß das Gerichtsverfahren schnell und darum mündlich, öffentlich und unentgeltlich wäre; daß die Verwaltung nach bestimmten Regeln und nicht nach persönlicher Willkür verfare, damit Talente, in welchem Stande immer sie sich zeigten, im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt sich betätigen könnten, damit durch die Wahl der Beamten unwissende und bestechliche Personen dem Dienst ferngehalten würden, und damit über die Verwendung der öffentlichen Gelder öffentlich Rechenschaft abgelegt würde.

Das Branntweinmonopol, das die unteren Klassen in Laster und Armut stürzt, sollte durch ein anderes Steuersystem ersetzt, die Dienstzeit im Heer verringert, der Sold der Soldaten erhöht werden. Die Militärkolonien, die auf ungesetzlicher Grundlage ruhen und ihr Ziel nicht erreichen, sollten, um neue Sündtaten und neues Blutvergießen zu vermeiden, abgeschafft werden, veraltete, den Handel und die Industrie einschränkende Verordnungen aufgehoben werden. Es sollte schließlich die Geistlichkeit durch eine Sicherung ihrer materiellen Lage unabhängig gemacht und befähigt werden, ihres Amtes zu warten.“

Das Programm dieses Verschwörers wird man nicht radikal finden, es gab innerhalb der Gesellschaften aber natürlich auch sehr anders geartete Geister, die vor dem Gedanken an Ermordung des

Kaisers und der Großfürsten nicht zurückschreckten, wie z. B. Jakubowitsch, wenn auch die Mehrzahl der Verschworenen, die der Blüte des russischen Adels angehörte, von dergleichen nichts wissen wollte. Alle Verschworenen aber machten sich nicht klar, daß Verschwörungen unter dem Militär unter allen Umständen das größte Unglück sind, das einen modernen Staat treffen kann, weil alle staatlichen Ordnungen im letzten Grunde auf der allein bewaffneten militärischen Macht ruhen und jede politische Tätigkeit innerhalb dieser Macht zu Bürgerkriegen und schließlich zum Säbelregiment führen muß.

Es gab zwei große geheime Gesellschaften, eine nördliche, in der Nikita Murawjew, Rylejew und die Fürsten Obolenski und Trubezkoi die Führer waren, und eine südliche mit den Führern Pestel, Murawjew-Apostol, Bestuschew-Rjumin u. a. Die südliche Gesellschaft war die radikalere; sie suchte und fand auch Fühlung mit den polnischen Geheimgesellschaften. Eine dritte, kleinere Gesellschaft war der „Bund der vereinigten Slawen“, der einen Förderatiostaat aller slavischen Völker erstrebte.

Das Bestehen geheimer Gesellschaften innerhalb des Offizierkorps war Alexander durchaus bekannt. Er hatte schon 1821 eine militärische Geheimpolizei eingerichtet (Russische Wandlungen), und es hatten sich auch Verräter gefunden. Alexander wußte auch, daß die Liebe, die ihm einst sein Volk entgegenbrachte, mehr und mehr erlosch.

Am 26. September 1815 war auf Alexanders Betrieb die Heilige Alliance geschlossen worden, ein Bund, dem schließlich außer England und der Türkei alle Staaten Europas beitraten. In ihm aber gelobten die Herrscher: „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, ihre Untertanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten.“

Von diesem Gesichtspunkt aus hielten sich die Monarchen für wie berechtigt so auch verpflichtet, jede Auflehnung gegen die bestehenden Zustände, sie seien wie sie seien, mit vereinten Kräften niederzuschlagen und ganz Europa ihrem Polizeiregiment zu unterwerfen. Auf den Kongressen von Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822) wurden unter dem Einfluß Metternichs die schärfsten Maßregeln gegen die liberalen Bewegungen in

Italien, Spanien, Deutschland und Frankreich getroffen, wurden in Italien und Spanien die unwürdigsten Regierungen mit Waffengewalt wieder mit unbeschränkter Macht ausgerüstet, wurde in Deutschland die Hezze gegen die Burschenschaften in Szene gesetzt. Indem Alexander ganz in den Bann dieser reaktionären Doktrinen geriet, kam es so weit, daß er, der „rechtgläubige“ russische Kaiser, der Enkel Katharinas selbst in dem Aufstand der Griechen nur eine Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit sah. Er ließ Nysilanti fallen und ertrug es sogar, daß die Türken zu Ostern 1821 den Patriarchen Georgios an der Tür der Patriarchenkirche erhängten und eine ganze Anzahl Metropolitcn umbrachten.

Alexanders Verhalten mußte dem gemeinen Mann in Rußland ganz unbegreiflich erscheinen, in den gebildeten Kreisen aber die äußerste Erbitterung erregen. Er war deshalb jetzt doch entschlossen, gegen die Türkei vorzugehen und „den Orient zu befreien, wie er einst dem Abendlande das Joch Napoleons vom Nacken genommen hatte“ (Schiemann). Er mochte wohl annehmen, daß die nationale Begeisterung allen geheimen Gesellschaften ein schnelles Ende bereiten würde. An seinem Plan, Rußland eine Verfassung zu verleihen, scheint er bis zuletzt festgehalten zu haben.

Alexander spielte immer mit dem Gedanken, dem Thron zu entsagen und sich in das Privatleben zurückziehen. Da Konstantin den Thron nicht besteigen wollte und Alexander ihn auch nicht für geeignet hielt, Kaiser zu werden, hatte Konstantin auf die Nachfolge verzichtet. Die betreffende Urkunde vom 16. August 1823 wurde im Original in der Himmelfahrtskirche in Moskau, in Abschriften im Senat und im Synod aufbewahrt, doch waren nur sehr wenige Personen in das Geheimnis eingeweiht: der Großfürst Nikolai, der Metropolit von Moskau Philaret, Araktschejew und Fürst Golizyn. Auf den Umschlägen der Dokumente stand nur die Mitteilung, daß sie nach Alexanders etwaigem Tode „vor jeder anderen Handlung“ geöffnet werden sollten. Alexander behielt es sich eben vor, die Thronbesteigung Nikolais noch selbst zu veranlassen.

Alexander starb am 1. Dezember (19. November) 1825, nachdem er die Krim bereist hatte, unerwartet in Taganrog.

Theodor Schiemann urteilt über ihn in seiner vortrefflichen „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.“ so:

„Alexander hinterließ eine Welt brutaler Tatsachen: die durch seine Schuld bestehende Ungewißheit über die Nachfolge im Reich; eine große, organisierte

Militärverschwörung, von der er seit vier Jahren wußte und deren Entwicklung er beobachtet hatte wie ein Zuschauer das Spiel auf der Bühne; er hinterließ das polnische Problem, das er gezüchtet hatte, die türkische Verwickelung, die sich zugespitzt hatte zur Wahl zwischen politischer Demütigung oder Krieg; eine feile Justiz und eine Verwaltung, in der Willkür und Ungerechtigkeit die Zügel führten; ein durch offizielle Heuchelei zerrüttetes Schulwesen; eine Kirche, deren einflußreichste Häupter Männer waren wie Seraphim und Pphoti; wirtschaftliche und finanzielle Verhältnisse, die erst begannen, sich aus völligem Niedergang zu erheben; endlich den Fluch Rußlands — die Leibeigenschaft.“

So war es.

Persönlich war Alexander von hinreißender Liebenswürdigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er immer das Beste wollte, aber die von seinem unglücklichen Vater ererbten Anlagen zu Mißtrauen und Treulosigkeit und seine unter so schwierigen Verhältnissen verlebte Jugend sowie die furchtbaren Umstände, unter denen er auf den Thron kam, bewirkten, daß sein Charakter ein unendlich komplizierter wurde, daß Wohlwollen und Menschenverachtung, ein edler Sinn und Verschlagenheit, aufrichtige Frömmigkeit und große Härte nebeneinander in ihm Platz fanden und abwechselnd zur Geltung kamen. Er war im Grunde ein sehr unglücklicher Mann und machte auch viele Menschen sehr unglücklich.

Nikolai I.

Der kriegerische Sinn der Germanen hatte sich im Hause Holsteingottorp wie in so manchem anderen deutschen Fürstenhause in die Freude am Gamaschendienst, an dem Anblick in Automaten verwandelter Soldaten umgesetzt. Wir sahen schon, wie diese Neigung Peter III. und Paul zum Verhängnis wurde. Aber auch der sonst so ganz anders geartete Alexander war von ihr nicht frei geblieben, und sie hatte sich mit den Jahren verstärkt. Diese Neigung, die dem russischen Charakter so ganz widerspricht, hat sehr dazu beigetragen, daß sich der Offizierkorps eine steigende Erbitterung bemächtigte.

Sie war in dem Großfürsten Nikolai ganz besonders lebendig. Der im Jahre 1796 geborene Prinz war eine geborene Soldatennatur im Sinne der deutschen Hauptleute und Majore, die in der technischen Ausbildung der Soldaten ihre höchste Aufgabe sehen, und in ihrer Sphäre so nützlich sind. Nikolai hatte die Kriege gegen Frankreich seiner Jugend wegen nicht mitmachen, mithin kriegerische Erfahrungen nicht sammeln können; sein ganzes Interesse aber war trotzdem dem Militärwesen zugewandt. Er hatte weder wissenschaftliche noch ästhetische Neigungen, ihm war nur wohl auf den Exerzierplätzen und Paradesfeldern. Da sich auf ihnen Erfolge nur durch strenge Disziplin erreichen lassen, war er von früh auf ein Fanatiker des Gehorsams und sehr geneigt, die für das Militär unentbehrliche Forderung blinder Unterordnung auf alle menschlichen Verhältnisse zu übertragen. Er meinte, die Welt ließe sich leicht genug ordnen, wenn sie nur vom rechten Gehorsam erfüllt wäre. Der Monarch, der nur Gott verantwortlich war, hatte zu befehlen, seine Untertanen zu gehorchen. Sache des Monarchen war es allerdings, dafür zu sorgen, daß die Untertanen zu ihrem Besten kommandiert wurden.

Nikolai hatte, als der letzte Krieg gegen Napoleon zu Ende ging, Deutschland und Frankreich, später auch England bereisen dürfen. Überall war ihm die Verehrung entgegengetreten, die man Alexander als dem Befreier Europas zollte. So hatte sich in ihm die Anschauung gebildet, daß im Grunde die Russen allein Napoleon gestürzt hatten, und er bekam und behielt dauernd eine sehr übertriebene Vorstellung von der Macht Rußlands.

Nikolai hatte am 1. Juli 1817 die Prinzessin Charlotte von Preußen, die Tochter Friedrich Wilhelms III., geheiratet und sich dann mit allem Eifer dem geliebten „Dienst“ gewidmet. Über die von ihm gemachten Erfahrungen hat er sich selbst so ausgesprochen: „Im Herbst 1818 hatte der Kaiser die Gnade, mich zum Kommandeur der zweiten Brigade der ersten Gardedivision zu machen. Kurz vorher hatte ich die Verwaltung des Ingenieurwesens übernommen. Ich lernte mein Kommando kennen und überzeugte mich bald, daß der Dienst ganz anders ging, als er dessen mir gegenüber ausgesprochenem Willen entsprach; anders auch als ich ihn selber verstand, denn die Vorschriften waren uns fest eingepägt. Ich begann streng einzugreifen, ich allein. Denn was ich aus Gewissenspflicht rügte, wurde überall gestattet, sogar von vielen Kommandeuren. Die Lage war höchst schwierig, denn Gewissen und Pflicht gestatteten mir nicht anders zu handeln; aber dadurch brachte ich Kommandeure und Untergebene gegen mich auf und zwar um so mehr, als man mich nicht kannte und nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Die Unterwürfigkeit war verschwunden und nur in der Front bewahrt; die Achtung vor den Vorgesetzten war völlig abhanden gekommen und der Dienst ein leeres Wort, denn es gab weder Vorschriften noch Ordnung, sondern alles geschah nach Willkür, gleichsam widerwillig, damit man nur in den Tag hineinleben konnte.“ Nikolai erzählt dann, daß er die untüchtigen Offiziere unbarmherzig fortgeschickt habe.

Nun stimmen alle Sachverständigen darin überein, daß sich nach den langen Kriegen die Disziplin im russischen Heer in der Tat in unzulässiger Weise gelockert hatte, aber die rauhe Art, in der Nikolai mit den Offizieren umging, war wenig geeignet, ihnen den Dienst lieb zu machen.

Der Großfürst wußte, daß sein älterer Bruder Konstantin auf den Thron verzichtet hatte, er also nach dem Tode oder dem Rücktritt Alexanders Kaiser werden sollte. Alexander zog ihn über in

keiner Weise zu den Regierungsgeschäften heran, und Nikolai fuhr, so lange Alexander lebte, fort, eine rein militärische Tätigkeit auszuüben.

Alexander hatte, wie wir schon sahen, die Abdankungsurkunde Konstantins im Original in der Himmelfahrtskirche in Moskau, in Abschriften im Senat, im Synod und im Reichsrat niedergelegt, und auf jedem Umschlag befand sich die Anweisung, ihn sofort nach seinem Tode zu öffnen. Er hatte gemeint, daß dadurch jeder Möglichkeit einer Ungewißheit über die Thronfolge vorgebaut sei und im übrigen über die Sache völliges Stillschweigen bewahrt. Kam man seiner Anordnung nach, so konnte auch niemand darüber im Zweifel sein, daß Nikolai nach Alexanders Tode Kaiser wurde. Das geschah aber nicht gleich, sondern Nikolai ließ, aus Rücksicht auf die ihm feindliche Stimmung der Garden, zunächst Konstantin als Kaiser ausrufen und leistete ihm den Huldigungseid, während Konstantin in Warschau Nikolai als Kaiser proklamierte und ihm huldigen ließ. Als man nun das im Reichsrat deponierte Dokument las, erfuhren seine Mitglieder zu ihrer Überraschung, daß nicht Konstantin, dem sie eben erst Treue geschworen hatten, ihr Kaiser war, sondern Nikolai. Dieser weigerte sich aber auch jetzt noch, ihre Huldigung entgegenzunehmen und schrieb an Konstantin, daß er sich als sein Untertan fühle. Konstantin schickte seinerseits seinen Bruder Michail nach Petersburg, um Nikolai seiner treu untertänigen Gefühle zu versichern. Der Großfürst traf am 3. Dezember in Petersburg ein, wo schon alle Dokumente im Namen Kaiser Konstantins ausgefertigt wurden. Es gab eine heillose Verwirrung. Nikolai bat nun Konstantin schleunigst nach Petersburg zu kommen, um dort persönlich und öffentlich dem Thron zu entsagen, Konstantin war aber dazu nicht zu bewegen.

Während diese Verhandlungen zwischen Petersburg und Warschau gepflogen wurden, erhielt Nikolai am 12. Dezember von dem General Diebitsch, der Alexander nach Taganrog begleitet hatte, die Mitteilung, daß in der im südlichen Rußland garnisonierenden zweiten Armee eine weit verzweigte Verschwörung unter den Offizieren entdeckt worden sei. Nikolai entschloß sich nun doch dem Hin und Her ein Ende zu machen und sich am 14. Dezember als Kaiser huldigen zu lassen.

Die verschworenen Gardeoffiziere wollten die Gelegenheit benutzen, um die längst geplante Umwälzung herbeizuführen, aber nie

war eine revolutionäre Erhebung schlechter organisiert und verlief kläglicher als diese.

Nikolai wußte, daß es auch in der Garde Verschworene gab, und ahnte auch, daß der Tag, an dem ihm gehuldigt werden sollte, schwerlich ohne ernste Unruhen verlaufen würde. Als er seine Uniform anzog, sagte er zu dem Generaladjutanten von Benkendorf: „Heute abend sind wir vielleicht beide nicht mehr auf der Welt. Wir sterben wenigstens in Erfüllung unserer Pflicht.“ Um 7 Uhr morgens huldigten ihm die Kommandeure der verschiedenen Gardetruppen im Palais, um 11 Uhr sollten in der Hofkirche der Senat, der Synod, der Reichsrat und die Hofstaaten den Eid der Treue leisten.

Das Winterpalais kehrt eine seiner Langseiten der Newa, die andere einem großen Platz zu, den im Süden das Generalstabsgebäude begrenzt. Weiter stromabwärts liegt der lang gestreckte Bau der Admiralität und vor ihr ein zweiter Platz, auf den der Newski Prospekt, der Wosnesenski Prospekt und die Gorochowaja münden. Noch weiter westlich liegt mit der Giebelseite zum Fluß der Senatspalast, vor dem, mit der Isaakskirche im Süden, sich der Senatsplatz ausdehnt. Auf ihm steht das Denkmal Peter des Großen. Alle drei Plätze hängen zusammen und hatten damals keinerlei Anlagen. Die Isaakskirche war im Bau begriffen, allerlei für sie bestimmte Baumaterialien lagerten am Ufer des Flusses.

Die Verschworenen faßten am 12. Dezember den Entschluß, am 14. loszuschlagen. Sie wollten die Soldaten, denen sie einredeten, Nikolai halte Konstantin in Warschau gefangen, an diesem Tage auf den Senatsplatz führen, wo der Oberst Fürst Trubezkoi das Kommando übernehmen sollte. Nach dem Siege sollte der Thron für erledigt erklärt werden, und Reichsrat und Senat sollten eine aus fünf Personen bestehende provisorische Regierung ernennen. Eine konstituierende Versammlung sollte dann über die Zukunft Rußlands bestimmen. Im Falle eines Mißerfolges wollte man sich auf die Militärkolonien in Nowgorod zurückziehen.

Am Morgen des 14. erreichten zuerst etwa 800 Mann vom Moskauer Leibgarderegiment den Senatsplatz, und zu ihnen stießen später das Bataillon der Garde-Marineinfanterie sowie Teile der Garde-Grenadiere. Im ganzen waren zuletzt etwa 2000 Mann versammelt. Trubezkoi, der sich in den Kriegen als ein tapferer Mann erwiesen hatte, versagten im entscheidenden Augenblick die

Nerven, er war nirgends zu finden. An seiner Stelle übernahm Leutnant Fürst Obolenski das Kommando. Die Garde-Artillerie, auf die die Verschworenen mit Sicherheit gerechnet hatten, wurde durch ihren Kommandeur, den Großfürsten Michail, bewogen, dem Kaiser treu zu bleiben. Obolenski konnte nicht den Entschluß fassen anzugreifen, sondern stellte nur seine Leute zwischen dem Senatspalast und dem Denkmal Peters des Großen in Karres auf. Oberst Stürler, der die Grenadiere beschwor, dem Kaiser treu zu bleiben, wurde von dem Leutnant Kachowski erschossen.

Auf dem Platz vor dem Winterpalais hatten sich große Volksmassen versammelt. Der Kaiser trat furchtlos unter sie und las ihnen persönlich das Manifest, das Konstantins Thronentsagung mitteilte, vor. Das Volk jubelte ihm zu, während es auf dem Senatsplatz mit den Verschworenen sympathisierte. Mittlerweile kamen auch die treu gebliebenen Truppen, die Garde zu Pferde, die Garde-Artillerie, die Regimenter Preobraschensk und Ssemenow herbei.

Es war ein bitter kalter Tag. Auf dem Senatsplatz hielten die meuternden Truppen, vor dem Winterpalais die treu gebliebenen. In ihrer Mitte hielt der Kaiser zu Pferde und ganz nahe von ihm der Oberst Bulatow, der fest entschlossen war, ihn zu erschießen, aber nicht den Mut dazu fand. (Rosen.) Vergeblich suchten nacheinander der Kommandeur des Gardekorps Woinow und der Großfürst Michail die Meuterer, denen sie volle Amnestie versprechen durften, zu bewegen, auseinanderzugehen. Als dann der Graf Miloradowitsch, der beliebteste General der Armee, furchtlos an die Verschworenen herantritt, wurde er vom Leutnant Kachowski erschossen. Fünf Angriffe der Leibgarde zu Pferde wurden von den Meuterern abgewiesen. Auch der Versöhnungsversuch, den der Metropolit Seraphim in vollem Ornat unternahm, scheiterte.

Der Kaiser konnte sich lange nicht entschließen, gegen die Verföhrtten, die ja in ihrer Art durchaus loyal waren, mit vollem Ernst vorzugehen, er mußte es aber schließlich doch tun. Nach ein paar Kartätschenschüssen lief alles auseinander.

Auch ein Aufstandsversuch der Verschworenen der zweiten Armee wurde vom General Geismar ohne viel Mühe niedergeschlagen. Pestel, Murawjew-Apostol und andere wurden gefangen und nach Petersburg gebracht, wo eine Untersuchungskommission der Verschwörung auf den Grund zu kommen suchte. Ein besonderer Gerichtshof verurteilte dann fünf der Verschworenen zum Tode am

Galgen, 123 in verschiedenen Kategorien zu Zwangsarbeit in Sibirien.

Die inquisitorische Art, in der die Untersuchung geführt wurde, das, wie damals geglaubt wurde, ritterliche Verhalten der Angeklagten und die Härte, mit denen die Verurteilten später behandelt wurden, haben dazu geführt, daß man die „Dekabristen“ in Rußland weit nachsichtiger beurteilt, als sie beurteilt zu werden verdienen und in ihnen in erster Reihe irrageleitete Idealisten sieht. Das waren sie zweifellos meist, aber ihr Idealismus war doch ein höchst gefährlicher und kann es in keiner Weise entschuldigen, daß gebildete und zum Teil schon hochgestellte Offiziere eine Verschwörung gegen ihren rechtmäßigen Monarchen bildeten. Um von denen, die die kaiserliche Familie ermorden wollten, ganz zu schweigen. Auch scheint, wie Schiemann nachweist, das Verhalten der Herren keineswegs immer so ritterlich gewesen zu sein, wie man damals annahm.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß keineswegs nur Pestel, Murawjew-Apostol, Rylejew, Bestuschew-Rjumin und Kachowski, die gehängt wurden, den Tod verdienten, und daß Nikolai gegen nicht wenige der Verschworenen, z. B. den Fürsten Trubezkoi, mit einer gewissen Milde verfuhr, aber es war allerdings eine unberechtigte Härte, wenn er den Frauen, die ihren verurteilten Männern nach Sibirien folgten, nach dem Tode dieser Männer die Heimkehr verwehrte und die Begnadigung, wo sie erfolgte, daran knüpfte, daß die Begnadigten zunächst im Kaukasus als Gemeine dienten. Diese Maßregeln bewirkten gerade, daß man geneigt war, in den Dekabristen in erster Reihe Opfer kaiserlicher Willkür zu sehen.

Die Verschwörung hatte auf den Kaiser natürlich einen großen Eindruck gemacht. Er schrieb ihre Entstehung in erster Reihe der mangelhaften Disziplin zu und zog die Zügel in der Armee nun immer fester an. Da die eiserne Zucht, die er hier hielt, sich zu bewähren schien, übertrug er sie auch auf die Zivilbevölkerung. Alle Welt wurde auch hier in Uniform gesteckt, nicht nur die Beamten, sondern auch die Lehrer, ja die Schüler. Es gab nur eine Tugend: blinden Gehorsam. Alle Initiative war ausschließlich dem Monarchen vorbehalten, der der Wächter der Gesetze war, aber durchaus über ihnen stand. Da der Kaiser tatsächlich doch nicht überall sein konnte, schuf er sich in der Geheimpolizei, die jetzt „die dritte Abteilung Seiner Majestät höchsteigener Kanzlei“ hieß, ein besonderes Organ, dessen Aufgabe es war, nicht nur die Privatpersonen, sondern auch

alle Behörden bis zu den höchsten hinauf zu überwachen. Ihr Chef, erst Graf Benkendorf, dann Fürst Orlow hatte zu jeder Zeit das Ohr des Kaisers. In jeder Stadt saß ein blau uniformierter Gendarmarieoffizier, der überall Zutritt hatte und Klagen gegen jedermann entgegennahm und eventuell nach Petersburg weiter gab. Da nur durchaus unbescholtene und unbestechliche Männer zu diesen Stellungen zugelassen wurden, wirkte diese Gendarmarie keineswegs nur verderblich. Es befanden sich in ihren Reihen sehr wohlwollende Personen, die nicht nur äußerlich taktvoll — was immer verlangt wurde, — sondern auch im Interesse der Unterdrückten wirkten und der Beamtenkorruption erfolgreich entgegen traten, aber das ganze Institut arbeitete doch durchaus willkürlich, und das Geheimnis, in das alle seine Handlungen gehüllt waren, machte es der Bevölkerung im höchsten Grade verhaßt.

Je älter Nikolai wurde, um so mehr entwickelte sich in ihm ein Kultus der Einfachheit, die Überzeugung, daß sich durch Reglements alles erreichen lasse. So kam er dazu, alle Bewohner seines Reiches auch zur Annahme einer Sprache, einer Konfession veranlassen zu wollen. „Ein Kaiser, eine Sprache, eine Religion,“ dieser Formel zuliebe unterdrückte er, so viel es sich irgend als möglich erwies, die lokalen Institutionen und ließ fanatische Geistliche staatlich unterstützte Propaganda unter seinen nicht griechisch-katholischen Untertanen treiben, obgleich er persönlich kein Fanatiker war. Überall und in allen Dingen erschien ihm das Gradlinige als das Richtige. Als die Bahn Petersburg-Moskau gebaut wurde, zog er auf der Karte mit Hilfe des Lineals einen geraden Strich und nach ihm mußte sie gebaut werden, obgleich der Weg nur durch unergründliche Sümpfe führte und alle bewohnten Orte nicht berührte.

Andererseits setzte Nikolais Energie durch, daß die seit Peter dem Großen von allen Regierungen vergeblich erstrebte neue Kodifikation der Gesetze stattfand (1830). Unter ihm wurde ferner ein neues Kriminalrecht erlassen (1845). Die Justiz blieb aber während seiner Regierung ebenso bestechlich wie die Verwaltung.

Es versteht sich, daß ein Mann von der Art Nikolais nur für die angewandten Wissenschaften ein gewisses Verständnis hatte. Alle abstrakten hielt er für vollständig unnütz und nur dazu geeignet, revolutionäre Ideen wachzurufen. Er war daher auf die Hochschulen schlecht zu sprechen und dachte nach 1848 sogar daran, sie

ganz zu beseitigen. Man brachte ihn nur mit Mühe dahin, zu dulden, daß jede Universität wenigstens 300 Studenten aufnehmen durfte.

Nikolai hätte am liebsten seinen Untertanen ganz verboten, das revolutionär infizierte Abendland zu besuchen. Da sich das nicht durchführen ließ, erschwerte er wenigstens den Besuch des Auslandes durch eine hohe Paßsteuer. Die Literatur des Abendlandes aber wurde durch eine mit größter Strenge gehandhabte Zensur möglichst überwacht, und diese Zensur hielt auch die einheimische Literatur und Presse in strenger Zucht.

Natürlich fanden die revolutionären Schriften trotzdem ihren Weg nach Rußland und wirkten um so verhängnisvoller, weil sie mit dem Reiz des Verbotenen verbunden waren und niemand ihnen frei und sachlich entgegenwirken konnte.

An das Grundübel aller russischen Verhältnisse, an die Leibeigenschaft, wagte Nikolai sich nicht heran, obgleich er es als solches wohl erkannte. Er schaffte die Militärkolonien nach einiger Zeit ab, und Araktschejew gewann auf ihn keinen Einfluß; aber er mochte wohl fühlen, daß er der Aufgabe, die Bauern zu befreien, nicht gewachsen war. So blieb hier im wesentlichen alles beim alten, und die Leibeigenen trugen, in Unbildung und Aberglauben versunken, ihr Los geduldig weiter. Es kam nur selten zu Aufständen, die dann mit großer Härte niedergeschlagen wurden.

Wie furchtbar das Schicksal der Leibeigenen sich gelegentlich gestalten konnte, bewiesen die Vorgänge, die sich in den letzten Tagen Alexanders auf dem Landgut Araktschejews abspielten. Dort hatten zur Verzweiflung gebrachte Bauern die Maitresse Araktschejews ermordet, und er nahm an ihnen eine so furchtbare Rache, wie nur je ein grausamer Tatarenkhan oder asiatischer Großkönig.

Die ungemessene Vorstellung, die Kaiser Nikolai von der Macht und Bedeutung Rußlands hatte, steigerte sich noch, als die Revolution 1848 tatsächlich Rußland fern blieb. Und dieses Selbstgefühl imponierte wieder den abendländischen Fürsten und Völkern und ließ auch sie Rußlands Können sehr überschätzen.

In einem Kriege mit Persien (1826—1828) nahmen die Russen unter Paskiewitsch Eriwan und Tabris und erlangten im Frieden von Turkmantschai die Provinzen Eriwan und Nachitschewan. Der Besitz dieser Provinzen wie der von Grusien und Mingrelieu zwang Rußland, auch die Bergvölker des Kaukasus zu unterwerfen, da sie

durch ihre räuberischen Überfälle den Verkehr zwischen Rußland und diesen Landschaften immer wieder störten. Diese Aufgabe, die erst 1859 gelöst werden konnte, kostete Rußland ungeheure Opfer an Menschen und Geld, denn die russischen Soldaten erlagen zu vielen Tausenden dem ungewohnten Klima und den Kämpfen unter ihnen so ungewohnten Bedingungen, wie sie das Hochgebirge mit sich brachte. Andererseits wurde der Kaukasus für zwei Generationen der russischen Offiziere die hohe Schule für den Krieg und gab ihnen wie ihren Untergebenen Gelegenheit, höchste Tapferkeit und größte Selbstverleugnung zu üben. Die Romantik dieser Kämpfe hat in der russischen Dichtung durch Lermontow, Puschkin u. a. schönen Ausdruck gefunden.

So sehr Nikolai jede revolutionäre Bewegung verabscheute, so konnte er doch nicht umhin, zugunsten des Aufstandes der Griechen eine Ausnahme zu machen und für sie der Türkei gegenüber einzutreten. Als die russisch-englischen Vorschläge, nach denen das sonst freie Griechenland ein Lehn der Türkei werden sollte, verworfen wurden, kam es zum Londoner Vertrage (Juni 1827), auf Grund dessen Rußland, England und Frankreich der Türkei ihre Vermittlung anboten. Als die Pforte auf diesen Vorschlag mit der Ausschiffung eines ägyptisch-türkischen Heeres im Peloponnes antwortete, vernichteten die Flotten der drei Mächte die türkische bei Navarin (Oktober). Aber die Türkei gab noch nicht nach, und es kam zum Kriege mit Rußland. Die Russen nahmen nun Kars, Achalzik und Erzerum in Asien, setzten in Europa über die Donau, eroberten Varna und Silistria und nahmen, nachdem sie den Balkan überschritten hatten, Adrianopel. In Asien kommandierte Paskiewitsch, in Europa erst Fürst Wittgenstein, dann Diebitsch. Die Pforte gab nun nach. Sie erkannte die Unabhängigkeit Griechenlands an, bestätigte die Bedingungen des Friedens von Bukarest und trat Achalzik sowie einige Inseln in den Donaumündungen an Rußland ab. Dieser Krieg hätte Rußland einen volleren Erfolg gebracht, wenn Nikolai sich nicht schon bei seinem Ausbruch verpflichtet hätte, keinen Gewinn an Land und Leuten zu beanspruchen. Sein Vorgehen gegen die Türkei sollte dadurch im Lichte vollständiger Uneigennützigkeit erscheinen.

Die Julirevolution versetzte Nikolai in die äußerste Entrüstung, obgleich er den Erlaß der Preßordonnanzen durch Karl X. entschieden mißbilligte. Er wünschte, daß der kleine Herzog von Bourbons als

Heinrich V. zum König ausgerufen werden, Louis Philipp nur die Regentschaft für ihn führen sollte. Er bemühte sich, Preußen und Österreich dazu zu bewegen, gemeinsam mit Rußland in diesem Sinne zu intervenieren, und schickte, um das durchzusetzen, Diebitsch nach Berlin. Die polnischen Truppen sollten in diesem Feldzuge die Avantgarde bilden und weder Nikolai noch Konstantin ahnten, wie unzuverlässig diese Regimenter waren. Der Plan scheiterte an dem Widerstande Preußens und Österreichs.

Nikolai hatte die Verfassung Polens aufrecht erhalten und auch den polnischen Reichstag zweimal 1825 und 1830 zusammenberufen. Das Land erfreute sich einer verhältnismäßig großen Freiheit, und sein Wohlstand war, dank der Intelligenz des Finanzministers, des Fürsten Druzki-Lubezki, in stetem Steigen. Lubezki rief einen Hypothekenverein ins Leben, gründete die polnische Bank und schuf die Tuchindustrie in Lodz. Die Polen, die staatsmännische Einsicht besaßen und etwas zu verlieren hatten, erkannten sehr wohl, daß ihre Lage eine verhältnismäßig günstige war, und daß für sie jetzt alles darauf ankam, Nikolai und die Russen nicht herauszufordern, sondern zunächst nur die bestehenden Zustände zu erhalten. So dachten die „Weißen“, die Konservativen. Anders die „Roten“, die Idealisten und nationalen Schwarmgeister oder, um mit Lubezki zu reden, „die Ärzte und Advokaten ohne Praxis und die Subaltern-offiziere, die höhere Stellungen erstrebten.“ Sie hielten den Augenblick für günstig, um Polen von Rußland loszureißen, Litauen und die an Preußen und Österreich gekommenen Provinzen zurückzugewinnen. Sie hofften das mit Hilfe der Liberalen in England und Frankreich durchsetzen zu können.

Am 17. November a. St. 1830 suchten die Zöglinge der Warschauer Junkerschule unter der Führung des Leutnants Wajsoki den Großfürsten Konstantin gefangen zu nehmen und riefen die Armee und das Volk zum Kampf gegen Rußland auf. Es gelang dem Großfürsten sich zu retten, die Truppen meuterten aber in der Front, und der Pöbel ermordete eine Anzahl russenfreundlicher Beamter. Es trat dann eine provisorische Regierung zusammen und ernannte Chlopiczki, der sich unter Napoleon ausgezeichnet hatte, zum Höchstkommmandierenden. Vergebens versuchten die besonnenen Elemente dem kommenden Unheil zu steuern und setzten durch, daß Druzki-Lubezki und Graf Jezierski nach Petersburg geschickt wurden, um den Kaiser womöglich zu versöhnen. Nikolai verlangte vor

allem unbedingte Unterwerfung. Nun bekamen die Radikalen das Heft in die Hand. Lubezki und Chlopiczki traten aus der provisorischen Regierung aus und Fürst Radziwill erhielt, widerwillig genug, das Oberkommando über die Truppen. Der Reichstag aber erklärte das Haus Romanow für abgesetzt.

Der Ausgang des nun entbrennenden Kampfes konnte trotz der verzweifelten Tapferkeit der Polen nicht zweifelhaft sein, und das um so weniger, weil die radikalen Elemente in Warschau jede Stetigkeit im Kommando unmöglich machten. Auf Radziwill folgte Skrzyncki, auf diesen Dembinski, dann Malachowski.

Die Cholera, an der der Großfürst Konstantin und Diebitsch, der anfangs die Russen führte, starben, verzögerte den Eintritt der Katastrophe, aber im September nahm Paskiewitsch von Wola aus Warschau ein, und die noch im Felde stehenden polnischen Truppen mußten die Waffen strecken oder über die Grenze fliehen.

Polen verlor nun seine Selbständigkeit und wurde später, statt in die alten Palatinate, in zehn russische Gouvernements eingeteilt. Der Reichstag, die Ministerien, die Selbständigkeit der polnischen Armee hörten auf, die russische Behördenverfassung wurde auch in Polen eingeführt. Wer von den Aufständischen nicht ins Ausland entkommen war, wurde streng bestraft. Nikolai, der seiner eigenen Aussage nach von Jugend auf eine große Abneigung gegen die Polen — und die Juden — hatte, war nicht der Mann dazu, ihnen gegenüber Gnade zu üben. In Warschau schaltete nun in seinem Namen der Feldmarschall Graf Paskiewitsch-Eriwanski als Statthalter. Alle höheren Beamtenstellen wurden an Russen vergeben, die konfiszierten Güter bekamen russische Generale. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben, alle Schulen dem russischen Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Polen wurde behandelt wie eine eroberte, als unzuverlässig bekannte Provinz, die durch ein starkes in sie verlegtes Heer niedergehalten werden mußte.

Die revolutionären Bewegungen, die Europa im Jahre 1848 erschütterten, pflanzten sich nicht nach Rußland fort. Die nach außen so erfolgreiche und glänzende Regierung des Kaisers schmeichelte dem nationalen Stolz, und das eiserne Regiment, das er führte, ließ jeden Widerstand aussichtslos erscheinen. Trotzdem sah ein Teil der Gebildeten nur mit steigendem Unwillen jeden geistigen Fortschritt unterdrückt und wurde politisch um so radikaler, da ihm

jede Möglichkeit geraubt war, die aus Westeuropa kommenden Theorien an der Hand der Prager auf ihren Wert zu prüfen. So wandte man sich den Lehren der kommunistischen Franzosen zu und suchte sie sich in kleinen, geheimen Kreisen anzueignen. Ein solcher Kreis sammelte sich um einen Beamten im Auswärtigen Amt Michail Butaschewitsch-Petraschewski, und dieser Kreis suchte durch lithographierte Schriften Propaganda zu machen. Das wurde entdeckt, und die Teilnehmer wurden, soweit man sie ermittelte, mit furchtbarer Strenge bestraft. Einundzwanzig Personen — unter ihnen der Dichter Dostojewski — wurden zum Tode verurteilt und erst auf dem Richtplatze zu langjähriger Strafarbeit begnadigt.

Da die Untersuchung in Sachen der „Petraschewskischen Verschwörung“ streng geheim geführt wurde, weiß man nicht, inwieweit die angeblich Verschworenen überhaupt bestimmte Ziele verfolgt und Taten geplant hatten. Es scheint fast, als ob sie eben nur die Werke der französischen Sozialisten und Kommunisten gelesen und sich an ihnen berauscht hätten. Immerhin hatten sich in diesem Fall in Rußland zum erstenmal junge Leute der verschiedensten Stände: Gardeoffiziere, Studenten, Lehrer, Subalternbeamte zu politischen Zwecken zusammengetan.

Kaiser Nikolai fühlte sich so sehr als Schutzherr der Legimitität wie nur je sein Bruder Alexander und sein Vater. Die Vorgänge in Ungarn hätten ihn daher auch dann mit äußerstem Unwillen erfüllen müssen, wenn er nicht noch einen besonderen Grund gehabt hätte, die baldige Niederwerfung der Magnaren zu wünschen. Es focht ein großer Teil der polnischen Emigranten in den Reihen der Aufständischen, und es unterlag keinem Zweifel, daß ein siegreiches Ungarn versuchen würde, seinerseits den Polen zu Hilfe zu kommen. Nikolai bot daher dem Kaiser von Österreich seine Hilfe an, und sie wurde nach der Unabhängigkeitserklärung Ungarns (14. April 1849) und der Einnahme von Ofen durch Görgey (3. Mai 1849) angenommen. Ein russisches Heer unter Paskiewitsch rückte nun in Ungarn ein und zwang Görgey, bei Dilagos zu kapitulieren. Er ergab sich mit 23 000 Mann den Russen (13. August). Triumphierend berichtete Paskiewitsch seinem kaiserlichen Herrn: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät.“

Es ist bekannt, wie das Eintreten Nikolais für die Dänen alle Hoffnungen der Schleswig-Holsteiner zuschanden machte, und wie er in Olmütz Preußen zwang, auf jeden Versuch zu verzichten,

Deutschland politisch enger zusammenzuschließen, als es durch den Deutschen Bund geschah. Er stand auf dem Gipfel seiner Macht. Wo immer der bildschöne, die äußere Würde des Fürstentums in vollendeter Weise vertretende Kaiser sich zeigte, drängten sich die Konservativen aller Länder huldigend um ihn, die Kavaliere Österreichs, die Junker Deutschlands sahen in ihm den zuverlässigsten Schutz gegen die Revolution. In seinem eigenen Lande fand er blinden Gehorsam; seine Heere hatten überall erfolgreich gefochten. Es erschien ihm nichts mehr unerreichbar.

Der erste Krieg mit der Türkei war sehr viel schneller und günstiger verlaufen, als Nikolai zu hoffen gewagt hatte, und er hielt im Jahre 1853 den Augenblick für gekommen, Konstantinopel und mit ihm den Schlüssel zum Schwarzen Meer zu gewinnen. Preußens glaubte er sicher zu sein; Österreich war, wie er meinte, durch Dankbarkeit an ihn gefesselt. Es erschien ihm unmöglich, daß Frankreich unter einem Napoleon sich mit England je verbinden könne. Gelang es Nikolai jetzt, dieses zu gewinnen, so hoffte er leicht mit der Pforte fertig werden zu können. Eine Reihe ganz von Rußland abhängiger griechisch-katholischer Staaten: die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Serbien, Montenegro sollten entstehen, Konstantinopel zunächst nur unter Rußlands Protektion gestellt werden.

In diesem Sinn sprach Nikolai mit dem englischen Botschafter Lord Seymour. Er nannte den Sultan einen kranken Mann, dessen Ende vor der Tür stehe, und dessen Hinterlassenschaft man verteilen müsse. England sollte Ägypten und Kreta nehmen dürfen. „Sind wir einig, so bin ich in bezug auf das übrige westliche Europa ganz ohne Sorge; was die anderen denken, hat im Grunde wenig Bedeutung.“

England war für diesen Plan nicht zu haben, und „die anderen“ waren wenig erbaut, als sie erfuhren, wie geringschätzig Nikolai über sie urteilte. Am wenigsten Frankreich, dessen neuer Kaiser ohnehin militärischer Erfolge bedurfte, um den Staatsstreich, der ihn auf den Thron erhoben hatte, vergessen zu machen. Der Streit um die heiligen Stätten, der in Palästina zwischen den griechisch- und den römisch-katholischen Christen bestand, schien ihm eine erwünschte Gelegenheit zu bieten, als Schutzherr der letzteren Kirche zu erscheinen. Er näherte sich daher England, und beide Staaten beschloßen, die Ausführung der Pläne Nikolais nicht zu dulden. Als im Juli 1853 russische Truppen unter Gortschakow die Donaufürsten-

tümer als „Pfand“ besetzten, lief eine englisch-französische Flotte in die Besika-Bai ein. Die Türkei weigerte sich, ein Schutzrecht Rußlands über ihre christlichen Untertanen anzuerkennen und verlangte die Räumung der Donau-Fürstentümer. Als diese nicht erfolgte, erklärte sie Rußland den Krieg (4. Oktober 1853). Als dann eine russische Flotte die türkische im Hafen von Sinope vernichtete (30. November), wurde Palmerston in England Minister, und England und Frankreich erklärten Rußland den Krieg (28. März 1854).

Das russische Heer unter Paskiewitsch ging im März über die Donau, nahm die Dobrudscha und belagerte Silistria, stieß aber auf entschlossenen Widerstand. Die Flotten der Verbündeten liefen nun in das Schwarze Meer, bombardierten den Militärhafen von Odessa und zerstörten die kleinen russischen Häfen am Fuß des Kaukasus. Eine englische Flotte kreuzte in der Ostsee und zwang Rußland dadurch, einen beträchtlichen Teil seines Heeres in den Ostseeprovinzen und Finnland zu lassen. Ein anderer war zur Überwachung Polens erforderlich. Obgleich nun eine Landung der Franzosen in der Dobrudscha scheiterte, gaben die Russen doch die Belagerung von Silistria auf, gingen über den Pruth zurück und räumten die Donau-Fürstentümer, in die nun mit Zustimmung des Sultans und der Westmächte die Österreicher einrückten.

Immerhin erkannte man im Lager der Verbündeten, daß damit noch kein großer Erfolg erreicht war. Ein Kriegsrat in Varna beschloß daher, den russischen Kriegshafen in der Krim, Sjewastopol einzunehmen. Gelang das, so war die mit so großen Kosten errichtete russische Seemacht im Schwarzen Meer vernichtet.

Am 4. September 1854 landeten 50 000 Engländer und Franzosen und 6000 Türken in Eupatoria, schlugen die Russen unter Menschitschikow an der Alma und bezogen im Süden von Sjewastopol an der Bucht von Balaklawa ein festes Lager.

Der nun beginnende Festungskrieg war nicht eigentlich eine Belagerung, denn die Festung wurde nie eingeschlossen, sondern ein Kampf um ihre Befestigungen, die von dem genialen Todleben vor dem Feinde zu fast uneinnehmbaren Bollwerken gemacht wurden. Die Russen, die den Hafen durch ihre versenkten Kriegsschiffe geschlossen hatten, blieben von Norden her immer in Verbindung mit der Festung und konnten ihre Besatzung verstärken und verproviantieren, während die Verbündeten, zu denen seit dem Januar 1855

noch 15 000 Sardinier gestoßen waren, freien Zugang vom Meer her hatten.

Elf Monate lang rangen hier die Gegner unter den größten Entbehrungen, die ihnen insbesondere durch einen harten Winter auferlegt wurden, miteinander.

Nikolais Stolz hatte es ihm unmöglich gemacht, rechtzeitig einzulenken, als seine Hoffnung, die Türkei leicht zu überrennen, sich als trügerisch erwies, die Türkei eine ungeahnte Widerstandskraft entfaltete und England und Frankreich ihr zu Hilfe kamen. Nun mußte er erleben, daß auch Österreich ihn im Stich ließ und sich den Westmächten immer mehr näherte, und daß selbst Preußen sich weigerte, seine Pläne zu unterstützen. Als nun der Krieg die ganze Korruption enthüllte, die unter dem Schein peinlichster „Ordnung“ in Wahrheit den ganzen russischen Staat erfüllte, brach das Herz des herrischen Fürsten. Er erfuhr noch, daß ein Angriff der Russen auf Eupatoria gescheitert war, und starb am 2. März 1855.

Nikolai war eine imponierende Persönlichkeit. Ein Pole, der ihn 1829 sah, schildert ihn so:

„Ich muß gestehen, daß kein Mensch in der Welt je auf mich einen größeren Eindruck gemacht hat als der Kaiser Nikolaus. Er war damals in der vollen Blüte seiner Schönheit und kaiserlichen Majestät. Wuchs, Haltung und Gesicht ließen ihn wie einen Herrn der Welt erscheinen. Ich kann mir den Grund nicht erklären, aber mein Herz slog ihm sofort zu. Ich konnte ihm nicht ins Gesicht sehen, so überwältigend majestätisch sah er aus. (Michail Tzaikowski bei Schiemann.)

Friedrich Wilhelm IV. aber schrieb auf die Nachricht vom Tode des Kaisers: „Einer der edelsten Menschen, eine der herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte, eines der treuesten Herzen und zugleich einer der höchsten Herren dieser engen Welt ist vom Glauben zum Schauen abberufen worden. Ich danke Gott auf den Knien, daß er mich würdigte, bei dem Tode des Kaisers Nikolaus tief betrübt zu sein, daß er mich gewürdigt, sein Freund im schönsten Sinne des Wortes zu werden und in Treue zu bleiben.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Kaiser Nikolai I. immer das Beste gewollt hat, aber es unterliegt ebensowenig einem Zweifel, daß er die Bedürfnisse seines Landes und seiner Zeit nicht erkannte. Wie sein Bruder Alexander wandte er seine Aufmerksamkeit in erster Reihe den auswärtigen Angelegenheiten zu und beschränkte sich im Innern darauf, eine militärisch gedachte Ordnung aufrechtzuerhalten. Er erkannte nicht, daß Rußland viel zu groß geworden war, um noch absolutistisch regiert werden zu können. Er wollte alles selbst sehen, selbst bestimmen und brachte es deshalb nie über den Schein der Ordnung hinaus, während Gericht und Ver-

waltung so korrumpiert blieben wie nur je vorher. Die unselige Leibeigenschaft aber verdarb immer wieder auch den Herrenstand in Grund und Boden.

Die an Händen und Füßen gebundene russische Landeskirche war während Nikolais Regierung wie erstarrt, blieb den zahllosen Sekten gegenüber ganz ohnmächtig und ließ sich willig zu politischen Zwecken mißbrauchen; für die Bildung des Volkes geschah nicht nur nichts, sie wurde ihm vielmehr als staatsfeindlich absichtlich möglichst ferngehalten. Alles was bildungsfreundlich im Lande war, wurde durch die bis zur Lächerlichkeit strenge Zensur, durch die im tiefsten Geheimnis ihres Amtes waltende Geheimpolizei in die äußerste Opposition gedrängt. Immer mehr gewöhnte sich die russische Intelligenz daran, in dem Staat einen Feind zu sehen, fanden die radikalen Theorien des Westens Anklang. Die russischen Schriftsteller lernten es meisterhaft, sie in unangreifbarer Weise zu verbreiten; an die Stelle des offenen Manneswortes trat überall die Satire.

Großes Unheil brachte der Wunsch Nikolais, alle seine Untertanen auch in Sprache und Religion übereinstimmend zu sehen, über die Grenzmarken. Die Unierten in Westrußland wurden mit Gewalt gezwungen, wieder griechisch-katholisch zu werden — nur die Eparchie Cholm blieb uniert, als die unierten Bischöfe auf dem Konzil von Plozk 1839 um Anschluß an die Landeskirche „petitionierten.“ In den Ostseeprovinzen versprachen Agenten fanatischer Gesellschaften und Beamten den Bauern Land, um sie zum Übertritt zur griechischen Kirche zu bewegen, und hatten damit Erfolg, denn nicht nur die Erwachsenen, die sich zur „Anmeldung“ hatten verleiten lassen, konnten unter keinen Umständen wieder zum Protestantismus zurückkehren, auch ihre Kinder wurden der neuen Konfession gezählt, selbst wenn sie noch so sehr dagegen protestierten. Alle Kinder aus gemischten Ehen wurden ausnahmslos griechisch. Es leuchtet ein, wie viel Herzeleid mit dieser Art Bekehrung verbunden sein mußte.

Nikolai war ein ausgesprochener Freund der Deutschen, weil er bei ihnen ungleich öfter Verständnis für seinen Ordnungsbegriff fand als bei den Russen. Er erregte dadurch bei seinen russischen Untertanen großes Ärgernis und verstärkte noch die Abneigung, die bei ihnen ohnehin schon gegen deutsches Wesen bestand. Gerade das, was Nikolai an der deutschen Art anzog: die Neigung, die Dinge systematisch zu betreiben, die willige Unterordnung unter einen als berechtigt anerkannten Zwang, die Treue auch im kleinen,

widerstand und widersteht noch dem russischen Empfinden. Der Russe ist unter dem Einfluß der Begeisterung zu den höchsten Leistungen fähig, aber die tägliche treue Kleinarbeit ist seine Sache nicht, was, wo er mit dem Deutschen konkurrieren muß, leicht zur Folge hat, daß er unterliegt. So war es auch im Heeres- und Staatsdienst unter Nikolai, und das erregte den Unwillen der Russen. Die Tugenden der Deutschen sind ihnen unympathisch; deshalb sehen sie sie doppelt ungern ihnen selbst versagte Erfolge erringen. Die Regierung Nikolais hat diese seit den Tagen Birons bestehende Abneigung, ohne es zu wollen, noch sehr verstärkt.

Wie die meisten europäischen Völker waren auch die Russen im 19. Jahrhundert reich an literarischen Talenten, und die geistigen Strömungen des Abendlandes fanden ihren Niederschlag auch in Rußland. Die russischen Dichter und Schriftsteller gingen auch in dieser Periode noch fast ausschließlich aus dem Adel als der einzigen Volksschicht hervor, in der eine gewisse Bildung zur Herrschaft gelangt war. Diese Bildung trug noch einen sehr oberflächlichen Charakter und war infolge des mangelhaften Zustandes der Schulen sehr ungenügend fundamementiert, aber gerade der Umstand, daß alle diese Autoren mit heutigem Maßstabe gemessen Autodidakten waren, verlieh ihren Arbeiten eine außerordentliche Frische und Energie. Was auf diesem Neuland wuchs, wurde mit schöner Begeisterung begrüßt und schon aus dem regen Nationalgefühl heraus liebevoll gepflegt. Der Hof, und an seiner Spitze die Gemahlin und spätere Witwe Pauls, die Kaiserin Maria Feodorowna, unterstützten jedes neu entdeckte Talent, literarischer Ruhm öffnete auch den Zugang zum Hof- und Staatsdienst. Schukowski wurde Erzieher des Thronfolgers und Vertrauensmann der kaiserlichen Familie; Gogol, der nie eine Universität besucht hatte, erhielt eine Professur; Schischkow wurde Kultusminister. Die russischen Dichter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörten größtenteils noch den obersten sozialen Schichten, der „Snatj“ oder der hohen Beamtenwelt an. Puschkin stammte, wie Batjuschkow und Aksakow, aus altem Bojarengeschlecht; der Vorfahr Karamjins war ein tatarischer Fürst; Dmitriew, Oserow, Gribojedow waren Söhne alter Adelsfamilien. Diese jungen Herren dienten erst in einem vornehmen Garderegiment und traten dann in den Zivildienst über, in dem es nicht wenige zu hohen Stellungen brachten. Dmitriew wurde Justizminister, Gribojedow wurde als russischer Gesandter in Persien ermordet. Die meisten Mitglieder der

literarischen Gesellschaft „Arſamaß“ nahmen ſpäter hohe Staatsämter ein. Das zügelloſe Treiben in der großen Welt brachte mehr als einem ruſſiſchen Dichter Unheil: Baťjuſchkow bezahlte es mit geiſtiger Umnachtung, Puſchkin und Lermontow fielen — Puſchkin 48, Lermontow erſt 27 Jahre alt — im Duell.

Auf das Zeitalter der pseudoklaſſiſchen und der pädagogiſchen Literatur folgte das einer ſentimentalen, die in Rußland in Karamſin (1766—1826) und Dmitriew (1760—1837) ihre bekannteſten Vertreter fand. Karamſins: „Die arme Liſa“ und „Natalie, die Tochter des Bojaren“ entfeſſelten Tränenſtröme; die Verſe Dmitriews entzückten alle Naturfreunde. Aber die großen Ereigniſſe, die der Anfang des 18. Jahrhunderts brachte, ließen auch die Dichter Rußlands bald männlichere Töne finden. So Baťjuſchkow (1787—1855), deſſen kraftvolle Verſe mit Recht Puſchkin begeiſterten.

Vater der romantiſchen Schule wurde in Rußland Waſſili ſchukowski (1783—1852), bei deſſen Leben wir etwas ausführlicher verweilen wollen. Sein Vater war ein reicher Gutsherr im Gou-vernement Tula, namens Bunin. Als Bauern von ſeinem Gut 1776 als Marketender zur gegen die Türken kämpfenden ruſſiſchen Armee gingen, fragten ſie ihren Herrn, was ſie ihm mitbringen ſollten. Bunin antwortete lachend: „Ein Paar hübsche Türkinnen, denn meine Frau wird alt.“ Die Bauern nahmen dieſen Wuſch ernſthaft und führten bei ihrer Rückkehr ihrem Herrn zwei junge Türkinnen von 16 reſp. 11 Jahren zu, von denen die jüngere bald ſtarb, die ältere aber getauft und als Kinderwärterin verwendet wurde. Obgleich Bunin aus einer glücklichen Ehe elf Kinder hatte, machte er die hübsche Türkin bald zu ſeiner Beiſchläferin, und ſie gebar ihm einen Sohn, den ein bei ihm lebender Edelman ſchukowski adoptierte. Da Frau Bunin eben damals ihren einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, nahm ſie ſich des kleinen Waſſili mütterlich an, und er wuchs als Bruder ihrer Töchter in ihrem Hauſe auf, während ſeine leibliche Mutter eine Dienerin blieb. Mehrere Töchter Frau Bunins ſtarben bald nach ihrer Verheiratung und hinterließen ihrerſeits kleine Töchter, die die Großmutter zu ſich nahm, ſo daß ſchließlich ihr Hauſe von kleinen Mädchen wimmelte, unter denen der kleine Waſſili heißgeliebter Hahn im Korbe war. Immerhin litt das weiche, empfindſame Herz des begabten, frühreifen Knaben unter den anormalen Verhältniſſen, unter denen er lebte, und ſein Leid fand in den Verſen des Jünglings einen lebhaften Ausdruck.

Als er herangewachsen war, gewann er eine der ihn umgebenden Mächten, Marie Protassow, deren Lehrer er geworden war, lieb, ihre Mutter verweigerte aber ihre Einwilligung zu einer Ehe, die nach ihrer Meinung gegen die Gebote der Religion verstieß. Viele Jahre lang bemühten sich die Liebenden, den Widerstand der Mutter, den auch der Erzbischof von Moskau für ungerechtfertigt erklärte, zu überwinden, aber alle Hoffnungen schlugen fehl. Marie Protassow heiratete schließlich den Dorpater Professor Maier und starb im Wochenbett. Diese Leidenschaft hat Schukowskis ganze Jugend beherrscht und zieht sich als roter Faden auch durch seine lyrischen Dichtungen.

Schukowski hatte früh Geschmack an der deutschen Dichtung gefunden und wurde mit ihr dadurch noch vertrauter, daß Frau Protassow zugleich mit ihrem Schwiegersohn, Professor Wojekow, nach Dorpat übersiedelte. Dort weilte Schukowski viel, lernte deutsche Art lieben und erfüllte sich bis zu einem gewissen Grade mit deutschem Geist. Das befähigte ihn, deutsche Dichtungen wundervoll zu übersetzen resp. zu übertragen, entfremdete ihn aber auch ein wenig seinen Volksgenossen, die von ihm mehr eigene Schöpfungen erwarteten. Er war aber überhaupt mehr ein anempfindendes als ein schöpferisches Talent.

Unter Schukowskis eigenen Dichtungen ragen das Lied von den „Zwölf schlafenden Jungfrauen“ und die patriotischen Gedichte hervor, die der Einfall Napoleons wachrief: „Der Sänger im Lager russischer Krieger“, „Ansprache an Alexander I.“, „Der Sänger im Kreml“. Ihnen verdankte er seine spätere Stellung am Hof. Schukowski war und blieb übrigens ein ganz unabhängiger, durchaus uneigennütziger und edler Mann. Er nimmt darin eine Ausnahmestellung unter den russischen Dichtern ein, als er ganz positiv ist, was ihm freilich dadurch sehr erleichtert wurde, daß seine Muse schon verstummt war, als die Reaktion unter Alexander einsetzte und Arkatsejew der in Rußland maßgebende Mann wurde.

Ein ungleich kraftvolleres, mehr in der nationalen Eigenart wurzelndes Talent als Schukowski war Alexander Puschkin (1799—1847). Er erregte schon als Schüler des von Alexander I. begründeten Lyzeums durch seine Gedichte die Bewunderung des greisen Derſchawin, Karamjins und Schukowskis und der Achtzehnjährige verließ es gewissermaßen schon als berühmter Mann. Kein Wunder, daß er sich kopfüber in die Freuden der Großstadt stürzte.

Es hatte sich um den alten Derschawin ein Kreis von Mittelmäßigkeiten gebildet, dessen Seele Schischkow war, und der in der Poesie der Sache nach den Pseudoklassizismus, der Form nach eine an das Kirchenlawisch anklingende Sprache erhalten sehen wollte. Ihm stellte sich ein Verband von Schriftstellern entgegen, der sich nach der russischen Gänsestadt „Arsamak“ nannte, weil er bei seinen Versammlungen von dorthier stammende Gänse verzehrte, und der die Freunde des Alten mit allen Waffen des Spottes und jugendlichen Übermutes bekämpfte. Zu ihm gehörte neben Schukowski, Batjuschkow, Fürst Wjasemski, den beiden älteren Turgenews, Uwarow auch Puschkin.

Während aber die anderen Mitglieder sich darauf beschränkten, die literarischen Dunkelmänner zu bekämpfen, richtete Puschkin seine Pfeile auch gegen den Hof, was ihm eine immerhin noch leidlich ehrenvolle Verbannung zuzog. Er wurde nämlich als Beamter nach Südrußland, erst nach Kischinew, dann nach Odessa verwiesen. Hier ergab er sich ganz dem Einfluß Byrons, dessen Dichtungen ja damals überall einen tiefgehenden Eindruck machten. Puschkin, der von Kischinew aus den Kaukasus kennen gelernt hatte, schuf damals den „Gefangenen im Kaukasus“ der „Springbrunnen von Bachtischissarai“, „Die Räuber“, und begann den ganz unter dem Einfluß Byrons stehenden Roman in gebundener Rede: „Eugen Onjegin“.

Alle diese Dichtungen enthalten in schönen Versen viele wundervolle Naturschilderungen.

Der Dichter hatte unterdessen durch einen Brief an höchster Stelle neues Ärgernis erregt; er wurde deshalb auf eines seiner Güter verbannt und dort 1824—1826 festgehalten. Eine alte Amme macht ihn hier mit den russischen Volksliedern und Volksmärchen vertraut und die Einsamkeit gab ihm Anlaß, sich außer in Shakespeare in die russische Vergangenheit zu vertiefen. Aus diesen Studien erwuchs sein Drama: „Boris Godunow“. Aber seine eigentliche Stärke lag im lyrischen Gedicht und in der Erzählung in gebundener Rede.

Nikolai I. rief Puschkin aus der Verbannung zurück, wurde ihm nach einer persönlichen Aussprache ein gnädiger Gönner und stellte durch eine hohe Pension seine wirtschaftliche Existenz sicher; aber eben dadurch wurde die dichterische Freiheit Puschkins doch sehr beschränkt. Immerhin ist er der volkstümlichste aller russischen Dichter geblieben.

Vielleicht noch begabter als Puschkin war Michail Lermontow (1814—1841). Manche seiner lyrischen Gedichte sind wundervoll, und es gelang ihm auch, gelegentlich den Ton der Volksballade meisterhaft zu treffen. So in dem prächtigen „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch, dem jungen Oprischnik und dem kühnen Kaufmann Kalaschnikow“. Sein vielgerühmter „Held unserer Zeit“ entstand ebenso unter dem Einfluß Byrons wie „Eugen Onjegin“. Er und „Der Dämon“ bilden die wichtigsten Dichtungen Lermontows, den übrigens die Felsenwildnis des Kaukasus ebenso anregte und begeisterte wie Puschkin.

Außerhalb der verschiedenen Dichterschulen stand Gribojedow (1795—1829), der durch seine köstliche satirische Komödie „Kummer aus Vernunft“ (Gore ot Uma) mit einem Schläge ein berühmter Mann wurde. Das gleiche gilt von dem Fabeldichter Krylow (1763—1841), dessen Fabeln noch heute jedes russische Kind kennt.

Den Humor und den Realismus führte Gogol (1809—1852) in die russische Literatur ein. Sein schwankartiges Lustspiel „Revisor“, in dem die Nichtsnutzigkeit und Bestechlichkeit der niederen Beamtenwelt so drollig gegeißelt wird, geht noch heute nicht selten über deutsche Bühnen. Sein leider unvollendet gebliebener humoristischer Roman: „Tote Seelen“ bietet Typen damaliger Gutsbesitzer.

Gogol war ein Kleinrusse und hat in seinen Novellen kleinrussisches Leben meisterhaft geschildert. Besonders schön ist sein historisches Epos in ungebundner Rede: „Taras Bulba“, in dem das wilde, aber poesievolle Leben der alten Dnjeprkosaken wundervoll geschildert ist.

Als reiner Lyriker ist noch Kolzew (1809—1842) zu nennen. Seine Lieder muten wie Volkslieder an. Er war der erste hervorragende Dichter Rußlands, der nicht dem Adel angehörte, sondern aus dem Hause eines Kaufmanns hervorging. Aber er ist charakteristischerweise auch an dem Gegensatz zwischen dem von ihm aufgenommenen modernen Geist zu den in seinem Elternhause herrschenden Anschauungen früh zugrunde gegangen.

Alexander II.

Als Nikolai starb, sehnte man sich allseitig nach Frieden, aber der Kaiser Alexander glaubte sich zu einem Friedensschluß erst verstehen zu können, wenn auch Rußland Erfolge errungen hatte. So nahmen denn die Kämpfe um die Befestigungen von Sewastopol ihren Fortgang, und England und Frankreich vermehrten ihre Armeen bis auf 175 000 Mann, denen 150 000 Russen gegenüberstanden. Die Russen fochten mit verzweifelter Tapferkeit, ihre Waffen waren aber so viel schlechter als die der Verbündeten, daß sie zu Tausenden erschossen wurden, ehe sie an die Feinde herankamen. So an der Tschernaja (16. August). Erst am 8. September 1856 gelang es in verzweifelten Kämpfen den Franzosen den Malakowturm, den Engländern den Redan, und in ihnen den wichtigsten Teil der Festungswerke zu erobern. Die Russen zogen nun nach Norden ab. Als es dann General Murawjew am 27. November gelungen war, Kars zu erobern, meinte Kaiser Alexander, es sei nun der Ehre genug getan, und willigte im Frieden von Paris in die Abtretung eines Teiles von Bessarabien und die Ausschließung aller Kriegsschiffe vom Schwarzen Meer. Rußland gab ferner den Anspruch auf die Schutzherrschaft über die christlichen Untertanen der Türkei auf.

So gering die materiellen Verluste Rußlands waren, so groß war doch die Einbuße, die es an Ansehen erlitten hatte. Alle Schäden, an denen das Reich litt, waren während des Krieges zutage getreten; jedermann erkannte, daß die Dinge so nicht fortgehen konnten. Und so unternahm denn der Kaiser das Riesenwerk einer fast den ganzen Organismus des Staates umfassenden Reform.

Es galt zunächst durch Aufhebung der Leibeigenschaft sein Fundament völlig zu erneuern. Der Kaiser machte schon im März

1856 darauf aufmerksam, daß nun nicht länger gezögert werden dürfe, diese Reform in Angriff zu nehmen. „Sie wissen selbst,“ sagte er zu den um ihn versammelten Adelsmarschällen von Moskau, „daß der bestehende Zustand der Herrschaft über Seelen nicht unverändert bleiben kann. Es ist besser, die Leibeigenschaft von oben her aufzuheben, als zu warten, bis sie von untenher sich auflöst.“ Der Kaiser setzte dann ein Komitee ein, das unter seinem Vorsitz die Reform in die Wege leiten sollte.

Es erwies sich, daß der Adel der nördlichen litauischen Provinzen am willigsten war, an der Reform mitzuarbeiten. Der Kaiser befahl nun, daß in jedem der westlichen Gouvernements (Wilna, Kowno, Grodno) ein „Vorbereitendes Komitee“ ins Leben treten sollte. Zugleich „empfehl“ ein Reskript dem Adel auch der übrigen Gouvernements, dem Beispiel der litauischen Herren zu folgen. Diese Empfehlung wurde mit Recht als Befehl aufgefaßt, und es entstanden überall Komitees.

Man stand nun vor der Frage, welchen Umfang die geplante Reform annehmen sollte. In den Ostseeprovinzen hatte man sich seinerzeit darauf beschränkt, den Bauern die persönliche Freiheit zu geben, während das Land Eigentum der Gutsherren wurde, von denen die Bauern dadurch ganz abhängig blieben. Zwei Generationen hindurch erhielt sich hier noch die Fron, um allmählich der Geldpacht zu weichen. Man meinte, daß dieses System in Rußland nicht anwendbar sei, und entschied sich dafür, daß die Bauern zugleich mit der Freiheit auch Land erhalten sollten. Nun erhob sich die zweite Frage: ob das Land in den Besitz der einzelnen Bauern oder in den der Gemeinde, des Mir, übergehen sollte.

Es ist zweifellos, daß der Gemeindebesitz nur auf der untersten Stufe wirtschaftlicher Entwicklung nützlich sein kann. Er schließt jede Möglichkeit intensiver Landwirtschaft aus; denn wer wird Kapital und mehr als unbedingt erforderliche Arbeit auf ein Grundstück verwenden, das ihm nach ein paar Jahren durch Gemeindebeschluß genommen und durch ein anderes ersetzt werden kann. Es leuchtet ferner ein, daß mit der fortschreitenden Vermehrung der Gemeinemitglieder der auf das einzelne fallende Anteil an Land sehr bald so klein werden muß, daß er zur Erhaltung einer Familie nicht ausreicht.

Unglücklicherweise glaubte aber ein großer Teil der gebildeten Russen in dem Gemeindebesitz, der doch meist erst in der Zeit der

sich bildenden Leibeigenschaft entstanden war, eine uralte Eigensitte der Slawen erhalten. Andere wieder sahen unbegreiflicher Weise im Gemeindebesitz ein Mittel gegen die Bildung eines Proletariats, obgleich er doch im Gegenteil überall nur aus Proletariern bestehende Gemeinden schaffen muß. Und so erschien vielen Russen der Gemeindebesitz als eine nationale Institution, an der man nicht rütteln dürfe.

Im Februar 1859 wurde eine Redaktionskommission ernannt, die die Vorschläge der Gouvernementskomitees in Übereinstimmung zu bringen hatte, und in der die Anhänger einer radikalen Lösung obiger Fragen, A. Miljutin, Ssamarin, W. Tscherkaski, die Oberhand behielten. Ein Hauptkomitee unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin überarbeitete dann noch einmal die Vorlage, die am 19. Februar 1861 Gesetz wurde.

Die bisher als Dienstboten verwendeten Leibeigenen wurden nach zwei Jahren frei. Die als Bauern auf dem Lande lebenden wurden nicht nur persönlich frei, sondern erhielten auch ihr Haus nebst Zubehör als freien persönlichen Besitz. Die Gemeinde als solche erhielt einen Teil des Landes, mußte es aber vom Gutsherrn in der Weise erwerben, daß sie die Kaufsumme binnen 49 Jahren abtrug. Die Regierung schoß diese Summe den Gutsherren in besonderen Wertpapieren vor und empfing dann die Zahlungen der Bauern. Besondere Beamte, die „Friedensvermittler“, die der Adel wählte, sollten die Auseinandersetzung zwischen den Gutsherren und den Bauern in die Wege leiten. Die Gemeinde regelte dann die Bewirtschaftung des Landes ganz nach ihrem Belieben, und der Gutsherr, der nicht zu ihr gehörte, hatte keinerlei Einfluß auf sie.

Die Friedensvermittler bewährten sich vorzüglich, und die Auseinandersetzung vollzog sich meist ohne Schwierigkeiten, aber die so entstandenen Agrarverhältnisse waren doch sehr unerfreuliche. Die ganz sich selbst überlassene Gemeinde, die dem Staat gegenüber für die Steuern solidarisch haftete, schon deshalb mit weitreichenden Befugnissen ausgestattet wurde und unter anderem das Recht hatte, jedes Gemeindeglied innerhalb der Gemeinde festzuhalten, übte eine Macht aus, die kaum weniger lästig war als die frühere des Gutsherrn, und sie geriet nur zu oft ganz in die Hände des Kneipwirthes, der zugleich Wucherer war. Einen Fortschritt der Landwirtschaft machte die von Zeit zu Zeit vorgenommene Neuteilung des Bodens unmöglich, und die Anteile des einzelnen Bauern wurden immer kleiner.

Das ganze Land zerfiel in zwei Hälften, die nach verschiedenen Systemen bewirtschaftet wurden: in den Privatbesitz der Herren und den Gemeindebesitz der Bauern. Voll Neid blickten die Bauern unwillkürlich auf das benachbarte Gutsland und hielten an der Hoffnung fest, sich früher oder später auch seiner bemächtigen zu können. Hier konnte jede revolutionäre Propaganda immer wieder einsetzen.

Ungleich glücklicher als die Emanzipation der Bauern wurde die Reform der Justiz bewirkt. Für die Bauern wurde ein Gemeindegericht geschaffen, das nach Gewohnheitsrecht urteilen durfte. Als Zivilgericht unterlagen ihm Streitfälle bis zu einem Objekt von 100 Rubeln; als Kriminalgericht durfte es Geldstrafen bis zur Höhe von 3 Rubeln, 7 Tagen Arrest, 20 Rutenhieben verhängen.

Alle übrigen Gerichte waren keine Standesgerichte. Dem deutschen Amtsrichter entsprach der Friedensrichter, der von der Semstwo gewählt wurde, und der in Zivilsachen Fälle bis zu 500 Rubeln verhandeln, in Kriminalsachen bis zu einem Jahr Gefängnis und 300 Rubeln Strafe verhängen konnte. Appellationsinstanz bildete ein aus einer Anzahl Friedensrichter gebildetes Friedensrichterplenium.

Kollegiale Gerichtshöfe waren die Kreisgerichte, die über diesen stehenden Appellationsgerichte und als Kassationshof eine Abteilung des Senats.

Leider wurden den Kreisgerichten für Kriminalfälle Geschworene zugeordnet, ein Institut, das in Rußland besonders unangebracht war, weil hier jedermann gewohnt und geneigt war, in jedem Gefangenen einen „Unglücklichen“ zu sehen, der ein Opfer der willkürlichen Verwaltung oder der verderbten Gerichte oder eines rachsüchtigen Gutsherrn geworden war. Es erfolgten daher, zumal anfangs, die unsinnigsten Freisprechungen.

Abgesehen vom Geschworenengericht hat sich aber die neue Organisation der Gerichte vorzüglich bewährt. Die Richterkollegien, deren Mitglieder nun auch ausreichend bezahlt und unabsehbar wurden, erfüllten sich bald mit einem Ehrgefühl, das jede Bestechlichkeit unmöglich machte, und genossen mit Recht hohes Ansehen. Ein schlagender Beweis dafür, daß es in Rußland keineswegs an Männern als Träger freiheitlicher Institutionen fehlte und nur die administrative Willkür ihre Vermehrung hinderte.

Hätte man diese auch den neuen Landschaftsinstitutionen ferngehalten, so hätten auch sie sich gewiß gut bewährt. Es wurden in den „Landschaften“ (Semstvos) gewählte Körperschaften geschaffen,

die sich über die Kreise resp. aus ihnen hervorgehend über die Gouvernements erstreckten und in der Semskaja Uprawa ausführende Organe hatten. Die Landschaft setzte sich aus Vertretern des Adels, der Bauern und der Städte zusammen und hatte weitgehende Kompetenzen im Interesse der Befriedigung lokaler Bedürfnisse. Zu ihnen gehörte die Wahl der Friedensrichter und der Landesbeamten, die Verteilung der Steuern, die Unterhaltung der Wege, die Errichtung und Erhaltung der Volksschulen, die Organisation der Hospitäler usw. Auch hier gingen zahlreiche patriotische und sachkundige Männer rüstig ans Werk, ihr Eifer mußte aber erlahmen, als die Vertreter der Staatsgewalt sich ihnen nur zu bald feindlich gegenüberstellten und ihre Arbeiten durch willkürliche Eingriffe störten und um den erhofften Erfolg brachten. Die Beamtenwelt hatte den Semstvos gegenüber leider ungleich größeren Erfolg als gegenüber den Gerichten, und es gelang ihr nur zu bald, ihre Tätigkeit zu einer so subalternen und unerfreulichen zu machen, daß die besten Elemente der Landschaft den Rücken kehrten. So wurde hier die kaum eröffnete Schule praktischer Betätigung im kommunalen Leben nur zu bald wieder geschlossen, sehr zum Unglück des Landes.

Alle diese Reformen fanden, mit Ausnahme der neuen nach preußischem Muster erfolgten Städteordnung von 1870, unter der lebhaftesten Beteiligung aller Gebildeten, die sich nun auch verhältnismäßig frei äußern konnten, während der ersten zehn Jahre der Regierung Alexanders II. statt. Aber indem der Kaiser das eiserne Regiment seines Vaters aufgab, wurde auch der Radikalismus frei, den eben dieses Regiment großgezogen hatte.

Wo die Männer politisch zu Schweigen und Untätigkeit verurteilt sind, reden und handeln die Jünglinge. So war es in Deutschland nach den Freiheitskriegen, so jetzt im Zeitalter der Reformen in Rußland. Der abendländische Radikalismus fand unter der studierenden Jugend den lebhaftesten Anklang. Da die Söhne der vornehmen Welt und der hohen Beamten in staatlichen Internaten: im Pagenkorps, in den verschiedenen juristischen Lyceen, in den Kadettenkorps erzogen wurden — Delianow war der erste Kultusminister (1854—1861 und 1862—1866), der auf einer Universität studiert hatte —, so fehlte hier das konservative Element fast ganz. Die meisten Studenten waren ohne jede häusliche Erziehung, blutarm und schlecht vorbereitet. Da jeder korporative

Zusammenschluß verboten war, konnte auch die reifere Minderheit auf diese zusammenhanglose Masse keinen Einfluß gewinnen. So schoß denn der Idealismus dieser Jugend wild ins Kraut. Als unter dem Kultusminister Golowin durch das liberale Statut vom 13. Juni 1863 den Universitäten eine bis dahin ungewohnte Autonomie gewährt wurde, erwies es sich, daß auch die Professoren zu nicht geringem Teil mit dem Radikalismus liebäugelten. Es kam bald zu tumultuarischen Demonstrationen der Studenten, gegen die dann mit über das Ziel hinauschießender Energie eingeschritten wurde.

Diese Unruhen wie die Ausschreitungen der Presse waren indessen kaum vermeidliche Begleiterscheinungen so umfassender Reformen und hätten sich voraussehen lassen. Blieb die Regierung konsequent, ließ sie die von ihr selbst geschaffenen Ventile der öffentlichen Meinung offen, so durfte man erwarten, daß ein neues Rußland ohne große Erschütterungen entstehen würde. Leider fehlte es aber dem Kaiser an der Festigkeit, die dazu gehört, um in solcher Zeit unbeirrt durch die Stimmen von rechts und links den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen.

Alexander II. (geb. 1818) war 37 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Er war ein schöner Mann von liebenswürdigen Umgangsformen, durchaus wohlmeinend und bildungsfreundlich. Er hatte auf weiten Reisen durch Rußland Gelegenheit gehabt, das Land kennen zu lernen, und es war sein aufrichtiges Bestreben, seine Untertanen in jeder Weise zu fördern. Aber es fehlte ihm der stählerne Wille seines Vaters; er war leicht bestimmbar und ließ sein Ohr den verschiedensten Ratgebern. Dadurch kam in seine Entschlüsse ein gefährliches Schwanken, und es geschah nicht selten, daß er mit der Ausführung der Reformen entschiedene Gegner ebendieser Reformen betraute. So wurden Hoffnungen erweckt, die nicht erfüllt wurden, und wurde eine Reaktion zugelassen, ehe die Aktion irgend hätte ihr Ziel erreichen können. Infolgedessen konnte es geschehen, daß dieser zweite Reformator Rußlands, der „Zar-Befreier“, wie ihn seine Untertanen mit Recht nannten, schließlich von den Nachkommen der Bauern ermordet wurde, deren Befreiung vom Joch der Leibeigenschaft sein Werk war.

Kaiser Alexander hatte auch in Polen die Zügel gelockert und eine Politik der Versöhnung angebahnt. Aber es gab kein Mittel, das die Polen bewegen konnte, auf die Wiederherstellung ihres Nationalreiches zu verzichten. Sie hatten sich, seit der Aufstand

von 1830 dem Königreich Polen ein Ende gemacht hatte, gesellschaftlich nur noch enger zusammengeschlossen und bildeten eine feste Masse, in der es einen Gegensatz nur darüber gab, wann der Zeitpunkt gekommen sein würde, ihre Pläne zu verwirklichen und wie es geschehen sollte. Die „Weißen“, d. h. die Magnaten und die Besitzenden, glaubten ihre Ausführung noch auf lange hinaus verschoben zu müssen; die „Roten“, d. h. die akademisch Gebildeten, die niedere Geistlichkeit usw. wollten schon jetzt los schlagen. Wie einst die Väter ihre Hoffnungen auf die Liberalen Frankreichs und Englands setzten, so erwarteten jetzt die „Roten“ Unterstützung durch den Gönner des Nationalitätenprinzips Napoleon III.

Natürlich siegten die Radikalen und rissen die Gemäßigten mit sich fort. Sie begannen mit Straßendemonstrationen an den Jahrestagen des Warschauer Aufstandes und der Schlacht bei Grochow und bildeten eine eigenartige revolutionäre Technik aus. Das Volk versammelte sich unbewaffnet, war aber nicht zu bewegen, auseinanderzugehen. Schritt nun die Obrigkeit ein, so erregte das die äußerste Erbitterung, denn es war ja eigentlich nichts geschehen. Nun begann ein Kultus der bei diesen Aufläufen Getöteten. Alle Welt hüllte sich in Trauer und wohnte so Gottesdiensten bei, die zur Schürung der Erbitterung veranstaltet wurden.

Man versuchte es von Petersburg aus mit verschiedenen Statthaltern: dem Fürsten Gortschakow, den Generalen Suchosanet und Lambert, und man befolgte die Ratschläge des Polen Marquis Wielopolski; man ernannte dann den Großfürsten Konstantin zum Vizekönig und Wielopolski zum Chef der Zivilverwaltung, aber die Weißen verlangten die Vereinigung aller ehemals polnischen Provinzen und die Roten führten Attentate auf den Großfürsten und Wielopolski aus. Die Regierung entschloß sich schließlich, sich der unruhigen polnischen Jugend durch eine außerordentliche Rekrutierung zu entledigen, und darüber brach im Januar 1863 der Aufstand aus.

Er wurde von den Roten mit wilder Energie geleitet. Das geheime Nationalkomitee wütete durch seine Hängegendarmen rücksichtslos gegen alle Polen, die sich dem Aufstand nicht anschlossen; wer ein Gewehr tragen konnte, mußte mit ihm in die Wälder. Aber der Aufstand war ganz aussichtslos, denn die Westmächte traten zwar in Noten für die Polen ein, ließen es aber ihretwegen nicht auf einen Krieg ankommen, und Preußen leistete Rußland jeden

Beistand. Man brachte auch kein wirkliches Heer mehr auf, sondern nur größere Banden unter Mieroslawski und Langiewitsch, die von den Russen bald über die österreichische Grenze gedrängt wurden. Graf Murawjew in Litauen, Graf Berg in Polen schufen nun mit eiserner Hand Ordnung, und die radikalen Russen Fürst Tscherkaski und andere suchten die polnischen Bauern durch Gewährung von Grund und Boden und Befreiung von jedem Einfluß der Guts-herren für Rußland zu gewinnen. Ganz vergeblich, denn die polnische Geistlichkeit hielt alles, was Pole war, viel zu fest zusammen, als daß ein Abfall von den nationalen Idealen möglich gewesen wäre. Die Regierung erkannte das sehr wohl und suchte den Einfluß der Geistlichkeit durch Aufhebung der Klöster und andere Maßregeln zu brechen, aber sie konnte ihr Ziel nicht erreichen.

Der polnische Aufstand übte den größten Einfluß auf die Entwicklung Rußlands. Hatten in den letzten Jahren die unbedingten Anhänger der abendländischen Kultur die öffentliche Meinung beherrscht, hatte der radikale Herzen von London aus durch seinen Kolokol (Die Glocke) einen großen Einfluß üben können, so erwachte nun das Nationalgefühl wieder in voller Kraft und fand in den Professoren der Moskauer Universität Kathow und Leontjew einen beredten Ausdruck. Ihre Zeitung, die Moskowiskija Wjedomosti vertrat mit äußerster Schärfe den nationalen Standpunkt, die Losung: „Rußland für die Russen.“ Kathow — Leontjew starb früh — war ein sehr gebildeter Mann, aber er vertrat im Grunde das Programm Kaiser Nikolais: „Ein Zar, eine Sprache, ein Glaube“ und sah alles Heil Rußlands in der unbeschränkten Gewalt des Zaren, der sich auf die Geistlichkeit und die nationalen Instinkte stützte. Er glaubte allen Ernstes, daß sein Volk nach ganz anderen Gesetzen leben müsse als alle anderen Menschen. Seine Aufgabe sei, zunächst alle nicht russischen Bewohner Rußlands zu orthodoxen Russen zu machen und dann alle Slawen um sich zu sammeln.

Die russische Jugend war zunächst weit davon entfernt, für dieses Programm Verständnis zu haben, blieb ihren radikalen Idealen treu und verlor die Geduld, als sie sie nicht verwirklicht sah. Turgenew hat uns diese Jugend, für die er die Bezeichnung „Nihilisten“ schuf, in „Väter und Söhne“ meisterhaft geschildert. Zu ihr gehörte der Student Karakosow, der am 16. April 1866 im Petersburger Sommergarten ein Attentat auf den Kaiser machte.

Karakosow war aus einer Realschule hervorgegangen. Man

meinte nun, des in der russischen Jugend herrschenden radikalen Geistes am besten dadurch Herr zu werden, daß man ihr eine klassische Bildung gab. Das geschah durch den neuen Kultusminister Graf D. Tolstoi, einen hochgebildeten Mann, der aber in seinem Eifer weit über das Ziel hinausschoß. Fast alle Realschulen wurden in klassische Gymnasien verwandelt. Da es an einheimischen Lehrern fehlte, holte man sich solche aus der Reihe der österreichischen Slawen, deutsche Wenden usw. und gründete in Leipzig ein Lehrerseminar. Aber diese so unvermittelt an sie herantretende klassische Bildung widerstand Schülern und Eltern gleich sehr. Es erwies sich bald, daß die neuen Anstalten ihren Zöglingen doch nur den Schein einer humanistischen Bildung übermittelten, und daß viele von diesen außerstande waren, sich auch nur diesen Schein anzueignen. Sie bildeten dann in ihrer Halbbildung ein sehr gefährliches Proletariat.

Ein nicht geringer Teil der russischen Jugend ging nun, da es erlaubt war, auch in die Schweiz und wurde dort ein Opfer der radikalen russischen Flüchtlinge.

Bald stand ein großer Teil von ihr in offenem Kampf mit der Regierung und legte in ihm eine erstaunliche Zähigkeit und Entschlossenheit an den Tag. Junge Leute beiderlei Geschlechtes und aus allen Ständen verließen ihr Elternhaus und gingen „ins Volk“, um es mit ihren Idealen zu erfüllen. Da es in Rußland mit seinen wenig zahlreichen Städten und seinem damals noch so wenig entwickelten Fabrikwesen an einem städtischen Proletariat fehlte, richteten die jungen Schwärmer noch nicht viel Unheil an, die Regierung glaubte aber mit größter Strenge gegen sie vorgehen zu müssen und bewirkte dadurch, daß sich die Energie der radikalen Jugend nun gegen die Spitzen der Verwaltung richtete.

Kaiser Alexander, der mit großer Liebe an König Wilhelm von Preußen hing und ein Gönner Bismarcks war, hatte in die Kriege, die zur Errichtung des Deutschen Reiches führten, nicht eingegriffen, obgleich seine Politik in weiten Kreisen des Reiches scharf mißbilligt wurde. Er war von Natur friedliebend und meinte keinen Grund zu haben, Österreich oder gar das Frankreich Napoleons III. zu unterstützen. Er hatte überdies, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, erreicht, daß die Bestimmung des Pariser Friedens, nach der Rußland auf dem Schwarzen Meer keine Kriegsschiffe halten durfte, durch eine Konferenz aufgehoben wurde. Wenn Alexander schließ-

lich doch in einen Krieg gegen die Türkei gedrängt wurde, geschah es sehr gegen seinen Willen.

Im Juli 1875 brach in der Herzegowina ein Aufstand aus, dessen die Türkei nicht Herr werden konnte. Österreich, Rußland und Deutschland verlangten nun freie Religionsübung für die Christen, die Ernennung eines Gendarmeriekorps aus ihrer Reihe, Festsetzung der Steuern (August 1875). Auf diese Forderungen antwortete die Pforte mit dem Erlaß einer Konstitution.

Daß diese „Konstitution“ keine andere Aufgabe hatte, als dem Abendlande Sand in die Augen zu streuen, lag auf der Hand; die Mächte blieben daher bei positiven Forderungen, und die Pforte sagte sie zu; die Insurgenten legten aber die Waffen nicht nieder, und der Aufstand dehnte sich immer weiter aus. Die nach Bulgarien eingewanderten Tscherkessen brachten auch die geduldigen Bulgaren zur Verzweiflung; auch sie erhoben sich. Die Leiden der unglücklichen christlichen Untertanen der Türkei erregten bei den übrigen slawischen Völkern die lebhafteste Teilnahme, die sich noch verstärkte, als nach der Ermordung des Sultans Abd-ul-Aziz, die Türken unter seinem schwachen Nachfolger Murad V. noch fanatischer vorgingen als vorher. Viele russische Offiziere eilten den Insurgenten zu Hilfe, Serbien und Montenegro erklärten der Türkei den Krieg (Ende Juni). Die Montenegriner fochten erfolgreich, die Serben aber konnten die unter Osman Pascha heranrückenden Türken bei Aleginaß kaum abhalten, Serbien zu überschwemmen, und erlagen unter dem Russen Tschernajew bei Kruschewaz. In der Türkei war Sultan Murad abgesetzt, an seiner Stelle Abd-ul-Hamid II. Sultan geworden. Mit ihm hatte die Kriegspartei die Oberhand gewonnen.

Kaiser Alexander II. war friedfertig, aber die öffentliche Meinung Rußlands verlangte, daß er für die Stammverwandten auf der Balkanhalbinsel eintrat, und er gab ihrem Verlangen schließlich nach. Nachdem die Konferenzen in Konstantinopel und London zu keinem Resultate geführt hatten, erklärte Rußland im April 1877 den Krieg. Ein russisches Heer unter Loris-Melikow belagerte in Asien Kars, die Hauptarmee unter dem Großfürsten Nikolai überschritt im Juni bei Zimniza-Ssistowo die Donau. Sie hatte anfangs überraschende Erfolge und stand schon am 7. Juli am Fuß des Balkan. Die Vorhut unter General Gurko überschritt ihn dann und besetzte mehrere der nach Rumelien führenden Pässe. Aber nun

erfolgte ein jäher Rückschlag. Osman Pascha errichtete bei Plewna, 40 Kilometer von Nikopolis, ein festes Lager und bedrohte von da aus die Flanke der Russen. Von der anderen Seite her rückte Mehemet-Ali heran; die Russen waren in Gefahr, ihre Verbindungen nach rückwärts zu verlieren. Zwei Stürme auf Plewna wurden im Juli abgeschlagen. Suleiman Pascha warf die Russen Gurkos auf den Schipkapaß zurück, Mehemet-Ali besetzte das Tal des Lom.

Der Kaiser mobilisierte nun auch die Garde und rief die Hilfe der Rumänen an, die bisher auf dem linken Donauufer geblieben waren. Aber auch erneute Stürme auf Plewna wurden vom 7. bis 13. September unter ungeheuren Verlusten für die Russen abgeschlagen, so daß man sich entschließen mußte, das Lager unter Tödlebens Leitung regelrecht zu belagern. Es kam hierbei im Oktober und November zu verzweifelten Kämpfen, bei denen sich der General Skobelew als wilder Draufgänger auszeichnete. Schließlich mußte Osman Pascha doch die Waffen strecken und die Russen überschritten bei fürchtbarer Kälte den Balkan. Am 20. Januar 1878 waren sie in Adrianopel. Da Loris-Melikow mittlerweile auch Kars genommen hatte, gab die Türkei nach und schloß, als die Vorhut der Russen schon vor Konstantinopel stand, den Präliminarvertrag von San Stefano (3. März 1878). Nach ihm trat Rumänien den Teil von Bessarabien, den es im Pariser Frieden erhalten hatte, an Rußland ab und erhielt dafür die Dobrudscha. Bulgarien, der östliche Teil von Rumelien, ein Teil von Mazedonien wurden ein Fürstentum unter der Oberhoheit des Sultans, das vier Millionen Einwohner hatte. Bosnien und die Herzegowina sollten unter einem selbständigen Gouverneur stehen, für Thessalien, Epirus und Armenien waren tiefgreifende Reformen vorgesehen. Die Türkei sollte in Asien Kars und Bajazid abtreten und Rußland die Kriegskosten bezahlen.

Als dieser Vertrag in Rußland bekannt wurde, war der Jubel groß, aber es sollte ihm die bitterste Enttäuschung folgen. England und Österreich waren fest entschlossen, diese Zertrümmerung der Türkei unter keinen Umständen zu dulden. Eine englische Flotte ankerte vor Konstantinopel, Österreich machte einen Teil seiner Armee mobil. Beide Mächte verlangten eine europäische Konferenz. Auch Rumänien protestierte gegen die Abtretung von Bessarabien. Ein großer europäischer Krieg mußte ausbrechen, wenn Rußland nicht nachgab.

Der Krieg gegen die Türkei hatte erwiesen, daß die russische Intendantur völlig versagte, und die Armee hatte, so tapfer sich auch Offiziere und Soldaten schlugen, doch keineswegs den Hoffnungen des Kaisers entsprochen. Die Finanzen des Reiches aber waren völlig zerrüttet, der Rubel galt im Auslande nur noch 164 Pfennige.

Unter diesen Umständen mußte ein Krieg gegen England, Österreich, Rumänien und die Türkei Rußland um alle erreichten Erfolge bringen. So willigte es denn auf den Rat Bismarcks, der als „ehrllicher Makler“ tätig sein wollte, in den Kongreß von Berlin (Juni und Juli 1878). Er wurde am 13. Juli geschlossen und ergab ein ganz anderes Resultat als der Präliminarvertrag.

Rußland erhielt zwar Bessarabien gegen die Dobrudscha, Kars, Ardahan und Batum, aber das neu entstehende Fürstentum Bulgarien umfaßte nur das Land nördlich vom Balkan.

Im Süden des Balkan entstand eine autonome Provinz Rumelien, Mazedonien wurde wieder türkisch. Bosnien und die Herzegowina blieben theoretisch bei der Türkei, wurden aber von Österreich besetzt und gingen ganz in seine Verwaltung über. Dadurch schob sich ein breiter österreichischer Keil zwischen Serbien und Montenegro. Serbien erhielt Nisch, Montenegro den heißersehnten Hafen Antivari. Den türkisch gebliebenen Christen versprach der Sultan volle Gleichberechtigung.

Fürst Bismarck hatte alle Forderungen der russischen Vertreter, des Fürsten Gortschakow und des Grafen Peter Schuwalow, unterstützt, aber sie hatten trotzdem keine für Rußland günstigeren Bedingungen durchsetzen können. Darüber war die Erbitterung der Russen groß, und sie wandte sich auch gegen Deutschland, dem sie die Schuld an dem Mißerfolg zuschrieben. Sie hatten erwartet, daß es zum Dank für die 1864—1870 bewiesene wohlwollende Neutralität ungleich energischer für die Interessen Rußlands eintreten würde. Als besonders empörend empfand man es, daß Österreich, ohne einen Schwertschlag zu tun, in den Besitz von Bosnien und der Herzegowina gelangt war. Seit dem Berliner Kongreß waren die Russen von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen Deutschland erfüllt, und das Bündnis mit Frankreich lag in der Luft.

Größere Erfolge als gegen die Türkei hatte Rußland in Turkestan, wo die Kämpfe gegen die turkmenischen Khanate es in den Besitz der Landschaften zwischen Amu- und Syr-Darja setzten und seine Grenzen schließlich bis nach Afghanistan vorrückten. Es

entstand hier zunächst ein Generalgouvernement mit Taschkent als Hauptstadt.

Im Jahre 1873 wurde ein Teil von Chiwa erobert, 1876 Kokand. Im Jahre 1880 nahm Skobelew Geok-Tepe und 1884 wurde auch Merw russisch. Der durch so viele Jahrhunderte währende Kampf Rußlands gegen und um die Steppe fand hier sein Ende.

Der den nationalen Erwartungen nicht entsprechende Ausgang des Krieges gegen die Türkei und die Verlotterung der Intendantur, die er offenbart hatte, hatten die Erbitterung der revolutionären Jugend nur noch vermehrt, und die leidige Willkür, mit der ihre Ausschreitungen bekämpft wurden, sicherten ihr eine gewisse Sympathie auch der nicht radikalen Kreise der Gebildeten. Die „unter das Volk“ gegangenen Revolutionäre wurden bald auf rein administrativem Wege durch die geheime Polizei, bald durch besondere Gerichtshöfe abgeurteilt, und auch die vom Gericht Freigesprochenen von der Gendarmerie ganz willkürlich verfolgt, den Ihrigen entrissen und irgendwo interniert. Das hatte zur Folge, daß Idealisten aus allen Volksschichten, auch aus den höchsten, sich den Revolutionären anschlossen. So war Sophie Perowski, deren entsetzlicher Energie schließlich Alexander II. zum Opfer fiel, die Tochter eines Senateurs, die Enkelin eines Generalgouverneurs. Natalie von Armfeld und Barbara Batuschkow waren Töchter von Wirklichen Staatsräten, Sophie Löschern von Herzfeld war die Tochter eines Generals.

Ein grelles Licht auf die Zustände warf der Prozeß gegen Wera Sfassulitsch, der am 1./13. April 1878 ausnahmsweise vor den Geschworenen verhandelt wurde. Dieses junge Mädchen war von dem ihm bekannten Revolutionär Neschtschajew gebeten worden, für ihn bestimmte Briefe zu empfangen. Nachdem sie zwei Jahre in Untersuchungshaft gewesen war, war sie freigesprochen, dann aber ganz willkürlich erst in dem Städtchen Krestzschyn, Gouvernment Nowgorod, dann in Twer, dann in Charkow „interniert“ worden und zwar in der Weise, daß man sie mit einer ganz unzureichenden Zahlung einfach sich selbst überlassen hatte. Sie floh schließlich nach Penja. Man begreift die Erbitterung, die sich der so Mißhandelten bemächtigen mußte.

Nun ereignete es sich im Sommer 1877, daß die in Petersburg gefangenen politischen Verbrecher im Gefängnis nicht gehorchten.

Da ließ der Stadthauptmann von Petersburg Trepow, ein durchaus humaner und sehr tüchtiger Mann, den ehemaligen Studenten Bogoljubow, der sich besonders frech benahm, einer körperlichen Züchtigung unterwerfen. Trepow war dazu durchaus berechtigt, denn Bogoljubow war durch das Gericht aller bürgerlichen Rechte entkleidet, ein Zuchthäusler. Aber die Revolutionäre waren natürlich sehr weit davon entfernt, das anzuerkennen und sahen in der Handlung Trepows einen Akt brutalster Willkür. So faßte sie auch Wera Ssawlitfch auf, als sie von ihr erfuhr, und sie beschloß sich selbst zu opfern, um an Trepow ein Exempel zu statuieren. Sie begab sich von Pensa nach Petersburg und schoß auf den Stadthauptmann, den sie schwer verwundete. Dann ließ sie sich ruhig ergreifen.

Die Jury, die sie abzuurteilen hatte, bestand aus sieben Beamten, einem Künstler, einem Gelehrten, einem Kaufmann und zwei Privatpersonen. Diese Geschworenen sprachen die Angeklagte frei, und das anwesende Publikum äußerte den rückhaltlosesten Beifall. Ein Versuch der Polizei, sich der Freigesprochenen zu bemächtigen, mißlang, und sie entkam nach England.

Es begann nun ein verzweifelter Kampf zwischen der ganzen Staatsgewalt Rußlands und den Revolutionären, die schwerlich je auch nur 1000 Personen zählten. Obgleich ein streng geregeltes Paßwesen es unmöglich zu machen schien, daß jemand sich der Kontrolle der Polizei entzog, obgleich in den Städten jeder Hausmann zum Polizisten geworden war, führten die Revolutionäre viele erfolgreiche Mordtaten aus und verschonten schließlich auch die Person des Kaisers nicht.

Von 1878 ab wurde eine große Anzahl hoher russischer Staatsbeamten ermordet: der Chef der Dritten Abteilung Mezenzew, der Oberst der Gendarmen in Kiew Baron Heping, der Gouverneur von Charkow Fürst Krapotkin, der Oberst der Gendarmen in Odessa Knoop.

Am 15. April 1879 schoß Ssolowjew auf den Kaiser, ohne ihn zu treffen. Die Regierung ernannte nun eine Anzahl Generalgouverneure und verlieh ihnen das Recht, politische Verbrecher nach Kriegsrecht abzuurteilen, aber die Revolutionäre beantworteten diese Maßregel damit, daß sie (am 26. August 1879) den Kaiser sozusagen offiziell zum Tode verurteilten.

Am 17. Februar fand eine Dynamitexplosion im Winterpalais

durch Chulturin statt, der der Kaiser nur dadurch entging, daß der Fürst von Bulgarien, der gerade sein Gast war, sich zum Diner verspätete. Vierzig Soldaten des finnländischen Garderegiments gingen bei dieser Gelegenheit zugrunde. Mit furchtbarer Energie verfolgten die Revolutionäre ihr Ziel. So suchten sie, als der Kaiser aus der Krim zurückkehrte, seinen Zug in Moskau in die Luft zu sprengen (Hartmann und die Perowski).

Der Kaiser rüstete nun den General Loris-Melikow mit besonderen Vollmachten aus, und dieser beseitigte die verhaßte dritte Abteilung, obgleich eine geheime Polizei natürlich nach wie vor unentbehrlich war und bestehen blieb. Es wurden ferner viele als Verdächtige Eingezogene oder willkürlich „Internierte“ freigelassen, und Loris-Melikow drang in den Kaiser, eine Art Vertretung des Volkes zu schaffen. Der Reichsrat sollte durch noch nicht zu ihm gehörende hohe Beamte und ernannte Vertreter der Landschaften zu einer an ein Parlament erinnernden Körperschaft gemacht werden. Die Akte, die diese Neuschöpfung bekannt machen sollte, war schon unterschrieben und sollte am folgenden Tage veröffentlicht werden, als der Kaiser das Opfer eines neuen Attentates wurde.

Die Revolutionäre wußten, daß der Kaiser am 13./1. März 1881, einem Sonntag, einer Parade in der Michaelsmanege beiwohnen würde und hatten ihre von Scheljadow und Sophie Perowski geleiteten Maßregeln darnach getroffen. Das edle Wild war so umstellt, daß es keine Rettung gab. Eine Straße war unterminiert, an allen anderen zum Winterpalais führenden Straßen standen Mörder mit Bomben in den Taschen. Obgleich Scheljadow am 10. März verhaftet wurde, hielt die Energie der Perowski die Verschwörer aufrecht.

Als der Kaiser am Katharinenkanal entlang fuhr, warf Kysjakow eine Bombe, die den Wagen des Kaisers beschädigte und zwei ihn begleitende Kosaken sowie einen vorübergehenden Knaben zerriß. Der Kaiser sprang aus dem Wagen und wandte sich dem Verbrecher zu. Da fiel wieder eine Bombe und verwundete den Zar-Befreier auf den Tod. Er hatte kaum das Winterpalais erreicht, als er verschied.

Es liegt etwas unendlich Tragisches darin, daß der Kaiser, der gewagt hatte, wovor Katharina II., Alexander I., Nikolai I. zurückgeschreckt waren, der die Leibeigenschaft aufgehoben, Rußland unbestechliche Gerichte geschaffen, die freiheitlichen Landschaften ins

Leben gerufen hatte, so zugrunde gehen mußte. Tragisches, nicht nur tief Trauriges, weil der Zar-Befreier den Mut nicht fand, auch noch die Überleitung Rußlands in konstitutionelle Staatsformen zu übernehmen. Aber wer wollte ihn tadeln, wenn er meinte, sein Volk sei dazu noch nicht reif. Alexander II. war kein Peter der Große; es war ihm nicht gegeben, sein Volk mit eiserner Hand mit sich fortzuziehen und doch in den von ihm gewollten Schranken zu halten. Dazu war er zu sanft geartet und nicht willensstark genug, aber er hat trotzdem Großes gewollt und vollbracht und überall die Fundamente zu einem neuen Rußland gelegt. Wie immer sich dessen Geschehnisse in Zukunft gestalten mögen, den Zar-Befreier wird es nie vergessen.

In der Literatur beherrschte, wie in ganz Europa so auch in Rußland, in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, der Roman das Feld und drängte die Dichtung in gebundener Rede in den Hintergrund. Drei große Talente traten hier hervor: Iwan Turgenew, Graf Leo Tolstoi, Dostojewski. Wie kein anderer Dichter hatte Turgenew (1818—1883) immer die Hand am Pulse seines Volkes und er legte die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung in Erzählungen nieder, die in ihrem unübertrefflichen Realismus zu geschichtlichen Dokumenten wurden.

In seinen „Memoiren eines Jägers“ lebt die Zeit der Leibeigenschaft fort mit all ihrer Roheit, in anderen Erzählungen die trostlose innere Leere, zu der die Russen unter dem geistlosen Polizeiregiment Nikolais I. verurteilt waren. In „Väter und Söhne“, „Rauch“ und „Neuland“ ist die Entwicklung des Nihilismus in klassischer Weise geschildert. Turgenew war ein so warmer hingebender Patriot, wie es nur je einen gab, aber er war zugleich tief davon durchdrungen, daß es nur eine einzige europäische Kultur geben kann und daß es für Rußland galt, sich eben diese eine europäische Kultur anzueignen. In diesem Sinn hat er, der selbst ein Europäer war, sein Leben lang gewirkt.

Eine ungleich kompliziertere Natur als Turgenew war von vornherein Graf Leo Tolstoi (geboren 1828). Auch er verfügte über ein großes Talent für die realistische Darstellung. Seine Jugenderinnerungen, sein großer historischer Roman: „Krieg und Frieden“, sein großer moderner Roman: „Anna Karenina“ bezeugen das. Aber es war in ihm von Anfang an, ein innerer Zug zum die Welt verneinenden Mönchtum, wie es uns im Leben der russischen Heiligen so oft

entgegentritt, und diese Neigung wurde mehr und mehr Herr über ihn. Indem er sich in religiöse Grübeleien vertiefte, kam er schließlich auf einen Standpunkt, von dem aus ihm jede Art menschlicher Organisation als eine unzulässige Beschränkung des Einzelnen erschien. Er verwarf nun Kirche sowohl wie Staat und verkündete schließlich eine Nachfolge Christi, bei der in der Tat beide nicht mehr bestehen konnten. Da er seine anarchistischen Anschauungen mit ebensoviel Geist wie Hochmut in zahlreichen kleinen Schriften vertrat, fand er viele Anhänger und richtete großes Unheil an. Es ist charakteristisch für die Willkür, die dem Absolutismus anhaftet, daß Tolstoi sein unheilvolles Treiben ungestraft fortsetzen durfte, während gegen seine Anhänger mit allen Mitteln des Gesetzes wie der tatsächlichen Macht vorgegangen wurde. Er hatte eben vorzügliche Verbindungen mit dem Hof und war eine europäische Berühmtheit. Sein widerwärtiges „Volksstück“: „Die Macht der Finsternis“ hatte in der Tat in den sensationslüsternen Kreisen des Abendlandes ebenso großes Aufsehen erregt wie sein Romanfragment: „Auferstehung“.

Ein drittes großes Talent war Dostojewski (1821—1881), der, wie wir schon sahen, als Verschwörer nach Sibirien verbannt wurde. Die dort gemachten Beobachtungen veröffentlichte er in einem Buch: „Das tote Haus“, auf dessen Titelseite es heißen sollte: „Nur für nervenstarke Leser.“ Am bekanntesten wurde sein Roman „Kaskolnikow“, der in alle Kultursprachen übersetzt wurde.

Unter den Romandichtern ragten noch Gontscharow, Grigorowitsch und Pissemski hervor. Als Dramatiker gewann Ostrowski sich ein großes Publikum. Er schilderte in erster Reihe das Leben der russischen Kaufleute, das ja noch einen ganz eigenartigen Charakter trug.

Alexander III.

Alexander III. war 36 Jahre alt, als er Kaiser wurde. Da er einen älteren Bruder, Nikolai, hatte, der erst 1866 starb, war er nicht zum Regenten, sondern zum Offizier erzogen worden, hatte aber die Pflichten, die ihm als solchem wurden, mit großer Treue erfüllt. Er hatte während des Krieges mit der Türkei eine gegen Mehemet-Ali-Pascha operierende Armee geführt und so Gelegenheit gehabt, die Schäden, an denen das russische Heer litt, persönlich kennen zu lernen. Er war fest entschlossen, der Nachlässigkeit, der Verschwendung, der Bestechlichkeit, die ihm überall begegnet waren, als Kaiser mit fester Hand ein Ende zu machen.

Es war eine verhängnisvolle Eigentümlichkeit Alexanders II., daß er mit einer schwer begreiflichen Vorliebe seine Absichten von Leuten ausführen ließ, die sie im Grunde nicht billigten. So hatte er auch seinem zweiten Sohn einen Erzieher gegeben, der ganz andere Lebensanschauungen hatte als er selbst. Dieser Mann hieß Konstantin Pobjedonoszew und übte später als einflussreicher Berater zweier Kaiser und als Oberprokureur des Synods den beklagenswertesten Einfluß auf die Geschichte Rußlands. Er war 1827 in Moskau geboren, hatte Jura studiert und wurde 1860 Erzieher Alexanders III. Im Jahre 1868 wurde er Senateur, 1872 Mitglied des Reichsrates, 1880 Oberprokureur des Synod. Er war mit der Bildung Europas wohlvertraut und persönlich durchaus lauter und ehrenwert, hatte sich aber ganz und gar in die Idee verrannt, daß Rußland unter ganz anderen Verhältnissen leben müsse als alle anderen Völker Europas. Ihm erschienen die Kämpfe, die die Begleiter aller freiheitlichen Institutionen sind, als Äußerungen sittlichen Verfalls, er wollte sie deshalb um jeden Preis Rußland ferngehalten sehen. Sein Ideal war das Moskau etwa des Zaren Alexei, von

dem er sich eine ganz unzutreffende Vorstellung gebildet hatte. Damals, so meinte er, wäre eine schöne Frömmigkeit Gemeingut aller Russen gewesen. Aus ihr heraus hätten sie in Treue und Hingabe dem Zaren gedient und sich ganz nach ihren eigenen Gesetzen entwickelt. Der fromme Zar aber habe sich als Gott verantwortlich gefühlt und als sein Diener und Werkzeug weise für alle seine Untertanen gedacht und ihre Geschicke gelenkt. In diese Ordnungen hätten erst die Fremden ein Element der Unruhe gebracht und unter ihrem Einfluß wäre Rußland von seiner natürlichen Entwicklung abgedrängt worden. Es dieser wieder zuzuführen, wäre die Aufgabe einer weisen Regierung. In Rußland sei der Kaiser nicht nur Monarch, sondern auch das geistliche Oberhaupt der Nation. Diese Stellung zu behaupten, sei seine erste und wichtigste Pflicht. Der russische Absolutismus sei keine Säbelherrschaft, sondern die altüberlieferte, von Gott gewollte Regierungsform, die dem Volk durchaus genehm und einzig und allein verständlich sei. Der rechtgläubige Zar aber habe in erster Reihe über der Rechtgläubigkeit des Volkes zu wachen und ihm alles fernzuhalten, was sie erschüttern könne. Darum dürften andere christliche Bekenntnisse nur eben geduldet werden. Gegen das Sektenwesen aber müßten alle staatlichen Gewaltmittel angewendet werden.

Politisch müßte das Ziel jeder russischen Regierung sein, alle dem Staatsverbände angehörenden Völker auch national zu Russen zu machen. Eine Sprache, ein Glaube, ein nationales Empfinden für alles, was politisch zu Rußland gehörte, zu schaffen, sei die Aufgabe jeder echt russischen Regierung.

Man versteht, daß diese Anschauungen einem jungen Prinzen sehr sympathisch erscheinen mußten, dessen Geist ohnehin geneigt war, die Begriffe militärischer Disziplin in der Weise seines Großvaters ohne weiteres auch auf die bürgerliche Welt zu übertragen. Der Mann, der sie klug entwickelte, war persönlich höchst achtungswert, und sie schienen sich in der Tat aus der Geschichte des Landes zu ergeben. Sich ihnen kritisch gegenüber zu stellen, war der junge Herr nicht vorbereitet, und Katkow und seine Moskauer Freunde unterstützten sie bis zu einem gewissen Grade.

Es bestand ein tief greifender Gegensatz zwischen dem Hof des Kaisers und dem des Thronfolgers. Dieser hatte die Braut seines verstorbenen Bruders, die Prinzessin Dagmar von Dänemark, geheiratet und lebte mit ihr in glücklichster Ehe. Mancherlei, was im

Winterpalais vorging, mußte ihn höchst peinlich berühren. Die vornehme, etwas lässige Natur Alexander II. ließ seiner Umgebung eine Freiheit, die seinem sittenstrengen und sparsamen Thronerben unzulässig erschien. Während der Vater mit ganzer Seele an der altüberlieferten Freundschaft mit Preußen hing, war der Sohn ein ausgesprochener Gegner Deutschlands. Daß Rußland dessen politische Einigung zuließ, erschien ihm als ein großer Fehler.

Es hatte schon unter Alexander II. im Innern eine starke Reaktion eingesezt. Die kommunalen Körperschaften, die er ins Leben gerufen hatte, waren der Bureaukratie ein Greuel, und die unvermeidlichen Ausschreitungen, die vorkamen, wurden von ihr geschickt benützt, um den Kaiser mit Mißtrauen gegen die eigenen Schöpfungen zu erfüllen. Schon 1866 war den Gouverneuren das Recht verliehen worden, die in die Landschaften Gewählten wegen „Mangels an Wohlgefinntheit“ nicht zu bestätigen. Seit 1879 durften sie auch die Beamten der Landschaften aus dem gleichen Grunde, d. h. also doch tatsächlich ganz nach ihrem Belieben, vom Amt entfernen. Andere Verordnungen unterstellten die von den Landschaften angestellten Lehrer, Ärzte usw. Regierungsbeamten, die ihnen meist feindselig gegenüberstanden. Auch hier genügte angeblicher „Mangel an Wohlgefinntheit“, um jede Willkür gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ferner wurde die Kompetenz der Landschaften in bezug auf die Erhebung von Steuern mehr und mehr beschnitten, so daß es ihnen schließlich durchaus an Geldmitteln fehlte, um die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen.

Wer auf die aus diesen Maßregeln erwachsenden Schäden hinwies, wurde als revolutionär gesinnt verdächtigt.

So lagen die Dinge, als Alexander III. durch den jähen Tod seines Vaters Kaiser wurde und sich vor die Frage gestellt sah, ob er den erweiterten Reichsrat, den Alexander II. geplant hatte, ins Leben rufen sollte oder nicht. Er schwankte nur kurze Zeit, bald sagte ein Manifest dem russischen Volke, daß er fest entschlossen sei, den Absolutismus als die von Gott gewollte Staatsordnung aufrecht zu erhalten.

Die Minister Alexanders II., Coris-Melikow, Abaza, Walujew, wurden entlassen, Ignatiew wurde Minister des Innern, Wannowski Kriegsminister, Graf Dmitri Tolstoi zum zweitenmal Minister der Volksaufklärung. Die Losung lautete jetzt: Ordnung, Ehrlichkeit und Sparsamkeit. Alexander III. war eifrig bemüht, der Bestechlichkeit

der Beamten ein Ende zu machen und durchaus zum Besten des Volkes zu regieren, aber seine Regierung lief schließlich doch nur auf ein allgemeines Polizeiregiment heraus. Da die Kraft der Terroristen sich zeitweilig erschöpft hatte, gelang es diesem, weitere Attentate zu verhüten, aber es blieb naturgemäß ganz unproduktiv und lastete wie ein Alp auf der Nation. Die Presse wurde in eiserner Zucht gehalten, das Postwesen noch weiter ausgebildet; in den Landschaften wurde der Einfluß des Adels verstärkt. Die Angelegenheiten der Bauern und die Polizei auf dem Lande wurde in die Hände von Regierungsbeamten, der Landhauptleute, gelegt, die Landschaften durften miteinander in keinerlei Beziehung treten und wurden voll Mißtrauen überwacht. Alles und jedes durfte schließlich nur noch von den im höchsten Maße überlasteten Zentralbehörden entschieden werden, und diesem Geschäftsgang gegenüber mußte jede private Initiative erlahmen. Die Universitäten verloren ihre Autonomie, die Studenten wurden von der Polizei ängstlich überwacht, jeder korporative Zusammenschluß wurde streng verboten. Für das Volksschulwesen geschah so gut wie nichts, da Pobjedonoszew der Meinung war, daß es im Grunde unnütz sei und das Volk nur schädige. Er ließ nur die ganz von der Geistlichkeit geleiteten und überwachten Kirchenschulen gelten.

Das Gesetz, nach dem alle aus Mißgehen hervorgegangenen Kinder der Staatskirche angehören mußten, das unter Alexander II. tatsächlich gemildert worden war, wurde nun in seiner ganzen Strenge wieder hergestellt; alle Gesetze, die den Abfall von der Staatskirche oder die Beihilfe zu ihm grausam bestrafte, wurden mit aller Härte wieder angewendet.

Im ehemaligen Litauen durfte keine neue katholische Kirche mehr errichtet, ja keine alte ohne besondere Erlaubnis repariert werden. In allen Schulen des russischen Reiches wurde nur noch Unterricht in russischer Sprache erteilt, überall waren selbst anderssprachige Privatschulen verboten. In den Ostseeprovinzen wurden die russische Gerichts- und die russische Städteverfassung eingeführt, keine Provinz sollte sich irgend von den anderen unterscheiden dürfen. Aus der deutschen Universität Dorpat wurde die russische Jurjew. (1895). Alle diese Maßregeln wurden mit schonungsloser Härte getroffen. Mit ganz besonderer Grausamkeit wurden die Juden behandelt. Sie wurden nicht nur aus allen Gouvernements ausgewiesen, in denen zu leben ihnen verboten war, sondern durften

auch einen weiten Raum an den Grenzen entlang nicht bewohnen, durften selbst in Litauen und Polen weder Land pachten noch besitzen und waren auch sonst noch allen erdenkbaren Schikanen ausgesetzt. Ihre Söhne durften nicht mehr als drei Prozent der Gymnasialisten in Petersburg und Moskau, nicht mehr als zehn Prozent in den sogenannten Judengouvernements im Westen ausmachen. Hier wurde eine Saat äußerster Erbitterung gesät, die in unseren Tagen nur zu üppig aufgehen sollte.

Wie einst im Moskau der ersten Romanows so wurde auch jetzt die Beamtenwelt ganz von fiskalischen Interessen geleitet. Ihr Ziel war nicht das Volk wohlhabend zu machen, sondern den Staat reich mit Geldmitteln zu versehen. So wurde immer Staats- nicht Volkswirtschaft betrieben. In diesem Sinne schalteten und walteten die Finanzminister Wjtschnegradski und Witte. Sie förderten mit allen Mitteln die Erzeugung und die Ausfuhr von Korn, um die Bilanz des Staates zu heben, und sorgten sich wenig darum, daß nicht genug im Lande für den Verbrauch zurückblieb. Sie schufen ferner eine künstliche Industrie, für deren Fabrikate es im Handel an dauernden Abnehmern fehlte. Sie ließen eine ausländische Anleihe auf die andere folgen, und der Handel mit Branntwein wurde wieder ein Monopol, dem gegenüber alle Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine scheitern mußten. Für Hebung der Landwirtschaft geschah nichts, Gemeindebesitz und solidarische Bürgschaft verhinderten nach wie vor jeden Fortschritt. Der durch fortgesetzten Raubbau erschöpfte Boden selbst der einst fruchtbarsten Gouvernements gab darüber immer spärlichere Ernten her und versagte manchmal ganz. Dann gab es in weiten Gebieten eine Hungersnot wie die furchtbare von 1891. Unzählige Feiertage verstärkten noch die ohnehin große Neigung der völlig ungebildeten Bauern zu Müßiggang und Völlerei.

In der Zeitschrift „Grafschdanin“ wurde die Lage der Landleute so geschildert:

„Das ganze zeitgenössische Landleben — das bäuerliche wie das gutherrliche — ist ein vollkommener Widersinn und undurchdringlich finsterner Unsinn. Diese ungeheuren Entfernungen ohne fahrbare Wege, durchschnitten von eleganten Bahndämmen; diese ringsum benagten Landpaläste neben strohernen Hütten; dieser fette Boden, der die Saat nicht wiedergibt; dieses vorflutliche Gerät, das die Pferde umbringt; diese ausgehungerten Pferde und Kühe auf unermesslichen Wiesen; dieses fromme und körperlich starke Volk, das 150 Tage im Jahr feiert und säuft; diese Kirchen, die die Sitten nicht bessern; diese Schulen, in

denen die Kenntnis der Schrift nicht erlernt wird; diese Landschaften, deren Parteien einander hassen; dieser geistige Hunger, der allmählich durch physischen vermehrt wird; dieses allgemeine, alle ergreifende Gefühl der Feindseligkeit, der Selbstsucht, der Furcht und das über alles hinziehende vom Winde aus Nord, Süd, West und Ost hergetragene „Rette sich, wer kann“ des russischen Pflügers — ist das nicht alles Unsinn, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Rußland ein freies, ackerbauendes Land, daß der Russe fromm, begabt und zäh ist.“

So war denn die Regierung Alexanders III. im Innern steril und unfähig, die unter der Decke äußerer Ordnung fortwuchernden revolutionären Neigungen zu beseitigen.

Wir sahen schon, daß die Deutschland freundliche Politik Alexanders II. von Alexander III. als Thronfolger nicht gebilligt worden war. Seine Moskauer Ratgeber sahen in einem geeinigten Deutschland einen gefährlichen Nachbar Rußlands, und seine dänische Gemahlin konnte es begreiflicherweise nicht vergessen, daß ihr Vaterland Schleswig-Holstein an das neue Deutschland verloren hatte. Es gelang aber Bismarck immerhin zu verhindern, daß es zum Bruch zwischen den beiden Staaten kam, obgleich die Vorgänge in Bulgarien dazu hätten führen können.

Hier war auf Wunsch Alexanders II. der Prinz Alexander von Battenberg, als Sohn des Prinzen Alexander von Hessen ein Neffe der russischen Kaiserin, zum Fürsten gewählt worden (April 1879). Man erwartete in Rußland, daß der junge Prinz sich ganz als russischer erblicher Generalgouverneur fühlen würde; er war aber nicht ohne Ehrgeiz und entdeckte bald, daß auch die Bulgaren keineswegs geneigt waren, ihr Land als russische Provinz behandeln zu lassen. Der Übermut der russischen Generale verstärkte diesen Entschluß, so daß sich der Prinz bald von Männern umgeben sah, die seinen Ehrgeiz noch anstachelten. Ihre Führer waren Grewow und Natšewitsch. Als sich herausstellte, daß die liberale Partei in der Ssobranije die große Mehrheit hatte, berief der Fürst eine neue konstituierende Versammlung ein und erhielt von ihr die Erlaubnis, die Verfassung für sieben Jahre aufzuheben. Er verzichtete aber schon im September 1883 auf dieses Recht und berief ein russenfeindliches Koalitionsministerium.

Im September 1885 erhoben sich die Bulgaren in Rumelien, vertrieben den Generalgouverneur Gavril-Pascha und erklärten ihren Anschluß an das Fürstentum, der denn auch vollzogen wurde. Darin sahen aber die Serben eine Verschiebung des Gleichgewichts der Balkanstaaten zu ihren Ungunsten und griffen unter König

Milan zu den Waffen. Sie wurden bei Slivnița (17.—19. September 1885) geschlagen und mußten in Frieden von Bukarest (März 1886) ihre Ansprüche aufgeben.

Die Stellung des Fürsten Alexander schien nun so befestigt, daß er es wagen konnte, um eine Tochter des Kronprinzen Friedrich zu werben. Bismarck aber, der wußte, wie empört Kaiser Alexander III. über das Verhalten des jungen Fürsten war, und der richtig erkannte, daß dieser der Gegnerschaft seines Veters früher oder später doch erliegen müsse, wußte diese Verbindung zu hintertreiben. Die Russen setzten es denn auch bald durch, daß der Fürst durch einen Handstreich der russischen Partei verhaftet und außer Landes gebracht wurde. (21. August 1886.) Er wurde zwar auf Betrieb des Präsidenten der Sjobranije, Stambulow, zurückberufen, verzichtete aber selbst auf den Thron, als sich der russische Kaiser als unversöhnlich erwies. Doch hatte Rußland dadurch zunächst wenig gewonnen, denn Stambulow setzte durch, daß nicht der russische Thronkandidat, der Fürst von Mingrelien, sondern Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde (7. Juli 1887).

Während Bismarck die Beziehungen Rußlands zu Deutschland immer noch leidlich freundlich zu gestalten wußte, wurde, als Caprivi Reichskanzler war, die französisch-russische Alliance geschlossen. Im Jahre 1891 erschien eine französische Flotte unter dem Admiral Gervais in Kronstadt, und der russische Kaiser wurde an Bord des Admiralschiffes Magenta mit der Marseillaise begrüßt. Jahrelang lag nun ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland in der Luft, ohne daß es doch der russischen Kriegspartei gelungen wäre, den Kaiser zum Angriff zu bewegen. Das Bündnis mit Frankreich übte aber eine sehr ungünstige Wirkung auf Rußland aus, da die nach Paris strömenden jungen Russen vielfach als wilde Radikale von dort zurückkehrten.

Im fernen Osten war es den Russen unter Murawjew schon im Jahre 1858 gelungen, China dazu zu bringen, daß es im Vertrage von Aigun das ganze linke Ufer des Amur an Rußland abtrat und im Vertrage von Peking auch noch auf das zwischen dem Ussuri und dem Meer liegende Land zugunsten Rußlands verzichtete. Damit waren ohne einen Schwertstreich ungeheure Strecken Landes russisch geworden. Um sie zu sichern, wurde 1889 die sibirische Bahn begonnen und mit großen pekuniären Opfern durchgeführt.

Infolge des Entgegenkommens Chinas wurde sie bekanntlich schließlich durch die Mandschurei nach Wladiwostok geführt, während eine Amur-Bahn erst jetzt in Angriff genommen werden wird.

Die Beziehungen Rußlands zu Japan ließen sich anfangs so freundlich an wie die zu China. Japan tauschte seinen Anteil an Sachalin gegen die Kurilen ein (1875), aber der Wunsch sich Koreas zu bemächtigen, mußte früher oder später zum Kriege führen. Rußland verlangte nach den eisfreien Häfen dieses Landes, Japan aber war fest entschlossen, es unter keinen Umständen in seine Hände fallen zu lassen.

Alexander III., der seit dem Eisenbahnunfall bei Borki kränkelte, starb am 1. November (20. Oktober) 1894 in Livadia in der Krim.

Nikolai II.

Der Erbe Alexanders III., Kaiser Nikolai II., wurde am 6. Mai 1868 geboren. Er hatte nicht die ungewöhnlichen Körperkräfte seines Vaters, sondern war als Kind von zarter Konstitution. Graf Richard Pfeil, der im Regiment Preobraschensk diente, während der junge Thronfolger ihm zugewiesen war, schildert ihn als einen liebenswürdigen, von Natur etwas schüchternen jungen Mann, der eifrig bemüht war, den ihm gewordenen Pflichten gerecht zu werden. Kommandeur des Regiments war der Großfürst Ssergei, ein überzeugter Vertreter der Ideen Pobjedonoszews. Dieser Onkel gewann einen großen Einfluß auf den Prinzen, der sich später, als sie Schwäger wurden, noch verstärkte.

Eine Reise über die beiden Indien und Japan nach Wladiwostok und von dort aus zurück durch Sibirien sollte den Thronfolger mit dem fernen Osten vertraut machen, wo sich für Rußland bedeutungsvolle Ausichten eröffneten. Man hoffte in Petersburg, mit der Zeit hier in den Besitz von eisfreien Häfen gelangen zu können, und richtete sein ganzes politisches Augenmerk auf die Erreichung dieses Zieles.

Der Thronfolger reiste an Bord des Kreuzers „Pamjat Asowa“, und einer seiner Begleiter, ein Fürst Uchtomski, hat die Reise in einem Prachtwerk beschrieben. Aus ihm ersieht man, wie seltsame, phantastische Vorstellungen die Umgebung des Prinzen beherrschten. Die Herren hatten sich eine Art Monroe-Doktrin in bezug auf Asien und Rußland erdacht. Sie meinten, die Russen, die doch so viele Asiaten sich amalgamierten, seien darüber selbst mehr Asiaten als Europäer geworden. Darum hätten sie allein unter den europäischen Völkern das Recht, sich Teile von Asien und schließlich den ganzen Weltteil zu unterwerfen. Auch die Asiaten selbst empfänden die

Russen nicht als Fremde und würden ihre Herrschaft ungleich williger ertragen als die der Engländer und Franzosen.

Diese Phantastereien fanden nur zu schnell die schlagendste Widerlegung. Als nämlich der Thronfolger von Kioto in Japan aus einen Ausflug unternahm, sprang ein Polizeibeamter Tsuda Szanzo aus den Reihen seiner Gefährten vor und schlug auf den Prinzen ein, bis ihm der Säbel entrissen wurde. Er erklärte dann, er habe das Attentat verübt, weil die Russen eben doch die Todfeinde der Japaner seien.

Der Thronfolger, der eine nicht ungefährliche Verwundung am Kopf davongetragen hatte, brach nun seine Reise ab und kehrte durch Sibirien nach Petersburg zurück, nachdem er den Grundstein zu der Bahn, die das ganze Land durchschneiden sollte, gelegt hatte.

Nikolai vermählte sich bald nach seinem Regierungsantritt (14. November 1894) mit der Prinzessin Alix von Hessen, die in Rußland Alexandra Feodorowna heißt, und das junge Paar bewegte sich anfangs freier als die kaiserliche Familie es in Rußland in letzter Zeit gewohnt gewesen war. Man brachte ihm eine sehr freundliche Gesinnung entgegen und hoffte, daß der junge Kaiser dem Volk gewähren würde, was ihm bisher immer wieder versagt worden war — eine Verfassung, die es mitbestimmen ließ über die eigenen Geschicke.

Wenn die sozialen Ordnungen eines Landes sich ganz überlebt haben, werden sie auch aus den Reihen derer bekämpft, zu deren Gunsten sie zum guten Teil erhalten werden. So fand die Allmacht der russischen Bureaukratie jetzt unter den Beamten selbst die leidenschaftlichsten Gegner. Sie stimmten durchaus mit den Leuten von den Landschaften darin überein, daß ein Land von dem Umfange Rußlands sich schlechterdings nicht mehr von einer Zentralstelle aus absolut regieren läßt. Diese Kreise — die verhältnismäßig konservativen — empfanden es auch als eine Schmach, daß die Mitwirkung an der Gesetzgebung, die Bulgaren und Serben besaßen, den Russen dauernd vorenthalten blieb. Ungleich erbitterter waren naturgemäß die radikalen Volksschichten, die durch die Arbeiter in den Fabriken um ein neues höchst gefährliches Element vermehrt worden waren. Da diese Arbeiter zur Erntezeit vielfach wieder in ihr Heimatdorf zurückkehrten, verbreiteten sie die revolutionären Ideen, die sie in der Stadt in sich aufgenommen hatten, auch unter den eigentlichen Bauern. Die Mittelschulen, mit denen unter Alexander III. immer wieder experimentiert worden war, waren

vielfach durch ihre Lehrer ganz revolutionär verfeucht und lieferten den Universitäten ein Studentenmaterial, das nur zu geneigt war, seine sozialistischen Ideen mit Dolch, Revolver und Bombe zu vertreten.

Es war die höchste Zeit, durch die Gewährung gewisser Rechte die noch im Lande vorhandenen konservativen Kräfte um den Thron zu sammeln und dem revolutionären Ansturm entgegenzuführen. Unglücklicherweise hatte aber Pobjedonoszew auch auf den neuen Kaiser ausschlaggebenden Einfluß gewonnen. Er bewog ihn zu einer schroffen Abgabe auf alle Hoffnungen auf liberale Reformen.

Als am 17. Januar 1895 Deputationen der Adelskorporationen und Landschaften dem Kaiser ihre Glückwünsche zu seiner Vermählung aussprachen, erwiderte er:

„Ich bin erfreut, Vertreter aller Stände zu sehen, die hierher kamen, um mir ihre treuuntertänigen Gefühle auszudrücken. Aber es ist mir bekannt, daß in letzter Zeit in einigen Landschaftsversammlungen Stimmen von Leuten laut wurden, die sich von sinnlosen Träumereien über eine Teilnahme von Vertretern der Landschaft an der inneren Verwaltung hinreißen ließen. Mögen alle wissen, daß ich, indem ich meine Kräfte dem Wohle des Volkes widme, das Prinzip der Selbstherrschaft ebenso fest und unbeugsam hochhalten werde, wie es mein unvergeßlicher, seliger Vater hochhielt.“

Diese absolute Abgabe auf jede Reform im Sinn einer Verfassung erregte in weitesten Kreisen eine starke Erbitterung und bewirkte, daß die radikalen Parteien wieder zum Meuchelmord griffen. Ein Vorgang bei Gelegenheit der Kaiserkrönung in Moskau gab ihnen überdies noch ein besonders wirkames Agitationsmittel.

Als am 18. Mai die ungeheuren Volksmassen, die aus Anlaß der Krönung in Moskau zusammengeströmt waren, sich auf dem Chodnjischen Felde zusammenfanden, um an einem ihnen vom Zaren gegebenen Volksfest teilzunehmen, hatte die Polizei so wenig mit den halb instinktiven Bewegungen solcher Menschenmengen gerechnet, daß sie einen tiefen Graben offen ließ, der einen Teil des Feldes durchschnitt. In dem Bestreben, möglichst schnell die Stelle zu erreichen, an der kaiserliche Geschenke verteilt wurden, schlugen viele Tausende diese Richtung ein, drängten wild vorwärts und füllten den Graben mit Unglücklichen, die erstickt und zertreten wurden. An 3000 Menschen sollen auf diese Weise umgekommen sein.

Als Gradmesser für die revolutionäre Flut konnte seit lange das Verhalten der Studenten gelten. Sie wurden jetzt wieder sehr unruhig, und die Regierung beschloß, sie durch eine drakonische Maßregel zu bändigen. Ein Ukas vom 29. Juli 1899 bestimmte, daß alle Studenten, die sich an revolutionären Umtrieben beteiligten, auf ein bis drei Jahre unter die Soldaten gesteckt werden sollten. Diese Verfügung erregte nicht nur die äußerste Erbitterung der Studenten, sondern verstimmte auch in den Offizierskreisen, denn man war nicht mehr daran gewöhnt, den Dienst in der Armee mit dem Aufenthalt in einer Strafanstalt gleichgestellt zu sehen. Dem Zorn der Studenten fiel zunächst der Kultusminister Bogoljepow zum Opfer, der von Karpowitsch ermordet wurde (14. Februar 1901. Dann kam der Minister des Innern Ssipjagin an die Reihe (2. April), den Balmaschew erschöß.

Ein Attentat auf Pobjedonoszew mißglückte (22. Mai).

Nachfolger Ssipjagins wurde Plehwe, der, wie er der Bewegung mit eiserner Hand Herr zu werden hoffte, aber auch wie er ihr nur zu bald zum Opfer fiel (15. Juli 1904).

Der Kaiser glaubte nun doch mildere Saiten aufziehen zu sollen. Der neue Minister des Inneren, Fürst Swjatopolk-Mirski, galt für einen Liberalen, aber es gelang ihm nicht, das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen. Der Fürst hatte einen Kongreß von Vertretern der Landschaften gestattet und dieser hatte in elf Resolutionen Freiheit des Gewissens, des Wortes, der Presse und Einberufung einer Volksvertretung verlangt.

Auf einem Kronrat, der aus Anlaß dieser Forderungen stattfand (2. Dezember 1904), trat Pobjedonoszew wieder mit aller Energie allen liberalen Forderungen entgegen und betonte wieder einmal, daß der Kaiser nicht nur Zar, sondern auch Oberhaupt der Landeskirche sei und als solches nicht liberal sein könne. Es sei seine erste und wichtigste Pflicht, das absolute Regiment, wie er es von seinen Vorfahren übernommen habe, so auch seinen Nachfolgern zu erhalten.

Es gelang ihm, den Kaiser zu überzeugen. Das aber war um so mehr zu bedauern, als die revolutionären Ideen jetzt wirklich auch unter den Arbeitern Wurzeln geschlagen hatten. In der Periode, in der die jungen Schwärmer „ins Volk gegangen“ waren und die uns Turgenew in so klassischer Weise geschildert hat (in „Väter und Söhne“, „Rauch“, „Neuland“), waren alle Versuche, Fühlung mit

dem Volk zu gewinnen, gescheitert. Seit aber überall Fabriken entstanden, war das anders geworden. Der Fabrikarbeiter verstand den Studenten und der Bauer den Fabrikarbeiter. An den Aufmärschen, die von den Studenten hervorgerufen wurden, beteiligten sich auch die Fabrikarbeiter, und ein Teil der Bauern war sehr geneigt, sich das Land der Gutsbesitzer anzueignen. In den Jahren 1902 und 1903 gab es schon auf vielen Fabriken Streiks auf revolutionärer Grundlage, und auf dem Lande kam es zu Angriffen der Bauern auf die Gutsländereien, die nur mit Waffengewalt zurückgeschlagen werden konnten. Die revolutionäre Flut war offensichtlich in starkem Steigen begriffen.

Der Minister Plehwe versuchte es, der revolutionären Propaganda unter den Arbeitern auch mit friedlichen Mitteln entgegenzuwirken, indem er einzelne Männer in dem Bestreben unterstützte, die loyalen Arbeiter zu organisieren. In Moskau wirkte in diesem Sinne Subatow, in Petersburg der Priester Gapon. Es erwies sich aber nur zu bald, daß auch diese Organisationen mit dem Willen ihrer Leiter oder gegen ihn für die sozialistischen Lehren gewonnen wurden.

Am 3. Januar a. St. 1905 kam es zu einem großen Streik in der Putilowschen Fabrik in St. Petersburg. Auf Betrieb Gapons wurde hier eine Petition an den Zaren aufgesetzt und beschlossen, sie ihm am 9. Januar a. St., einem Sonntag, durch einen Massenaufzug zu überreichen.

In dieser Petition hieß es im Eingang:

„Wir Arbeiter der Stadt St. Petersburg, unsere Frauen, Kinder und hilflosen, greisen Eltern kamen zu dir, Gossudar, um bei dir Recht und Hilfe zu suchen. Wir sind verarmt, man knechtet uns, man verlangt von uns unerträgliche Arbeit, man verhöhnt uns, erkennt unsere Menschenrechte nicht an, verhält sich zu uns wie zu Sklaven, die ihr bitteres Schicksal schweigend tragen müssen. Wir duldeten das, aber man stößt uns immer weiter in den Abgrund der Armut, der Rechtlosigkeit und der Unwissenheit, Despotismus und Willkür würgen uns, und wir ersticken. Unsere Kräfte versagen, Gossudar. Unsere Geduld ist zu Ende. Wir sind an dem fürchtbaren Augenblick angelangt, in dem der Tod willkommener als eine Fortsetzung der unerträglichen Qualen.“

Es wird nun darüber geklagt, daß die Fabrikleiter den Achtstundentag ablehnten und sich weigerten, die Höhe des Lohnes gemeinsam mit Vertretern der Arbeiter festzustellen; daß sie sich ferner weigerten, den ungelerten Arbeitern und den Frauen einen Rubel täglich zu bewilligen, die Überstunden abzuschaffen und die Fabrikräume besser instand zu setzen. Dann wird weiter darüber geklagt, daß jeder, der für die Interessen der Arbeiter eintritt, als Revolutionär

eingesperrt oder verbannt wird. Schließlich werden folgende Maßregeln für unbedingt erforderlich erachtet:

1. Freiheit und Sicherheit der Person, Freiheit des Wortes, Pressfreiheit, Versammlungsfreiheit, Gewissensfreiheit.
2. Allgemeine obligatorische Volksbildung auf Kosten des Staates.
3. Verantwortlichkeit der Minister vor dem Volk und Garantie für gesetzgemäße Verwaltung.
4. Gleichheit ausnahmslos aller vor dem Gesetz.
5. Sofortige Rückkehr aller, die für ihre Überzeugung litten (aus der Verbannung).
6. Abschaffung aller indirekten Steuern und Ersatz derselben durch eine direkte, progressive Einkommensteuer.
7. Aufhören der Landzahlungen, billiger Kredit, allmähliche Übergabe des Landes an das Volk. (sic!)
8. Schutz der Arbeit durch das Gesetz.
9. Freiheit für alle Konsum- und Fachverbände der Arbeiter.
10. Der achttündige Arbeitstag und Normierung der Überstunden.
11. Freiheit für den Kampf der Arbeit mit dem Kapital.
12. Teilnahme von Vertretern der arbeitenden Klassen an der Ausarbeitung einer staatlichen Versicherung der Arbeiter.
13. Ein Normallohn.

Ein Blick auf diese Forderungen genügt, um die Überzeugung zu gewinnen, daß sie nicht von den Arbeitern der Putilowschen Fabrik verfaßt waren. Es war daher ganz in der Ordnung, daß die Regierung den Zug nach dem Winterpalais nicht duldete und die Truppen energisch einschreiten ließ, als versucht wurde, ihn doch durchzusetzen.

Gapon war rechtzeitig verschwunden, erließ aber aus sicherem Versteck Brandbriefe an das Volk, indem er es zum Aufstande aufrief, und ein unverfälschtes Schreiben an den Kaiser. Es gelang ihm, nach Paris zu entkommen, wo er eine gewisse Sensation erregte.

Als er später nach Rußland zurückkehrte, wurde er von anderen Revolutionären, die ihm mißtrauten, ermordet.

Am 4./17. Februar wurde in Moskau der Großfürst Siergei, den die Revolutionäre für den bösen Geist des Zaren hielten, von einer Bombe zerrissen.

Fürst Swjatopolk-Mirski trat nun zurück und an seiner Stelle wurde Bulgnin Minister des Inneren. Es gab am Hofe ein starkes Hin und Her, das am 18. Februar (3. März) in einem allerhöchsten, von Pobjedonoszew verfaßten Manifest und einem noch am selben Tage erschienenen von den Ministern ausgehenden kaiserlichen Reskript

seinen Ausdruck fand. Das Manifest sprach noch ganz im Sinne des väterlichen Absolutismus zu einem kindlich gedachten Volk, während in dem Reskript die Heranziehung gewählter Männer zur vorbereitenden Ausarbeitung und Beratung von Gesetzentwürfen verheißen wurde.

Der Kaiser schien sich entschlossen zu haben, den Forderungen des Volkes immerhin bis zu einem gewissen Grade nachzugeben.

Zwei Komitees sollten unter dem Vorsitz eines vom Kaiser zu ernennenden hohen Beamten zusammentreten und die Reformen vorbereiten. Die Hälfte ihrer Mitglieder sollte von der Regierung ernannt, die andere von den Landschaften gewählt werden. Es trat denn auch unter Buljgin ein Komitee für die allgemeinen Reformen zusammen, aber es zeigte sich gleich, daß es den Forderungen der Zeit ebensowenig entsprechen konnte wie das Spezialkomitee für Bauernangelegenheiten. Die am 26. Juni veröffentlichten Grundzüge der von Buljgin entworfenen Verfassung befriedigten niemand.

Auf die weitere Entwicklung der inneren russischen Zustände übte mittlerweile der Verlauf des Krieges mit Japan den größten Einfluß. Obgleich Kaiser Nikolai II., der an dem Bündnis mit Frankreich festhielt und es zweimal besuchte, durchaus friedliebend war und das durch die auf seine Initiative hin zusammentretende Friedenskonferenz im Haag (18. Mai — 29. Juli 1899) bewiesen hatte, ließ er sich doch durch eine Gruppe unverantwortlicher Ratgeber, an deren Spitze der Staatssekretär Besobrasow stand und die, wie man in Rußland allgemein annimmt, von persönlichen Interessen geleitet wurden, bewegen, Japan gegenüber eine Politik zu verfolgen, die zum Kriege führen mußte. Und das, obgleich Japan durch ein Bündnis mit England vor einem Zusammenwirken Frankreichs mit Rußland geschützt war.

Man hatte eben in Rußland die militärische Entwicklung Japans nicht weiter verfolgt und glaubte sich ihm unendlich überlegen. Obgleich Rußland (8. April 1902) bestimmt versprochen hatte, die von ihm während der Bogenwirren in China besetzte Mandschurei bis zum 8. Oktober 1903 zu räumen, zog es seine Truppen nicht zurück. Es verlangte ferner das Recht, eine vom Halu nach Söul, der Hauptstadt von Korea, führende Bahn zu bauen, und Besobrasow und Genossen erwarben in Korea große Wälder. Als die Japaner energisch protestierten, wurde ihnen vorgeschlagen, daß eine durch den 39. Grad nördlicher Breite laufende Linie Korea in eine russische

und eine japanische Interessensphäre teilen sollte. Japan erklärte sich damit nur einverstanden, wenn an die Stelle des 39. Grades der 50. träte, bekam aber schließlich gar keine Antwort mehr. Nun übergab der japanische Gesandte in Petersburg eine Erklärung, nach der er die Verhandlungen für abgebrochen ansah (7. Februar 1904), und gleich darauf begann der Krieg.

Die Russen waren im Begriff gewesen, Port Arthur zu einem Bollwerk ersten Ranges zu machen, hatten ihre Absicht aber noch nicht recht ausführen können, als die Festung durch den Krieg zu einem der wichtigsten Streitobjekte wurde. Sie hatten im Hafen von Port Arthur auch eine zahlreiche stark bemannte Flotte angesammelt, aber die sie bildenden Schiffe standen nicht auf der Höhe der Zeit, während die im Hafen von Sassebo liegende japanische Flotte über die allerneuesten Schiffe verfügte. Während ferner die russischen Seeleute mit einer sehr ungerechtfertigten Verachtung auf die Japaner herablickten, waren die japanischen davon überzeugt, daß es sich für ihr Vaterland um Sein oder Nichtsein handelte. Sie verfahren daher auch mit äußerster Energie. Schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar n. St. 1904 griffen japanische Torpedoboote die sorglos im Hafen von Port Arthur liegende russische Flotte an und beschädigten drei ihrer besten Schiffe: „Retwisan“, „Cäsarewitsch“ und „Pallada“ schwer.

An demselben 9. Februar zerschossen andere japanische Kriegsschiffe unter Admiral Uriu im Hafen von Tschemulpo den Kreuzer „Warjag“ und das Kanonenboot „Korejez“.

Am 10. Februar erließen sowohl der Zar wie der Mikado Manifeste, die nun auch offiziell den Krieg erklärten. In dem russischen wurden die Angriffe der Japaner als heimtückisch gebrandmarkt, und die russische Presse stimmte sich auf einen sehr hochfahrenden Ton, der Krieg war und blieb aber in Rußland dauernd unvolkstümlich. Das Volk verstand seine Ziele nicht und folgte nur ungern dem Aufgebot; die liberalen Gebildeten sahen in ihm einen Versuch, die öffentliche Meinung von der Betrachtung der inneren Angelegenheiten abzulenken und fürchteten durch einen siegreichen Ausgang des Krieges alle ihre Hoffnungen zerstört zu sehen. Die Radikalen aber wünschten heiß, daß eine Niederlage der russischen Waffen es ihnen ermöglichen sollte, ihre politischen Pläne zu verwirklichen.

In den Regierungskreisen setzte man das Vertrauen in erster

Reihe auf zwei Männer, den Höchstkommandierenden im Osten, Admiral Aleksejew, und den General Kuropatkin, der zum Oberbefehlshaber des russischen Landheeres ernannt wurde. Kuropatkin war oft der Generalstabschef Skobelevs gewesen und hatte sich an der Seite dieses Draufgängers vorzüglich bewährt; es erwies sich aber bald, daß ihm der Geist kühner Initiative fehlte.

In Port Arthur und der ganzen Halbinsel Talienwan, auf der es liegt, kommandierte General Stössel, der ebenfalls für einen besonders befähigten Offizier galt.

Dieser Ort war durch eine äußerst geschickte Benutzung der Umstände durch die Petersburger Diplomatie russisch geworden. Ursprünglich von den Chinesen befestigt, war er in dem japanisch-chinesischen Kriege 1894 von den Japanern eingenommen worden, die Intervention von Rußland, Frankreich und Deutschland erzwang aber seine Rückgabe an China. Von ihm pachtete ihn Rußland, nachdem sich Deutschland in Kiautschou festgesetzt hatte, auf 25 Jahre, suchte ihn in eine uneinnehmbare Festung umzuwandeln und schuf sich zugleich in der neu gegründeten Stadt Dalny einen Handelsplatz ersten Ranges.

Während eine japanische Flotte unter Admiral Togo die russische im Hafen von Port Arthur festhielt, warf Japan drei Armeen unter den Generalen Kuroki, Oku und Nodzu, über denen der Marschall Oyama kommandierte, auf das Festland. Kuroki schlug die Russen am Nalu (1. Mai) und schnitt sie durch Besetzung von Söngwantscheng von Port Arthur ab. Oku nahm dann Ende Mai die von den Russen an der schmalsten Stelle der Halbinsel bei Kintschu errichteten Schanzen und besetzte Dalny. Der Versuch General von Stackelbergs, Port Arthur zu entsetzen, wurde Mitte Juni bei Wafangu zurückgewiesen.

Die Japaner waren unterdessen rastlos, aber immer vergeblich bemüht, den Ausgang des Hafens von Port Arthur durch Versenkung von Brandern zu sperren (24. Februar, 27. März, 3. Mai).

Die von ihnen gelegten Minen sprengten am 12. April das russische Admiralschiff „Petropawlowsk“ in die Luft, mit dem der neu ernannte russische Admiral Makarow und der berühmte Maler Wereschtschagin untergingen, während der junge Großfürst Kyrill sich durch Schwimmen retten konnte. — Die Japaner verloren hier aber auch zwei Kriegsschiffe „Joschino“ und „Hatsuse“ durch Minen und mußten sich gewärtig halten, jederzeit durch aus Port Arthur auslaufende

Kriegsschiffe ihre Verbindungen mit den auf dem Festlande kämpfenden Armeen unterbrochen zu sehen. Sie schlossen nun die Festung durch ein Heer unter Nogi systematisch ein, und ihre Flotte zwang die russische, die am 10. August unter Admiral Witthöfft nach Wladiwostok zu gelangen suchte, nach dem Heldentode des Admirals in den Hafen zurückzukehren. Die Schiffe, die sich durchschlugen, wurden für die Dauer des Krieges in chinesischen, deutschen oder französischen Häfen festgehalten. Bald darauf, am 14. August, wurden drei aus Wladiwostok auslaufende russische Kreuzer von den Japanern so übel zugerichtet, daß der „Kurik“ sank und die beiden anderen auch nicht mehr kampffähig blieben. Die Japaner beherrschten jetzt die See unbeschränkt.

Kuropatkin hatte mittlerweile bei Liao Nang eine feste Stellung eingenommen, wurde aber Ende August von den in drei Heersäulen heranrückenden Japanern in zwölfstägigen Kämpfen auf Mukden zurückgedrängt. Als er Anfang Oktober seinerseits von Mukden aus die Initiative ergriff, wurde er nach verzweifelten Kämpfen wieder geschlagen. Im offenen Felde waren die Russen dem heroischen Ungestüm der Japaner nicht gewachsen.

Nun sollte eine neue Flotte, an deren Ausrüstung in Kronstadt mit fieberhafter Eile gearbeitet wurde, dem bedrängten Port Arthur Hilfe bringen. Sie verließ im Oktober die Ostsee und hatte infolge der Nervosität ihrer Offiziere in der Nordsee auf der Doggerbank ein nächtliches Abenteuer, indem sie friedliche englische Fischereiboote für japanische Torpedoboote hielt und beschoß. Nur mit Mühe brachte Admiral Roschestwenski die aus ganz verschiedenartigen Schiffen bestehende Flotte erst nach Madagaskar, wo Admiral Nebogatow mit noch vier Linienschiffen zu ihm stieß und dann an die Ostküste Asien. Hier war Port Arthur mittlerweile schon am 2. Januar 1905 an die Japaner übergeben worden. Die ganze Besatzung wurde kriegsgefangen, nur ein Teil der Offiziere und unter ihnen General Stössel nicht.

Trüber Ahnungen voll setzte die Flotte unter Roschestwenski ihre Fahrt nach Wladiwostok fort. Am 27. Mai 1905 griffen die Japaner sie bei der Insel Tsuschima an und vernichteten sie fast ganz.

Schon vorher war auch Mukden nach langen Kämpfen in die Hände der Japaner gefallen (10. März 1905). An die Stelle Kuropatkins trat nun der General Lenewitsch, aber es war nicht an-

zunehmen, daß es den Russen unter dem neuen Oberbefehlshaber gelingen würde, im Kampf gegen die Japaner noch große Erfolge zu erringen. Andererseits waren auch diese wirtschaftlich erschöpft und hatten ihre besten Leute vor Port Arthur und in den Kämpfen auf dem festen Lande verloren. So war es denn beiden Mächten willkommen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Theodor Roosevelt ihnen seine Vermittlung anbot.

Die Verhandlungen begannen Anfang August in Portsmouth in Amerika und wurden russischerseits von Witte und dem früheren Gesandten in Japan, Baron Rosen, geführt. Ihre Aufgabe war keine leichte, denn in Rußland loderten eben jetzt bald hier bald dort revolutionäre Flammen auf. So meuterte auf dem Panzerschiff „Fürst Potemkin“ die Besatzung, verließ mit ihm den Hafen von Sewastopol und landete schließlich im rumänischen Konstanza (8. Juli), wo die Rebellen als politische Verbrecher angesehen und nicht ausgeliefert wurden. In Odessa kam es zu heftigen Kämpfen, im Kaukasus wüteten Tataren und Armenier gegeneinander, in Riga demonstrierten die Letten, in Bialystok die Juden. Trotzdem erreichten die russischen Delegierten nicht ungünstige Friedensbedingungen. Nach dem am 5. September n. St. 1905 definitiv geschlossenen Frieden erhielt Japan das Protektorat über Korea, trat in bezug auf Port Arthur und Dalny an die Stelle Rußlands und gab auch an seinem Teil die Mandschurei an China zurück. Die mandschurische Eisenbahn sollte im Norden von den Russen, im Süden von den Japanern verwaltet werden, und zu ihrer Bewachung sollten nur je 15 Soldaten auf den Kilometer im Lande bleiben. Auch Sachalin wurde so geteilt, daß der 50. Breitengrad die Grenze zwischen Rußland und Japan bildete.

Die radikalen russischen Parteien erklärten diesen Friedensschluß für im höchsten Grade schimpflich und heßten nach Kräften. Sie wollten auch von dem neuen Verfassungsentwurf nichts wissen, der noch im August (am 19.) erschien. Nach dem ihn begleitenden Manifest des Zaren sollte die Duma „eine besondere beratende Körperschaft neben den staatlichen Behörden sein“ mit der Aufgabe, die Gesetzesvorschläge vorläufig auszuarbeiten und zu beraten und das Staatsbudget zu prüfen. Auch diese Verfassung sollte nicht erst ins Leben treten. Ein Kongreß von Vertretern der Landschaften, der in Moskau zusammentrat, lehnte sie ab, und ein Streik der Bahnbeamten legte im Oktober den ganzen Verkehr Rußlands lahm. Da entschloß sich

der Kaiser durch ein Manifest vom 17./30. Oktober eine Verfassung zu geben, die den Anforderungen weiter Kreise genüge. In dem Manifest hieß es: „Wir legen der Regierung die Pflicht auf, unseren unbeugsamen Willen wie folgt zu erfüllen: 1. Der Bevölkerung die unerschütterlichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit zu verleihen, die gegründet ist auf die wirkliche Unverletzlichkeit der Personen, die Freiheit der Gewissen, der Rede, der Versammlungen und Vereine. 2. Ohne die schon bisher angeordneten Wahlen aufzuschieben, auch jene Klassen der Bevölkerung, soweit es die Zeit erlaubt, zu ihnen heranzuziehen, welche jetzt des Wahlrechtes entbehren. Die weitere Entwicklung zum allgemeinen Wahlrecht bleibe der neu begründeten Ordnung der Gesetzgebung überlassen. 3. Als unerschütterliche Regel aufzustellen, daß kein Gesetz ohne Genehmigung der Duma in Kraft treten kann, und daß den Erwählten des Volkes die Möglichkeit einer wirklichen Überwachung der Gesetzmäßigkeit der Handlungen der von uns ernannten Behörden gewährleistet wird.“

Der Tag, an dem dieses Reskript erschien, war von höchster Bedeutung für Rußland. Zum erstenmal seit dem Einbruch der Tataren, ja im Grunde überhaupt zum erstenmal, sollte seine Bevölkerung auch durch andere Vertreter als die Beamten des Zaren, auf Grund eigenen Rechtes nicht nur an der Gesetzgebung teilnehmen, sondern auch die Handlungen der Verwaltung auf ihre Gesetzmäßigkeit hin überwachen dürfen.

Es kam jetzt alles darauf an, ob es in Rußland Männer gab, die sich dieser Aufgabe gewachsen erwiesen. Der Vertreter der alten Theorie von der Alleinberechtigung des Absolutismus, Pobjedonoszew, trat am 1. November von seinem Amt als Oberprokureur des Synods, das er seit 1880 bekleidet hatte, zurück (er starb am 23. März 1907); die Bahn war frei. Aber in Rußland gab es nur 29% unter den Männern und nur 13% unter den Frauen, die lesen und schreiben konnten. War ein solches Volk reif für eine parlamentarische Verfassung?

Zunächst schien es nicht so. In Sjewapostol meuterten die Bemannungen des „Otschakow“ und mehrerer Küstenbatterien, in Kiew und anderen Städten Teile der Garnisonen. Die Post- und Telegraphenbeamten streikten, in vielen Gegenden verbrannten die Bauern die Gutshöfe. Am schlimmsten ging es in den Ostseeprovinzen her, obgleich die Agrarverhältnisse in ihnen durchaus gesunde waren. Neben Majoraten und anderen landwirtschaftlich vorzüglich ver-

walteten großen Gütern gab es zahlreiche im Besitz wohlhabender Bauern befindliche kleine und neben diesen noch andere, die verpachtet wurden.

Wer tüchtig und sparsam war, konnte hoffen als Landwirt vorwärts zu kommen. Hier konnten die revolutionären Ideen nur Wurzel fassen, indem sie von den Russen, die seit der Russifizierung alle Beamtenstellungen und Lehrerstellen einnahmen, in die lettische und estnische Bevölkerung hineingetragen wurden. Als wahre Brutstätten dieser Propaganda erwiesen sich die Seminare zur Ausbildung von Volkslehrern und die Mittelschulen. Ein anderes revolutionäres Element lieferten die von wildem Haß gegen die bestehenden Zustände erfüllten Juden. In der Schweiz gedruckte revolutionäre Schriften überschwemmten das Land und gelangten durch Vermittlung der Volkslehrer in jedes Bauernhaus. Die Vertreter der Regierung sahen dem Anwachsen der revolutionären Stimmung ruhig zu und blieben auch untätig, als die lutherischen Pastoren überfallen und mißhandelt, sie und Edelleute, die ihnen zu Hilfe kamen, vor den Kirchen ermordet wurden. Bald nach dem Erscheinen des Manifestes kam es dann überall zu regelrechten Bauernaufständen, bei denen Hunderte von Gütern verbrannt und ihre Besitzer vielfach getötet wurden. Da die militärische Besatzung nicht ausreichte, auch das flache Land zu besetzen, eroberten Bauernhaufen die kleinen Städte und schlugen die wenigen Soldaten, die ihnen entgegentraten.

Es wurde ganz ernstlich an die Errichtung einer lettischen und einer estnischen Republik gedacht, und der revolutionäre Spuk fand erst ein Ende, als Truppen in größerer Zahl einrückten und durch standrechtliche Exekutionen unter den Führern energisch aufräumten. In Polen wurden in aller Stille alle russischen Lehrer und viele russische Beamte zum Lande hinausgedrängt. Zugleich bekämpften sich aber auch die radikalen und die klerikalen Polen mit Dolk und Bombe. Schauplatz dieser Kämpfe war in erster Reihe die große Fabrikstadt Lodz.

Die Finnländer benutzten die Gelegenheit und richteten sich wieder ganz nach ihrer Weise ein. Sie erklärten die in der Russifizierungsperiode erlassenen Gesetze für ungültig, verwiesen die russischen Beamten des Landes und führten für ihren Landtag das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen im Alter von mehr als 24 Jahren ein. Auch hier gewannen Radikalismus und natio-

naler Fanatismus bald die Oberhand über die staaterhaltenden besonnenen Elemente. Man fraternisierte mit den russischen Demokraten, und die Finnen verkürzten die Schweden rücksichtslos in ihren Rechten.

Am 5. Mai n. St. 1906 trat Witte zurück und wurde als Ministerpräsident durch Goremykin ersetzt. Zwei Tage vor der Eröffnung der ersten Duma, am 8. Mai, wurde ein Reichsgrundgesetz veröffentlicht, das festsetzte, welche Ordnungen eine Veränderung nur auf Initiative des Kaisers erfahren dürfen. Der Kaiser, dessen Person unantastbar ist, übt die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich mit dem Reichsrat und der Duma, ohne seine Bestätigung erhält kein Gesetz Gültigkeit. Er vertritt das Reich nach außen, ist der oberste Kriegsherr, ernennt die Minister, darf begnadigen und eine Amnestie erlassen. Im Volk darf niemand anders als auf Grund des Gesetzes verhaftet oder einer Haussuchung unterworfen werden. Jeder Russe kann Beschäftigung und Wohnung frei wählen und ungehindert ins Ausland reisen. Alle Russen dürfen gesetzlich nicht verbotene Versammlungen abhalten, Vereine und Verbände gründen. Sie genießen Freiheit des Glaubens und dürfen innerhalb der vom Gesetz gezogenen Grenzen reden und schreiben, was sie wollen.

Der Reichsrat besteht aus vom Kaiser ernannten und aus gewählten Mitgliedern. Die Zahl der ernannten Mitglieder darf nicht größer sein als die der gewählten. Das Mandat der gewählten währt neun Jahre. Je nach drei Jahren scheidet ein Drittel aus, kann aber wiedergewählt werden. Gewählt werden vom Synod sechs Mitglieder — drei Mönche und drei Weltgeistliche —, von jeder Semstwo resp. von den Grundbesitzern jedes Gouvernements ein Mitglied. Der Adel wählt 18, die Universitäten wählen 6 Mitglieder. Die Kaufmannschaft scheidet auch sechs Vertreter in den Reichsrat. Den Präsidenten und den Vizepräsidenten ernennt der Kaiser. Die Mitglieder genießen Redefreiheit und erhalten Diäten.

Der Reichsrat hat das Recht der gesetzgeberischen Initiative und das Interpellationsrecht.

Die Duma besteht nur aus gewählten Mitgliedern. Jedes Gouvernement wählt eine bestimmte Anzahl, und die Wahl ist eine indirekte. Die Urwähler wählen in 4 Kurien, 2 ländlichen und 2 städtischen, die Wahlmänner. Auf dem Lande besteht die erste Kurie aus Grundbesitzern, die einem nicht hohen Zensus genügen, die zweite aus Vertretern der Bauerngemeinden. In den Städten

unterscheiden sich die beiden Kurien durch die Höhe des Zensus. Für die großen Städte gibt es besondere Wahlordnungen.

Die Mitglieder der Duma werden auf fünf Jahre gewählt.

Die Duma wählt sich den Präsidenten und die Vizepräsidenten selbst. Auch ihre Mitglieder genießen Redefreiheit und erhalten Diäten.

Die Duma hat ebenfalls das Recht der gesetzgeberischen Initiative und das Interpellationsrecht.

Für den Fall, daß Reichsrat und Duma über einen Gesetzentwurf verschiedener Meinung sind, ist eine aus Mitgliedern beider Körperschaften bestehende Kommission vorgesehen.

Ein von Reichsrat und Duma angenommener, von der Regierung aber abgelehnter Gesetzentwurf darf in derselben Session nicht wieder eingebracht werden.

Am 10. Mai n. St. eröffnete der Kaiser im Taurischen Palais persönlich die erste Duma. Aber es stellte sich nur zu bald heraus, daß mit ihr nicht regiert werden konnte. Die zahlreichste Partei, die der konstitutionellen Demokraten, die im Volksmund „Kadetten“ hießen, bestand aus Doktrinären, die aus der Geschichte nicht gelernt hatten, daß jede Verfassung doch erst in der Anwendung lebendig werden kann. Außer ihnen waren Radikale jeder Spielart reichlich vertreten und betätigten ihren Freisinn auch durch ein ungezogenes, freches Benehmen. Die Duma verlangte vor allem vorbehaltlose Amnestie für alle „Freiheitskämpfer“, auch für die Meuchelmörder und die Rebellen. Das konnte natürlich nicht bewilligt werden. Ebenjowenig das Verlangen, die angebliche Landnot der Bauern dadurch zu beseitigen, daß das Land der Gutsherrn unter sie verteilt wurde. Vergeblich mahnte Goremykin zu Mäßigung und Besonnenheit; Juden, Armenier und halbgebildete russische Fabrikarbeiter führten das große Wort und mißhandelten die Gefühle aller patriotischen Russen. Die Deutschen der Ostseeprovinzen waren in dieser Duma, deren Präsident Muromzew war, gar nicht vertreten.

Am 21. Juli n. St. wurde diese erste Duma aufgelöst und eine neue auf den 5. März 1907 einberufen.

Das wüste Treiben hatte aber schon verhängnisvolle Früchte getragen. Ein Bataillon des vornehmsten Regimentes, des von Preobraschensk, hatte den Gehorsam verweigert, überall trieb der Terror sein Unwesen.

An die Stelle Goremykins trat jetzt Stolypin, ein Mann wie ihn die Zeit brauchte: furchtlos, aufrecht und doch maßvoll.

Ein Teil der Dumamitglieder war so töricht, in Wiborg zusammenzutreten und von dort aus einen Aufruf zu erlassen, der zur Verweigerung der Steuern und der Ableistung der Wehrpflicht aufforderte (23. Juli n. St.). Es war ein Schlag ins Wasser, und die Unterzeichner des Aufrufs wurden später zur Verantwortung gezogen und zu Gefängnis verurteilt.

Gefährlicher waren die Aufstände der Matrosen in Sweaborg und Kronstadt, sowie vor Reval auf dem „Pamjat Ašowa“. Sie wurden aber auch niedergeschlagen (Anfang August).

Ein am 25. August n. St. verübtes Attentat auf Stolypin scheiterte, zwei seiner Kinder wurden aber schwer verletzt.

Am 5. März n. St. 1907 trat die zweite Duma zusammen. Präsident wurde der Kadett Golowin, Sozialdemokraten verschiedener Spielarten waren durch 112, die Arbeiterpartei war durch 100 Abgeordnete vertreten, Polen durch 46; dazu kamen 91 Kadetten. Man konnte voraussehen, daß auch diese Duma bald fortgeschickt werden würde. Es kam denn auch schon im April zum Konflikt zwischen der Regierung und ihr. Als die Duma dabei beharrte, Privatpersonen zu ihren Kommissionsitzungen zuzuziehen und mit den Behörden direkt zu korrespondieren, protestierte Stolypin energisch. Der Konflikt wurde akut, als die Duma sich weigerte, Mitglieder, die der Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Kaiser angeklagt wurden, auszuliefern. Am 16. Juni n. St. wurde sie aufgelöst. Aber es wurde sofort der 14. November n. St. als der Tag bezeichnet, an dem die dritte Duma zusammentreten sollte.

Diese auf Grund eines neuen Wahlgesetzes gewählte Duma brachte dann die erfreulichste Überraschung. Ihr gehörten eine ganze Zahl von Männern an, die jedem europäischen Parlament zur Zierde gereichen würden.

Ihre Majorität bestand aus Konservativen verschiedener Schattierungen, die Minorität wurde von nur 41 Kadetten, 14 Sozialdemokraten, 18 Polen gebildet. Die 12 deutschen Abgeordneten schlossen sich der „Partei vom 30. Oktober“ an. Präsident wurde Chomjakow (Oktobrist), Vizepräsidenten wurden Fürst Wolkonski (Rechte) und Baron Menendorf (Oktobrist).

Diese dritte Duma hat durch ihre Verhandlungen den Beweis geliefert, daß Rußland für eine Verfassung reif war. Sie ist mit

aller Energie gegen die Schäden eingeschritten, an denen der russische Staat krankt, und hat sich doch nie zu einer übertriebenen Opposition hinreißen lassen. Ohne die nationalistischen Elemente zur Herrschaft kommen zu lassen, hat sie doch immer die nationale Fahne hoch gehalten. Sie hat dem Kaiser gegeben, was des Kaisers war, und hat doch auch wieder die eigenen Rechte, wenn es darauf ankam, energisch wahrgenommen. Man kann durchaus hoffen, daß es der Regierung gelingen wird, mit Hilfe dieser Duma die Erneuerung Rußlands durchzuführen und die Schäden zu heilen, die der unglückliche Krieg und die Revolution ihm geschlagen haben.

Dazu wird es freilich angestrengtester Arbeit bedürfen, denn es geht noch wild genug her im weiten Reich, und infolge der Zuchtlosigkeit, der die Jugend verfallen ist, scheidet eine Generation fast ganz aus dem Leben der Nation aus und kann nur beseitigt, nicht aber mehr zu tüchtigen Staatsbürgern erzogen werden. Hier, im Schulwesen, tun vor allem tiefgreifende, energische Reformen not. Aber man hat das auch allgemein erkannt, und da werden sich schon zum Ziel führende Wege finden lassen. —

Wir sahen, wie im IX. Jahrhundert in kürzester Zeit ein großes russisches Reich entstand, das vom Finnischen Meerbusen zum Schwarzen und Kaspischen Meer reichte; wie dieses Reich, indem es in die Teilfürstentümer zerfiel, ohnmächtig wurde, und wie schließlich die Tataren den größten Teil des „russischen Landes“ unterjochten, während ein anderer Anschluß an Litauen suchte und fand. Von dem im Kolonialgebiet liegenden kleinen Teilfürstentum Moskau aus begann dann die Wiederaufrichtung der Nation, die schließlich die Tataren verdrängen, die litauisch gewordenen Landesteile zurückgewinnen, einen Zugang zur Ostsee wie zum Schwarzen Meer sich erobern konnte. Der Erbfeind im Westen, Polen, wurde unterworfen, die Erbfeinde im Osten, die Bewohner der Steppe, wurden nach und nach ebenfalls zu russischen Untertanen gemacht. Unaufhaltsam drang Rußland hier vor, denn mit den Nomaden kann ein sesshaftes Volk keine freundliche Nachbarschaft unterhalten. Bis an den Fuß des Pamir, des „Daches der Welt“, reichte schließlich die russische Herrschaft, in Sibirien bis an den Stillen Ozean. Nun grenzt es überall an sesshafte Völker: die Afghanen hier, Chinesen und Japaner dort.

In diesem Drängen nach Süden und Osten ist Rußland ein Weltreich geworden und hat es eine ungeheure extensive Kultur-

arbeit geleistet. Die Steppen im Süden Rußlands, die so lange nur die Heimat räuberischer Nomaden waren, sind jetzt Kornfelder und Rübenäcker geworden; die Krim, von der aus die „Gireis“ einst ihre auf Erbeutung von Sklaven gerichteten Raubzüge unternahmen, versorgt heute ganz Rußland mit Wein. Im Kaukasus ist die wilde Kriegslust der Bergvölker gebändigt, und in den üppigen Gefilden im Süden des Gebirges geht der Landmann in normalen Zeiten ungestört seinem Gewerbe nach. Die Gewaltherrschaft der Khane von Buchara und Chiwa ist gebrochen, in Samarkand, in Kokand, in Taschkent herrscht eine Ordnung, die die bestehenden Zustände gegenüber den früheren als paradiesisch erscheinen läßt.

Trotz alledem ist Rußland bisher kein Kulturland gewesen. Eben diese ewigen Eroberungen ließen das nicht zu, denn die neu erworbenen Länder bedurften zu ihrer Verwaltung so vieler intelligenter Kräfte, daß sie im Mutterlande nur zu sehr fehlten, und so großer Mittel, daß darüber seine Bewohner nicht zu Wohlstand und Bildung gelangten. Die Russen eroberten sich eine Welt und blieben doch selbst bettelarm und unwissend. Die ungeheure Mehrzahl von ihnen, die Bauern, lebten nur eben von einem Tage zum andern, in Hütten, deren Armseligkeit jeden Reisenden erschreckte, bei einer Nahrung, die es unbegreiflich erscheinen ließ, daß sie sie erhielt.

„Noch jetzt,“ erzählt Nowikow, „wird die Hälfte aller Hütten der Bauern auf schwarze Art geheizt — weiß aber der Stadtbewohner, was das heißt? Das heißt, daß morgens, wenn geheizt wird, in der oberen Hälfte der Hütte ein undurchdringlicher Rauch steht, der durch Spalten oder eine besondere Öffnung abzieht, zumeist durch die zu diesem Zweck geöffnete Tür. Die Bewohner verbringen diese Zeit auf dem Boden liegend oder sitzend, um nicht allzuviel Rauch zu schlucken. Kälte von 20 Grad bringt durch die Tür herein. Ist die Heizung beendet, so wird jede Öffnung geschlossen, und es wird in der Hütte heiß wie in einer Badestube. Gegen Morgen gefriert oft das Wasser wieder. Wände und Lager sind vom Rauch mit schwarzem Anflug bedeckt. Hier wohnt die aus acht Seelen bestehende Familie: Der Alte mit der Alten, der verheiratete Sohn, die Tochter, die Kinder. Hier wird gegessen und auf Stroh geschlafen; hier gebären, spinnen und weben die Weiber; hier müssen die Knaben ihre Schularbeiten machen; hier halten sich ein Kalb, Lämmer, manchmal Ferkel und Hühner auf; hier herrscht ein unerträgliches Gestank. Die Lampe leuchtet ohne Zylinder, oder es gibt auch gar kein Licht, wenn kein Geld da ist, um Petroleum zu kaufen. Draußen herrschen 20 Grad Kälte, aber die Hütte birgt nur zwei Schafpelze. Man kriecht auf den großen Ofen, erwärmt sich, räumt einem anderen den Platz ein und friert unten auf dem Stroh weiter, oder man nimmt einen der Pelze und geht irgendwohin zur Arbeit. Man kehrt abends nah und frierend heim, die Kleider werden zum Trocknen an den Ofen gehängt, und

die Hütte dampft von ihnen. Am nächsten Tage nimmt das Weib den Pelz und geht arbeiten wie heute der Mann. Schmutz überall, denn Seife ist ein Luxusgegenstand, und lange nicht alle können sie haben. Zur Wäsche genügt das Wasser im Bach und zur Reinigung des Körpers Sonnabends das Schwitzbad, das Labjal des Bauern. So arm das Dorf auch sein mag, nie fehlt die gemeinsame Badekufe. Und die Nahrung? Leerer Kohl, nämlich heißes Wasser, in dem Kohl schwimmt und ein Löffel Hanföl, gekochte Kartoffeln und Weizengröße — das ist das Mittagmahl. Wenn man Milch hat, wird sie den Kindern gegeben; Fleisch gibt es nur an Feiertagen, ein Huhn zu Weihnachten und Ostern. Oft fehlen die Kartoffeln, fehlt die Größe und ist nur Schwarzbrot da. Gibt es eine Missernte, so fehlt auch das Brot.“ (Bei von der Brüggem: Das heutige Rußland.)

Ein Professor von Engelhardt, der aus Petersburg auf sein im Smolenskschen Gouvernement liegendes Gut verbannt wurde, hat uns in einem vortrefflichen Buch: „Aus dem Dorf“ eingehend die landwirtschaftlichen Verhältnisse geschildert, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dieser Provinz herrschten. Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Schilderungen liest.

Die Religion der russischen Bauern war — und ist zum Teil noch — vielfach nur ein wüster Aberglaube, der in den zahlreichen Sekten die seltsamsten Formen annahm, und ihre Unbildung ließ sie keine edlere Unterhaltung für die 180 Feiertage finden, die sie alljährlich begingen, als sich in Branntwein zu berauschen.

Sind aber endlich feste Grenzen erreicht und hat jetzt das russische Volk teil an Gesetzgebung und Kontrolle über die Beamten, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß Rußland sich in Zukunft mehr als je vorher mit sich selbst beschäftigen wird.

Hier sind die wichtigsten Aufgaben zu lösen, und man hat keinen Grund zu der Annahme, daß sie sich nicht lösen ließen. Es kommt freilich alles darauf an, daß keine neuen kriegerischen Abenteuer die Aufmerksamkeit der russischen Gebildeten wieder von den inneren Aufgaben abziehen. Geschieht das nicht, bleiben Menschen und Geldmittel frei, um endlich Einsicht und Bildung in die Volksmassen zu tragen, so ist ein schnelles Aufblühen des Landes zu erwarten. Was dem Volke bisher fehlte, war der ausdauernde Fleiß, der allein eine intensive Wirtschaft ermöglicht. So lange die Dorfgemeinde als Mir ihre Herrschaft über den Einzelnen übte und die Rücksicht auf die solidarische Bürgerschaft für die Steuern ihn in ihr festhielt, konnte ein solcher Fleiß sich nicht bilden.

Nun diese Fesseln gesprengt sind, wird der Bauer bald er-

kennen, daß er bei intensiver Arbeit auch auf kleinem Landbesitz gedeihen kann.

Und auch den Angehörigen der gebildeten Stände wird jetzt Mutter Not heilsame Wege weisen. Bisher konnten sie in Rußland auch ohne Sachbildung ihr Brot finden, wenn nicht im europäischen, so im asiatischen. Es fehlte der rechte Antrieb, sich von Jugend auf systematisch für den späteren Beruf vorzubereiten, deshalb kam es auch nicht zu liebevollem Versenken in die Wissenschaft. Eine russische Wissenschaft gibt es heute noch kaum. Aber es wird eine geben, sobald das russische Volk Einkehr halten wird bei sich selbst, denn an Wissensdurst fehlt es den Russen nicht.

Zum Schluß sei die Frage aufgeworfen, ob Deutschland ein solches inneres Erstarken Rußlands wünschen kann. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: in weiten Kreisen der russischen Gebildeten lebt ein bitterer Haß gegen die Deutschen. Er ist historisch aus der Rolle entstanden, die deutsche Abenteurer im 18. Jahrhundert in Petersburg spielten, und aus der leidigen Tatsache, daß die Drillmeister der Kaiser Alexander I. und Nikolai I. Deutsche waren. Er hat dann bis heute Nahrung aus dem Umstande gezogen, daß der Deutsche oft ausdauernder, pflichttreuer und sparsamer ist als der Russe und ihn deshalb im Kampf ums Dasein nicht selten überwindet. Der deutsche Offizier, der deutsche Kaufmann, der deutsche Landwirt bringen es in Rußland mitunter weiter als ihre russischen Genossen, und es geschieht dann wohl, daß sie mit einem unberechtigten Hochmut auf diese herabblicken.

Schlimmer noch ist, daß dem Russen die deutschen Tugenden unsympathisch sind. Die deutsche Treue auch im kleinen erscheint ihm leicht als Pedanterie, deutscher Fleiß als Strebertum, deutsche Pflichttreue, die das Gesetz zur Geltung bringt, auch wenn dadurch Leid verursacht wird, als Härte. Er achtet den Deutschen, aber es wird ihm schwer, ihn zu lieben.

Trotzdem muß es uns willkommen sein, wenn Rußland auch eintritt in die Reihe der Kulturvölker, denn es ist nicht anders: je höher die Kultur in einem Lande steht, um so mehr Werte hat es zu verlieren, um so friedlicher wird es. In dem freigewordenen Rußland muß sich auch das Verständnis für den Wert des „kategorischen Imperativs“ steigern.

Und endlich, wir malen doch keine Schreckgespenster an die Wand, wenn wir uns daran erinnern, daß hinter der russischen Südoftgrenze

400 Millionen Mongolen wohnen, begabte und körperlich starke, aber ganz anders als wir Europäer geartete Menschen, die zwar die letzten Jahrhunderte in einem Zustande von einer Art Erstarrung verbrachten, die aber jederzeit zu neuem regen Leben erwachen können. Dann würde in dem uralten Kampf zwischen Asien und Europa eine neue Periode beginnen, eine Periode, in der Rußland wieder die Rolle der Vorhut im Kampf zufiele, eine Rolle, die es nur siegreich durchführen könnte, wenn es nicht nur, wie bisher, mit den Kampfmitteln Europas ausgerüstet, sondern wirklich zum europäischen Kulturvolk geworden wäre.

Register.

- Aachen, Kongreß von (1818) 371.
 Abaza, Minister 414.
 Abd-ul-Aziz, türkischer Sultan (1861 bis 1876) 404.
 Abd-ul-Hamid II., Sultan 404.
 Abo, Frieden von (1743) 304.
 Achalzik 382.
 Achmat, Tatarenkhan 114/15.
 Achttundentag 424/25.
 Adam von Bremen 33.
 Adalshew, Landadelsfamilie 142. 151.
 Daraus
 —, Alexei, Ratgeber Iwans des Schrecklichen 142. 146. 151.
 —, Feodor, Vater von Alexei 146.
 Adolf Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, König von Schweden (1751 bis 71) 303/4.
 Adrian, Patriarch 266. 270.
 Adrianopel 405.
 —, Friede von (1713) 258.
 Ägypten 348. 386.
 Aetelbert, Erzbischof von Trier 33.
 Afghanistan 406. 436.
 Aigun, Vertrag von 418.
 Akademie der Wissenschaften in Petersburg 279. 310. 335.
 — der Künste 310.
 Aksakow 390.
 Alanen 66. 69.
 Alandsinseln 259.
 Alang Goa, Stammutter der Bortschigenen 64.
 Albrecht II., deutscher Kaiser (1438 bis 1439) 107.
 Albrecht, Ordensmeister von Preußen (1525—1568) 125.
 Aleksejew, Eugen, Admiral 428.
 Alexander I. (1801—1825) 343. 345. 348. 350. 351—76. 388. 392. 409. 439.
 Alexander II. (1855—1881) 328. 330. 395—414. 417.
 Alexander III. (1881—1894) 412—420.
 Alexander von Bulgarien (1879—86) 409. 417/18.
 Alexander von Hessen, Bruder der russischen Kaiserin Maria Alexandrowna 417.
 Alexander, Sohn Michaels von Twer († 1339) 84/5.
 Alexander, Großfürst von Litauen, Sohn Kasimirs IV. († 1506) 115 ff. 124 f.
 Alexander Newski, Sohn Jaroslaws von Nowgorod (1246—63) 76—79. 179. 355.
 Alexandra Feodorowna (Alix) 421.
 Alexandrowskaja Sloboda, Residenz Iwans des Schrecklichen 153. 154. 159.
 Alexei, Metropolit 93.
 Alexei Michailowitsch, 1645—76 Zar 206—225. 237. 260. 272. 413.
 Alexei, Sohn des Zaren Alexei († 1670) 218.
 Alexei, Sohn Peters des Großen († 1718) 237. 239. 260—63. 272.
 Alexinak, Schlacht bei (1876) 404.
 Alexios Komnenos, 1081—1118 byzantinischer Kaiser 52.
 Alix von Hessen s. Alexandra Feodorowna.
 Alkmar, Schlacht bei 349.
 Alma, Schlacht an der (1854) 387.
 Alta, Schlacht an der (1019) 38.
 Alta, Schlacht an der (1068), gegen die Polowzer 49.
 Altanstadt, Friede von (1706) 252.
 Amerika 430.
 Amnestie 425. 434.
 Amurat, Tatarenkhan 93.
 Amurbahn 419.
 Analphabeten 431.
 Anarchismus 411.
 Anastasia s. Sacharjin-Jurgew.
 Anastasius, Metropolit unter Iwan dem Schrecklichen 156.

- Andreas, Großfürst von Wladimir, Bruder Alexander Newskis 77/8.
Andreas von Ungarn 39.
Andreas, Fürst von Pskow, Sohn Olgerds von Litauen 92.
Andreas, Bruder Waffilits III. 128. 137.
Andreas Bogoljubski, ältester Sohn des Großfürsten Juri Dolgoruki, 1157—1175 Großfürst 54—59. 82.
Andreas Kobyla, Stammvater der Romanows 86. 141.
Andreas, Onkel Jwans des Schrecklichen 146.
Andrussowo, Waffenstillstand von (1667) 212. 219.
Anhalt-Zerbst, Fürstin von 306.
Anjala, Bund von 332.
Anleihen 416.
Anna, byzantinische Prinzessin, Gemahlin Wladimirs des Heiligen 34.
Anna, Enkelin Kasimirs III. von Polen 98.
Anna, Schwester Jwans III., Fürstin von Kajan 115.
Anna, Tochter Wladislaws II. von Ungarn 126.
Anna, Tochter Jwans V., Herzogin von Kurland, Kaiserin (1730—40) 233. 261. 272. 274. 276/78. 283—298.
Anna, älteste Tochter Peters des Großen, Gemahlin Herzog Karl Friedrichs von Holstein-Gottorp 259. 272. 275. 278. 283. 303.
Anna Leopoldowna 292. 294. 296—302.
Ansbach-Baireuth 360.
Awtvari 406.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 292. 296. 302. 304.
Antonius, russischer Einsiedler 42/43.
Antonius, Bischof 112.
Appellationsgerichte 398.
Aprarin 257. 259 (264).
—, Graf Feodor, Admiral 274. 279.
—, Stephan Feodorowitsch, General (1702—60) 308.
Araktischejew, Alexei Andrejewitsch, Graf 348. 350/52. 363 ff. 368. 372. 381.
Arbeiter 421. 423 ff. 434 f.
Arbeiterversicherung 425.
Archangel 234. 237.
Ardahan 406.
Armenien 405. 430. 434.
Armfeld, Natalie von 407.
Arnold, Theologe 344.
Arjamaß, literarische Gesellschaft 391. 393.
Arzent, Bischof von Rostow 321.
Artus 36.
Askold (Höskuldr), Normannenfürher 20. 21. 23.
Asow 201/3. 234. 249. 256. 257. 258. 289.
Astrachan, Khanat 107. 143. 147. 190. 218. 257. 291. 299.
August I., der Starke (1694—1733) 236. 246 ff. 277. 289. 292.
August II. von Sachsen (1733/63) 323.
Augustinus, Lehrer in Ugitsch 167.
Austerlitz, Schlacht bei (1805) 360.
Azi-Girei, Begründer eines Khanats in der Krim 107.
Baader, Franz Xaver von, Philosoph 365.
Bachtchissarei, Waffenstillstand von 226—289.
Baden 360 f. auch Luise Auguste.
Baku 260.
Balakrew, Hofnarr der Kaiserin Anna 295.
Balmaschew 423.
Barclay de Tolly 364.
Barjatinski, Fürst 284. 319.
Basilius II., byzantinischer Kaiser (976 bis 1025) 34.
Basmanow, Alexei 151. 157.
—, Feodor, Sohn von Alexei 151. 157.
—, Jwan 170.
—, Peter 174/5. 178.
Bassewitz 275.
Batjußchkow 390. 391. 393.
Batum 406.
Batjußchkow, Barbara 407.
Batyn, Enkel Dschingischans 69/72. 76. 83.
Bauern 48. 56 f. 59. 76. 128. 135. 162. 168. 180. 194/96. 207/8. 217 ff. 257. 266. 329. 368. 381. 396 ff. 402. 415 ff. 421. 424. 431 ff., f. Leibeigenschaft.
Baugen, Schlacht bei (1813) 364.
Bavarn 360.
Beccaria, Cesare Bonesano de, italienischer Staats- und Strafrechtslehrer 327.
Bela IV. König von Ungarn (1235—70) 71. 80.
Belgrad, Friede von 290. 332.
Bender 258.
Benkendorf, Graf Alexander, Generaladjutant Nikolais I. 377. 380.
Bennigsen, General Graf 352 f. 357. 360 f.
Bereftow bei Kiew, Sommerfestenz 62.
Bergholz, Oberkammerherr des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp 267/68. 285.
Berliner Kongreß (1878) 406.
Bereftinaübergang 364.
Berg, Großherzogtum 360.

- Berg, Graf Friedrich Wilhelm 402.
 Běsobrajow, Staatssekretär 426.
 Bessarabien 395. 405.
 Bestuschew-Rjumin, Peter 277. 284/85.
 297. 303. 320.
 —, Alexei, Sohn (1693—1766) 293. 303
 bis 309. 313/316.
 Bestuschew-Rjumin, Alexander 371. 379.
 Bialystock 361.
 Bibelgesellschaft 367 f.
 Bibikow, Offizier 318.
 Bjelski, fürstliche Familie am moskau-
 ischen Hofe 137—140. 281. Daraus:
 Bogdan Bjelski 157. 161. 163, Iwan
 Bjelski 138/9.
 Bildung 164. 203. 204. 214. 222. 270.
 289. 310. 321. 330. 358. 380 f. 384.
 389 f. 425. 438 f., f. Akademie, Schule.
 Biron, Ernst Johann von (Bühren) (1690
 bis 1772) 285—298. 316. 321 f. 390.
 —, Gustav, General 297.
 —, Peter, Herzog von Kurland 334.
 Biruta, Gemahlin Keistuts von Litauen
 93.
 Bismarck 403. 406. 417. 418.
 Bitjagowski 165/66.
 —, Daniel, Sohn des Vorigen 166/67.
 Blut, Ratgeber Jaropols 32.
 Blumentrost, Präsident der Akademie
 der Wissenschaften 279.
 Blutrache 40. 42.
 Bobrinski, Graf, Sohn Katharinas II.
 und Gregor Orlows 317. 337.
 Bogoljepow, Nikolai, 1898—1901
 Kultusminister 423.
 Bogoljubow, Residenz Andreas Bogo-
 ljubskis 54.
 Bogoljubow 408.
 Bojan, Sänger der Taten Jaroslaws
 11. 47.
 Bojaren 9. 35. 60. 69. 79. 86. 88. 92.
 102. 103. 105. 108. 110. 119. 123.
 127. 129/30 (Bojarenrat) 132. 136.
 137—40. 142. 144. 145—47. 151—55.
 161. 163 ff. 206. 260. 264. 273. 276.
 282.
 Boleslaw I. Chrobry, König von Polen
 (992—1025) 37/38.
 Boleslaw II. Smialny, König von Polen
 (1058—1079) 49.
 Boleslaw von Masowien 91.
 Bulgaren, finnischer Stamm an der
 Wolga 14. 28. 33. 52. 68. 69. 70. 107.
 Bolotnikow 180.
 Borezki, Demetrius 110/11.
 Borezki, Feodor 110. 113.
 Borezki, Jsak, Nowgoroder 109 f. 112.
 Boris, Bulgarenjar 29. 30.
 Boris, Sohn Wladimirs des Heiligen
 36. 37.
 Borodino, Schlacht bei (1812) 364.
 Bortschigenen 64 f.
 Bosnien 405/6.
 Botta, Marquis de, österreichischer Ge-
 sandter in Petersburg 304.
 Boulogne, Lager von 360.
 Borerfassungsstand 426.
 Branntweinmonopol 121. 202. 370. 416.
 Brevern 303.
 Brjatschilaw 38.
 Bruce, Gräfin 335.
 Brühl, Graf 316. 317.
 Brümmer, Oberhofmarschall von 303.
 306.
 Buchara 437.
 Buchholz, Anton 243.
 Bucznanski, Sekretär von Demetrius 179.
 Budget 430.
 Budzjak, Frieden von (1672) 219.
 Bühren, Karl von 285.
 —, Ernst Johann, f. Biron.
 Bukarest, Friede von (1886) 362. 382.
 Bulatow, Oberst 378.
 Bulawin, Kosakenhetmann 257.
 Bulgaren, slawischer Teil des Finnen-
 stammes, an der Donau 29. 31. 60.
 Bulgarien 325. 331. 386. 404/5. 417/18.
 421.
 Bulggin, Minister des Innern 425.
 Bund der vereinigten Slawen 371.
 Bunin 391.
 Burischenschaften 372.
 Burtajsen 14. 28.
 Burundai, Tatarenführer 80.
 Buschanen (Duljeben), slawischer Stamm
 am Bug 13.
 Butaschewitsch = Petraschewski, Michail
 385.
 Buturlin 187. 267. 274. 282.
 —, Alexander Borissowitsch (1704—67)
 309.
 Buzhövden 360.
 Byron 393/94.
 Bzanz 7. 15. 17. 21 f. 23 ff. 34. 35.
 39. 43. 48. 54. 56. 60. 75. 106. 111.
 112. 274, f. Konstantinopel.
- Campehausen, Oberst von 244.
 Cantacuzen, türkischer Gesandter 201.
 Caprioi 418.
 Cassano, Schlacht bei (1799) 349.
 Casticum, Schlacht bei 349.
 Chancellor, englischer Seefahrer 147.
 Charkow, Hochschule 358.
 Charlotte von Braunschweig, Gemahlin
 Alexeis († 1715) 261. 285.

- Charlotte von Preußen, Gemahlin
Nikolais I. 375.
- Chalaren, türkisch-finnisch-slavisches
Mischvolk an der unteren Wolga
14 f. 21. 23. 24. 28. 34. 72.
- Cheraskow, Michail, russischer Dichter
340.
- Cherjon (Korssun), griechische Handels-
stadt 24. 34.
- Chestow, Martha, Gemahlin Seodor
Romanows 169.
- Chetardie, Marquis de la, französischer
Gesandter in Petersburg 299. 304. 306.
- China 64. 69. 418/19. 426/30. 436.
- Chios, Seeschlacht bei 325.
- Chitrowo, Bojar 215.
- Chiwa 407. 437.
- Chlopicki, Polenführer 383/84.
- Chlopow, Iwan 193.
- , Marie, seine Tochter 193.
- Chmelniczki, Bogdan (1593—1657) Kosak
209—11.
- , Georg, Sohn des Vorigen 211.
- Chocim, Schlacht bei (1673) 219.
- Chodkiewicz, polnischer Großer 172. 192.
- Chomjakow, Dumapräsident 435.
- Chors (s. Dschog).
- Chorwaten, slavischer Stamm am oberen
Dnjeßtr 13. 35.
- Chowanski, russischer Feldherr 212.
- Iwan, Kommandeur der Streifigen
228. 230/31.
- Christentum 27. 28. 33/6. 41. 42. 52.
59. 60 f. 96. 97. 100. 104 f. 119. 159.
172. 203. 232. 301. 306. 315. 324.
380. 404. 413, s. Geistlichkeit.
- Christian IV. von Dänemark (1588 bis
1648) 170. 205.
- Christian V. von Dänemark (1670—99)
246.
- Christine, Tochter Gustav Adolfs, Königin
von Schweden (1632/54) 210. 240. 246.
- Chulturin, Revolutionär 409.
- Collins 222.
- Condé, Prinz (Ludwig Joseph) 348.
- Contarini 108.
- Cron, Herzog von, russischer Oberfeld-
herr im Nordischen Kriege 249.
- Crups, holländischer Admiral in russi-
schen Diensten 279.
- Czajkowski, Michail 388.
- Czarnecki, polnischer Führer 212.
- Czartorński, polnische Fürstenfamilie
324.
- Czartorński, Fürst Adam 357. 366.
- Dänen 117. 118. 148. 150. 193. 247 ff.
313 332. 342. 385.
- Dagmar von Dänemark (Maria Seodo-
rowna) 413. 417.
- Dahlberg, Graf, Kommandant von Riga
234/5. 248.
- Dalny 428. 430.
- Daniel, Sohn Alexander Newskis, Teil-
fürst von Moskau († 1303) 82/83.
- Daniel von Wolhynien 69. 71. 79. 80.
- Daniel, Metropolit unter Wassili III.
128. 138.
- Danzig 289. 333.
- Daschog (Chors und Woloß) 11.
- Daschom, Fürstin 317. 335.
- David, Sohn Igors 51.
- Dekabristen 379.
- Delianow, Kultusminister 399.
- Dembinski, Polenführer 384.
- Demetrius, Sohn Michaels von Twer
84. 91.
- Demetrius Donskoi, Großfürst von
Moskau, Sohn Iwans II., (1362—89)
92. 94. 103.
- Demetrius, Enkel Iwans III. 119/20.
123.
- Demetrius, Sohn Iwans des Schreck-
lichen und Anastasias 145/7.
- Demetrius, Sohn Iwans des Schreck-
lichen und Maria Nagois (Heiliger)
158. 160. 163. 165/67. 179.
- Demetrius, der Falsche (?) (1605—1606)
170—180. 183. 198.
- Demetrius, der Falsche, 2. Prätendent,
der „Dieb von Uschimo“ (1607) 180
bis 185. 198. 218.
- Demetrius, 3. falscher 186. 190.
- Demetrius Schemjaka 103. 106. 108.
- Demonstrationen 401.
- Derbent 260.
- Deršawin, Gabriel, russischer Schrift-
steller 340. 392/93.
- Deulino, Waffenstillstand von 192.
- Deutschland 404. 414. 417. 418. 428.
439 f.
- Deutschritterorden 91/92. 93. 99. 101.
108. 117. 148. 150.
- Devler, Schwager Menschschikows
277/78.
- Dewlet-Girei 145. 157.
- Djaks 75. 202. 221. 265.
- Diäten 433. 434 f.
- Dickens, englischer Gesandter 303.
- Diebitſch, Iwan, Graf, Generalfeld-
marschall 376. 382—84.
- Dienstzeit 266. 370.
- Dionysius, Abt des Sergiusklosters 203.
214.
- Dionysius, Metropolit 164/5.
- Dir (Dqri), Normannenführer 20. 21. 23.

- Dmitriew 390. 391.
 Dobriniſſi, Schlacht bei (1605) 174.
 Dobrudſſa 387. 405/6.
 Dobrynja, Onkel Wladimir des Heiligen 29. 31.
 Dolgoruki, Bojaren 218. 228. 239. 264. 276.
 —, Juri 222.
 —, Peter 222.
 —, Jakob 234.
 —, Fürſtenfamilie 298. 302.
 —, Fürſt Waſſili, Feldmarſchall (1667 bis 1746) 279. 283. 286.
 —, Alerei 281 ff. 288.
 —, Iwan, Sohn Alereis 281. 288.
 —, Katharina, Braut Peters II., Tochter Alereis 282 f.
 —, Michail, Gouverneur von Sibirien 283.
 Dolski, Fürſtin 256.
 Domowoi, Hausgeiſt 12.
 Dorpat (Jurjew) 38. 150. 151. 152. 158. 211—358, Hoſſſchule 415.
 Dorofchenko, Kojakenhetmann 219.
 Doſtojewski, Fedor 385. 410/11.
 Dregowiſſchen, ſlawiſcher Stamm 13.
 Dresden, Schlacht bei (1813) 364.
 Dremſjanen, ſlawiſcher Stamm 13. 23. 27. 29. 30. 36.
 Druckereien 347.
 Druſſinen (Droſte, Gefolgsleute) 19 f. 23. 24. 27. 31. 34. 36. 37. 44. 45. 46. 48. 49. 53. 54. 58. 60. 62. 67. 71. 75. 82. 88.
 Druſſki-Lubezki, Fürſt 383/84.
 Dſchagatai, Sohn Dſchingiſchans 69. 72.
 Dſchebe, Feldherr Dſchingiſchans 66. 69.
 Dſchingiſchan, mongoliſcher Eroberer († 1227) 65—70. 72. 144.
 Dſchudſchi, Sohn Dſchingiſchans 69. 72.
 Dubienca, Schlacht bei (1792) 333.
 Dükker 275.
 Duſſeben ſ. Buſſchanen.
 Duma ſ. Bojarentat (130) 161. 163. 176 (erweitert) 181. 222. 264.
 Duma von 1905 430 ff.
 Dworjane („Hoſſleute“), ruſſiſcher Lehnsadel 75/6. 134.
 Edigei 98/9. 107.
 Ediger, Khan von Kaſan 144.
 Einkommenſteuer 425.
 Eliſabeth, Tochter Peters des Großen, Kaiſerin von Rußland (1741—62) 261. 272. 274. 276. 280—283. 286. 288. 291. 294. 296—314. 316. 321. 322. 339. 341.
 Eliſabeth von England (1558—1603) 160.
 Eliſabeth, Schweſter Kaſimirs III. von Polen 97.
 Eliſabeth Aleriejewna, Gemahlin Alexanders I. 345. 355 f.
 Eliſabeth Katharina Chriſtine von Mecklenburg ſ. Anna Leopoldowna (292).
 Emendationen Nikons 216/17.
 Enzklopädikſten 321. 327. 334.
 Engelhardt, Leo 335. 350.
 Engelhardt 438.
 Enghien, Herzog von 212.
 England 147. 191. 236. 304. 307 ff. 332. 349. 357. 360 ff. 370. 371. 375. 382 ff. 395. 429.
 Epirus 405.
 Erbfolgerecht 44/5. 60. 86 f. 102. 129. 272. 274. 347. 376, ſ. Ljubetſcher Fürſtentag.
 Erbrecht 40/1. 57.
 Erfurter Kongreß 361.
 Erich XIV. von Schweden (1560—68) 150. 151. 170.
 Erwan 381.
 Ermes, Schlacht bei (1560) 150.
 Ernst Ludwig, Herzog von Braunschweig 299.
 Erraſtfer, Schlacht bei (1701) 253.
 Eſten, finniſcher Stamm 13. 16. 33. 38. 52. 60. 77. 159.
 Eſtland 211. 241 ff. 299. 322. 329. 358. 432.
 Eudoria (Streſſnew), Gemahlin Zar Michails 193.
 Eugen IV., Papſt 104.
 Eugen von Württemberg (1788—1857), Neffe Pauls I. 351.
 Eupatoria 387 f.
 Euphroſyne (Chowanski), Tante Iwans des Schrecklichen 146. 156.
 Euphroſyne, Geliebte Alereis 261/63.
 Fabrikweſen 403. 416. 421 ff. 432.
 Falibowski, polniſcher Magnat 231/32.
 Fehrbellin 241.
 Feiertage 416.
 Feodor, Sohn Iwans des Schrecklichen (1584—98) 158. 160. 161. 163—168. 180. 226. 260.
 Feodor III. Alerjewiſſi, 1676—82 Zar 217. 220. 226/28. 260. 272.
 Feodor, Sohn Juris von Kaſan 70.
 Feodor von Kaſan 115.
 Ferdinand I., Bruder Karls V. (1556 bis 1564) 126.
 Ferdinand III. (1637—1657) 211.
 Ferdinand, Herzog von Kurland († 1737) 276/77. 286.

Ferdinand von Bulgarien 418.
 Fernor, russischer General 309.
 Finanzsystem 121. 135. 194/6. 202. 213.
 221. 239. 265/66. 283. 311/12. 330.
 336. 370. 397. 399. 406. 414. 416.
 425. 438.
 Finch, englischer Gesandter 311.
 Finnen 5. 6. 9. 13 ff. 48. 55 f.
 Finnland 248. 258. 290. 300. 303. 332.
 361 ff. 432 f.
 Fioraventi, Aristoteles, Architekt 118.
 Flemming, Graf Jakob Heinrich von,
 Günstling Augusts des Starken 246/48.
 Fletcher 162. 163. 165.
 Fongwantsheng 428.
 Fokschani, Schlacht bei (1789) 332.
 Fon-Wilin, Denis, russischer Schriftsteller
 339.
 Frankreich 259. 289. 299. 304. 307 ff.
 325. 348. 357. 372. 375. 382 ff. 395.
 403, s. Zweibund.
 Franz II., deutscher Kaiser (Franz I.
 von Osterreich) 360. 365.
 Fredrikshamn, Seeschlacht bei (1789) 332.
 Fredrikshamn, Friede von (1809) 361.
 Freizügigkeit 397.
 Frjalin s. Wolpe.
 Friedensrichter 398. 399.
 Friedensvermittler 397.
 Friedland (1807) 361.
 Friedrich II., deutscher Kaiser (1215 bis
 1250) 71. 80.
 Friedrich III., deutscher Kaiser (1440
 1493) 118.
 Friedrich I. von Preußen (1701—1713)
 234. 235. 251.
 Friedrich der Große (1740—1786) 297.
 304—309. 314—17. 324. 327. 331. 342.
 Friedrich, Kaiser 418.
 Friedrich II. von Dänemark (1559/88) 150.
 Friedrich IV. von Dänemark (1699 bis
 1730) 247. 259.
 Friedrich von Hessen-Kassel, Schwager
 Karls XII., 1720—51 König von
 Schweden 259. 275.
 Friedrich IV., Herzog von Holstein-
 Gottorp, Schwager Karls XII. († 1702)
 246. 275.
 Friedrich der Streitbare 80.
 Friedrich August I. (1763—1827), Kur-
 fürst, dann König von Sachsen 333.
 361.
 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst
 (1640—1688) 241.
 Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713
 bis 1740) 259. 268/69. 344.
 Friedrich Wilhelm III. (1797—1890) 365.
 375.

Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861) 388.
 Friedrich Wilhelm, Herzog von Kur-
 land 260. 276. 293.
 Frondienst 396.
 Fürstenberg, Ordensmeister 150.
 Gajuk, Sohn Ogotais, Enkel Dschin-
 gischans 69. 71. 72/73.
 Galizien 60. 66 ff. 92. 98. 362. 365.
 Gapon, Georgi 424/25.
 Garde 266. 274. 283. 284. 299 ff. 315 ff.
 345 ff. 369. 376 ff.
 Gardie, Pontus de la 182/4. 191.
 Gavril, Pascha 417.
 Gedimin von Litauen (1316—41) 90. 96.
 116. 132. 181.
 Geismar, General 378.
 Geistlichkeit (s. auch Synod, Christentum,
 die einzelnen Patriarchen) 55. 85. 106.
 111. 120 f. 123. 129. 134/35. 142. 153.
 158. 161. 165. 168. 177. 186. 203 f.
 214—17. 266. 311. 316/17. 319/20. 337.
 347. 367/8. 370. 402. 415.
 Geistliches Gericht 41.
 Gemeindeverfassung 196. 396 ff. 416. 438.
 Gemeindegerecht 398.
 Genadius, Erzbischof von Nowgorod
 119. 121.
 Geok-Tepe 407.
 Georgios, Patriarch 372.
 Gerichte 288. 358. 370. 380. 388. 390.
 409. 415.
 Germanen 16.
 Gertrud, Nichte Friedrichs des Streit-
 baren 80.
 Gervais, Admiral 418.
 Geschworene 398.
 Gesetzgebung s. Recht 359. 421. 430. 433 ff.
 Getreideexport 416.
 Glaubensfreiheit 433; s. Christentum,
 Geistlichkeit.
 Gleb, Sohn Wladimirs des Heiligen
 36. 37.
 Gleb, Sohn Swjatoslavs von Tscherni-
 gow 49 f.
 Glebow, Major 263.
 Glinski, fürstliche Familie am moskau-
 ischen Hofe 14; s. auch Helene; daraus:
 —, Fürst Juri 140. 141.
 —, Fürst Michael 125/26. 128/29. 137.
 —, Fürst Michael, Onkel Zwans des
 Schrecklichen 140. 142.
 —, Fürstin Anna 141. 142.
 Gluboki, Schlacht bei 212.
 Glück, Propst 253. 274
 Gnejen 333.
 Godunow, Adelsgeschlecht tatarischen
 Ursprungs 122; s. auch Irene, Maria.

- Godunow, Boris (1598—1605), Jar 161.
 163—74. 177. 183. 185. 198. 199. 393.
 —, Feodor, Sohn von Boris 174/5.
 —, Xenia, Tochter von Boris 170. 175
 bis 176. 204.
 Górgen, Arthúr, ungarischer Auf-
 ständischer 385.
 Góge 363. 368.
 Gogol, Nikolai 390. 394.
 Goltznn, russisches Fürstengeschlecht 273.
 281 ff.
 —, Wassili 179. 185/87.
 —, Wassili, Günstling der Zarin Sophie,
 Chef der Verwaltung († 1713) 222.
 227/28. 230—33. 270.
 —, Boris, Vetter Wassilis 233.
 —, Dmitri, Vetter Wassilis († 1738)
 279. 283.
 —, Hofnarr 291. 295.
 —, Kultusminister und Oberprokureur
 des Synods 367/8. 372.
 Golowin, Feodor, Graf (1650—1706)
 234. 264. 268.
 Golowin 291.
 Golowin, Kultusminister 400.
 Golowin, Dumapäsident 435.
 Golowkin, Graf, Großkanzler 279. 283.
 288. 292. 302.
 v. d. Goltz, preussischer Gesandter in
 Petersburg 316.
 Gonjowski, polnischer Feldherr 185/86.
 197—243.
 Gontscharow, Iwan 411.
 Gorbatschowski, Bojarengeschlecht 142.
 Gordon, schottische Familie in Rußland
 229.
 —, Alexander 249. 253.
 —, Patrik 234. 237. 239.
 Gorewnkin, Ministerpräsident 433—35.
 Gortschakow, Fürst Michail Dmitri-
 jewitsch (1795—1861) 386 ff. 401.
 —, Fürst Alexander, Vetter des vorigen
 406.
 Gotländer 48. 59.
 St. Gotthard 349.
 Gouvernements 329. 359. 384. 433.
 Grafshdanin (Zeitschrift) 416.
 Grekow 417.
 Grjasnoi, Wassili 151.
 Grigorowitsch, Dimitri 411.
 Gregor VII. (1073—1085) 50.
 Gribojedow, Alexander 390. 394.
 Griechen 325. 372. 382.
 Grimm, Melchior 334. 345. 355.
 Grimmelhäusen 213.
 Grochow, Schlacht bei (1831) 401.
 Großjägersdorf, Schlacht bei (1757) 308.
 Großrussen 56 f.
 Grudzinska, Gräfin 366.
 Grünstein 299. 301. 305.
 Grusten 362. 381.
 Gundling 268.
 Gurko, Ossip, General 404/5.
 Gustav, Sohn Eriks XIV. von Schweden
 170.
 Gustav II. Adolf von Schweden, Sohn
 Karls IX. (1611—1632) 186. 191. 240.
 Gustav III. von Schweden (1771—92)
 332.
 Gustav IV. von Schweden (1796—1809)
 361.
 Guldenslöwe, Waldeemar, Sohn Christi-
 ans IV. 205.
 Gynä, Tochter Haralds II. von England
 53.
 Gymnasien 358. 403. 415.
 Haager Friedenskonferenz (1899) 426.
 Habakuk, Erzpriester 214. 215.
 Haditsch, Vertrag von (1658) 211.
 Hahn 277.
 Hakon, Normanne 38.
 Hamilton 220—229.
 Handel 6 ff. 59. 76. 135. 176. 294. 330.
 Hangöudd, Seeschlacht bei 258.
 Hannover 360.
 Hanja 48. 59. 88.
 Harald II. von England († 1066) 53.
 Harald III. von Norwegen (1046—66) 39.
 Hartmann 409.
 Hastfer, Generalgouverneur von Lit-
 land 245.
 Hastings, Maria 160.
 Hedwig, jüngere Tochter Ludwigs I.
 von Ungarn, Gemahlin Jagiello
 von Litauen 97. 98.
 Hedwig Sophie, Tochter Karls XI.,
 Gemahlin Herzog Friedrichs von
 Holstein-Gottorp 275.
 Heilige Allianz 371.
 Heinrich IV., deutscher Kaiser (1056 bis
 1106) 50.
 Heinrich I. von Frankreich (1031—60) 39.
 Heinrich III., König von Frankreich,
 vorher 1573/74 König von Polen 159.
 Heinrich, Prinz von Preußen 292. 326.
 —, Herzog von Bordeaux 382 f.
 Helbig 299.
 Helene, Tochter Zwans III., Gemahlin
 Alexanders von Litauen 116. 125.
 —, Schwiegertochter Zwans III. 116,
 119/20, Nichte des Fürsten Glinkski,
 zweite Gemahlin Wassilis III. 128/29.
 137/38. 220.
 —, (Scheremetjew), Schwiegertochter
 Zwans des Schrecklichen 160.

Helmersen, Oberstleutnant von 245.
 Herberstein, Sigismund Freiherr von,
 deutscher Gesandter an Wajtili III.
 126.
 Hermann, Markgraf von Baden 80.
 Hermann, General 349.
 Hermogen, Patriarch 179. 184/86.
 Herrenhuter 365.
 Herzegowina 404. 405/06.
 Herzen, Alexander, russischer Revolutionär
 402
 Herzfeld, Sophie Elisabeth von 407.
 Henking 277. 354.
 —, Baron 408.
 Hiob, Metropolit 165. 171. 173. 175.
 Hochrussisch 311.
 Hoffitten 130 f. 222 f. 236 f.
 Hogland, Seeschlacht von 332.
 Holländer 191. 229. 234. 236. 349. 361.
 Holstfer, Gertrud, zweite Frau Friedrich
 Wilhelm Patkuls 243.
 Horn, schwedischer Oberst 249.
 Horodloer Landtag (1413) 99/100.
 Horjen 161.
 Hosaki 171.
 Hummelshof, Schlacht bei 253.
 Hungersnot 416.
 Hussiten 100.
 Hunsen, Baron, Erzieher Alexeis 260.
 Hündorf, Lord 307.
 Jagd 52, 63.
 Jagiello, Wladislaw, Sohn Olgerds von
 Litauen † 1434 93. 94 97—101.
 Jaguschinski 264. 265. 283. 291.
 Jakubowitsch 371.
 Japan 419. 420/21. 426/30. 436.
 Jaropolk, ältester Sohn Swjatoslaws
 29/32. 36.
 —, Sohn Wladimir Monomachs 53.
 Jaroslaw, Sohn Wladimirs des Heiligen
 († 1054) 36. 37—44. 45. 47. 49.
 51. 52. 62.
 —, Sohn Wsewolods, Fürst von Nowgorod
 67. 69. 76.
 Jaroslaw von Twer, Bruder Alexander
 Newskis, Großfürst 83.
 Jatzwägen (Litauer) 15. 32. 93.
 Ibn Fatlan 5.
 Ibrahim I., türkischer Sultan (1640/48)
 201.
 Jelagin, Kabinettsminister 339.
 Jezierski, Graf 383.
 Ignatjew, Nikolai, 1881/82 Minister
 des Innern 414.
 Ignatius, Patriarch von Moskau 176.
 Indien 350. 360. 420.
 Indirekte Wahl 433.

Industrie s. Fabrikwesen.
 Instruktion Katharinas II. 327.
 Interpellationsrecht 433. 434.
 Jena, Schlacht bei 360.
 Jermak, Kosakenführer 160/61.
 Jessugei, Vater Dschingischans, Be-
 herrscher der Kiat 65.
 Jesuiten 172. 176. 324.
 Igor, Sohn Ruriks, regierte 912—945
 21. 23—27. 31.
 Igor von Wolhynien, Sohn Jaroslaws
 44. 49. 50. 51.
 Igor, Teilsfürst von Tschernigow (Sang
 vom Feldzug Igors) 11. 46/47. 60. 61.
 Ingermannland 191. 246 f.
 Ingigard, schwedische Prinzessin, Ge-
 mahlin Jaroslaws 39.
 Ingrer, finnischer Stamm 13.
 Ingrien 259.
 Innocenz IV. (1243—1254) 72. 79.
 Joasaf, Metropolit 138/39.
 —, Patriarch 200.
 Joasaf II., Patriarch 217.
 Johann Albrecht, Sohn Kasimirs IV.,
 König von Polen († 1501) 116/17.
 Johann II. Kasimir, 1648—74 König
 von Polen 210—12. 231.
 Johann VIII., Paläologus, byzanti-
 nischer Kaiser 1425—48 104.
 Johann von Finnland, Bruder Erichs
 XIV. von Schweden 151.
 Johann, Bruder Christians IV. von
 Dänemark 170.
 Jonas, Bischof von Rjasan 104/06. 110.
 Ionische Inseln 360. 361.
 Josef, Patriarch von Konstantinopel 104.
 —, Patriarch 214/15.
 Josef II. (1765—1790) 331.
 Josef (Bonaparte) 361.
 Joubert 349.
 Irene, Schwester Boris Godunows und
 Gemahlin des Zaren Feodor 163.
 165. 168.
 Isborsk, Schlacht bei (1501) 117.
 Ischora, Nebenfluß der Newa, 1240 hier
 Schlacht zwischen Schweden und
 Russen 77.
 Isjallaw, Sohn Wladimirs des Heiligen
 33. 36. 38. 44.
 —, Sohn Jaroslaws, Großfürst von
 Kiew 1054—78. 39. 44. 49 f.
 —, Sohn des Großfürsten Mstislaw,
 Großfürst bis 1154 54.
 Isidor, Metropolit 104/05. 111.
 Ismail 332.
 Ismailow 197—99.
 Istm, Doppelgänger von Demetrius
 167.

- Italien 372.
 Juden 52. 209. 384. 415 f. 430. 432. 434.
 Juliane, Schwester Michaels von Twer,
 Gemahlin Olgerds von Litauen 93.
 Julirevolution 382.
 Jung-Stilling, Heinrich 365.
 Juri, Sohn des Großfürsten Wsewolod,
 Großfürst von Wladimir (1219—38)
 59. 70. 76.
 —, Fürst von Rjasan 70.
 —, Sohn Daniels, Teilsfürst von Mos-
 kau (1303—24) 83/84.
 —, Bruder Wajstis I. 102/3.
 —, Sohn Wajstis II. 106.
 —, Bruder Wajstis III., Sohn Iwans III.
 137.
 —, Bruder Iwans des Schrecklichen
 128/129. 138. 139. 156.
 Juri Dolgoruki, Sohn Wladimir Mo-
 nomachs, Großfürst (1154—57) 54.
 56. 58. 82.
 Juschkow, Wajstis 284.
 Iwan, Sohn Daniels von Moskau 83.
 Iwan Kalita, Fürst von Moskau (1324
 bis 1341) 84/6. 91. 102.
 Iwan II., Großfürst (1353—59) 86. 92.
 Iwan III. (1462—1505) 106. 108—122.
 124. 142. 158. 296.
 Iwan, ältester Sohn Iwans III. († 1490)
 116. 119. 148.
 Iwan IV., der Schreckliche (1533—1584)
 128/29. 137—162. 178. 214. 260. 282.
 296. 340. 394.
 Iwan, Sohn Iwans des Schrecklichen
 und Anastasias 158. 160.
 —, Sohn des zweiten „falschen De-
 metrius“ und der Marjna 185. 190.
 Iwan V., (1682—1697), Zar mit Peter
 dem Großen 220. 227—233. 272. 283.
 284.
 Iwan I., Sohn Anna Leopoldownas,
 Kaiser (1740/41) 274. 292—302. 320.
 322/23.
 Iwan, Teilsfürst von Rjasan († 1500)
 115.
 Iwan von Rjasan, Sohn des vorigen
 115. 124.
 Kabinett 264. 287.
 Kachowski, Leutnant 378/79.
 Kadetten (konstitutionelle Demokraten)
 434 ff.
 Kämpfer, Engelbert 228.
 Kagul, Schlacht bei (1770) 326.
 Kaiserthitel 260. 433.
 Kalaschnikow 394.
 Kalliazyn, Schlacht bei 182.
 Kallisch 333.
 Kalka, Schlacht an der (1224) 67/68.
 79. 95.
 Kalokhros, byzantinischer Gesandter 28.
 Kantemir, Hopfodar der Moldau 258.
 Kanzlei 264.
 Karakosow, Student 402.
 Karamsin 390. 391. 392.
 Kardis, Frieden von (1661) 211.
 Karelien 259.
 Karl der Große (768—814) 36.
 Karl V. (1519—1556) 126.
 Karl VI. (1715—1740) 261/63. 289. 292.
 Karl X. von Frankreich (1824—1830)
 382.
 Karl IX., König von Schweden (1598
 bis 1611) 181/82. 186. 191.
 Karl X. Gustav von Schweden (1654
 bis 1660) 210. 240.
 Karl XI. von Schweden (1660—97)
 240—46. 275.
 Karl XII. (1697—1718) 28. 245. 246
 bis 259. 270. 275.
 Karl XIII. von Schweden (1809—18)
 361.
 Karl, Erzherzog 349.
 Karl von Sachsen, Herzog von Kur-
 land 322.
 Karl August, Herzog von Holstein-
 Gottorp, Verlobter Elisabeths von
 Rußland 276. 296. 305.
 Karl Friedrich von Holstein-Gottorp,
 Neffe Karls XII. († 1739) 259. 268.
 272. 275/76. 280. 303.
 Karl Philipp, Bruder Gustav Adolfs
 186. 190. 191.
 Karlowitz, General von 248.
 Karpowitsch 423.
 Kars, Eroberung von (1856) 395. 404
 bis 406.
 Kasan, Khanat 107. 109. 127. 143
 (Skawenmarkt) 144/45. 146. 185.
 221. 291. 298. 340. 350.
 —, Hochschule 358.
 Kasimir I. von Polen (1034—58) 39.
 Kasimir III. von Polen (1333—70) 91.
 97. 98.
 Kasimir IV., Sohn Jagiellos, König
 von Polen und Litauen (1447—92)
 100. 107. 110. 114. 115.
 Katharina, Schwester Sigismunds II.
 von Polen 151. 164.
 Katharina I. (Martha) (1725—27) 253.
 258. 261—279. 281. 298. 372.
 Katharina II. (Sophie von Anhalt-
 Zerbst) Kaiserin von Rußland (1762
 bis 1796) 274. 305—348. 351. 352.
 355/56. 409.

- Katharina, Großfürstin 230.
 Katharina, Tochter Zwans V., Herzogin
 von Mecklenburg 233. 259. 272. 283.
 Katharina, Tochter Katharinas I. 261.
 Kathow, Michael, Publizist 402. 413.
 Katšchalow 166/67.
 Kaukasus 362. 381/82. 430. 437.
 Kawgads, tatarischer Heführer 84.
 Keistut, Sohn Gedimins von Litauen
 91—93. 97.
 Keith 303.
 Keld, Geschichtschreiber 211. 235.
 Kempis, Thomas a 344.
 Kettler, Gotthard, Komtur des Deutsch-
 hernordens 150. 277.
 Kenjerlingk 277.
 Kiautschou 428.
 Kiew 13. 18. 20. 21. 25. 27 ff. 33. 36.
 42 f. (Höhlenkloster). 44. 49. 52. 54.
 58. 60. 61. 68. 71. 75. 85. 92. 98.
 105. 129. 158. 211. 431.
 —, Fürstentag von Kiew 67.
 Kirchenstaat 348/49.
 Kleidung 62.
 Kleinrußland 207. 221.
 Klejčnin 166.
 Klisjow, Schlacht bei (1702) 250. 275.
 Kluschin, Schlacht bei 184.
 Knoop, Gendarmenoberst 408.
 Koalitionsrecht 425.
 Königsberg 308/09.
 Königsmark, Aurora von 277.
 Kokand 407.
 Kolberg (1760) 309.
 Kollegien (neun Ministerien Peters des
 Großen) 265. 282. 357.
 Kollontaj, Polenführer 346.
 Kolokol (Glocke), Zeitschrift 402.
 Kolomann, Ungarnprinz 67.
 Kolomna, Schlacht bei 70.
 Kolzew, Alexei 394.
 Kolzo, Kosakenführer 160.
 Kommission von Reichsrat und Duma
 434.
 Komitees 396.
 Kommunismus 385.
 Konföderationen 325. 333.
 Konföderation von Targowicz 333.
 Konservative 367. 386. 399.
 —, in Polen (Weiße) 383. 401. 435.
 Konservative Romantik 412 f.
 Konstantin, Sohn des Großfürsten
 Wsewolod, Großfürst (1212—19) 58.
 Konstantin VIII., byzantinischer Kaiser
 (1025—28) 34.
 Konstantin IX., Monomach (1042—55),
 byzantinischer Kaiser 39. 52.
 Konstantin, Großfürst, Sohn Pauls I.
 344. 350. 352. 357. 366. 369. 370.
 372. 373. 375 ff. 383/84.
 Konstantin, Sohn Nikolais I., Groß-
 fürst, 1862/63 polnischer Statthalter
 397. 401.
 Konstantin von Sjusdal 93.
 Konstantinopel, s. auch Byzanz, 201.
 258. 290. 325. 331. 361. 386. 405.
 Konstantinopel, Konferenz von (1876)
 404.
 Konstanzer Konzil (1414—1418) 100.
 Konstitution von Krakau 101.
 Konstitution, türkische 404.
 Konstitutionelle Demokraten s. Kadetten.
 Konstitutionelle Idee 370. 410.
 Konstschaka, Tatarin 84.
 Korb 225. 238.
 Korea 419. 426. 430.
 Korella, Andreas, Kosakenführer 174.
 Korjakow, General 349.
 Kosaken 68. 127/28. 135. 144. 159.
 160/61. 162. 171. 173 ff. 200/01. 207 ff.
 218 ff. 256 ff. 278. 394.
 —, Organisation 208.
 —, schließen sich an Rußland an 210.
 Koschin, Iwan 141.
 Kosciuszko, Thaddäus 334. 346/47.
 Kossolap, Chlopko, Räuberführer 170.
 Kotjan, Khan der Polowzer 66. 67. 70.
 Kotojschin 221.
 Krakau 210. 334.
 Krapotkin, Fürst 408.
 Kreisgerichte 398.
 Kremi 135. 141. 185. 186. 187. 189.
 199. 222. 262. 273. 392.
 Kreta 386.
 Krim 289. 332. 372. 437, s. bes. Aßow
 und Tataren.
 Kriwitschen, slawischer Stamm bei Smo-
 lensk 13. 19. 21.
 Kromn, Schlacht bei 180.
 Krüdener, Juliane von 365.
 Kruschewas, Schlacht bei (1876) 404.
 Kropow 394.
 Kulikow'sches Feld, dort Schlacht zwischen
 Russen und Tataren (1380) 94.
 Kunersdorf, Schlacht bei (1759) 309.
 Kunst 61 ff.
 Kurakin 291.
 Kurbatow 264.
 Kurbski, Fürsten, Bojarengeschlecht 142.
 —, Fürst, Andreas, Feldherr Zwans IV.
 150. 152/53.
 Kurien 433 f.
 Kurilen 419.
 Kurizyn, Feodor, Beamter Zwans III.
 119/20.

- Kurland 150. 235. 245. 247. 276. 284 ff.
321 f. 358.
- Kuroki, General 428.
- Kuropatkin, Alexei 428/29.
- Kutaischow 348. 350.
- Kutschko, Bojar 82.
- Kutschuk Machmet, Khan 105.
- Kutschuk-Kainardsche, Frieden von (1774)
326.
- Kutusow, Michail 362. 364.
- Kprill, Großfürst 428.
- La Costa**, Hofnarr der Kaiserin Anna
295.
- Lacq, General 289. 303.
- Lada, Göttin der Liebe 12.
- Ladoga kanal 287.
- Laharpe, Frederik Celsar, Erzieher
Alexanders I. 355 ff.
- Lai bach, Kongreß von (1821) 371.
- Lambert, General 401.
- Landeskirche 347. 389. 423.
- Landnot 434.
- Landräte 330.
- Landtschaft s. Semstwo.
- Landtag in Finnland 362.
- Landwirtschaft s. Bauern 396.
- Langeron 352.
- Langiewitsch, Marjan, Polenführer
402.
- Lapuchin, Eudoria, Bojarentochter, erste
Gemahlin Peters des Großen 232 f.
237. 260—63. 273. 281.
- , Mätresse Pauls I. 348. 352.
- , Generalleutnant 304.
- Larga, Schlacht bei (1770) 326.
- Lassota 26.
- Lefort, Franz, Freund Peters des Großen
233. 234/35. 238. 239.
- , sächsischer Gesandter am russischen
Hofe 278. 281. 282 f.
- Legitimität 371 ff. 385.
- Leibeigenschaft s. Bauern 217 ff. 266.
312. 328/29. 330. 331. 350. 358. 373.
381. 389. 395 ff. 409. 410.
- Leipzig, Schlacht bei 364.
- Lenewitsch, General 429.
- Leo, byzantinischer Prinz 52.
- Leopold I. (1658—1705) 231. 234. 236.
252.
- Lermontow, Michail 382. 391. 394.
- Leslie, Alexander, russischer Heerführer
211. 229.
- L'Etocq, Leibarzt der Kaiserin Elisa-
beth († 1767) 298—305.
- L'Etocq, preußischer General 360.
- Letten 15. 33. 60. 77. 430 ff.
- Lettgallen, lettischer Stamm 15.
- Ljapunow, Prokop 180. 186.
- Liao Heng, Schlacht bei (1904) 429.
- Liberales 321. 334. 357. 366. 371. 383.
400. 401. 417. 423. 427.
- Liebmann 287.
- Liegnitz, Schlacht bei (1241) 71.
- Lindner, General 350—52.
- Lipiza, Schlacht an der 67.
- Ljhowskij, Alexander 181/82. 191.
- Ljstwen, Schlacht zwischen den Söhnen
Wladimirs 38.
- Litauer 15. 38. 77. 90—92. 94. 96—102.
107. 114—16. 124. 134. 137/38. 143.
149/50. 152. 158/59. 249. 271. 324.
326. 366. 383. 396. 415/16. 436.
- Literatur 60 f., s. auch Feldzug Igors,
Rache Olgas. — 161. 310/11 (Lomo-
nossow) 334/35. 337—40. 381. 390/94.
410/11.
- Liuthard, deutscher Geschichtschreiber
und Diplomat des 10. Jahrhunderts
24. 27.
- Ljeschi, Waldgeist 12.
- Ljutwar von Litauen 90.
- Ljubetsch am Dnjepr, Schlacht zwischen
den Söhnen Wladimirs des Heiligen
37; 1097 Fürtentag 45. 51.
- Ljut 31.
- Ltland 77. 91. 99. 113. 117. 118. 134.
147—50. 152. 158/59. 182. 192. 210/11.
240 ff. 278. 299. 317. 322. 329. 358.
- Lodz 432.
- Löwenhaupt, Adam Ludwig Graf von,
schwedischer Feldherr 256.
- Löwenwolde 286. 292. 302.
- Lomonossow, Michail (1712—65), rus-
sischer Schriftsteller 310/11.
- Londoner Konferenz (1876) 404.
- Londoner Vertrag (1827) 382.
- Loris-Melikow, Michail, General 404/05.
409. 414.
- Louis Philipp 383.
- Lublin, Union von (1569) 158.
- Lubomirski, polnische Familie 212.
- Lübeck 148.
- Ludwig I., König von Ungarn und
Polen (1342—82) 97.
- Ludwig II., König von Ungarn (1516
bis 1526) 126.
- Ludwig XV. (1715—1774) 289. 297.
- Ludwig XVIII. (1814—1824) 347. 348.
350. 361.
- Lützen, Schlacht bei (1813) 364.
- Luis Auguste von Baden s. Elisabeth
Alexejewna.
- Luka Schibjata, Bischof von Nowgo-
rod 35.
- Luntin 370.

- Lutherische Kirche 229. 261. 432.
 Luom, Fürst 214/15.
 Lymar, Graf, sächsischer Gesandter in Petersburg 297.
 Lysjek 223.
 Lyzeen 359.
- Macdonald, französischer General 349.
 Machmed-Amin, Tatarenkhan in Kasan († 1518) 126.
 Machmed-Girei, Sohn Mengli-Gireis 127.
 Mack 360.
 Macziejowice, Schlacht bei (1794) 334.
 Magnitski, Kurator der Universität Kasan 368.
 Magnus, Herzog, Bruder Friedrichs II. von Dänemark 150. 158. 159.
 Maier, Professor in Dorpat 392.
 Mailand 349.
 Majorat 288.
 Makarius, Metropolit 139. 156.
 Makarow, Kabinettssekretär 264.
 Makarow, Admiral 428.
 Makosch 11.
 Malachowski, Polenführer 384.
 Malakow 395.
 Malojaroslaweß, Schlacht bei (1812) 364.
 Malta 348—50. 357.
 Maluschka, Mutter Wladimirs des Heiligen 29.
 Mamai 94. 95. 98.
 Mandschurei 419. 426. 430.
 Mansdotter, Katharina, Geliebte Erichs XIV. 170.
 Manstein 293. 296.
 Mantua 349.
 Mardefeld 307.
 Marfa, Gemahlin Jak Borezkis 110. 113.
 —, Mutter des Zaren Michail 187—89. 192/93.
 Margeret 173.
 Maria, ältere Tochter Ludwigs von Ungarn, Gemahlin des Luxemburgers Sigismund 97.
 —, Temarjuk, zweite Gemahlin Zwans des Schrecklichen 151. 157.
 Maria (Nagoi), letzte Gemahlin Zwans des Schrecklichen, Mutter von Demetrius 158. 160. 163. 166—68. 173. 176—79.
 Maria (Skuratow), Gemahlin von Boris Godunow 161. 174/75. 183.
 Maria Alexandrowna, Gemahlin Alexanders II., heilige Prinzessin 417.
- Maria Seodorowna, zweite Gemahlin Pauls I. 343. 350. 351—53. 390.
 Maria Theresia 326.
 Maria von Twer, erste Gemahlin Zwans III. 111.
 Marie, Enkelin Maximilians 126.
 Marienburg 253.
 Marin, Leutnant 353.
 Maryna, Tochter Mniszechs 172—190.
 Massena 349.
 Matrosenaufstände 435.
 Matschin, Schlacht bei (1790) 332.
 Matwejew, Artemon 220. 222. 226. 228. 270.
 Mauren 35.
 Maximilian I., Deutscher Kaiser (1493 bis 1513) 118. 125/26.
 Maximilian, Erzherrzog 164.
 Maugerberg 219. 222. 223.
 Mazedonien 405/06.
 Mazepa, Johann (Jwan), Pole, Kosakenhetmann († 1709) 231/32. 255 bis 257.
 Mecklenburg 271.
 Medem 277.
 Mehemet-Ali, Pascha, türkischer Marschall 405. 412.
 Mengden, Baron Gustav 244 ff.
 —, Julie, Hofdame Anna Leopoldownas 297.
 Mengli-Girei, Khan einer Tatarenhorde in der Krim († 1515) 114/15. 116/17. 124. 127.
 Menschitschikow, Fürst Alex. Danilowitsch (1672—1729), Günstling Peters und Katharinas I. 233. 239. 253 bis 281.
 —, Fürst Alexei Sergejewitsch (1787 bis 1869) 387.
 —, Marie, Verlobte Peters II. 278. 280. 281.
 Meren, finnischer Stamm 13. 55.
 Metshislaw I., Herzog von Polen 32 ff.
 Metternich 371.
 Meyendorf, Baron 435.
 Merw 407.
 Mejenhew 408.
 Michael, Sohn Jaroslaws von Twer 83/84.
 Michael von Twer, Sohn Alexanders 93.
 Michael, letzter Großfürst von Twer 115.
 Michail, Sohn Pauls I., Kommandeur der Gardeartillerie 376. 378.
 Michail Seodorowitsch (1613—1645), erster Zar aus dem Hause Romanow 187—205. 260. 272.
 Michailow, Peter, Pseudonym Peters des Großen 234 ff.

- Mirosławski, Ludwig, Polenführer 402.
 Milan von Serbien 418.
 Militärkolonien 368 f. 381.
 Militärwejen 46 (s. auch Druſſinen).
 133 f. 143. 193. 197. 200. 212 f. 227.
 230. 232. 266. 288 f. 312. 344 ff. 368 f.;
 s. Streligen.
 Miljutin, A. 397.
 Miloradowitsch, Michail, Graf, Militär-
 gouverneur von Petersburg 378.
 Miloslawski 226.
 —, Iſja, Schwiegervater des Zaren
 Aſerei 206. 213.
 —, Marie, Gemahlin Aſereis 220. 223.
 Mindowe 80. 90.
 Mingrelien 362. 381. 418.
 Minimallohn 424/25.
 Miniſter (s. Kollegien) 433.
 Miniſterien (s. Prikas, Kollegien) 358.
 Miniſterverantwortlichkeit 425.
 Minin, Volksheld 187.
 Mir s. Gemeindeverfaſſung.
 Mirowitsch, Leutnant 322/23.
 Miſchekin 415.
 Mitau 235. 277. 284 ff. 322. 348. 361.
 Mnieszch, Juri, Palatin von Sando-
 mierz 172. 174. 176. 178. 179. 181;
 s. Marſna.
 Möller, Rittmeiſter, Stiefvater Patkuls
 243.
 Mohammed, Sultan von Kowaresmien
 66.
 Moijſaw von Maſowien 39.
 Moldau 290. 331. 361 f. 386.
 Mołſchanow, Vertrauter von De-
 metrius 180.
 Mons, William, Kammerherr 264.
 Montenegriner 325. 386. 404. 406.
 Montesquieu 321. 327.
 Mordwinen, finniſcher Stamm 55. 107.
 144. 218.
 Morea 325.
 Moreau 349.
 Moriz von Sachſen 277/78.
 Morojow, Bojar 103.
 —, Boris 206.
 Moskau 70. 82. 86. 91. 95. 103. 109.
 127. 138. 141. 157. 260.
 —, Univerſität 310. 364.
 Moskowskija Wjedomoſti (Moſkauer
 Zeitung) 402.
 Moſiſlaw, Sohn Wladimirs des Heil-
 igen 36. 38.
 —, Sohn Wladimir Monomaſch, Groß-
 fürſt 53 f.
 —, Großfürſt des 13. Jahrhunderts 68.
 Moſiſlaw der Kühne von Galizien
 66—68. 79.
- Miſtiſlawski, Fürſt Iwan 161. 165. 174.
 Münnich, Burcharth Chriſtoph 286 bis
 302. 316.
 Mukden, Schlacht bei (1904) 429.
 Munk, Gräfin, morganiatiſch mit
 Chriſtian IV. von Dänemark ver-
 mählt 205.
 Murad II., 1421—51 türkiſcher Sultan
 107.
 Murad IV. (1623—40) 201.
 Murad V., türkiſcher Sultan (1876)
 404.
 Murawjew, Nikita 371.
 —, Nikolai, General 395.
 —, Michail, 1863—65, Generalgouver-
 neur von Wilna 402.
 —, Nikolai, 1847—62 Generalgouver-
 neur von Oſtſibirien 418.
 Murawjew-Apoſtol 371. 378/79.
 Muromer, finniſcher Stamm 55.
 Muromzew, Dumapreſident 434.
- Naſchitſchewan, Provinz 381.
 Nagoi, vornehme ruſſiſche Familie
 (s. auch Maria) 141. 163. 165 ff. 176.
 Napoleon (Bonaparte) 348/49. 360/61.
 363—65. 367. 372. 375. 383. 392.
 Napoleon III. 386 ff. 401. 403.
 Narwa 150. 159.
 —, Schlacht von (1700) 249.
 Naſchitſkin, vornehme ruſſiſche Familie
 226. 228. 233. 290.
 —, Kyrill, Wojewode in Smolensk 220.
 —, Natalie, zweite Gemahlin des Zaren
 Aſerei, Mutter Peters des Großen
 220. 226. 232/33.
 —, Iwan 228.
 Natalie, Schweſter Peters des Großen
 239. 260.
 —, Tochter Aſereis 261. 272. 279—282.
 Natalie Aſerejwna, erſte Gemahlin
 Pauls I. 342 f.
 Nationalgefühl 402. 413. 415. 436.
 Naſchewitsch 417.
 Navarin, Schlacht bei 382.
 Neapel 349. 360. 361.
 Nebogatow, Admiral 429.
 Nelidow, Hofdame 345. 350.
 Nelidow, Adelsfamilie 171.
 Neronow, Erzprieſter 214/15.
 Neſchitſchajew 407.
 Neſtor, Mönch, Verfaſſer einer ſlawi-
 ſchen Chronik 18. 20.
 Neuſchätel 360.
 Neugebauer, Erzieher Aſereis 260.
 Neujahr 257.
 Neutralitätsbund (Norddeuſcher Bund) 360.
 Neuville 222.

- Newruß, Tatarenkhan 93.
 Nicolai 337.
 Niemcewicz, Polenführer 346.
 Nihilisten 402. 410.
 Nikephoros-Pthokas (963—969), byzantinischer Kaiser 28. 29.
 Nikon, Erzbischof von Nowgorod 207. 214—217. 218. 227. 230. 237.
 Nikolai I. (1825—1855) 369. 372. 374 bis 395. 402. 409. 410. 439.
 Nikolai II. 420—40.
 Nikolai, Großfürst, Sohn Nikolais I. 404.
 Nikolai, Großfürst, ältester Sohn Alexanders II. († 1866) 412. 413.
 Nilch 406.
 Nodzu, japanischer General 428.
 Nogi, japanischer General 429.
 Nolken, Baron 299.
 Norden, Graf von, Versteckname Pauls I. 343.
 Normannen 17 ff. 22. 31. 45. 46.
 Norwegen 147.
 Nowi, Schlacht bei (1799) 349.
 Nowgorod 13. 18 f. 29. 30. 31. 32. 36. 37. 39. 44. 48 f. 55. 58. 59. 60. 67. 70. 77. 78. 82. 83. 88. 92. 94. 95. 100. 106 f. 108. 109 ff. 112 f. 117. 119. 135. 156/57. 172. 182. 186. 191. 206. 214. 221. 249.
 Nowikow, Nikolai, russischer Journalist 340.
 Nowikow 437/38.
 Nowosilzew 357. 359. 367.
 Instadt, Friede von (1721) 259. 267.
 Obolenski, Fürst 371. 378.
 Oboljanow 352.
 Obeßa 347. 387. 430.
 Odojewski 190.
 Öffentlichkeit 370.
 Ökonomiekollegium 316. 320/21.
 Österreich 290. 304. 307 ff. 325. 331 f. 343. 348. 349. 360. 383. 387 ff. 403 ff.;
 f. auch die einzelnen Kaiser.
 Offiziere 369 ff. 374 ff.
 Ogelen-Eke, Mutter Dschingischans 65.
 Ogilwie, schottische Familie 229.
 Oginskis, litauische Familie 250.
 Ogotai, Sohn Dschingischans († 1241) 69. 71. 72.
 Oktobristen 435 f.
 Oku, japanischer General 428.
 Olaf II. von Schweden, der heilige (1015—1030) 39.
 Oldenburg 313. 342.
 Olearius, Adam 167. 202. 204. 205.
 Oleg (heilig), Russenherrscher (879—912) 20. 21—23. 147.
 Oleg, Sohn Swjatoslavs 29—31.
 Oleg, Sohn Swjatoslavs von Tschernigow 50 f. 53. 69.
 Olga (heilig), Gemahlin Igors, regierte 945—964 23. 27 ff. 31. „Olgas Raube“ 7.
 Olgerd, Sohn Gedimins von Litauen (1345—77) 91—93. 97. 109.
 Olmütz, Punktationen (1850) 385.
 Opritschniki, Leibwache des Daren 154/55. 157. 162.
 Opritschnina, Zarengebiet 154.
 Ordan-Naschtschokin 222. 270.
 Orlamünde, Gräfin v. 39.
 Orleans, Herzog von 297.
 Orlow, Alexei 315—20. 325. 346.
 —, Gregor 315—20. 335/36. 343.
 Orlow, Fürst 380.
 Orscha, Schlacht bei 126.
 Osel 150.
 Oserow 390.
 Osman Pascha, türkischer General und Kriegsminister 404/5.
 Ostermann, Graf Heinrich Johann Friedrich (1686—1747) 279—88. 302/3.
 —, Bruder des Vorigen 284.
 Ostroschski, Fürst, litauischer Feldherr 117. 126—171.
 Ostrowski 411.
 Ostsee 204. 240. 253 ff. 259. 271. 326. 350. 387.
 Ostseeprovinzen 396. 415. 431 ff., f. einzelne Namen.
 Otetschestwo (Rangtufe) 133.
 Otrepjew, Grischka, Möndch 171.
 Otschakow, Seejchlacht bei (1788) 321/22.
 Otto der Große (936—973) 34.
 Otto von Bamberg 12.
 Ottokar von Böhmen (1253—1278) 80.
 Owrutsch, Schlacht bei 31.
 Owtshina-Telepnew-Obolenski, Fürst Iwan 137. 138.
 Onama, japanischer Marschall 428.
 Pachtssystem 396.
 Pahlen, Graf Peter Ludwig, Generalgouverneur von Petersburg 351/52. 357. 363.
 Paikull, Einländer in sächsischen Diensten 247. 252.
 Paisius, Patriarch von Jerusalem 215.
 Palästina 386.
 Palmerston, englischer Premierminister 387.
 Pamir 436.
 Panin, Nikita, Erzieher Pauls I. 315. 320. 322. 327. 329. 341/42. 351.
 —, Graf Peter, Bruder Nikitas 329. 339.

- Pantín, Nikita, Neffe des Kanzlers 351/52. 357.
- Paris 364.
- Pariser Frieden (1856) 395. 403. 405.
- Parlament 431 ff., s. Duma.
- Paskiewitsch, Graf Iwan, Feldmarschall 381. 382. 384 f. 387.
- Passek 212. 231.
- Passek, Leutnant 318.
- Paswesen 415.
- Paskul, Johann Reinhold v. 242—253.
- , Karl, Bruder Reinholds 244.
- Paskul, Friedrich Wilhelm, Vater der vorigen 242 ff.
- Paul I., Sohn Katharinas II., Kaiser (1796—1801) 274. 307. 308. 314—16. 320. 323. 337. 340. 341—354. 356/57. 360. 363. 374. 390.
- Pedrillo, Hofnarr der Kaiserin Anna 295.
- Peipus, Schlacht auf dem 77.
- Peking, Vertrag von 418.
- Perejasslawl, Fürtentum 44/5. 51. 71.
- Perowski, Sophie 407. 409.
- Perisien 260. 289. 291. 347. 381.
- Perun 11. 25. 32. 35. 61. 96.
- Pestel 371. 378/79.
- Peter der Große, Zar von 1689—1725 16. 220. 226—276. 278. 281. 286. 288. 291. 295. 298. 300. 320. 325. 332. 344. 345. 354. 377. 410.
- Peter II. Alexejewitsch (1727—30) 261. 263. 272—74. 276. 278. 279—83. 287. 288. 298.
- Peter III. von Holstein-Gottorp, Enkel Peters des Großen, russischer Kaiser (1762) 274. 303. 305—321. 329. 341. 345. 346. 374.
- Peter, Metropolit 85.
- Peter, angeblicher Sohn Feodors 180.
- Peter, Sohn Peters des Großen und Katharinas († 1719) 261—63.
- Petersburg 257. 260. 262. 267.
- Hochschule 358.
- Petersburg-Moskau, Bahn 380.
- Petraschewskische Verschönerung 385.
- Petrejus 163.
- Petropawlowsk, Katastrophe 428.
- Petshenjügen, Komadenvolk 23. 28—30. 32. 33. 35. 36. 37. 38. 47. 59.
- Pezold 298. 302. 310.
- Pfeil, Graf, Richard 420.
- Philaret (Seodor Romanow), Patriarch († 1633) 169. 176. 179. 182. 185—200. 203. 204. 215.
- Philaret, Metropolit von Moskau 372.
- Philipp, Metropolit 156.
- Photi, Archimandrit 368. 373.
- Photios, Patriarch 21.
- Photius, Metropolit unter Wassili II. 102. 104.
- Piemont 349. 360.
- Pijemski 411.
- Pius VI., Papst (1775—99) 348.
- Plano Karpini, Mönch 72.
- Plehwe, Wjatscheslaw, 1902/04 Minister des Innern 423/24.
- Plewna 405.
- Pleschtschejew 206.
- Plettenberg, Walthar von 117.
- Pljussa, Frieden an der 159.
- Ploskinja, Abenteurerführer 68.
- Pobjedonoszew, Konstantin 412 ff.
- Podolien 219.
- Polen 32. 37 f. 46. 48. 69. 71. 79. 80. 90. 91. 92. 96—102. 107/08. 118. 158. 172 ff. 180 ff. 207 ff. 277. 323 ff. 361. 365 ff. 400 f. 415. 432. 435. 436.
- Polens Wiederherstellung 348. 366 ff. 400 f.
- Poljanen, slawischer Stamm am Dnjepr 13. 21.
- Poljanowo, Frieden von (1634) 200.
- Polizei 288. 320. 357. 371. 379. 389. 407 ff. 415. 423.
- Položk, Konzil von (1839) 389.
- Polotschanen, slawischer Stamm an der oberen Dina 13.
- Polowzer (Kumanen, Kiptschaken) 35. 46—48. 49 ff. 59. 66—69. 81.
- Poltawa, Schlacht bei (1709) 256/57. 260.
- Poniatowski, Stanislaus († 1762), Anhänger Karls XII. 258.
- Poniatowski (Stanislaus II. August, König von Polen, 1764—95) 307. 314. 317. 319. 324. 333/34.
- Poppel, Niklas, Gesandter Friedrichs III. 118.
- Port Arthur 427/30.
- Portsmouth, Frieden von (1905) 430.
- Polsharski, Fürst 187. 191/92. 199.
- Posen 333. 365.
- Possevin, Antonio, Jesuit 159/60.
- Potemkin 286. 331/32. 335/36. 340.
- Potoki, Nikolaus, polnischer Heerführer 209.
- , Stephan, polnischer Heerführer 209.
- Pragmatische Sanktion 289.
- Prasse 309.
- Praschkowja, Tochter Iwans V. 233.
- Preßburg, Friede von 360.
- Presse 415. 423. 425. 427, s. Zensur.
- Preßbordonnanzen 382.
- Preußen, Herzogtum 99, s. Deutschritter.
- Preußen 304. 307 ff. 325. 332 ff. 343. 348. 360 ff. 383. 401 ff. 414, s. die einzelnen Regenten.

- Preußisch-Engl., Schlacht bei (1807) 361.**
Prikaße (Verwaltungsbehörden) 130. 206. 221.
Professoren 400.
Protasjow, Marie, Liebe Schukowskis 392.
Protestantismus 389, s. Luthertum.
Pruß, angeblicher Bruder des Augustus und Stammvater des Rurik 140.
Pskow 110. 113. 117. 123 f. 135. 136. 139. 156/57. 172. 190. 191. 206.
Pugatschem, Führer einer Bauernrevolte von 1773 329.
Pultusk, Schlacht bei (1703) 250.
Pultusk, Schlacht bei (1806) 361.
Puntz, Schlacht bei (1704) 250.
Puschkin, Alexander 382. 390. 391. 392—94.
Pustosjät, Nikita, Priester 230.
Puschkin, Fürst 304.
Putilow'sche Fabrik 424/25.

Radikalismus 399. 401. 402. 418. 422. 427. 434.
Radimit'schen, slawischer Stamm 13. 21. 33.
Radzivil, litauischer Selbherr unter Iwan dem Schrecklichen 159.
Radzivil, Joh. 210.
Radzivil, Fürst 384.
Rang (Tschin) 265.
Raslin, Stenko, Kosak, Insurgent 218/19, 224/25.
Raskol der Altgläubigen (Kirchen- spaltung) 216/17.
Rasnotschingen 312.
Rasumowski, Alexei, Geliebter der Kaiserin Elisabeth 298 ff.
—, Kyriell, Bruder Alexeis 317. 339. 343.
Rat, Geheimer (1726 eingesetzt) 276. 278—287. 357.
Realschulen 403.
Recht 22. 142. 358. 370. 380, s. auch Ruskaja Prawda, Ustaw, Sjudebnik, Uloshentje.
Redan 395.
Redefreiheit 433 f.
Reduktion in Schweden 240 ff.
Reformen 238 ff. 264 ff. 288. 316. 320/21. 327 ff. 358 ff. 370 ff. 395 ff. 430 ff.
Reformierte Kirche 229.
Reichsgrundgesetz 433.
Reichsrat 358. 409. 414. 433.
Reichstag 359.
Reinborn, Bischof 37.
Repnja-Obolenski, Fürst, Statthalter von Pskow 123.
Repnin, Fürst Nikolai, russischer Ge- sandter in Polen 324 f. 332.
Republikaner 370.
Reval 158. 258. 435.
Revisor 264.
Revolution, französische 321. 346 ff.
Revolutionäre Ideen 398. 407 ff. 414. 421 ff. 431 ff., s. auch Kommunismus, Radikalismus.
Rheinbund 361.
Rjapolowski, Fürst 106.
Rjasan 44. 45. 50. 51. 68. 70. 83. 106. 109. 115. 123 ff. 180. 364.
Riga 60. 150. 158. 211. 234 f. 247 ff. 258. 302. 347. 430.
Rogneba (Gorischlawa), normannische Fürtentochter, Gemahlin Wladimirs 31 ff. 44.
Rogwolod, normannischer Fürst in Pologzk 31.
Rolpstorf 275.
Roman von Galizien 79.
Roman, Sohn Daniels von Wolhynien 80.
Romanows 86. 141. 143. 145. 146. 169. 170. 171. 176. 187. 198. 272. 416.
—, Nikita 161. 163. 230.
—, Feodor 169.
— s. Philaret.
Romodanowski, russischer Heerführer 219. 226. 264.
—, Feodor Fürst 234.
—, Michail Fürst 234.
Roosvelt 430.
Roschtjwenski, Admiral 429.
Rosen, Baron 430.
Rosenberg 349.
Rostislaw, Enkel Jaroslaws 44. 49. 50. 51.
Rostopschin 384. 350/51.
Rote (polnische Radikale) 383. 401.
Roussseau 338.
Roynnski, Fürst Roman 181.
Rtschitschem, Finanzbeamter 213.
Rüllhiere 336.
Rumänien 331. 405.
Rumelten 361. 404/05. 417.
Rumjanzow, Alexander Swanowitsch 263.
—, Graf Peter, Sohn des vorigen 325/6. 331.
Runit'sch, Kurator der Universität Petersburg 368.
Rurik (Hrörek), Häuptling der Russen 19. 20. 21. 59. 96. 132. 142. 335.
Ruskaja Prawda, Rechtsbuch Jaroslaws 39—41. 121.
Russalken, Naturgeister 12.

- Russen (Roßen), normannischer Stamm 19 ff.
 Rnlejew 371. 379.
 Rymnik, Schlacht am (1789) 332.
 Rnssakow 409.
- Saberejnski, litauischer Magnat 125.
 Sachaln 419. 430.
 Sacharjew, Juri 141.
 Sacharjin-Jurjew, Anastasja, Gemahlin
 Jwans des Schrecklichen 141. 145.
 146. 151. 161.
 —, Roman, ihr Vater 141.
 Sachsen 308; s. die Regenten.
 Sachsen-Weißenfels 292.
 Saffa Girei 144.
 Sagaidatschni, Kosakenhetmann 192.
 Sahib-Girei, Sohn Mengli-Gireis 127.
 Saladin 92.
 Samaiten s. Schmuden 15. 92. 96. 99.
 Samarkand 437.
 Samoszer Aufstand 367.
 Samwaka, Metropolit von Kiew 100.
 San Stefano, Präliminarvertrag (1878)
 405.
 Santi 303.
 Sapadnik 227.
 Sapieha, polnische Familie 250.
 —, Leo 163. 171.
 —, Fürst Jan 181/82.
 Saporoger Kosaken 208 ff.
 Sardinien, König von (Karl Emanuel II.
 1796—1802) 360. 388.
 Sattre 338. 389. 394.
 Schachowskoi, Fürst 180.
 Schafirow 258.
 Schagin-Girei, letzter Khan der Krim-
 tartaren 331.
 Schaklowitz, Feodor, Dumadjak 231
 bis 233.
 Schein, Verteidiger von Smolensk 185.
 197—99.
 —, Kommandant von Moskau 234.
 237. 239.
 Scheljabow, Revolutionär 409.
 Schelona, Schlacht an der (1471) 111.
 Schepeljew, Mawra Gegerowna 310.
 Scheremetjew, Bojarengeschlecht 142.
 212. 264.
 —, Boris Petrowitsch (+ 1719) 253. 257/8.
 —, Feodor 188.
 Schewrigin, Jstoma 159.
 Schibanow, Wassili 152.
 Schig-Alei, Tatarenkhan in Kasan 127.
 144. 149. 157.
 Schipkapaß 405.
 Schischkow 390. 393.
 Schiklow, Schlacht bei 210.
 Schleswig 313. 317. 385. 417.
 Schlippenbach, Generalmajor von 253.
 Schlitte, Hans 148.
 Schmuden (Samaiten) 15.
 Schönbrunn, Vertrag von 360.
 Schtscherbatow, Bojar 218.
 Schubin 298.
 Schukowski, Wassili, russischer Roman-
 tiker (1783—1852) 390—92. 393.
 Schulen 121. 164. 289. 310. 321. 330.
 358. 399. 403. 415. 421. 431. 436.
 Schuiski, fürstliche Familie am russischen
 Hofe 137—140. 141. 156. 164/65. 187.
 206. 281. 282.
 — Daraus: Wassili Schuiski 138.
 Jwan Schuiski 138 f.
 Andreas Schuiski 139/40.
 Jwan Schuiski 159. 161.
 Wassili Schuiski (1607 Jar) 159.
 166 f. 173. 177—186. 198. 200.
 Demetrius, Bruder des Jaren Wassili
 Schuiski 174. 181. 183. 186. 200.
 Jwan 181. 186.
 Schuwalow 309 ff. 318.
 —, Peter (+ 1762) 309/10.
 —, Jwan, Vetter von Peter, Geliebter
 der Kaiserin Elisabeth (1727—98) 310.
 —, Gräfin, Hofmeisterin Elisabeth
 Alexjewnas 356.
 —, Peter Graf (1827—89), 406.
 Schwarz, Oberst, Kommandeur des
 Semenowischen Garderegiments 369.
 Schwarz 299. 301. 305.
 Schwarzes Meer 234. 290. 326. 386 ff.
 395. 403. 436.
 Schweden 117. 148. 150. 159. 164.
 181 ff. 290. 299 f. 334. 360. 433.
 Schweinichen, Hans von 268.
 Schweiz 348. 403. 432.
 Schwerin, Graf, Adjutant Friedrich des
 Großen 315.
 Seelenrevision von 1742 312.
 Sekten 389. 413.
 Seltschuken 35.
 Sengallen, lettischer Stamm 15.
 — Landtschaft 150.
 Semski Sjobor (Landtag) von 1550 uff.
 142. 163. 168. 187. 189/90. 196. 199.
 201. 210. 326.
 Semtschyna, Land unter dem Bojaren-
 rat 154. 157.
 Semtwo (Landtschaft) 398/99. 409. 414.
 415. 421. 422 ff. 430. 433.
 — Semschaja Uprama 399.
 Senat 264. 273. 276. 279. 287. 320. —
 (als erste Kammer) 359. 372. 398.
 Seraphim, Metropolit von Petersburg
 368. 373. 378.

- Serben 325. 331. 386. 404. 417/18. 421.
 Seymour, Lord 386.
 Sforza, Bona, zweite Gemahlin Sigismunds II. von Polen 126.
 Sibirien 160/61. 202. 221. 329. 420. 436.
 Sibirische Bahn 418. 421.
 Sievers, Joh. Jak. 329.
 Sigismund, deutscher Kaiser 101.
 Sigismund I., jüngster Sohn Jagiello, König von Litauen und Polen (1506—48) 124—26. 149.
 Sigismund II. August, Sohn Sigismunds I. von Polen (1548—72) 149. 150. 152. 157. 159. 172. 200.
 Sigismund III., 1587—1632 König von Polen, 1592—1604 auch von Schweden 164. 172. 177. 181—83. 185—87. 197. 198.
 Sigmund, Sohn Keistuts von Litauen 101. 107.
 Simeon der Stolze, Großfürst von 1341 bis 1353 86. 141.
 Simeon, Tatar 157.
 Simeon, Metropolit 119.
 Simon, Lehrer von Demetrius 167.
 Sinclair, Major 290.
 Sinope, Seeschlacht von (1853) 387.
 Skirgailo, Bruder Jagiello von Litauen 98.
 Skleros 29.
 Skobelew, Michail, General 405. 407. 428.
 Skopin-Schuiski, Fürst Michael 180. 182/83.
 Skrzynicki, Polenführer 384.
 Skuratow, Maljuta 151. 156/57. 161. 183.
 —, Maria, Tochter Maljutas, Gemahlin von Boris Godunow 161. 174/75. 183.
 —, Katharina, zweite Tochter Maljutas, Gemahlin von Demetrius Schuiski 183.
 Slawen 4 ff. 13 ff. 17 ff. 55 f.
 Slawjanen, slawischer Stamm bei Nowgorod 13. 18. 19.
 Sitwnika, Schlacht bei (1885) 418.
 Smolensk, Fürstentum 44/5. 46. 49. 67. 77. 98. 100. 109. 125/26. 132. 136. 138. 172. 182 f. 192. 197—200. 207. 210. 212. 260.
 Smolensk, Schlacht bei (1812) 364.
 Smolnaisches Institut in Petersburg 330.
 Sobieski, Johann, 1674—96 König von Polen 219. 231. 246.
 Song 69.
 Sophie, vierte Gemahlin Jagiello 100. 103.
 Sophie, Gemahlin Zwans III. f. Soë.
 Sophie, Tochter des Zaren Alexei 227 bis 233. 237. 239.
 Sophie, Kurfürstin von Hannover 235.
 Sophie von Anhalt-Zerbst f. Katharina II.
 Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I. von Preußen 235.
 Sophie Dorothea von Württemberg f. Maria Feodorowna.
 Soritsch, Favorit Katharinas II. 335.
 Sozialdemokraten 435.
 Spanien 361. 372.
 Speranski, Michail Graf 357. 359. 363.
 Spionage 267.
 Sjablukow 353. 357.
 Sjaburow, Salome, Gemahlin Wajstlis III. 122. 128.
 Sjaltschkow 193. 233. 329.
 —, Praskowja, Gemahlin Zwans V. 284.
 —, Graf 307.
 —, General 309.
 Samariner 397.
 Samoilowitsch, Kosakenhetmann 219. 231. 255.
 Sanin, Josef, Abt von Wolokolamsk 119/20.
 Sartak, Sohn Batqs, tatarischer Großkhan 72. 78.
 Sassulitsch, Wera 407/08.
 Sergei, Begründer des Sergiusklosters 94.
 Sergei, Großfürst 420. 425.
 Sewastopol 387. 395. 430/31.
 Sewerjanen 21.
 Sewerier, slawischer Stamm bei Tschernigow 13. 67. 116. 256.
 Sewerien 192. 199/200. 212.
 Sineus (Sjinknutr), Häuptling der Russen 19.
 Sitjagin, Dmitri, 1900/01 Minister des Innern 423.
 Sit, Schlacht an der 70.
 Sjuurli, Schlacht am 46.
 Solowjew 408.
 Soltnik, Bischof von Krakau.
 Sossima, Metropolit 119.
 Subutai, Feldherr, Dschingischans 66. 69.
 Suchanow, Arjenius, Mönch 215.
 Studebnik Zwans III. 121. 142. 194.
 Sudislaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 38.
 Sumarokow, Alexander 339.
 Susdal 58/60. 68. 70. 86.
 Suworow 332. 334. 347. 349.
 Swarog 11.
 Smaroffschtsch, Geist des Herdfeuers 12.
 Stachelberg, General v. 428.
 Stade, Gräfin v. 39.
 Städte 9. 11. 45. 48. 59. 60. 76. 82. 118. 124. 186. 196. 329 f.; f. bes. Kiew, Nowgorod usw.

- Städteordnung von 1870 399.
 Stände 132. 134. 226. 266. 312. 359.
 Stambulow 418.
 Stanislaus I. Leszinski, polnischer König (1704—9, 1733—35) 250. 256. 289.
 Stanislaus II. von Polen f. Pontiatowsky.
 Stanislaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.
 Stawutshane, Schlacht bei (1739) 290.
 Steinau, von, sächsischer General 249. 252.
 Stephan, Hospodar der Moldau 116. 117. 119.
 Stephan Bathorn, König von Litauen-Polen (1576—86) 159. 164. 172. 208. 209.
 Stettin 259.
 Steuerverweigerung 435.
 Stössel, General 428/29.
 Stoglaw: Beschlüsse des Konzils von 1551 142.
 Stolbowa, Frieden von 191.
 Stolppin, Ministerpräsident 435 ff.
 Strafrecht 41.
 Straßhund 259.
 Streiks 424. 430. 431.
 Streligen, von Iwan dem Schrecklichen eingeführt 143. 178. 212. 227 ff. 237 ff. 270.
 Stribog 47.
 Stroganow, Kaufmannsfamilie 160/1.
 Stroganow, Graf 357.
 Studenten 399/400. 415. 422 ff.
 Stürler, Oberst 378.
 Subatow 424.
 Subow, Platon 340. 344. 347. 352 f. 356/57.
 —, Valerian 347. 352.
 —, Nikolai 352.
 Sjachofanet, General 401.
 Suleiman Pascha, türkischer General 405.
 Swart, du 311.
 Swenskajund, Seeeschlacht bei 332.
 Swentjeld 31/32.
 Swjatopolk, Sohn Wladimirs des Heiligen 36—38.
 Swjatopolk, Sohn Ijaslaws, 1093 bis 1113 Großfürst 51.
 Swjatopolk-Mirski, Fürst Peter, 1904 bis 1905 Minister des Innern 423—25.
 Swjatoslaw, Sohn Igors (964—972) 20. 27—30. 31. 43.
 Swjatoslaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36. 37.
 Swjatoslaw, Sohn Jaroslaws 44. 49 ff.
 Swjatoslaw von Rylsk 46.
 Swjatoslaw, Sohn Wjewelods 67.
 Swjatoslaw, Großfürst des 12. Jahrh. 47.
 Swidrigiello, Bruder Jagiellos von Litauen 101. 102.
 Sylwester, Abt, mutmaßlicher Verfasser der Urchronik 18. 43.
 Sylwester, Geistlicher unter Iwan dem Schrecklichen 142. 145/46. 150/51. 152 bis 153. 156.
 Synod (1721 geschaffen) 266. 273. 284. 321. 368. 372. 412. 431. 433.
 Szegebner Friede (1444) 107.
 Talschin 352.
 Tamerlan 95. 98.
 Tannenberga, Schlacht bei (1410) 99.
 Tarutino, Schlacht bei (1812) 364.
 Talschkent 407. 437.
 Tataren 59. 64—115. 124. 126/27. 134. 138. 143—45. 147. 149. 153. 157. 168. 173. 185. 186. 200/2. 204. 207/10. 219. 231. 258. 271. 289. 326. 331. 430. 436.
 Temgrjuk, Tcherkessenhäuptling 151.
 Temudschin f. Dschingischän.
 Teplow 342.
 Terroristen 415 f. Revolutionäre usw.
 Theater 339.
 Theater in Petersburg 310.
 Theodosius 42/3.
 Theognost, Metropolit 85.
 Theophanu, byzantinische Prinzessin, Gemahlin Ottos II. 28. 34.
 Theophil, Erzbischof von Nowgorod 110. 113.
 Thessalien 405.
 Thietmar von Merseburg 33. 37.
 Thion (Degen) 41.
 Thomas, Bruder des byzantinischen Kaisers Konstantins XI. 111.
 Thorn 309. 333.
 Thronfolge f. Erbfolgerecht.
 Thümmel 337.
 Tiefenhäusen 243.
 Tilzit, Frieden von 361.
 Timmermann, Holländer, Lehrer Peters des Großen 229.
 Timergen, slawischer Stamm am unteren Dnjestr 13.
 Tmutarakan, Fürstentum 28. 49. 51.
 Tochtamysch, Tatarenkhan 95. 98. 107.
 Todleben, Graf, russischer General 387. 405.
 Togo, japanischer Admiral 428.
 Tolstoi, Peter, Gesandter Peters des Großen in der Türkei 258. 263. 273. 277/78.
 —, Graf Dmitri, 1866—80 Minister des Innern und Oberprokureur des Synods 403. 414.

- Tollstot, Graf Leo** 410/11.
Torken 47.
Trachantotes, Gesandter Zwans III. 118.
Trachoniatom, Peter 206.
Travendahl, Friede von (1700) 248.
Trebbia, Schlacht an der (1799) 349.
Trediakowski, Dichter 291.
Trepow 408.
Trenden, Benigna Trotta von, Hofdame Annas 285 ff.
Triumvirat 357.
Troppau, Kongreß von (1820) 371.
Trubezkoi, Fürstenfamilie 284. 318.
 —, **Dmitri, Fürst** 186. 187.
 —, **Feldmarschall** 283.
 —, **Fürst** 371. 377—79.
Trunksucht 136. 202 ff. 223. 233. 260. 264. 267 ff. 274. 294.
Truwor (Thorwardr), Häuptling der Russen 19.
Tschaplinski, polnischer Unterstarost 209.
Tschekin, Leutnant 322.
Tscheljadnin, Agraßiana, Erzieherin Zwans des Schrecklichen 137. 138.
Tschelkalow, Andreas und Wassili 165. 170.
Tscheremissen, finnischer Stamm 55. 107. 144. 218.
Tscherkaski 284. 397.
 —, **verschiedene Fürsten** 199. 238. 288. 293. 402.
Tscherkeßen 66. 69. 404.
Tschernaja, Kampf an der 395.
Tschernajew, Michail, General 404.
Tschernigow, Fürstentum 44/5. 46. 49 ff. 67. 70. 71. 173. 211. 256.
Tschernischew, General 309.
Tchesme, Seeschlacht bei 326.
Tschet, Stammvater der Godunows 86. 122. 188.
Tschinownik (Beamter) 265.
Tscholchan, Führer einer tatarischen Gesandtschaft 84.
Tschuden I. Ingrer, Woten, Esten 13. 19.
Tschuwaschen 144.
Tsuda Sianzo, japanischer Polizeibeamter 421.
Tsuschima, Seeschlacht bei 429.
Türken 104. 107. 111. 147. 176. 177. 201. 208. 216. 219. 226. 231/32. 234. 239/40. 246. 249. 256. 258/59. 287. 289 f. 299. 326 ff. 331/32. 344. 349. 361/62. 371. 372. 373. 382. 386—88. 395. 404—06.
Tului, Sohn Dschingischans 69. 72.
Tulut Mangu 69. 73. 77.
Turakina, Gemahlin Ogotais 72.
Turgenew 392.
Turgenew, Iwan 402. 410. 423.
Turin 349.
Turkestan 406/7.
Turkmanischai, Frieden von 381.
Tutschkow-Schdanow, Amme von Demetrius 166—68.
Uwer 83 ff. 106. 110. 113. 115. 132. 156/7.
Upszkiwicz 181.
Uzimiskes, Johannes (969—976) 29/30.
Uštowski, Fürst Esper 420.
Ukraine 210/212. 219. 226. 256. 290.
Ulitzen, slawischer Stamm an der Dnjeprmündung 13. 23.
Ulm, Kapitulation von (1805) 360.
Uloshenise, Landrecht von 1649 207. 217. 358.
Ulrich, Landrat von 329.
Ulrike Eleonore, 1718—20 Königin von Schweden 259. 275. 303.
Ulu Machmet, Tatarenkhan 103. 105.
Ungarn 23. 46. 67. 69. 70. 79. 107. 385.
Universitäten; in Moskau 310. 330. 402. 433, weitere Gründungen 358, Autonomie der Universitäten (1863) 400. 415. 422 f.
Urchronik 18. 60.
Uru, japanischer Admiral 427.
Usbek, Tatarenkhan 81.
Uschakow, Leutnant 322/23.
Ustaw Jaroslaws 39. 41/2.
Uwarow 393.
Darna, Schlacht bei 107.
Vereinsrecht 433.
Verfassungsfrage 359. 367. 370. 372. 409. 421 ff. 430 ff., f. **Sinnland, Polen.**
Verfassung Finnlands 362.
Verfassung Polens 365. 383.
Verona, Kongreß von (1822) 371.
Versamlungsrecht 425. 433.
Vietinghoff 243/44.
Vigée-Lebrun 337.
Vilagos, Kapitulation von 385.
Vishering, Verstekname Patkuls 245.
Volkslieder 393. 394.
Volksversammlung (Wjetsch) 6. 10. 46. 48. 54. 55. 76. 89. 110. 111. 113. 124.
Volkszählung 266.
Voltaire 334.
Wafangu, Schlacht bei (1904) 428.
Waffen 63.
Wahlrecht 431. 433 f.; in **Sinnland** 432 f.
Walachei 361 f. 386.
Wallace, Mackenzie 10. 56.

- Walujew, Peter, 1861—68 Minister des Innern, 1872—80 der Domänen 414.
 Wannowski, Peter, 1881—98 Kriegsmminister, 1901/02 Unterrichtsminister 414.
 Warjagi, Waräger (Djartynjar) 19. 20. 32. 36. 37. 38.
 Warjchau 210. 250. 334. 347. 361. 365. 367. 384.
 Wassian, Bischof von Kolomna 147.
 Wassili, Sohn Alexander Nemskis 78.
 Wassili I. (1389—1425) 95. 98—102. 141.
 Wassili II. (1425—62) 102—107.
 Wassili III. (1505—33) 119/20. 122. 123—129. 134. 138. 148. 161. 220.
 Wassili der Schielende 103/4.
 Wassili, Teilsfürst von Kasan († 1483) 115.
 Wassilko, Sohn Rostislaw 51.
 Wassilko von Wolhynien 69. 71. 79.
 Wedroscha, Schlacht an der (1499) 117.
 Wehrgeld 40. 41.
 Wehrpflicht 266. 289. 433, — des Adels 316. 321. 368.
 Weiße (polnische Konservative) 383. 401.
 Welsaminow, Adelsgeschlecht tatarischen Ursprungs 122.
 Wenden 403.
 Wenden, Landtag von (1692) 245.
 Werdhowniks, Mitglieder des Geheimen Rats 282 ff.
 Werelä, Frieden von (1790) 332.
 Wereschtschagin, Wassili 428.
 Wesen (Weipen), finnischer Stamm 13. 19. 55.
 Westfalen 361.
 Westindien 361.
 Westpreußen 365.
 Wenmarn 323.
 Wjajemski, Fürst 151.
 —, Erzieher Alexeis 260. 261.
 —, Fürst 393.
 Wjatsitschen, slawischer Stamm 15. 28. 33.
 Wjatschlaw, Sohn Jaroslaw 44. 49.
 Wiborg, Vertrag von (1609) 182. 258. 259.
 Wiborger Aufruf 435.
 Wielopolski, Marquis 401.
 Wien, Frieden von (1809) 362.
 Wiener Kongreß 365.
 Wjettsch j. Volksversammlung.
 Wigowski, Kojak 211.
 Wilen, die 12.
 Wilhelm III., König von England (1689 bis 1702) 236.
 Wilhelm I. 403.
 Wilhelm, Erzherzog von Österreich 97.
 Wilhelmine von Hessen-Darmstadt j. Natalie Alexejowna.
 Williams, englischer Gesandter in Petersburg 308.
 Willmansstrand, Schlacht bei 303.
 Wilnaer Fürtentag (1401) 99.
 Wilnaer Hochschule 358. 366/67. 384.
 Wirte 397.
 Wischnewecki, Michael 219.
 Wismar 259.
 Wisjarion, Kardinal 111.
 Wisniowiezki, Fürst Adam, Litauer 171—73. 181.
 Wisniowiezki, Fürst Konstantin 172/73.
 Wischöfft, Admiral 429.
 Witowt, Sohn Keistuts von Litauen († 1430) 93. 97—103. 125.
 Witsen, Bürgermeister von Amsterdam 236.
 Witte, Sjergei, 1893—1903 Finanzminister 416. 430. 433.
 Wittgenstein, Fürst 382.
 Wladimir 54. 58. 68. 70. 80. 85. 103. 129.
 Wladimir der heilige, Sohn Swjatoslaw 980—1015) 20. 29—37. 39. 41. 43. 53. 61. 62.
 —, Sohn Jaroslaw 38. 44.
 —, Vetter Swans des Schrecklichen 146. 156. 158.
 Wladimir von Putwol 46.
 Wladimir Monomach, Großfürst von 1113—1125, 50—54. 69.
 Wladislaw j. Jagiello.
 Wladislaw, Sohn Jagiellos 100. 107.
 Wladislaw II. von Ungarn (1490 bis 1516), ältester Sohn Kasimirs IV. 115. 125/26.
 Wladislaw IV., Sohn Sigismunds III. von Polen, 1632—1648 König von Polen 182—87. 190. 192. 197—200. 209/10.
 Wladiwostok 419. 420. 429.
 Wassjew 322.
 Wodjanot, Wassergeist 12.
 Wohnhaus 61 f.
 Wojeikow, Professor 392.
 Wojewoden 134. 202. 222.
 Woimow, Kommandeur des Gardekorps 378.
 Wolga-Donkanal 239.
 Wolhyn am Bug, dort Schlacht zwischen Polen und Russen 37.
 Wolhynien, Fürtentum 44/45. 46. 49. 50. 60. 67. 69. 101. 108. 127. 158. 333. 348; j. Daniel.
 Wolinski, Fürst Artemon 290—92. 303.
 Wolkonski, Fürst, Hofmarr der Kaiserin Anna 295.

- Wolkonski, Fürst 435.
 Wolkow, Feodor 339.
 Wolochow, Erzieherin von Demetrius 166.
 —, Sohn Ossip 166/67.
 Wolodar, Sohn Rostislaw's 51.
 Woloff f. Daschbög 11. 25. 47. 61.
 Wolostj (Steuerkreise) 194.
 Wolosttage 359.
 Wolpe, Jean Baptist (Srjafin), Münzmeister 111/12. 118.
 Worksla, dort Schlacht zwischen Tataren und Litauern (1399) 98/99.
 Woronesch, Werst 246.
 Worotinski, Bojarengeschlecht 142.
 Woronzow, Michail, Vizekanzler unter Elisabeth 303. 318.
 Woronzow, Mächte des Reichskanzlers 314. 315. 317. 345.
 Wosnizin, Prokop 234.
 Woten, finnisch-er Stamm 13.
 Wrangel 303.
 Wremenschtschik 206. 363.
 Wskakaja Wskatschina (Allerlei), von Katharina II. gegründete Zeitung 334.
 Wselaw von Polozk 49 f.
 Wjewolod, Sohn Jaroslaws, 1078—93 Großfürst 39. 44. 49 f. 52.
 Wjewolod, Bruder und Nachfolger Andreas Bogoljubskis (1175—1212) 59. 67.
 Wjewolod von Trubtschewsk 46.
 Wjewolod, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.
 Wjewolodschki, Bojar 103.
 Württemberg 360, s. auch Sophie Dorothea, Eugen.
 Würzburg, Fürstentum 360.
 Wndubizhnikloster in Kiew 18. 43.
 Wschtschegradski, Finanzminister 416.
 Wshlugin 166.
 Wshocki, polnischer Revolutionär 383.
 Wytsheslaw, Sohn Wladimirs des Heiligen 36.
 Yalu, Schlacht am (1904) 428.
 Ypsilanti, Alexander 372.
 York, Herzog von 349.
 Zajonczech, General 366.
 Zamonski, Jan, polnischer Großer 172.
 Zapolja, Graf Johann 125.
 Zar, Titel des moskauischen Großfürsten seit 1547 140.
 Zarewitsch, Peter 127. 138.
 Zaruzki, Jan 181. 184—87. 190.
 Zboraw, Kapitulation von 210.
 Zensur 381. 389.
 Zensurbehörden 347. 433.
 Zoë (Sophie), byzantinische Prinzessin, Gemahlin Iwans III. 111/12. 114. 118. 119/20.
 Zölle 311.
 Zolkjewski, Stanislaus, polnischer Feldherr 182—86.
 Zorndorf, Schlacht bei (1758) 309. 315.
 Zürich, Schlacht bei (1799) 349.
 Zunftwesen 330.
 Zweibund (Rußland - Frankreich) 406. 418. 426.
 Zweikampf, gerichtlicher 40.

Druckfehlerverzeichnis.

Seite	4	Zeile	3	von oben	lies:	„links“	statt	„rechts“,	„Cwerza“,	statt	„Cwerza“.
„	35	„	9	„	„	„trat“	statt	„traten“.			
„	68	„	13	„	„	„wurden“	statt	„wurde“.			
„	130	„	12	„	„	„Dworjane“	statt	„Bojaren“.			
„	130	„	13	„	„	„Bojarenkinder“	statt	„Bojaren wieder“.			
„	198	„	4	„	„	„Saporoger“	statt	„Saporager“.			
„	198	„	16	„	„	„Vaters“	statt	„Vater“.			
„	284	„	32	„	„	„Schwestern“	statt	„Schwester“.			
„	392	„	32	„	„	„Araktŕŕejew“	statt	„Arkatŕŕejew“.			
„	401	„	23	„	„	„Sŕuŕŕojanet“	statt	„Suŕŕojanet“.			
„	416	„	18	„	„	„Lande“	statt	„Handel“.			
„	429	„	29	„	„	„Aŕjens“	statt	„Aŕjen“.			

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

OCT 29 1932

LD 21-50m-8,32

YC 74581

